



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsche Erde

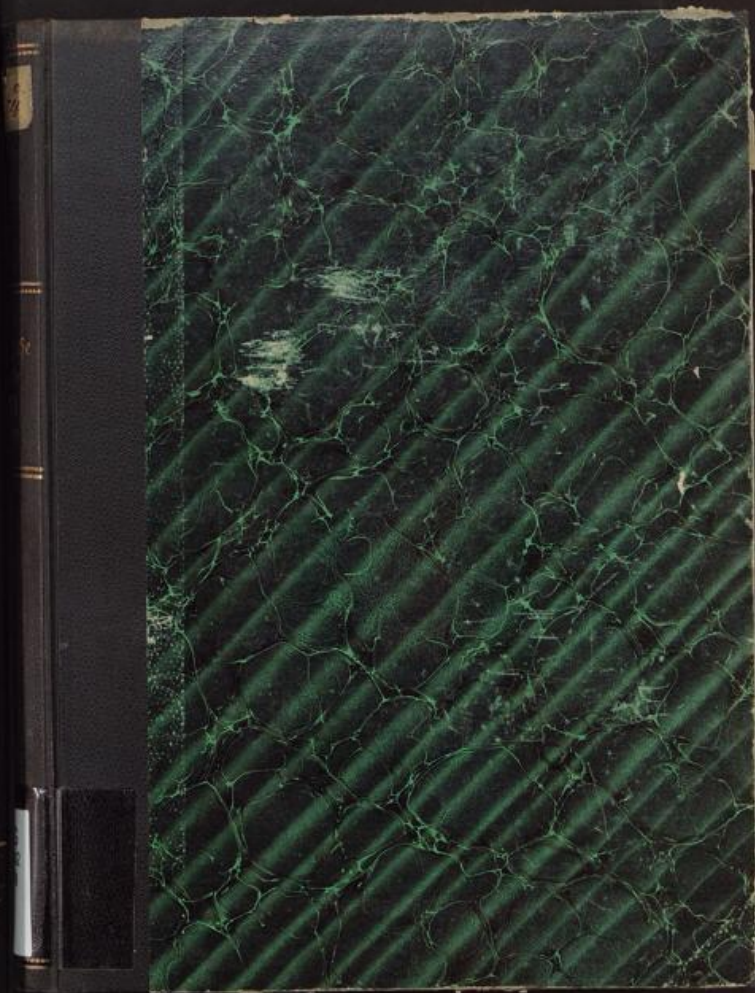
Zeitschrift für Deutschkunde : Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums
allerorten und allerzeiten

1911

Perthes, Bernhard

Gotha, 1911

urn:nbn:de:gbv:46:1-16140



V. 2. c. 3484.

Deutsche Erde

Zeitschrift für Deutschkunde

Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums
allerorten und allerzeiten

Unter Mitwirkung der

Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland
und der Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Ausland

und in Verbindung mit

Albert Bachmann, Zürich, Otto Behaghel, Gießen, Gustav v. Bejeld, Nürnberg, Alois Brandl, Berlin,
Kuno Francke, Cambridge (Mass.), Paul Fredericq, Gent, Julius Goebel, Urbana (Ill.), Siegmund
Günther, München, Friedrich Hahn, Königsberg, Karl Theodor v. Heigel, München, Hermann
v. Jhering, S. Paulo, Raimund Kaindl, Czernowitz, Hendrik Kern, Utrecht, Max Koch, Breslau,
Gustaf Kossinna, Berlin, Gottfried Kurth, Rom, Karl Lamprecht, Leipzig, Marion Eearned, Phila-
delphia, Arnold Euschin v. Ebengreuth, Graz, Georg v. Mayr, München, Eugen Mogk, Leipzig,
Rudolf Much, Wien, Joseph Partsch, Leipzig, Albrecht Penck, Berlin, Johannes Ranke, München,
Dietrich Schäfer, Berlin, Aloys Schulte, Bonn, Ernst Seraphim, Riga, Friedrich Teutsch, Hermann-
stadt, Hermann Wagner, Göttingen

herausgegeben von

Paul Langhans

10. Jahrgang 1911



Gotha: Justus Perthes



Freunde und Mitarbeiter der „Deutschen Erde“.

Christoph Hoffmann II in Jerusalem

† 10. Januar 1911

(s. „Deutsche Erde“ 1911, S. 193).

Oberlehrer a. D. Dr. Günter Saalfeld in Friedenau

† 2. Februar 1911.

Prof. Dr. Wilhelm Götz in München

† 25. März 1911

(s. „Deutsche Erde“ 1911, S. 65).

Dr. Rudolf v. Wittenburg in Grunewald bei Berlin

† 24. Mai 1911

(s. „Deutsche Erde“ 1911, S. 145).

Inhalts-Übersicht.

(D. d. = Deutsch.)

Aufsätze und Mitteilungen.

Allgemeines.

- Noch einmal die Namen der D. Von Dr. Franz Winterstein. 93.
Koloniale Einheitsprache. Von Lehrer A. Walther. 97.
Lebensbild des Generals v. Steuben (mit 1 Abb.). Von Hauptmann a. D. Paul Greeven. 133.
Karl Schirren † (mit 1 Abb.). Von Friedrich v. Keußler. 1.
Wilhelm Rein (mit 1 Abb.). Von Schuldirektor Edm. Scholz. 33.
Was d. heißt. 34.
D. Troß. Von Gustav Freitag. 53.
Wilhelm Göß † (mit 1 Taf.). Von Schultat Dr. Wilhelm Rohmeder. 65.
Marion Deger Kearned (mit 1 Abb.). Von Prof. Dr. Albert J. W. Kern. 66.
Edmund Steinacker (mit 1 Abb.). Von Eug Korodi. 113.
Rudolf v. Wittenburg † (mit 1 Abb.). Von Dr. Max Loesener. 145.
Adam Müller-Guttenbrunn (mit 1 Abb.). Von Dr. Wilh. Groos. 147.
Zum Ursprung der slavischen Bezeichnung „Nemec“ für Deutscher. Von Friedrich v. Keußler. 182.
Christoph Hoffmann II † (mit 1 Abb.). Von Fritz Eorch. 193.

Europa (mehrere Länder und Völker).

- Entwicklung d. Gras- und Getreidenamen und deren Wechselbeziehungen zu welschen. Von Privatdozent Dr. Ernst H. E. Krause. 12, 35.
Hundert Jahre Bevölkerungswachst in Europa (mit 1 Schaubild). Von Leutnant Finke. 54.

Deutsches Reich.

- Besitzfestigung in der Preussischen Ostmark (mit 1 Karte). Von Reg.-Rat Dr. Max Loesener. 3.
Entwicklung d. Gras- und Getreidenamen und deren Wechselbeziehungen zu welschen. Von Privatdozent Dr. Ernst H. E. Krause. 12, 35.
Die polnische Bevölkerung in Rheinland und Westfalen (mit 1 Karte). Von Karl Klosterhalsen. 114.
Die Ansiedlung d. Rückwanderer. Von Willy Röß. 121.
Die letzten polnischen Sprachreste in Pommern. Von Prof. Dr. Alexander Brückner. 21.
Zum Bericht des Ptolemäus über Nordwestdeutschland. Von Prof. Dr. Ludwig Schmidt. 22.
Die Anfänge von Wilhelmsburg bei Hamburg. Von Dir. Dr. Ernst Gehlmann. 22.
Die d. Ortsnamen im nordöstl. Kolonialgebiet. Von Dr. Hans Witte. 23.
Wilhelm Rein (mit 1 Abb.). Von Schuldirektor Edm. Scholz. 33.
Wilhelm Göß † (mit 1 Taf.). Von Schultat Dr. Wilhelm Rohmeder. 65.
Die Tätigkeit der Kgl. Ansiedlungskommission in Westpreußen und Posen. Von Realschuldirektor Prof. Dr. Moritz Gehre. 100.
Die evangelischen Polen in Südpolen und Schlesien. Von Staatsanwalt Richard Baumgarten. 138.
Rudolf v. Wittenburg † (mit 1 Abb.). Von Dr. Max Loesener. 145.
Sprachgrenzen in der nördlichen Rheinprovinz (mit 1 Karte). Von Prof. Dr. Otto Bremer. 211.
Die Zustände in Nordschleswig. Von Christen Gröndahl. 214.
Arbeiten über die welschen Siedlungen der Pfalz. 224.

Österreich.

- Die nationale Bevölkerungsbilanz Böhmens. Von Prof. Dr. Heinrich Rauchberg. 40.
Die D. in Galizien. Von Dr. Hans Pokorny. 199.

- Rückgang des Deutschtums in den Sprachinseln in Westgalizien. 56.
Die Zahl der Tschechen in Wien. Von Dr. Richard v. Pfaundler. 101.
Die Jglauer Sprachinsel nach dem Ergebnis der Volkszählung vom 31. Dezember 1910. Von Dr. Anton Altrichter. 105.
Die nationalen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 im österreichischen Küstenland. Von Dr. Richard v. Pfaundler. 105.
Adam Müller-Guttenbrunn (mit 1 Abb.). Von Dr. Wilh. Groos. 147.
Zur Geschichte des d. Kultureinflusses in Galizien. Von Prof. Dr. Raimund Friedrich Kaindl. 183.
Kolonisationsgeschichte der Jglauer Sprachinsel. Von Prof. Dr. Johannes Semmrich. 214.
Schloß Karlsberg bei Prag. 224.

Ungarn.

- Das Verbreitungsgebiet der d. Sprache in Westungarn (mit 1 Karte). Von Dr. Richard v. Pfaundler. 9.
Das d. Sprachgebiet in Südungarn (mit 2 Karten). Von Dr. Richard v. Pfaundler. 43, 68, 125, 148.
Die Schwabengemeinde Csatađ im Banat. Von Alois Krüsch. 76.
Die Wiedererweckung des Deutschtums in der Tisza. Von einem Tiszer. 130.
Durch die Colnauer Gespanschaft und die Baranya (schwäbische Türkei). Von Dr. Wilhelm Groos. 161.
Das Deutschtum und die anderen Nationalitäten in Ungarn nach den Ergebnissen der Sprachenzählung vom 31. Dezember 1910 (mit 1 Karte). 203.
Die „Sachfengeschichte“ von Georg Daniel und Friedrich Teufel. Von Prof. Robert Gallner. 21.
Schwäbische Siedlungen an der Nordgrenze Ungarns. Vom Herausgeber. 23.
Der Fremdenbesuch in der Tatra und die d. Sprache. 106.
Edmund Steinacker (mit 1 Abb.). Von Eug Korodi. 113.
Zur Kunde d. Sitten in Ungarn. Von Prof. Dr. Raimund Kaindl. 215.

Schweiz.

- D. und Romanen in der Schweiz. Von Realschuldirektor Prof. Dr. Johannes Semmrich. 84.

Italien.

- Zur Geschichte d. Edelfamilien in Italien vor 600 Jahren. Von Dr. Karl Heinrich Schäfer. 46.
D. Ritter und Edelfreie in Italien während des 14. Jahrhunderts. Von Dr. Karl Heinrich Schäfer. 166.

Belgien und Niederlande.

- D. Zeitungen und Zeitschriften in Belgien und Niederland. 216.

Nordische Reiche.

- Mittelalterliches Deutschtum in den nordischen Reichen. Von Dr. A. Kerl. 195.

Rußland.

- Über d. Bauern in Rußland. Von Dozent Adolf Lane. 50, 91.
Karl Schirren † (mit 1 Abb.). Von Friedrich v. Keußler. 1.
Die Balten als Völkerränder der russischen Tiefebene. Von Dr. E. E. Geyer. 2.

- Die Pastoren der evangelisch-lutherischen Kirche in Südrussland von 1789 bis 1910. Von Dozent Adolf Kane. 102.
Die d. Vereine in den Ostseeprovinzen. Von Friedr. v. Kneffler. 141.
Die d. Kirchenschulen in Petersburg. Von Friedrich v. Kneffler. 212.

Rumänien.

- Die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien. Von Reg.-Rat Dr. Karl Reiffenberger. 103.

Balkanhalbinsel.

- D.-islamitische Renegaten. Von Erich O. Moeller. 16.
Die D. in Bosnien. Von Dr. Hans Pokorny. 81.

Asien.

- D. Ansiedler in Turkestan. Von Dr. C. E. Geyer. 142.
Christoph Hoffmann II † (mit 1 Abb.). Von Fritz Lorch. 193.
Mado in Germany. Von Prof. Dr. Richard Andree. 216.

Afrika.

- D. Ansprüche an Marokko (mit 1 Karte). 94.
Die d. St. Martini-Schule in Kapstadt. Von Moritz Schanz. 106.

Nordamerika.

- Lebensbild des Generals v. Steuben (mit 1 Abb.). Von Hauptmann a. D. Paul Greeven. 153.
Die D. in der amerikanischen Geschichtsschreibung. Von Prof. Dr. Julius Goebel. 176.
Die Anfänge der d. Arbeiterbewegung in Amerika. Von Dr. Albrecht Wirth. 24.
Pennsylvanisch-Deutsch oder German? Von Prof. Dr. Rud. Blume. 57.
Marion Dexter Kearney (mit 1 Abb.). Von Prof. Dr. Albert J. W. Kern. 66.
Das d. Städtchen Sauk City in Wisconsin. Von Dr. W. A. Fritsch. 106.
Des d. Volkes verlorene Söhne als Angelsachsen. Von Dr. Friedrich Grosse. 140.

Südamerika.

- Die märkischen Kolonien in der Frontera in Chile. Von Paul M. G. Ende. 208.
Ermittlung des Deutschtums in Paraguay. Vom Herausgeber. 24.
Das d. Siedlungsweisen in Südbraasilien. 55.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

a) Nach Stichwörtern in geographischer Anordnung.

Allgemeines.

- Allgemeines. Märkische Missionare in Heidenlanden. 25.
— Germanen und Griechen. 58.
— Die Entwicklung der d. Kultur im Spiegel des d. Lehnwortes. III. 107.
— Der Anteil des Niederl. am Lehnwortschatz der westslawischen Sprachen. 107.
— Zu den ältesten slawisch-feldischen Beziehungen. 182.
— Überseefische Handelsunternehmungen oldenburgischer Grafen im 16. Jahrhundert. 185.
— Nationale Erdkunde. 2. Aufl. 185.
— Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1912. 224.
Deutsche Vor- und frühzeitl. Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. II. Abt., 1. u. 2. Teil. 57.

Deutsches Reich.

- Deutschland. Das Anwachsen der d. Städte in der Zeit der mittelalterlichen Kolonialbewegung. 25.
— Die schöne d. Stadt. Mitteldeutschland. 190.
— D. Dialektgeographie. Heft 1. 211.
Nordostdeutschland. Die d. Ortsnamen im nordöstl. Kolonialgebiet. 23.
Nordalbingen. Ausbreitung und Ende der Slawen zwischen Niederelbe und Oder. 107.
Westpreußen. Über die Herkunft der Masuren. 109.
Westpreußen. Von einem unbekannten Volke in Deutschland. 108.
Preussische Ostmarken. Die Kampforganisationen Neu-Polens. 25.
— Deutschtum und Polentum in politisch-konfessioneller Bedeutung. 58.
— Untere mittelalterliche Ostmarkenpolitik. 59.
— Denkschrift für das Jahr 1910 über die Ausführung des Gesetzes betr. die Beförderung d. Ansiedlungen in den Provinzen Westpreußen und Posen. 100.
— 25 Jahre Ansiedlung. 143.
— Polnisch-d. Ortsverzeichnis für Posen, Westpreußen usw. 185.
Brandenburg. Beiträge zur Siedlungsfunde der Sauche und des Ruche-Nieplitz-Gebiets. 58.
— Landesfunde der Provinz ~, Bd. II. 108.
Pommern. Slowinzische Lerte. 21.
— Der Kreis Pyritz als d. Kolonialland. 25.
— Die Halbinsel Mönchgut und ihre Bewohner. 59.
— Die Kolonisationsstätigkeit des Prinzen Moritz von Anhalt-Deffau in ~. 195.
Schlesien. Das schlesische Landschaftsbild in slawischer Zeit. 26.
— Eine vergessene d. Sprachinsel im polnischen Oberschlesien. 185.
Schleswig. Die preussischen Dänen. 143.
— Die Zustände in Nordschleswig. 214.
— Kulturarbeit in Nordschleswig. 214.
Holstein. Beiträge zur Geschichte der Elbinseln vor Hamburg. 23.
Rheinland. Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie. 211.
Pfalz. The ancestral home of the Pennsylvania-Germans. 189.
— Pfälzische Bibliographie. 224.
Bayern. Die d. Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Alpen-, Foch- und Samengebiets. 26.

Österreich-Ungarn.

- Böhmen. Jahrbuch der d. Jugendfürsorge in ~ 1908. 186.
— Hochzeitsgebräuche und -gespräche der d. Sprachinsel Stecken-Jagau. 186.
— Kolonisationsgeschichte der Jglauer Sprachinsel. 214.
— D. Gemeinden bei Laus. 217.
Mähren. Beiträge zur mährischen Siedlungsgeschichte. 187.

- Mähren. Kolonisationsgeschichte der Jglauer Sprachinsel. 214.
Niederösterreich. Der gewerbliche Nachwuchs Wiens in nationaler Hinsicht. 187.
Tirol. Die d. Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Alpen-, Foch- und Samengebiets. 26.
— Die Stubai Ortsnamen als Zeugnis für die Siedlung. 26.
— Die d. Seelsorgen in den italienischen Dekanaten und Landesstellen der Diözese Trient. 59.
— Es gibt kein „Trentino“. 60.
— Die ehemalige Ausdehnung des Deutschtums in den italienischsprachigen Bezirken Tirols. 188.
— D. Einflüsse im Grödenal. 217.
Südtirol. Der Einfluss der d. Reformation auf die Slowenen. 217.
Steiermark. Vier Jahrhunderte d. Kulturlebens in ~. 187.
— Zwangsweise Ansiedlung protestantischer Protestanten in Siebenbürgen. 217.
Bukowina. D. Kalender für die ~ 1912. 218.
Kärnten. D. und windische Ortsnamen in ~. 27.
Gallizien. D. Kachelsöfen in Westgallizien. 27.
— Geschichte der D. in den Karpathenländern. III. 199.
— Beiträge zur Geschichte des d. Rechts in ~, III—VIII. 218.
— Funde d. Mähnen in ~. 218.
Ungarn. Vom Deutschtum in ~. 27.
— D. ungarische Korrespondenz. 203.
Siebenbürgen. Geschichte der Siebenbürger Sachsen. 21.
— Hermann von Salza und die Besiedlung des Burzenlandes. 27.
— Zwangsweise Ansiedlung protestantischer Protestanten in ~. 217.

Übriges Europa.

- Schweiz. Das Schweizerhaus. V. u. VI. Abschnitt. 110.
— Die d. Sprachinsel Bosco im Tessin. 219.
Italien. La casa villoroccia di Sauris. 29.
— La casa villoroccia di Timau. 29.
— Die d. evangelische Gemeinde in Venedig. 110.
— D. Ritter und Edelfreunde in ~ während des 14. Jahrhunderts, I u. II. 166, 188.
— Eine Wappenkunde d. Ritter in ~. 188.
Belgien. Handel und Verkehr der d. Hanse in Flandern während des 14. Jahrhunderts. 219.
Niederlande. Der d. Kaufmann in den ~n. 219.
Rußland. Das Deutschtum in ~. 110.
— 200jähriges Jubiläum der St. Petri-Gemeinde. 111.
— Die evangelisch-lutherischen Gemeinden in ~, I. 220.
Ostseeprovinzen. Bischof Carl Christian Ulmann. 27.
— Livländische Geschichtsliteratur 1907. 28.
— Mitteilungen aus der livländischen Geschichte XX, Heft 3. 28.
— Baltische Landesfunde. 60.
— Die Däna von der Ogermündung bis Riga und der Badeort Badohn. 61.
— Führer durch das Haus der Kompanie der Schwarzen Häupter zu Riga. 61.
— Aus baltischer Geistesarbeit. 2 Bände. 111.
— Kalender der D. Vereine in Liv-, Est- und Kurland. 141.
— Sitzungsberichte der Altertumsforschenden Gesellschaft zu Pernau. Bd. VI. 189.
— Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der ~ Rußlands 1907, 1908 und 1909. 220.
— Die alte [d.] Domschule und das daraus hervorgegangene Stadtgymnasium zu Riga. 221.
— D. Bauten in Riga. 222.
— Die man in Riga spricht. 222.
— Die Balten als Kulturmoment. 223.
— Die d. Rigaer Presse und die „Däna-Zeitung“. 225.
Rumänien. Die Kulturarbeit des Deutschtums in ~. 103.

Asien.

- Palästina. Die d. Siedlungen in ~. 61.
 Kaukasus. Helenendorf, eine d. Kolonie im ~. 50.
 Persien. D. Kulturarbeit in ~. 112.
 Turkestan. Die Wirtschaft der D. in ~. 142.

Afrika.

- Nordafrika. Die vermeintlich germanische (wandalische) Abstammung einer überaus zahlreichen nordafrikanischen Bevölkerung. 189.
 Marokko. Westmarokko d. 94.

Nordamerika.

- Vereinigte Staaten. Die Anfänge der d. Arbeiterbewegung in Amerika. 24.
 —. Pennsylvania Dutch or German? 57.
 —. Pennsylvania German Plant Names. 62.
 —. The Pennsylvania-German in the Revolutionary War 1775 to 1783. 62.
 —. The ancestral home of the Pennsylvania-Germans. 189.
 —. Zur Beurteilung der D. im politischen Leben der ~. 189.

Südamerika.

- Südamerika. Die d. Interessen in Argentinien, Chile, Bolivien und Peru. 190.
 Südbrasilien. Das Itahaby-Tal. 112.
 Chile. D. Arbeit in ~. 208.

b) Nach den zugrunde liegenden Werken in
ablicher Folge der Verfasser.

- Aldinger, Das Itahaby-Tal. 112.
 Altshöfer, Deutschtum und Polentum in politisch-konfessioneller Bedeutung. 58.
 Altrichter, Kolonisationsgeschichte der Jägerau Sprachinsel. 214.
 Argentinien. Die d. Interessen in ~. Chile, Bolivien und Peru. 190.
 Ag, Die d. Seelsorgen in den italienischen Defanaten und Landes- teilen der Diözese Trient. 59.
 Bahr, Handel und Verkehr der d. Hanse in Island während des 14. Jahrhunderts. 219.
 Baltische Geistesarbeit, Aus ~. 2 Bände. 111.
 Baragiola, La casa villoroccia di Sauris. 29.
 —. La casa villoroccia di Timau. 29.
 Bähler, Das Deutschtum in Rußland. 110.
 Böhmen. Jahrbuch der d. Jugendfürsorge in ~ 1908. 186.
 Bolivien. Die d. Interessen in Argentinien, Chile, ~ und Peru. 190.
 Borchling, Der Anteil des Niederd. am Lehnwörterreichtum der west- slawischen Sprachen. 107.
 Braunschweig, Vom Deutschtum in Ungarn. 27.
 Broeske, Die preussischen Dänen. 145.
 Brugger, Die d. Siedlungen in Palästina. 61.
 Bukovina. D. Kalender für die ~ für 1912. 218.
 Chile. D. Arbeit in ~. 208.
 —. Die d. Interessen in Argentinien, ~, Bolivien und Peru. 190.
 Chmiele, Kallie őrőndi wiceno znaniezo w Oswięcimiu. 27.
 Claß, Westmarokko d. 94.
 Curdman, Die d. Ortsnamen im nordöstl. Kolonialgebiet. 25.
 Diller, Pennsylvania Dutch or German. 57.
 Döhning, Über die Herkunft der Masuren. 109.
 Eckardt, Wie man in Riga spricht. 3. Aufl. 222.
 Feuerstein, Lituanische Geschichtsliteratur 1907. 28.
 Fischer, Die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien. 105.
 Friedel u. Mielle, Landesfunde der Provinz Brandenburg, Bd. II. 108.
 Gareis, Märkische Missionare in Heidenlanden. 25.
 Gelsborn, Die d. evangelische Gemeinde in Venedig. 110.
 Görres, Die vermeintlich germanische (wandalische) Abstammung einer überaus zahlreichen nordafrikanischen Bevölkerung. 189.
 Grote-Eckhoff, Fritz v., Beiträge zur Geschichte der Elbinseln vor Hamburg. 25.
 Grothe, Wanderungen in Persien. 112.
 Gumowski, Wykopalsko monot z XI wieku w okolicy Krakowa. 218.
 Gumowski, Die Wirtschaft der D. in Turkestan. 142.
 Gusinde, Eine vergessene d. Sprachinsel im polnischen Oberschlesien. 185.
 Haas u. Worm, Die Halbinsel Mönchgut und ihre Bewohner. 59.
 Häberle, Pfälzische Bibliographie, 3 Teile. 224.
 Häpfe, Der d. Kaufmann in den Niederlanden. 219.
 Hauptmann, Nationale Erdkunde. 2. Aufl. 185.
 Hegemann, Zu Primus Trubers 400-jährigem Geburtstag. 217.
 Heller, Jahrbuch der d. Jugendfürsorge in Böhmen. 1908. 186.
 Hesse, Die Kolonisationstätigkeit des Prinzen Moritz von Anhalt- Dessau in Pommern. 185.
 Hillner, Bischof Carl Christian Ulmann. 27.
 Hintner, Die Stüber Personen- und Güternamen nach dem Stande vom Jahre 1775. 26.
 Hunzler, Das Schweizerhaus, V. u. VI. Abschnitt. 110.
 Jung, Beiträge zur Siedlungsfunde der Jauche und des Ruther- Niepitz-Gebiets. 58.
 Kaindl, Beiträge zur Geschichte des d. Rechts in Galizien, III—VIII. 218.
 Kaindl, Geschichte der D. in den Karpathenländern, III. 199.
 Kern, Zur Beurteilung der D. im politischen Leben der Vereinigten Staaten. 189.
 Keyserling, Graf, Germanische und romanische Kultur. 225.
 —. Vom Interesse der Geschichte. 225.
 King, Pennsylvania German Plant Names. 62.
 Koerner, Polnisch-d. Ortsverzeichnis für Posen, Westpreußen usw. 185.
 Kohl, Überseelische Handelsunternehmungen oldenburgischer Grafen im 16. Jahrhundert. 185.
 Krisk, D. ungarische Korrespondenz. 205.
 Kübler, Die d. Berg-, Fluß- und Ortsnamen des alpinen Ober-, Ecker- und Sannengebiets. 26.
 Kul, Es gibt kein Trentino. 60.
 Kuppfer, Baltische Landesfunde. 60.
 Kanger, Hochzeitsgebräuche und -gespräche der d. Sprachinsel Steden- Tglau. 186.
 Lederer, Maximilian Freiherr v. Lamingen und die Choden. 217.
 Lemke, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Siedtin. Heft 7: Kreis Pyritz. 25.
 Lio, Est- und Kurland, Kalender der D. Vereine in ~. 141.
 Lituanische Geschichte, Bilder aus der ~, Bd. XX, Heft 3. 28.
 Löwis von Menar, v., Die Däna von der Ogermündung bis Riga und der Badeort Baldohn. 61.
 Lorenz, Slowinische Texte. 21.
 Lorenzen, Kulturarbeit in Nordschleswig. 214.
 Mettig, Führer durch das Haus der Kompagnie der Schwarzen Häupter zu Riga. 61.
 —. Illustrierter Führer durch Riga mit Umgebung und Rund. 8. Aufl. 222.
 Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1912. 224.
 Mielle, Landesfunde der Provinz Brandenburg, Bd. II. 108.
 Minde-Pouet, 25 Jahre Ansiedlung. 145.
 Moroder-Eusenberg, Markt St. Ulrich im Grödenal. 217.
 Ober, Hermann von Salza und die Besiedlung des Burgenlandes. 27.
 Ohnesorge, Ausbreitung und Ende der Slawen zwischen Niederelbe und Oder. 107.
 Ostseeprovinzen. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der ~ Rußlands 1907, 1908 und 1909. 220.
 Pernau. Sitzungsberichte der Altertumsforschenden Gesellschaft zu ~, Bd. VI. 189.
 Peru. Die d. Interessen in Argentinien, Chile, Bolivien und ~. 190.
 Petersdorff, Germanen und Griechen. 58.
 Posen. Denkschrift für das Jahr 1910 über die Ausführung des Gesetzes betr. die Beförderung d. Ansiedlungen in den Provinzen Westpreußen und ~. 100.
 Pfäfel, Das Anwachsen der d. Städte in der Zeit der mittelalter- lichen Kolonialbewegung. 25.
 Ramisch, Studien zur niederdeutschen Dialektographie. 211.
 Ralschen, The ancestral home of the Pennsylvania-Germans. 189.
 Reiffenberger, Beiträge zur Geschichte des Protestantismus auf dem oberen Murboden. 217.
 Rhamm, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Alter- tumskunde, II. Abt., 1. u. 2. Teil. 57.
 Richards, The Pennsylvania-German in the Revolutionary War 1775—83. 62.
 Rohmeyer, Die ehemalige Ausdehnung des Deutschtums in den ita- lienischsprachigen Bezirken Tirols. 188.
 Rußland. Die evangelisch-lutherischen Gemeinden in ~, I. 220.
 St. Petri-Gemeinde, 200-jähriges Jubiläum der ~ in Petersburg. 111.
 Schachmatow, Zu den ältesten slawisch-feldischen Beziehungen. 182.
 Schäfer, D. Ritter und Edelfreie in Italien während des 14. Jahr- hundert, I u. II. 166, 188.
 —. Eine Wappentafel d. Ritter in Italien. 188.
 Schach u. Ag, Die d. Seelsorgen in den italienischen Defanaten und Landesteilen der Diözese Trient. 59.
 Schneegg, Die Ortsnamen des Gerichtsbezirks Ferlach. 27.
 Schlosfar, Vier Jahrhunderte d. Kulturlebens in Steiermark. 187.
 Schlüter, Die Anfänge der d. Arbeiterbewegung in Amerika. 24.
 Schmid, Spaziergänge im Teffin. 219.
 Schwab, Beiträge zur mährischen Siedlungsgeschichte. 187.
 Schweder, Die alte [d.] Domschule und das daraus hervorgegangene Stadtymnasium zu Riga. 221.
 Schweinitz, Graf v., Helenendorf, eine d. Kolonie im Kaukasus. 50.
 Seibert, Unsere mittelalterliche Ohmarmenpolitik. 59.
 Seefried-Gulgowski, Von einem unbekannten Volke in Deutschland. 108.
 Selter, Die Entwicklung der d. Kultur im Spiegel des d. Lehn- wortes, III. Teil, 1. Abschnitt. 107.
 Seraphim, Aus der Arbeit eines baltischen Journalisten (1892 bis 1910). 225.
 Spatz, Die Kampforganisationen Neu-Polens. 25.
 Teufsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen, Bd. III. 21.
 Tiedje, Die Zuhände in Nordschleswig. 214.
 Treblin, Das schlesische Landschaftsbild in slawischer Zeit. 26.
 Westpreußen. Denkschrift für das Jahr 1910 über die Ausführung des Gesetzes betr. die Beförderung d. Ansiedlungen in den Pro- vinzen ~ und Posen. 100.
 Wien. Der gewerbliche Nachwuchs ~ in nationaler Hinsicht. 187.
 Wolf, Die schöne d. Stadt. Mitteldeutschland. 190.
 Worm, Die Halbinsel Mönchgut und ihre Bewohner. 59.
 Wrede, D. Dialektographie, Heft 1. 211.

Deutschkunde im schöngeistigen Schrifttum.

Von Karl Bienenstein, Dr. Wilhelm Rohmeder, Prof. Dr. Franz Lehner, Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Groos.

Wendland. Die alte Krone. 65.	Erl. Auf der Wegwacht. 207.
Österreich. Die Östmark im Spiegel d. Dichtungen. 51.	Hanser, 1848. 65.
— Auf der Wegwacht. 207.	Keller, Die alte Krone. 65.
Ungarn. Schwaben im Osten. 65.	Müller-Gutenbrunn, Schwaben im Osten. 65.
— 1848. 65.	Oborn, Die Siebenbürger. 51.
Siebenbürgen. Die Siebenbürger. 51.	Ricel, Die Östmark im Spiegel d. Dichtungen. 51.

Neuerforschungen auf deutschkundlichem Gebiet.

Allgemeines. 32, 64, 144, 191.	Niederland und Belgien. 144.	Vereinigte Staaten von Amerika. 52, 192.
Nördliches Europa. 191.	Frankreich. 144, 192.	Mittelamerika. 192.
Deutsche Vor- und Frühzeit. 144.	Russisches Reich. 52.	Mexiko. 192.
Norddeutschland. 191.	Östprovinzen. 144.	Westindien. 192.
Preussische Ostmarken. 52, 191.	Italien. 192.	Argentinien. 192.
Süddeutschland. 191.	Pyrenäenhalbinsel. 144.	Brasilien. 192.
Österreich. 144, 191.	Athen. 192.	Chile. 192.
Ungarn. 64, 191.	Afrika. 144.	Uruguay. 192.
Siebenbürgen. 64, 191.	Amerika. 192.	

Karten und Pläne.

(Soweit nicht anders vermerkt, vom Herausgeber.)

Europa.	Tafel	Ungarn.	Tafel
Der Bevölkerungszuwachs der germanischen und romanischen Nationen Europas 1810—1909	7	Das Verbreitungsgebiet der d. Sprache in Südungarn. Entworfen von Dr. Richard v. Pfaundler. Blatt I: Gespanschaft Tolnau	6
Deutsches Reich.		Begleitworte S. 45, 68.	
Die Provinzen Posen und Westpreußen unter besonderer Berücksichtigung der Ansiedlungsgüter und Ansiedlungen, Staatsdomänen und Staatsforsten	1	Blatt II: Gespanschaft Baranya	21
Begleitworte S. 5.		Begleitworte S. 148.	
Die Polen im niederrheinisch-westfälischen Industriebezirk 1905. 1:200 000. Gezeichnet von Karl Klosterhagen	16	Das Deutschtum in Ungarn am 31. Dezember 1910	25
Begleitworte S. 114.		Begleitworte S. 205.	
Zunahme und Abnahme der D. und Dänen in den schleswischen Kreisen 1890—1900 und 1900—1905. Nach Prof. Dr. Max Broeffles Darstellung	20	Rußland.	
Sprachgrenzen in der nördlichen Rheinprovinz. 1:200 000. Entworfen von Prof. Dr. O. Bremer	26	Versuch einer Wiederherstellung des Planes der Neuen Stadt Pernau in Livland um 1550. Nach Angaben von P. Schneider u. E. v. Wolffeldt	24
Begleitworte S. 211.		Afrika.	
		D. Ansprüche an Marokko. 1:4 Mill.	11
		Begleitworte S. 94.	

Bildbeilagen.

Allgemeines.	Tafel	Italien.	Tafel
Wilhelm Götz †	15	Aus den d. Sprachinseln in Friaul:	
Das am 2. September in Potsdam enthüllte Denkmal des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm v. Steuben	19	1. Aus Udine (Sappada): Haus in Oberbladen; Doppelhaus im Weller Oberwege; Doppelhaus im Weller Kattern; Häusergruppe im Weller Eide oder Ede	3
Deutsches Reich.		Zweifamilienhaus im Weller Busche (Pudha); Stall im Weller Mühlbach; Haus im Weller Prun; Mehrfamilienhaus im Weller Hoffer	9
Aus den d. Ansiedlerdörfern in Posen: 1. Ansiedlerdorf Jano, Kr. Schubin; 2. Ansiedlerdorf Gwieschön, Kr. Gnesen; Ansiedlergehöft in Chabowo, Kr. Gnesen	2	2. Aus Tischelwang (Tinau): Häusergruppe in Tischelwang; Tischelwang unterhalb des Kreuzbergs; Gasse in Tischelwang; Häusergruppe in Tischelwang	10
Einflaßige Schule in Kreuzwehr, Kr. Meieritz; Pfarrhaus in Patoswalde (früher Patoslaw), Kr. Rawitsch	17	3. Aus der Jahre (Sauris): Die Unter-Jahre oder Dorf (Sauris di sotto); Haus, Stall und Henschuppen in der Meina; Gasse in der Unteren Jahre	12
25 Arbeiter-Rentenstellen bei der Kreisstadt Jnin; Kornhaus, Dampfbäckerei und Molkerei in der Stadt Janowitz (Kreis Jnin)	18	Der Fondaco del Tedeschi am Rialto in Venedig	14
Auf dem Wall in Soest; Plan von Soest	22	Asten.	
Hafenplatz mit Rathaus in Karlsruhen an der Weser	23	Aus der schwäbischen Kolonie Helenendorf in Transkaukasien:	
Österreich.		1. Helenendorfer Bürgerwehr im Jahre 1906	4
Die Erbauer der Hofeigenschule in Mariabühl; Die d. katholische Hofeigenschule in Mariabühl bei Kolomea (Galizien)	8	2. Pfarrhaus in Helenendorf; Schule in Helenendorf; Krankenhaus am Marktplatz	5
		Die D. Schule in Teheran (Persien): 1. Das Gebäude; 2. Ein Klassenzimmer	15

Abbildungen.

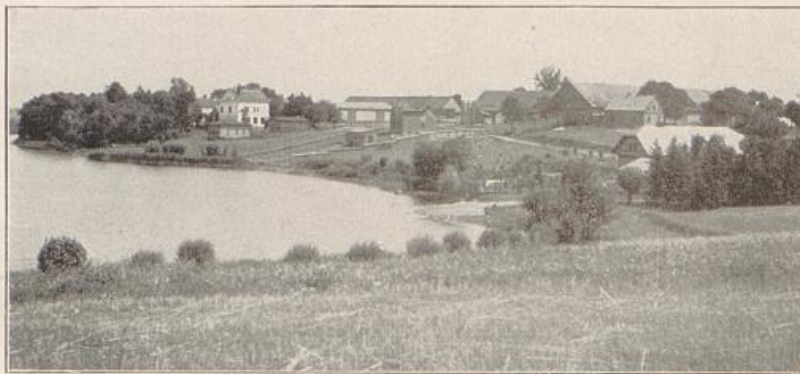
Allgemeines.	Seite	Österreich.	Seite
Karl Schirren †	1	Schloß Karlstein bei Prag	224
Wilhelm Rein	35	Italien.	
Marion Dertter Learned	66	Häuschen (Hüttchen) in der Ober-Jahre	29
Edmund Steinacker	115	Häuschen im Weller Saleiter (Tischelwang)	30
General v. Steuben	153	Widmungstafel über dem Hauptportal des Fondaco del Tedeschi	110
Rudolf v. Wittenburg †	145	Afrika.	
Adam Müller-Gutenbrunn	147	Agadir und Umgebung	95
Christoph Hoffmann II †	195	Tiefenverhältnisse der Bucht von Agadir	96
Deutsches Reich.			
Plan von Karlsruhe (Schlesien)	190		

Aus den deutschen Ansiedlerdörfern in Posen

Nach Photographien der Kgl. Ansiedlungs-Kommission



1. Ansiedlerdorf Jwno, Kr. Schubin. Reihendorf



2. Ansiedlerdorf Owieschön, Kr. Gnesen. Dorf kern mit Schule, Gasthof, Restgut und den aufgeteilten großen Wirtschaftsgebäuden



3. Ansiedlergehöft in Charbowo, Kr. Gnesen

Aus: H. Schütze,
Landeskunde von Posen

Breslau,
Ferdinand Hirt

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Karl Schirren †.

Ein treuer und wahrer Balte, der um seiner heißen Heimatliebe willen vor mehr denn vier Dezennien Amt und Vaterland verlassen mußte, ein durch seltene Geistes- und Charaktergaben ausgezeichnete Mann, der allein schon um seiner geschlossenen, wuchtigen Persönlichkeit willen einen ganz außerordentlichen Einfluß auf seine Mitwelt ausgeübt hat, ein unerschrockener Kämpfer von Gottes Gnaden für Recht und Wahrheit ist am 11. Dezember v. J. im 85. Lebensjahre aus dem Leben geschieden: der Kieler Professor Dr. Karl Schirren.



Abb. 1.

Schirren

Der besonders um sein Heimatland hochverdiente hervorragende Forscher, Publizist und Patriot war am 8. (20.) Februar 1826 in Riga als Sohn eines Predigers geboren und studierte in den Jahren 1844—48 in Dorpat Geschichte. Seit 1849 leitete er in Riga eine von ihm gegründete Privatschule und siedelte 1856 nach Dorpat über, wo er zuerst zum Magister und 1858 zum Doktor der Geschichte promoviert wurde. Anfangs Oberlehrer am Gymnasium und Dozent an der Universität, wurde er 1858 Professor für Geographie und Statistik und 1865 Professor der Geschichte Rußlands und hat als solcher bis zu seiner im Mai 1869 erfolgten Entlassung gewirkt, worauf er in Deutschland sich mehrere Jahre mit archivalischen Studien befaßte. Im Jahre 1874 wurde er Professor für mittlere und neue Geschichte in Kiel und hat dort seinerzeit auch das Rektorat bekleidet; seit 1872 war er auch Mitglied des gelehrten Ausschusses am Germanischen Museum zu Nürnberg.

Einen hochangesehenen Namen hat Karl Schirren sich zunächst als geistvoller Historiker gemacht. Als er noch in Riga und erst recht als er in Dorpat wirkte, hat er eine Reihe von livländischen Geschichtsquellen, wertvollen geschichtlichen Abhandlungen und glänzenden Darstellungen veröffentlicht. Naturgemäß trat für ihn nach Übernahme der Professur in Kiel die Beschäftigung mit der baltischen Geschichte in den Hintergrund, aber auch in dieser Stellung hat er eine lange Reihe von Bänden livländischer Urkunden herausgegeben und namentlich für die Geschichte des Nordischen Krieges und die der ihm vorausgegangenen schwedischen Güterreduktion umfassende Archivalien gesammelt, welche nimmehr in den Besitz der livländischen Ritterschaft übergehen werden. — Nachhaltig und gewaltig hat Schirren ferner als akademischer Lehrer in Dorpat gewirkt, hier nicht nur auf seine speziellen Schüler, die Historiker, sondern auch auf die anderen Studierenden, seine Kollegen, die Professoren, und auf andere Personen, welche zum Universitätsstudium in keinerlei direkten Beziehungen standen; oft genügten da nicht mehr die gewöhnlichen Hörsäle, ja kaum die große Aula, um alle Zuhörer zu fassen! Und mehr noch denn durch die packende mündliche Rede hat er als Publizist bedeutet, als welcher er, wie kein anderer in den baltischen Landen, alle vor ihm und nach ihm überragt hat durch Überzeugungskraft und Schlagfertigkeit und als ein Meister des Ausdrucks im Kampfe gegen die teils slowophilen, teils nationalrussischen Führer, wie Samarin und Katkow, welche die Vernichtung alles Nichtrussischen

im russischen Reiche auch mit den unlautersten Mitteln anstreben. Schon als Redaktör des von ihm im Jahre 1863 begründeten „Dorpater Tageblatts“ erregte Schirren Bewunderung und Staunen, und ganz einzigartig ist der Erfolg seiner „Eivländischen Antwort an Herrn Juri Ssamarin“ gewesen, derentwegen er als Staatsverbrecher aus dem Lehrkörper der baltischen Landesuniversität ausscheiden und über die Grenze flüchten mußte. Gerichtet war sie gegen Ssamarins „Grenzmarken“ (später ins Deutsche übersetzt, „eingeleitet und kommentiert“ von Julius Eckardt unter dem Titel „Juri Ssamarins Anklage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands“, Leipzig 1869, F. A. Brockhaus), und hier vereinigte sich beides, die Wucht der Überzeugung und die Wucht des Ausdrucks, zu einer so durchschlagenden Wirkung, daß sie u. a. den hochangesehenen Oberpastor Chr. Aug. Vertholz in Riga zur begeisterten Äußerung hingerissen hat, seit Luthers Tagen sei eine solche Schrift nicht zu lesen gewesen! Mag nun auch Schirrens „Eivländische Antwort“ das Verhängnis, welches über den Ostseeprovinzen gewaltet hat, nicht abgewandt haben, sie war doch ein mannhafter Protest gegen Verleumdung und Vergewaltigung und hat in hohem Grade dazu beigetragen, daß der Kampf gegen sie mit ehrlichen Mitteln nicht nachgelassen hat und der Glaube an den hehren Wert der geschichtlich begründeten Eigenart in Sprache, Kultur und evangelischem Bekenntnis den deutschen Balten geblieben ist!

Aber der baltische Patriot, der hierin der Lehrmeister seiner Heimatgenossen gewesen ist, ist Karl Schirren auch im Exil geblieben. Denn alles, was sie seitdem, namentlich in den achtziger und neunziger Jahren, erduldet haben, hat er im Geiste miterlebt, und es ist in dieser schweren Zeit, wie er gelegentlich erzählt hat, kein Tag vergangen, an dem er nicht seines Heimatlandes gedacht hat. Seit dem Mai 1869 hat er die Ostseeprovinzen nicht wiedergesehen, und doch verbunden ihn mit letzteren außer diesem treuen Gedenken seinerseits und mancherlei persönlichen Beziehungen der Dank und die Pietät aller derjenigen in Mit- und Nachwelt, deren Denken und Empfinden er so nachhaltig beeinflusst hat. Das zeigte sich in wahrhaft erhebender Weise, als Schirren vor vier Jahren seinen 80. Geburtstag beging. Da gedachte seiner die ganze deutsche baltische Presse, alle die baltischen historisch-literarischen Gesellschaften, die ihn zu ihren Ehrenmitgliedern zählten, auch die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg, zu deren korrespondierenden Mitgliedern er seit lange gehört hatte, nicht minder die aktiven und inaktiven Mitglieder einiger Dorpater Studentenkorporationen, endlich so manche Genossenschaft und so mancher Mann, die damals in der Öffentlichkeit nicht genannt worden sind. Dem Verewigten ist alles das, wie er es in seinem Antwortschreiben bezeugt hat, eine hohe Herzensfreude gewesen!

Bis in die letzten Jahre seines hohen Alters hat Karl Schirren die geistige Frische und Regsamkeit sich bewahrt. Zuletzt freilich ist er von einem schweren körperlichen Leiden heimgesucht worden, das er ohne Klage, wie es in der Todesanzeige der Angehörigen ausdrücklich heißt, „charaktervoll getragen“ hat. Auch das ist für ihn bezeichnend. Denn er war in vollem Sinne ein Charakter, ein Mann wie aus einem Gusse! Wollte das Beispiel, das er als ganzer Mann und Mensch gegeben, noch für Generationen fortwirken!

Friedrich v. Keußler in Petersburg.

Die Balten als Völkerdünger der russischen Tiefebene. Es dürfte wohl nicht allgemein bekannt sein, daß das in Büchmann und Lödendorf fehlende, leider so oft auf die Deutschen mit gewissem historischen Recht bezogene Schlagwort „Kulturdünger“ von dem Fragmentisten Fallmerayer geprägt worden ist, der es auf die Neuheellenen anwandte und sich damit ihren lebendigen Haß bis auf den heutigen Tag zuzog. — Als der Chefredaktör der deutschen St. Petersburger Zeitung, Dr. Friedr. Meyer von Waldeck (später Professor ehrenhalber in Heidelberg), einmal Bismarck be-

suchte und die Rede auch auf die baltische Frage kam, soll Bismarck, wie Meyer in seinen Erinnerungen berichtet, gesagt haben, daß es die Bestimmung der Balten wäre, Guano für die russische Tiefebene zu werden. Die Balten haben sich im Laufe der Jahrhunderte als Stamm gegen dieses Los gewehrt und tun es heute noch, mögen allerdings Teile von ihnen das von Bismarck gekennzeichnete Schicksal erlitten haben. Ich glaube bestimmt, daß Bismarck an Stelle des Wortes Guano das feinere Schlagwort Kulturdünger gebraucht haben wird.

Wirkentr.

Dr. C. E. Gleyer.

Besitzfestigung in der Preussischen Ostmark.

Von

Reg.-Rat Dr. Max Loesener in Merseburg.

(Ein Begleitwort zu der neuen Karte der Tätigkeit der Ansiedlungskommission, s. Taf. 1.)

Wer die nationalpolitischen Vorgänge im Osten der Preussischen Monarchie auch nur oberflächlich verfolgt hat, dem ist es nicht entgangen, daß die Tätigkeit der dort wirkenden Ansiedlungskommission für die Provinzen Westpreußen und Posen die bedauerliche Begleitererscheinung gehabt hat, den in den Grenzen ihres Geschäftsbereichs ansässigen deutschen Großgrundbesitz zu lockern. Als dann die Polen begannen, mehr als bisher sich auch dem Aufkauf alten deutschen bäuerlichen Besitzes zuzuwenden, war die Ansiedlungskommission eine Zeitlang geneigt, trotz entgegenstehender Bedenken, notgedrungen dem nationalen Gegner auch auf dieses Gebiet zu folgen, mußte aber schon nach den ersten Versuchen den Fuß von dem heißen Boden zurückziehen. Denn was sie befürchtete, trat ein: ihre Bereitwilligkeit, einen Bauernhof zu erwerben, um ihn vor dem Übergang in polnischen Besitz zu retten, zeitigte alsbald weitere Verkaufsangebote unter der Drohung, daß, wenn der Staat nicht kaufe, mit einem — tatsächlich oder angeblich — bereits vorhandenen polnischen Kaufslustigen abgeschlossen werden müsse. Die Schwierigkeit, in die die Ansiedlungskommission durch solche Unzuverlässigkeit des deutschen bäuerlichen Besitzstandes versetzt wurde, war aber noch viel größer als bei gleichem Verhalten des Großgrundbesitzes. Der Ankauf eines großen Gutes, aus dem eine selbständige leistungsfähige Gemeinde gebildet werden kann, ist im großen und ganzen eine in sich geschlossene Angelegenheit. Entweder die politische Rücksicht rechtfertigt die Anlegung des verlangten Preises oder der Verlust des Gutes ist vorzuziehen; damit ist der Einzelfall erledigt. Anders, wenn die Ansiedlungskommission durch Ankauf eines einzelnen Bauernhofs in eine Landgemeinde hineingeht, um hier den Einzug des ersten Polen oder den Verlust der deutschen Mehrheit zu verhindern oder gar dem Deutschtum Boden zu gewinnen. Wenn hier das im Dorfe vorhandene Deutschtum nicht Treue hält, so gibt es eine Schraube ohne Ende, bis der ganze deutsche Besitz durch die Hand der Ansiedlungskommission gegangen ist. Denn lehnt sie den Ankauf eines zweiten oder weiteren Gutes ab, so ist nicht nur dieses, sondern auch der mit dem ersten Ankauf bezweckte politische Erfolg nachträglich doch noch verloren. Der Erwerb eines solchen Bauernhofes kann also Folgen haben, die sich von vornherein gar nicht übersehen lassen. Dazu kommt, daß, wenn für ein solches staatliches Bauerngut nicht sofort ein Käufer zur Hand ist oder das Gut als Außenschlag eines benachbarten großen Ansiedlungsguts bewirtschaftet werden kann, die Verwaltung für den Staat mit Unkosten verbunden ist, die jede noch so bescheidene Rentabilität ausschließen.

Man mußte also nach anderer Möglichkeit suchen, landhungrigen Polen den Weg in den deutschen Besitzstand zu verlegen, und fand sie in der Erwägung, daß, wenn auch der die Preise und damit die Verkaufslust steigernde Wettbewerb zwischen Ansiedlungskommission und Polen unterbliebe, eine besondere Gefahr des Verlustes deutschen Bauernlandes immer noch da anzunehmen sei, wo übergroße Verschuldung dem Besitzer wirtschaftliches Unbehagen bereite. Hier den Hebel anzusetzen, konnte aber um so gerechtfertigter erscheinen, als die Statistik lehrt, daß Westpreußen und Posen, was die Grundbesitzverschuldung angeht, mit an der Spitze der preussischen Provinzen marschieren. So entstand zunächst in der Stadt Posen für den Umfang der gleichnamigen Provinz im März 1904 die Deutsche Mittelstandskasse, der zwei Jahre später die Gründung der Deutschen Bauernbank für Westpreußen mit dem Sitz in Danzig folgte. Die Aufgabe beider Anstalten ist die gleiche: deutsche Bauern, die auf ihrem Hofe wirtschaftlich gefährdet sind, zu regulieren; anderen, die verkaufen wollen und keinen deutschen Käufer finden, solche nachzuweisen, und den Ankauf polnischer Grundstücke durch deutsche Käufer zu finanzieren.

Im Gegensatz zu der im Jahre 1886 eingeleiteten Besiedlung ist die mit der Gründung der beiden Banken neu betretene Bahn nationaler Bodenpolitik amtlich als Besitzfestigung bezeichnet worden. Dort eine wehrende, stärkende, hier eine lediglich festigende, erhaltende Tätigkeit; dort die Ausnützung der bisher von einem Besitzer mit polnischen Arbeitern bearbeiteten Fläche als Neuland

für eine Vielzahl neu ins Land gezogener deutscher Familien, hier die Erhaltung deutschen Bauernlandes in der Hand seines Besitzers oder Übertragung an einen anderen, jedoch ohne Änderung der Bewirtschaftungsweise. Daß diese Arbeitsteilung keine zwingende ist, sondern die beiden Kreise sich gelegentlich schneiden, liegt in der Natur der Sache: Die Ansiedlungskommission kauft wohl auch gelegentlich ein Bauerngut, um es ungeteilt weiter zu begeben. Die Banken unterstützen ebenso gelegentlich den parzellenweisen Verkauf einer größeren Bauernwirtschaft an zwei oder mehrere Bewerber oder schaffen Neuland, indem sie, wie bemerkt, den Erwerb polnischen Landes durch Kapitalbeschaffung ermöglichen. Hauptzweck der neuen Einrichtung ist und bleibt aber eben die Besitzfestigung des alteingesessenen Bauerntums.

Über den Erfolg auf dem neuen Arbeitsfeld gibt der alljährlich von der Ansiedlungskommission dem Landtag zu legenden Rechenschaftsbericht in einem neu eingefügten Abschnitt und einer das genaue Zahlenmaterial enthaltenden Anlage Auskunft. Dieser Bericht liegt für das Kalenderjahr 1910 vor und, nachdem seit der Gründung der Mittelstandskasse nunmehr sieben Jahre verflossen sind und die Bauernbank ihre Tätigkeit fünf Jahre ausgeübt hat, wird man den in ihm mitgeteilten Zahlen schon eine ziemlich sichere symptomatische Bedeutung beimesen können in der Richtung, ob durch die Hilfsaktion einem verborgen wirkenden Notstand abgeholfen ist oder ob sie einen Schlag ins Wasser bedeutet. Das Bild, das diese Zahlen vor uns entrollen, ist folgendes:

a) Die Mittelstandskasse in Posen hat

	bis Ende 1906	1907	1908	1909	1910	insgesamt
1. Anträge auf Regulierung erhalten	706	980	1296	1126	1401	5509
2a. Regulierungen ausgeführt	55	396	656	522	666	2295
2b. mit einer Gesamtfläche von	938 ha	8280 ha	13259 ha	9500 ha	10820 ha	42727 ha

b) die Bauernbank in Danzig hat

	bis Ende 1907	1908	1909	1910	insgesamt
1. Anträge auf Regulierung erhalten	1497	875	658	950	3978
2a. Regulierungen ausgeführt	109	679	559	656	1985
2b. mit einer Gesamtfläche von	3856 ha	18252 ha	12944 ha	13951 ha	48963 ha

Außerdem befanden sich am Schlusse des Jahres 1910 in Posen noch 1513, in Danzig noch 1149 Anträge in Bearbeitung. In den Ziffern sind alle drei vorgenannten Arten der Besitzfestigung einbegriffen, doch überwiegen die Fälle, in denen der frühere Besitzer auf seinem Hofe verblieben ist, bei weitem. Polnischen Boden an die deutsche Hand vermittelt zu haben, können sich die Banken nur in 51 Fällen rühmen, von denen der Löwenanteil mit 55 der Bauernbank zukommt. Daß nicht alle beantragten Regulierungen durchgeführt werden, hat leider häufig seinen Grund in der bereits zu weit vorgeschrittenen Verschuldung des betreffenden Besitzes. Als günstig kann es bezeichnet werden, daß in jeder der beiden Provinzen die größte Zahl der regulierten Wirtschaften auf die Größenklassen von 5 bis 10 ha entfallen, d. h. auf diejenigen, die auch bei der Neubesiedlung für die besten und erstrebenswertesten gelten, weil sie einmal dem Inhaber wirtschaftliche Selbständigkeit verleihen und auf der anderen Seite die Möglichkeit gewähren, ganz oder doch im wesentlichen ohne fremde — meist der polnischen Nationalität angehörige — Arbeitskräfte anzukommen. Diesem Umstand, daß die meisten regulierten Wirtschaften mittlerer Größe sind, ist es denn auch zuzuschreiben, daß sich alle bisher durchgeführten Besitzfestigungen in der Provinz Posen auf 860 Gemeinden mit 466001 ha, in Westpreußen auf 781 Gemeinden mit 557665 ha verteilen und dabei immerhin fast 10 v. H. dieser beteiligten Gemeindeflächen (466001:42727, 557665:48963) ausmachen. Andererseits weist diese große Zahl beteiligter Gemeinden allerdings auch auf eine gewisse Verzettlung der Kräfte hin, denn unbestreitbar würde eine Zusammendrängung der rund 5000 befestigten Wirtschaften auf eine geringere Zahl von Gemeinden den praktischen nationalen Erfolg erhöhen. Von einem solchen durchgreifenden örtlichen Siege des Befestigungsgedankens kann aber nur in einem Falle gesprochen werden: in der Gemeinde Kotusj im Kreise Schmiegel sind von 32 Besitzungen mit 427 ha 31 mit 298 ha reguliert worden. Erheblich ist der Anteil noch in Ostburg (Kreis Hohenjalza): von 47 Wirtschaften mit 537 ha 26 mit 455 ha. Die

Zahl 12 ist erreicht oder überschritten in Jaromierz (Kreis Bomst) mit 15 befestigten Besitzungen, Jedlitz und Neulaube (Kr. Fraustadt) mit 28 und 14, Langenfeld (Kr. Jarotschin) mit 17, Schierzig (Kr. Meseritz) und Prämniß (Kr. Posen-Ost) mit je 12, Kommtal, Georgsburg und Peterave (Kr. Samter) mit 22, 13 und 23, Mariental und Luisental (Kr. Schildberg) mit 20 und 17, Necla-Haule (Kr. Schroda) mit 12, Lohowow und Krossen (Kr. Bromberg) mit 13 und 15, Romanschhof (Kr. Czarnikau) mit 15, Luisenfelde (Kr. Hohensalza) mit 20, Lindenwerder und Uch-Haule (Kr. Kolmar) mit 22 und 13, Großsee (Kr. Strelno) mit 14, Königstreu (Kr. Mogilno) und Wilhelmsmark (Kr. Schwetz) mit je 12, Hohenkirch (Kr. Briesen) mit 21, Dubeln (Kr. Kulm) mit 19, Wossarken (Kr. Graudenz) mit 12, Groß-Peterkau (Kr. Schlochau) mit 24, Karben und Langendorf (Kr. Strassburg) mit 24 und 12, Braunsvalde und Tessenndorf (Kr. Stuhm) mit 12 und 15, Groß-Peterwitz (Kr. Rosenberg) mit 12.

Der nationale Wert dieser deutschen befestigten Minderheiten hängt natürlich im einzelnen wesentlich von den sonstigen örtlichen Verhältnissen ab: wie groß die betreffende Gemeinde überhaupt, ob sie überwiegend polnisch ist und wenn diese Frage zu bejahen, ob die deutsche Minderheit an einer benachbarten alten oder neugegründeten deutschen Gemeinde wirtschaftlichen und nationalen Rückhalt findet, u. a. m. Hier weiter nachzugraben, würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen. Immerhin schien es mir nicht uninteressant, diese Zahlen wiederzugeben, zeigen sie doch in ihrer Nebeneinanderstellung, daß das Bild, das uns aus der allgemeinen Übersicht entgegensieht, auch einer kritischen Einzelbeleuchtung standhält. Denn sei es wie es sei: daß in 32 Gemeinden ein Bestand von je zwölf und mehr deutschen mit Grundbesitz angesessenen Familien gegen Abbröckelung sichergestellt ist, ist ein Erfolg. Und daß dem Jahresergebnis der staatlichen Besiedlung von durchschnittlich 1500 Familien durch die Arbeit der beiden Banken im Anfang rund 500, in den drei letzten Jahren sogar über je 1000 Bauern- und Häuslerstellen, die nicht wieder verloren gehen können, hinzugewachsen sind, ist ebenso ein Erfolg. Wir dürfen angesichts der angeführten Zahlen also wohl feststellen: der Versuch, deutsches Land deutsch zu erhalten, ohne durch Aufkauf des gefährdeten Besitzes einer unnationalen Spekulation Vorschub zu leisten, ist geglückt. Die Sache geht, und weil sie geht, so ist es vielleicht nicht müßig, auch noch einen Blick darauf zu werfen, wie es gemacht wird und welche Kräfte dabei am Werke sind.

Die Mittelstandskasse wie die Deutsche Bauernbank sind Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Gesellschafter sind bei ersterer der preussische Staat, die Posensche Provinzialgenossenschaftskasse, die Posensche Landesgenossenschaftsbank mit je 400 000 M., die Landbank A.-G. in Berlin mit 300 000 M.; bei der Bauernbank der Staat mit 300 000 M., die Preussische Provinzialgenossenschaftsbank mit 290 000 M. und die Westpreussische Landschaftliche Darlehnskasse mit 10 000 M.

Wie schon angedeutet, bestehen die Maßnahmen der Besitzfestigung in einer wirtschaftlichen Stärkung des Besitzers, unter Umständen bei gleichzeitiger Verkaufsvermittlung und Finanzierung des Geschäfts. Dem deutschen Bauern, den die Verschuldung seines Besitztums bedrückt, bietet die Bank Gelegenheit, sich dieser lästigen Verpflichtungen gegen Privatgläubiger durch Auszahlung zu entziehen. An Stelle der alten hochverzinslichen Schuld tritt eine neue zu normalen Verzinsungs- und Tilgungsbedingungen, und zwar zu erstem Recht ein hypothekarisches Tilgungsdarlehen der Landschaft oder eines anderen öffentlichen Kreditinstituts in der jeweilig satzungsgemäß zulässigen Höhe. Ein weiteres Darlehen gibt der Ansiedlungsfiskus, zu dessen Sicherung nun aber nicht wiederum eine Hypothek, sondern eine Rentenschuld eingetragen wird, die bis auf einen geringen unablösbaren Rest ebenfalls in regelmäßigen Annuitäten zu tilgen ist. Diese Renteneintragung ist das für die Besitzfestigung ausschlaggebende Moment: sie erfolgt in der Form, daß der Besitzer das Grundstück dem Fiskus aufläßt und es von diesem in einer sofort anschließenden zweiten Gerichtshandlung gegen Übernahme der Rente rückaufgelassen erhält. Damit ist das Grundstück „Rentengut“ geworden und kann nach Art. 29, §§ 1 ff. des preussischen Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch vom 20. September 1899 zugunsten des Fiskus als Veräußerer mit einem gegen jeden Eigentümer wirkamen und auch im Falle der Zwangsversteigerung und des Erbfalls platzgreifenden Wiederkaufsrecht belastet werden. Die Bewilligung dieses Wiederkaufsrechts aber ist die *condicio, sine qua non*, für die ganze vorhergegangene Schuldenregulierung; es bietet dem Rentenberechtigten nun die Handhabe, jedem national bedenklichen Eigentumswechsel zu wider-

sprechen. Daß gerade der Ansiedlungsfiskus als rentenberechtigt eingeschoben wird, ist grundsätzlich unerheblich und auf seine Stellung als Hauptunternehmer der ostmärkischen nationalen Bodenpolitik zurückzuführen; an sich könnte für ihn ebensogut die Regulierungsbank oder ein Drittbeteiligter eintreten. Im übrigen aber ist vorgesehen, daß der Staat selbst finanziell so wenig als möglich festgelegt wird. Zu diesem Zwecke wird bei den an erster Stelle landschaftlich beliebten Grundstücken auch der Amortisationsfond der Landschaft mit seinen frei werdenden Beträgen zur schnelleren Tilgung der Rente herangezogen. Vor allem aber muß ein örtlicher Spar- und Darlehnskassenverein auf Grund einer von ihm selbst vorgenommenen Schätzung die Bürgschaft für das Rentenskapital übernehmen; dazu tritt zur weiteren Sicherung die Mithaft der Befestigungsbank. Die Entscheidung, wie hoch das Grundstück beliehen werden wird und damit auch darüber, ob die Befestigung überhaupt durchführbar oder wegen Überschuldung abzulehnen ist, liegt danach nicht beim Staate, sondern bei der Bank und der jeweilig in Betracht kommenden Spar- und Darlehnskasse.

Das Hauptinteresse an dieser Organisation und geschäftlichen Behandlung verdient der Umstand, daß der Staat, obgleich leitender Hauptfaktor bei dem ganzen Unternehmen, es verstanden hat, sich finanziell möglichst zurückzuhalten und an seiner Stelle wirtschaftliche Institute, und zwar gerade die ländlichen Genossenschaften und ihre Geldanstalten, in den Vordergrund zu schieben. Allerdings muß man, um hierfür den richtigen Blick zu finden, von gewissen grundsätzlichen Voraussetzungen ausgehen. Wer die Anschauung vertritt, daß die Deutscherhaltung und Verdeutschung der preussischen Ostgrenze lediglich eine Angelegenheit der preussischen Staats- oder allenfalls noch der deutschen Reichsregierung sei, dem wird es herzlich gleichgültig sein, ob der Staat diese seine Arbeit selbst leistet oder andere Kräfte mit vorspannt. Es gibt aber auch einen anderen Standpunkt und von dem aus sind diese Zeilen geschrieben. Da gleiten die Blicke von der preussisch-russischen Grenze hinweg auf andere Stätten in deutschen Grenzlanden oder wo sonst auf der Erde nationale Gegensätze sich berühren und Völker oder Volksteile mit anderen ihnen fremden in nationalem Wettbewerb und Kampfe ihre Kräfte messen. In dieser immer mehr hervortretenden bewußten Betonung des eigenen Volkstums gegenüber einer fremden Umgebung oder Nachbarschaft und den so unvermeidlich auftretenden Reibungen nichts anderes sehen zu wollen als eine übel angebrachte, dem Weltfrieden und allgemeiner Verbrüderung nur hinderliche Krafthuberei ist ganz sicher unrichtig. Wir müssen doch wohl annehmen, daß wir es dabei mit Äußerungen eines natürlichen und berechtigten Selbsterhaltungstriebes und kraftvollen Lebenserscheinungen der Völker zu tun haben, deren Neigung eben durchaus nicht dahin geht, sich widerstandslos aufsaugen zu lassen und in einem allgemeinen Weltvolk unterzutauken, sondern besondere Eigenart im selbstverständlichen Bewußtsein deren Wertes durchzusetzen. Und wenn diese völkischen Gegensätze früher nicht so in die Erscheinung getreten sind wie gerade jetzt, so hat dies seinen Grund darin, daß damals die Lebensbedingungen für nationales Bewußtsein eben noch andere waren, dieses vor anderen wichtiger einherschreitenden Rücksichten oder politischen Notwendigkeiten nicht aufkommen konnte. Vor allem aber fehlte es an den Verkehrsmitteln unserer Zeit, die die Entfernungen überbrücken und es ermöglichen, wie verwandtschaftliche und freundschaftliche so auch völkische Zusammengehörigkeit auch in der Zerstreuung zu pflegen und zu erhalten. So laufen die die Gegenwart bewegenden Nationalitätenfragen hinaus auf den Gegensatz von Staat und Volk: früher stand der Staat unbestritten voran, jetzt macht neben ihm die Volksgemeinschaft ihre Rechte lauter geltend. Und es kann nach menschlicher Berechnung gar keinem Zweifel unterliegen, daß, wo dieser Gegensatz von Staat und Volk zu Reibungen führt, das Volk der überlegene Teil sein wird, sofern nicht der Staat seinerseits ein selbsttätig mitkämpfendes Volk repräsentiert. Denn die stärkere innere Kraft ist bei diesem. Das ist unser Trost auf allen Plätzen der Welt, wo deutsches Volkstum Wurzeln geschlagen hat und entschlossen ist, sich durchzusetzen und zu erhalten — das ist unsere Not in den Grenzen des eigenen Reiches, wo fremdes Volkstum uns bedrängt.

Denn betrachten wir die preussische ostmärkische Bodenpolitik unter dem Gesichtspunkt dieser eben nur angedeuteten Unterscheidung von staatlichen und völkischen Interessen, so erkennen wir, daß auf preussischer Seite von einer selbsttätigen Mitwirkung des Volkes so gut wie gar nicht die Rede ist. Ja, dasjenige Moment, das doch schließlich bei völkischen Gegensätzen und den sich hieraus entwickelnden Reibungen die Hauptrolle spielt: das Bestreben, die eigene Kultur, Sprache,

kurz Eigenart festzuhalten und ihr neuen Boden zu gewinnen — dieses Moment ist bei Beginn der ostmärkischen Besiedlungspolitik im Jahre 1886 gar nicht in Betracht gekommen. Die preussische Staatsregierung erkannte, daß die Polen doch keine so verlässlichen Untertanen seien, um die immer mehr zunehmende Verdrängung des deutschen Elements durch sie ruhig mit ansehen zu können, sondern daß diese Verdrängung eines kritischen Tages die ganze Zugehörigkeit der ehemals polnischen Landesteile zum preussischen Staate in Frage stellen könnte. Deshalb sollte wieder für bessere Mischung der Bevölkerung gesorgt werden. Der deutschen Kultur zur Ausdehnung zu verhelfen oder auch nur bei dem gewaltigen Anwachsen unserer Volkszahl dem deutschen Volke neue Sitze zu erschließen, daran war nicht gedacht. Und von einer Sammlung der Deutschen in den beiden Provinzen selbst zu gemeinsamer Abwehr war erst recht keine Rede. Der Ostmarkenverein, der dann diese Sammlung anstrebte, entstand erst acht Jahre später, als neue Sorge um die Fortsetzung der staatlichen Besiedlungspolitik wach geworden war. Großer Leistungen aber kann er sich bis heute nicht rühmen, am wenigsten auf dem Gebiet der Erhaltung deutschen Bodens: hier hat zweifellos das Vorhandensein der mit Hunderten von Millionen arbeitenden Ansiedlungskommission von vornherein lähmend auf ihn gewirkt. So wuchs sich diese allmählich zur Sammelstelle für alles, was mit der staatlichen Besiedlungspolitik auch nur in den lockersten Zusammenhang gebracht werden konnte, aus. Der Grundbesitz, anstatt sie durch Festhalten des alten deutschen Bodens zu unterstützen, bot ihr diesen aus vielfach recht fadenscheinigen Gründen zum Kaufe an. Hatte man anfangs damit gerechnet, daß schon die Söhne der staatlichen Ansiedler auf dem Grundstücksmarkt selbständig auftreten und den Kreis der Kauflustigen für deutsche Bauerngrundstücke vergrößern würden, so erwies sich diese Hoffnung nicht nur als trügerisch, sondern die Ansiedlungskommission hatte umgekehrt Mühe, die Söhne der eingewanderten Bauern von ihren ausgelegten Stellen fernzuhalten. Allerdings kann nicht verkannt werden, daß in diesen Punkten nicht sowohl deutsche Gleichgültigkeit als die die Bodenpreise steigernde polnische Kaufkraft für die Übelstände verantwortlich zu machen sind. Dann warf die Revolution in Rußland die Scharen deutscher Rückwanderer ins Land und wiederum war es die Ansiedlungskommission, die über ihren eigentlichen Wirkungskreis hinaus nicht nur deutschrussische Arbeiter auch an Private in Industrie und Landwirtschaft vermittelte, sondern auch flüchtigen baltischen Edelleuten an ihrem Herde eine Stätte bot. Damals trat der Ostrowoer Pfarrer Rosenberg mit seiner Kleinsiedlungsgenossenschaft auf den Plan; er hat auch erfreuliche Erfolge zu verzeichnen, aber die Erscheinung ist vereinzelt geblieben. Zwar sind noch einige örtlich begrenzte Landgenossenschaften gebildet worden; ob sie nennenswerte Leistungen aufzuweisen haben, entzieht sich meiner Kenntnis und augenblicklichen Feststellung. Auf fallend aber war es, wenn die Ansiedlungskommission mehrfach auch in überwiegend deutsche Städte hineingehen und hier Grundstückskäufe ausführen mußte, die sich die Gemeinden bei einiger nationaler Regsamkeit auch aus kommunalpolitischen Rücksichten nicht hätten nehmen lassen sollen. Der Einwand, daß die Stadtverwaltung national farblos sein und ihre Sonne gleichmäßig über Deutsche und Polen scheinen lassen müsse, ist nicht stichhaltig. Wo es sich um obrigkeitliche Akte handelt, ist dieser Grundsatz für deutsches Empfinden zwar selbstverständlich. Etwas anderes aber ist es, wenn eine Gemeinde ihren deutschen Charakter dadurch sicher zu stellen sucht, daß sie sich selbst am Grunderwerb beteiligt und bei der Weiterbegebung des Landes deutsche Kauflustige bevorzugt. Daß Polen dabei ganz ausgeschlossen werden, würde gar nicht nötig sein. Der finanzielle Erfolg könnte bei solcher Praxis allerdings einmal zu kurz kommen.

Da ist es denn nun doch als ein beachtenswerter Fortschritt zu vermerken, daß dieses unfreiwillige Monopol der Ansiedlungskommission endlich bei der bäuerlichen Besitzfestigung einmal durchbrochen ist und in den ländlichen Genossenschaften und den ihnen dienenden Banken nichtstaatliche Elemente als Mitträger nationaler Bodenpolitik erscheinen. Einem epochemachenden neuen Gedanken ist damit allerdings nicht zum Durchbruch verholfen. Wir brauchen uns nicht weit umzusehen, um ihn gerade bei unseren ostmärkischen Begnern in weitgehendster Weise ausgeführt zu finden. Sie besitzen schon, was uns als Ideal vorschwebt: das selbständig nationalwirtschaftliche Gemeinwesen des Volkes im fremden Staate, wemgleich wir unseren Volksgenossen im Ausland an Stelle des den Polen eigenen fanatischen Eifers mehr wirtschaftliche Gründlichkeit wünschen wollen. Aber auch bei unseren deutschen ländlichen Genossenschaften ist der Boden für eine Ent-

wicklung in der bezeichneten Richtung nicht ungünstig. Schon betätigten sich meines Wissens im Bereich der Ostpreussischen Landgesellschaft ländliche Spar- und Darlehnskassen selbständig auf dem Gebiet der inneren Kolonisation. Und auf letztjährigen genossenschaftlichen Verbandstagen ist ebenso wie auf der Tagung des Deutschen Vereins für Wohlfahrts- und Heimatspflege im Februar 1909 die Frage einer Unterdrückung der Güterschlächtereien durch Eingreifen derselben Kassen eifrig erörtert worden¹⁾. Wird aber der genossenschaftliche Zusammenschluß der Grundbesitzer erst einmal so, wie es hier geschieht und geplant wird, ausgebaut, so ist damit auch die Technik für den nationalen Zusammenhalt und den Ausschluß fremdvölklicher Elemente vom deutschen Volksboden gegeben: es kommt nur auf die nationale Energie an, diese Abwehr ernstlich zu wollen. An dieser Energie hapert es ja bei den Deutschen meist, und die Zahl derer war nicht gering, die fürchteten, an der Bedingung, daß die örtlichen Darlehnskassen für die Rente bürgen sollten, werde die ganze Besitzfestigung scheitern. Wenn der Versuch trotzdem geglückt ist, so ist dies zweifellos mit dem Umstand zu danken, daß das Genossenschaftswesen gerade in den staatlichen Ansiedlungen von Anfang an systematisch entwickelt worden ist. So sind Wechselbeziehungen zwischen den genossenschaftlichen Provinzialverbänden und der Ansiedlungskommission entstanden, die auf das nationale Verantwortlichkeitsgefühl der ersteren und ihrer örtlichen Genossenschaften und Kassen nicht ohne Einfluß geblieben sind. Allerdings, wenn die Denkschrift, wie oben gesagt, berichtet, daß zahlreiche Regulierungen wegen zu starker Verschuldung des Besitztums nicht haben durchgeführt werden können, so bleibt es eine offene Frage, wieweit dabei etwa eine allzu vorsichtige Schätzung der zur Bürgschaft berufenen Kasse dieses ungünstige Ergebnis beeinflusst hat. Aber kein billig denkender Mensch wird solche Vorsicht schelten. Ein einziger Mißerfolg, der die Bürgschaft praktisch werden ließ, hätte dem ganzen Unternehmen einen bedenklichen Stoß versetzen können; ist aber erst einmal der Beweis erbracht, daß das Risiko nicht so gefährlich ist, so wird auch die Tage freimütiger ausfallen. Die Hauptsache ist, daß ein Anfang ward, und das ist mit Erfolg geschehen, das deutsche landwirtschaftliche Genossenschaftswesen ist als Mitkämpfer in den nationalen Kampf um den ostmärkischen Boden eingetreten. Vorläufig nur und noch gewissermaßen unter Vormundschaft der Ansiedlungskommission. Haben sich die Genossenschaften aber erst einmal an den Gedanken gewöhnt, daß die Erhaltung eines Bauerngrundstücks in deutscher Hand eine Angelegenheit ist, an deren Durchführung sie grundsätzlich beteiligt sind, so steht zu hoffen, daß sie dann auch einen Verlust, den sie verhindern konnten und etwa nicht verhindert haben, als eine Schmach empfinden lernen, für die sie mitverantwortlich sind. Und dann haben wir unser Volk da, wo wir es hinhaben müssen, wo sich die Unzuverlässigkeit und Gleichgültigkeit des Einzelnen brechen wird an der Gemeinbürgschaft der Volksgenossen. —

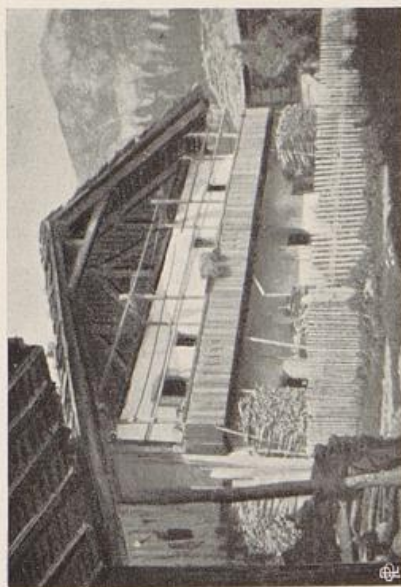
Durch das neue Gesetz über Maßnahmen zur Stärkung des Deutschtums in den Provinzen Westpreußen und Posen vom 20. März 1908 ist die Besitzfestigung auch auf „größere“ Güter ausgedehnt worden, indem in § 7a daselbst 50 Millionen bereit gestellt werden, um größere Güter mit der Bestimmung zu erwerben, sie im ganzen oder geteilt als Rentengüter gegen vollständige Schadloshaltung des Staates zu veräußern. Die Ausführung dieser Maßnahme ist ebenfalls den beiden Besitzfestigungsbanken übertragen worden und das Ergebnis lautet nach der Denkschrift der Ansiedlungskommission bis Ende des Kalenderjahres 1910 für Westpreußen auf 39 Güter mit 14317 ha, für Posen auf 18 Güter mit 12539 ha. Wenn ich dieses Zweiges der Besitzfestigung nur beiläufig Erwähnung tue, so geschieht es, weil man ihm andere als beiläufige Bedeutung auch nicht beimessen kann. Gewiß ist es erfreulich, wenn größere Flächen gegen vollständige Schadloshaltung des Staates sichergestellt werden, die andernfalls vielleicht eines Tages nur durch Anlegung von ungerechtfertigt hohen Preisen zu retten sein würden. Aber indem sie nicht zur Aufteilung kommen, sondern von dem deutschen Besitzer mit einem ganz oder überwiegend polnischen Stamme von Arbeitern weiterbewirtschaftet werden, bleiben sie Stätten polnischen Volkslebens und der Gewinn muß hinter dem der bäuerlichen Besiedlung oder Besitzfestigung zurückstehen. Denn das sehen wir überall: der Besitz deutschen Landes tut es nicht allein, sondern daß es ein Tummelplatz regen deutschen Lebens sei.

1) Auch in Österreich beteiligten sich Raiffeisenkassen am Kampfe um den deutschen Boden.

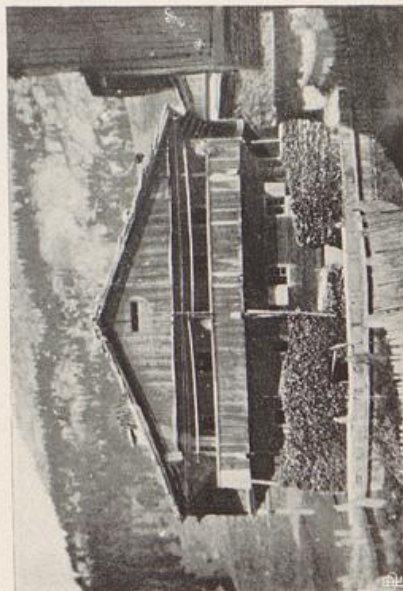
Aus den deutschen Sprachinseln in Friaul

I. Aus Bladen (Sappada)

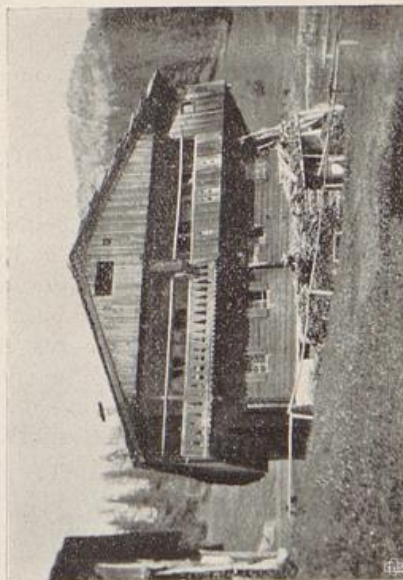
Nach Aufnahmen von Prof. Dr. Aristide Baragiola



Haus im Oberbladen



Doppelhaus im Weiler Oberwege
(1249 m)



Doppelhaus im Weiler Kattern
(etwa ein Jahrhundert alt)



Häusergruppe im Weiler Eicke oder Ecke

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Aus den deutschen Sprachinseln in Friaul

I. Aus Bladen (Sappada)

Nach Aufnahmen von Prof. Dr. Aristide Baragiola



Haus im Oberbladen

Doppelhaus im Weiler Oberwege
(1249 m)Doppelhaus im Weiler Katern
(etwa ein Jahrhundert alt)

Häusergruppe im Weiler Eicke oder Ecke

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn.

Von

Dr. Richard Pfaundler in Wien.

V. Die Gespannschaft Preßburg¹⁾.

(Mit Karte, s. Taf. 26 des Jahrg. 1910.)

Verschiebungen in der Abgrenzung der Sprachgebiete sind, wenigstens soweit die Deutschen in Betracht kommen, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nachweisbar. Die Zahl der deutschen Gemeinden war auch früher nicht größer. In der deutschen Gemeinde Theben, wo sich seit 1896 auf stolzem Granitfelsen an der Vereinigung von March und Donau zur Erinnerung an den „tausendjährigen ungarischen Staat“ ein Arpaddenkmal erhebt, ist die slowakische Minderheit seit 1880 vom Fünftel aufs Viertel gestiegen. Die beiden deutschen Gemeinden bei Preßburg, Ober-Mfer²⁾ und Engerau, zeigen bei starker absoluter Zunahme der Deutschen und Madjaren ein ganz schwaches Vordringen der letzteren. Ungünstiger für die Deutschen ist die Entwicklung in der Mischendorfer Insel, wo Mischendorf und Schildern einen Rückgang der Deutschen und eine Zunahme der Madjaren zeigen, so daß diese von einem Zehntel bzw. einem Sechstel im Jahre 1880 bis 1900 auf drei Zehntel gestiegen sind. In Tartschendorf ist keine wesentliche Änderung zu verzeichnen, für Ober- und Unter-Waltersdorf fehlt die Möglichkeit eines Vergleiches wegen des oben berührten Fehlers. Auch in Bruck ergab die Volkszählung von 1880 viel mehr Madjaren, etwa ein Drittel der Bevölkerung, während 1890 und 1900 nur noch ein Zehntel gezählt wurde. Auch dieser scheinbare Rückgang dürfte auf einen Zählungsirrtum zurückzuführen sein. Daß alle diese Gemeinden auch schon früher madjarische Minderheiten hatten, ergibt sich aus Fickers Bemerkung über ein gemischtes Gebiet „von Eberhard und Bruck bis Tartschendorf und Sommerin in der Schütt“. Limbach ist unverändert deutsch geblieben, in Deutsch-Dioszeg aber sind die Deutschen zurückgegangen, während die Madjaren, in denen auch die frühere kleine deutsche Minderheit des Nachbarortes Ungarisch-Dioszeg aufgegangen ist, sich stark vermehrt haben; 1880 war der Ort noch zu vier Fünfteln deutsch.

Die deutschen Minderheiten weisen fast ausnahmslos starke Rückgänge auf. Dies gilt namentlich von dem schon von älteren Statistikern hervorgehobenen großen Mischgebiet am Ostabhang der Kleinen Karpathen. Seit 1880 sind die Deutschen in Rakersdorf vor den Toren Preßburgs von einem Viertel auf ein Zehntel, in St. Georgen von vier Zehnteln auf drei Zehntel, in Bösing von vier Zehnteln auf ein Drittel, in Modern von einem Sechstel auf ein starkes Zehntel und auch in Jail und Schattmannsdorf bedeutend gesunken. Aus diesem Rückgang haben die slowakischen Mehrheiten dieser Gemeinden bei weitem keinen so großen Vorteil gezogen wie die madjarischen Minderheiten, die stark gewachsen sind. Nur in Grünau ist die Hälfte der Bevölkerung deutsch geblieben. In Tyrnau sind die Deutschen auf Kosten der Madjaren vom Viertel aufs Fünftel gesunken und auch aus zahlreichen kleineren Gemeinden, wo sie schwache Minderheiten bildeten, wie Eberhard, einer Besitzung des Grafen Apponyi, Eanschütz, Wartberg, Sap, Fragen-dorf usw., sind sie fast ganz verdrängt worden. Zwischen March und Karpathen haben sich die deutschen Minderheiten von Malatzka und Groß-Schützen besser erhalten als jene in Stampfen, die vom Viertel auf ein Sechstel gesunken ist.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß die Kroaten, die einst auf weiten Gebieten angesiedelt worden waren, in ihrer stammesverwandten slowakischen Umgebung aufgehen. Sie sind in Kroatisch-Eisgrub seit 1880 von zwei Dritteln auf die Hälfte gesunken, aus Kaltenbrunn, wo sie 1880 noch ein Viertel der Bevölkerung ausmachten, ganz verschwunden und auch in Theben-Mendorf, der einzigen Gemeinde mit absoluter kroatischer Mehrheit, auf Kosten der Slowaken zurückgegangen.

¹⁾ Den Anfang s. Jahrg. 1909, Heft 8, S. 221 ff.

²⁾ In Ober-Mfer wurden im Herbst 1910 unter leider sehr mangelhafter Teilnahme der Deutschen Preßburgs von der Ortsbevölkerung religiöse Volkschauspiele nach alten, in der Gemeinde erhaltenen Texten aufgeführt.

Deutsche Erde. 1911, Heft 1.

Die Verschiebungen zwischen Slowaken und Madjaren, die übrigens nicht allzu bedeutend zu sein scheinen, fallen nicht mehr in den Rahmen dieses Aufsatzes.

Eine Untersuchung der Ergebnisse der natürlichen Bevölkerungsbewegung am flachen Lande — die Stadt Preßburg muß aus den in Abschnitt II bei Ödenburg erörterten Gründen außer Betracht bleiben — zeigt die ja allgemein bekannte Tatsache einer starken Fruchtbarkeit der Slowaken, die trotz Auswanderung der in erster Linie zungungsfähigen Altersjahrgänge und wirtschaftlichem Niedergang einen höheren Anteil an den Lebendgeburten aufweisen, als ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entspricht, und daher auch einen verhältnismäßig starken Geburtenüberschuß haben. Dieser ist allerdings auch bei den Madjaren etwas größer, als ihnen ihrer Zahl nach zukäme, und zwar auf Kosten der Deutschen, die in ihrer Vermehrung mit den beiden anderen Nationalitäten nicht Schritt halten. Zum Teil mag dies allerdings darauf zurückzuführen sein, daß bei der starken Madjarisierung kleiner Minderheiten Kinder eigentlich deutscher Eltern als Madjaren ins Taufbuch eingetragen werden. Die Einzelheiten sind der folgenden nach bereits bekannten Grundsätzen verfaßten Übersicht zu entnehmen:

Gespanschaft Preßburg¹⁾.

Durchschnitt 1900—05	Geburten				Sterbefälle				Geburtenüberschuß			
	dtische	madj.	slowak.	and.	dtische	madj.	slowak.	and.	dtischer	madj.	slowak.	and.
absolut	757	4666	6093	156	545	2987	3881	141	214	1679	2212	15
vom Hundert	6,5	40,0	52,2		7,2	39,6	51,4		5,2	40,7	53,7	
Gesamtbevölkerung vom Hundert	7,7	39,7	51,0		7,7	39,7	51,0		7,7	39,7	51,0	

Auf die starke Ausbreitung der Slowaken in den oberungarischen Gespanschaften ist mehr als auf die staatliche Förderung des Madjarentums der Verlust vieler deutschen Stellungen in der Zips und ihrer Umgebung zurückzuführen. In der Gespanschaft Preßburg erweisen sich wohl in den Dörfern die Slowaken, in den Städten die Madjaren (madjarisierten Juden) als die gefährlicheren Gegner der Deutschen. Freilich haben diese am Nordufer der Donau, von Preßburg und nächster Umgebung abgesehen, nicht mehr allzuviel zu verlieren.

In der Wanderbewegung ist die Gespanschaft Preßburg (einschließlich der Stadt Preßburg) passiv, wie das ganze westungarische Gebiet, obwohl die Stadt an sich natürlich das Wanderungsziel von vielen tausend industriellen Arbeitern, kleinen Gewerbetreibenden, Dienstmädchen usw. aus dem slowakischen Oberungarn bildet. Im Jahre 1900 lebten in der Gespanschaft 34248 in anderen ungarischen Gespanschaften geborene Zivilpersonen, während 38788 geborene Preßburger im übrigen Ungarn weilten. Die Einwanderung erfolgte vor allem aus den fast ganz slowakischen Gespanschaften Neutra und Trentschin, dann aber auch aus der Gespanschaft Wieselburg, und zwar aus dieser vorwiegend in die Stadt Preßburg. Die Abwanderung in die genannten Gespanschaften war wohl auch recht bedeutend, blieb aber weit hinter der Zuwanderung zurück. Hingegen ergoß sich ein starker Abwandererstrom nach der Landeshauptstadt, die selbst aus den ganz an den Landesgrenzen gelegenen Gespanschaften fremde Volkskräfte an sich zieht, rasch madjarisiert und diesem fortwährenden Zufluß frischen Blutes nicht zuletzt ihren etwas gekünstelt aussehenden Aufschwung verdankt. Immerhin ist aber auch in der Gespanschaft Preßburg die Anziehungskraft der alten Kaiserstadt an der Donau doppelt so stark wie jene Ofen-Pests. Ganz besonders die Stadt Preßburg, die man mit Recht vielfach als eine Vorstadt Wiens bezeichnet, ist mit dieser Stadt durch zahlreiche Familien- und Geschäftsverbindungen verknüpft und das Ziel zahlloser Wiener Ausflügler. Die elektrische Bahn, die beide Städte bald verbinden soll, wird diese Beziehungen gewiß noch vertiefen, obwohl die „patriotischen“ Preßburger Bürger streng zur rot-weiß-grünen Flagge halten und auf ihre nationale Unabhängigkeit von Österreich und Wien sehr stolz sind.

Im Jahre 1900 lebten in Österreich 34562 ungarische Staatsbürger aus der Gespanschaft und Stadt Preßburg (1890 erst 29814), und zwar fast ausschließlich in Niederösterreich und zu zwei Dritteln in Wien, der kleine Rest in Mähren. Hingegen wurden in der Gespanschaft bloß

1) Ohne die Stadt Preßburg.

10522 österreichische Staatsbürger¹⁾ (gegen 12192 im Jahre 1890) gezählt, die größtenteils aus Böhmen, Mähren und Schlesien stammten.

Die überseeische Auswanderung ist bekanntlich aus dem ganzen slowakischen Sprachgebiet, dem ja auch ein großer Teil der Preßburger Gespanschaft angehört, eine außerordentlich starke und bildet daher einen Gegenstand ernstester Sorge für die Staatsverwaltung, die das Übel stets noch um sich greifen sieht, aber kein Mittel gefunden hat, um ihm wirksam vorzubeugen. In früheren Jahren waren die Deutschen verhältnismäßig ganz besonders stark an der Auswanderung beteiligt, nunmehr trifft sie ganz überwiegend, zu vier Fünfteln, die Slowaken. Die statistischen Ausweise zeigen, wenn auch in absolut viel zu kleinen Zahlen, das Anwachsen der Auswanderung sehr stark. Während in den Jahren 1899—1904 nur 250—750 Personen jährlich auswanderten, stieg diese Zahl bis zum Jahre 1907 auf 2160. Allerdings ist auch die Rückwanderung nicht unbedeutend, aber sie reicht bei weitem nicht an die Gegenströmung heran.

Für die nationale Gestaltung der Gespanschaft ergibt sich aus dem Wanderverkehr mit dem übrigen Ungarn und aus jenem mit Österreich vorwiegend eine Stärkung des slawischen Einschlages, da die Zuwanderer zumeist aus Oberungarn und den Sudetenländern stammen. Hingegen bedeutet die Abwanderung nach Amerika und überwiegend wohl auch jene nach Österreich eine Schwächung des Slawentums. Die Stadt Preßburg selbst ist bei Vermehrung ihrer Volkszahl vor allem auf das slowakische Hinterland angewiesen. Allerdings bringen die zahlreichen staatlichen Behörden, welche dort ihren Sitz haben, auch viel madjarische Intelligenz, und die geschäftlichen Beziehungen wieder zahlreiche Wiener (zum großen Teile Juden) in die aufblühende Stadt.

Wie bereits im zweiten Abschnitt erwähnt wurde, ist das nationale Volksschulwesen bei den übrigen nichtmadjarischen Nationalitäten bedeutend besser erhalten geblieben als bei den Deutschen, wenn man von den Siebenbürger Sachsen absieht. Dies gilt auch von den Slowaken in Oberungarn.

Im Schuljahre 1905/06 gab es in der Gespanschaft Preßburg — ohne die Stadt — 290 alltägige Elementarschulen. Von diesen unterrichteten 147 nur madjarisch, 47 madjarisch mit Benutzung einer Hilfsprache, 6 madjarisch-deutsch, 53 madjarisch-slowakisch und 36 nur slowakisch; eine Schule hatte mehrere Unterrichtssprachen. Bis zum Schuljahre 1907/08 sind freilich eine Reihe der nationalen Schulen der fortschreitenden Madjarisierung auf Grund des neuen Schulgesetzes zum Opfer gefallen. In diesem Jahre gab es schon 215 madjarische Schulen (einschließlich jener mit fremder Hilfsprache), nur mehr drei madjarisch-deutsche und nur 78 madjarisch-slowakische oder slowakische²⁾. In der Stadt Preßburg waren auch schon im Schuljahre 1905/06 sämtliche Elementarschulen rein madjarisch. Der Verfasser konnte aber wiederholt feststellen, daß die Schuljugend beim Spiel im Freien und auf der Gasse sich ganz vorwiegend der deutschen Muttersprache bedient. Das höhere Schulwesen ist selbstverständlich vollständig madjarisch. Dieser Umstand fällt, und zwar namentlich in Preßburg, das mehrere Mittelschulen und eine Rechtsakademie beherbergt, sehr zugunsten der Madjarisierung der Städte in die Waagschale.

Die Begünstigung der Staatsprache im Schulwesen gegenüber dem Slowakischen zeigt sich deutlich im Altersaufbau der Gespanschaftsbevölkerung. In keiner Altersgruppe sind die Madjaren so stark vertreten wie unter den 6—14jährigen, während die Slowaken gerade unter der Schuljugend am schwächsten sind. Die Deutschen sind überhaupt, je weiter man in den Altersgruppen sich den Neugeborenen nähert, desto schwächer vertreten, ein Zeichen eines allgemeinen Rückgangs. Unter den 1—5jährigen machen sie nur mehr 6,2 v. H. aus, unter den 20—29jährigen 7,7 v. H., unter den 70—79jährigen noch mehr als ein Zehntel!

Von der gesamten nichtmadjarischen Zivilbevölkerung der Gespanschaft sprachen im Jahre 1900 bloß 11,3 v. H. gegen 10 v. H. im Jahre 1890 madjarisch, in der Stadt Preßburg 33,1 v. H. bzw. 25,8 v. H. Diese verhältnismäßig äußerst geringe Verbreitung der Staatsprache ist nur auf die nationale Abgeschlossenheit der Slowaken zurückzuführen, in deren Sprachgebiet das

1) Geborene Österreicher 12108.

2) Vgl. Anmerkung 2 im vierten Abschnitt Jahrg. 1910, Heft 6/7, S. 182.

Madjarische nur von 7,4 v. H. der slowakischen Bewohner gesprochen wurde. Unter den verstreut lebenden Deutschen und in den wenigen deutschen Gemeinden sowie in der Stadt Preßburg war es viel verbreiteter und wurde von über 57 v. H. der Deutschen gesprochen. Von den Madjaren sprachen in der Gespanschaft (ohne die Stadt Preßburg) nur 12,9 v. H. auch Deutsch und 11,9 v. H. auch Slowakisch. Hingegen waren die Madjaren in der Stadt Preßburg ganz überwiegend zweisprachig (62,8 v. H.), wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß sich unter diesen auch deutschsprechende Juden und arische Deutsche befinden, die entweder schon vermöge ihrer Abstammung zwischen beiden Nationalitäten stehen oder doch bei der Volkszählung das Bekenntnis zur Staatssprache jenem zur Muttersprache vorziehen. Nur ein geringer Teil der Madjaren in der Stadt spricht auch slowakisch (7,5 v. H.).

Die zu Ende des Jahres 1910 stattgefundene Volkszählung wird sicherlich an manchen Orten in Westungarn neue Erfolge der amtlich betriebenen Madjarisierung erweisen. Insbesondere scheinen die bisher noch erhaltenen deutschen Mehrheiten gerade in den größten an der Sprachgrenze gelegenen Städten wie Preßburg, Wieselburg, Ödenburg und Güns ernstlich gefährdet. Daß es aber den Madjaren je gelingen wird, in das geschlossene deutsche Sprachgebiet außerhalb dieser größeren Orte dauernd einzudringen, erscheint bei der Fähigkeit, mit der Gegenden mit ackerbautreibender Bevölkerung ihren nationalen Charakter zu bewahren pflegen, sehr unwahrscheinlich; es müßte denn sein, daß die Entvölkerung Westungarns durch die Abwanderung nach Wien und Niederösterreich noch weiter um sich greifen und Platz für neue Ansiedler schaffen sollte. Andererseits kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch die Aufsaugung der verstreuten kroatischen Inseln durch ihre deutsche Umgebung weitere Fortschritte aufweisen wird, so daß der möglicherweise zu gewärtigende Verlust von deutschen Sprachgrenzorten an die Madjaren durch eine innere Festigung des deutschen Sprachgebiets wenigstens teilweise wieder ausgeglichen wird.

Entwicklung deutscher Gras- und Getreidenamen und deren Wechselbeziehungen zu welschen.

Don

Privatdozent Dr. Ernst H. E. Krause in Straßburg i. E.

Wenn man deutsche und französische Pflanzennamen miteinander vergleicht, kommt man bald zu der Erkenntnis, daß die Ausdrucksweisen der beiden Sprachen gar oft inkommensurabel sind.

Das französische hat kein Wort, welches unserem Gras entspricht. Gras ist eigentlich ein Stoffname und bezeichnet das grüne weiche Kraut, welches den Boden mehr oder weniger deckt. Rohr und Getreide fielen früher nicht unter diesen Begriff, während andererseits nicht nur *Polygonum aviculare* (Weggras) und *Triglochin* zum Grase rechneten, sondern auch das Laub der Nelken. In der Gegenwart wird unser Wort unter dem Einfluß der Schule mehr und mehr zu einem Sammelnamen einer systematischen Sippe, es erscheint als Übersetzung des wissenschaftlichen Familiennamens *Gramineae* (*Gramina*, *Graminaceae*). Aber wenn man die Bedeutungsentwicklung rückwärts verfolgt, wird man gewahr, daß zunächst *Gramen* in der botanischen Sprache die Bedeutung des deutschen Gras bekommen hat und daß erst später durch Rückwirkung der Wissenschaft die Anwendungsweise des deutschen Wortes sich änderte. In der alten lateinischen Sprache war *Gramen* fast gleichbedeutend mit dem deutschen Quecke¹⁾, seltener²⁾ bezeichnete es die Schwarte der Viehtrift. Im Apothekerlatein hat *Gramen* dauernd die Bedeutung Quecke behalten. Die deutschen Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts haben dies heilsame *Gramen* in ihrer Sprache Gras genannt und sich bemüht, aus der Menge der mehr oder weniger ähnlichen Gewächse das echte Gras, d. h. das nach alter Überlieferung heilkräftige *Gramen*, herauszufinden. Diese Unterscheidung führte zur Kenntnis, daß es gar viele Geschlechter des Grases in deutschen Landen gäbe, die nun in der Wissenschaft alle *gramen* genannt, aber durch Beiworte voneinander unterschieden

1) Columella II, 2, u. IV, 5; Palladius, März 7. u. Juli 5. — 2) Columella VI, 1, u. VII, 9.

wurden. Dadurch bekam das lateinische Gramen die umfassende Bedeutung, welche dem deutschen Gras eigen gewesen war. Fortschreitende Wissenschaft erkannte, daß Getreide und Rohr in ihren meisten Eigenschaften dem Grase außerordentlich nahe stehen, während Riedgras (*Carex*), Weggras (*Polygonum aviculare*) u. a. erhebliche Unterschiede im Bau ihrer Stengel, Blätter und Blumen offenbarten. So entstand seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in den Kräuterbüchern eine natürliche Sippe, welche Gras, Getreide und Rohr vereinigte, Weggras und Riedgras aber ausschloß. Linné¹⁾ gab dieser Sippe den Namen Gramina, andere zogen die Form Gramineae vor, den jetzt herrschenden Grundsätzen entspricht am besten Gramineae. Linnés Schüler Schreber²⁾ hat das deutsche Wort Gras in seiner Mehrzahl (Gräser) in eben dem Sinne gebraucht wie Linné Gramina, und dieser Gebrauch dringt mehr und mehr durch.

Der französischen Sprache war, wie gesagt, kein Wort eigen, welches dem deutschen Gras entsprochen hätte. Das merkten die Pflanzenkenner zuerst in den doppelsprachigen Niederlanden. Matthias de Lobel faßt in seinem 1576 zu Antwerpen erschienenen Buche³⁾ das „Gras“ der Niederländer, Hochdeutschen und Engländer zusammen unter der wissenschaftlichen Kapitelüberschrift »Graminis omne genus« und sagt, es heiße auf französisch »l'herbe de prairiz et absoluté de l'herbe«. Die eigentlichen Franzosen aber übersetzten zu jener Zeit und noch später das lateinische gramen durch chiendent, und damit hatten sie vollständig recht. Denn das gramen der südfranzösischen Apotheken war eben nicht alles und jedes Gras, sondern nur das, was im französischen sehr bezeichnend chiendent heißt. Es ist der *Cynodon dactylon* der heutigen Botaniker, eine oberirdisch kuckende Art, deren weithin über den Boden kriechende Stengel an den Knoten auffällige weiße Niederblätter besitzen, die man wohl mit Hundezähnen vergleichen kann. In der französischen Wissenschaft nannte man diese Art, zum Unterschied von anderen, Gramen vulgare⁴⁾. Und noch Tournefort⁵⁾ betrachtet den Chiendent als Urtyp des Genus Gramen, in welchem er alles vereinigte, was Grasblüten trägt, sofern es nicht seiner Früchte wegen zum Getreide oder seiner Stengel wegen zum Rohr gerechnet werden mußte. Im Norden des französischen Sprachgebiets wächst der echte Chien-dent nicht, die Apotheken führten ebenso wie in Deutschland als Gramen meist die unterirdischen Quecken des *Triticum repens*, zuweilen auch solche von *Carex*-arten. Infolgedessen nannten die französisch sprechenden Niederländer nun auch in ihrer Muttersprache das *Triticum repens* Chiendent, und noch bis heute ist dieser Name in Frankreich doppelsinnig geblieben. Indem Tournefort mit der Begriffsausdehnung des Gramen und des Chiendent vor Getreide und Rohr haltmacht, braucht er diese Namen ungefähr in dem Sinne, wie man damals in Deutschland und England Gramen und Gras gebrauchte. So hätte der alte französische Artname chiendent zu der gleichen Bedeutung kommen können wie der alte deutsche Stoffname Gras, wenn nicht in Nordfrankreich das Gefühl lebendig gewesen wäre, daß Gramen dem deutschen Gras entspräche und dieses sich mit dem französischen chiendent nicht deckte. Carolus Clusius aus Arras in Artois, der unter den damaligen politischen Verhältnissen (Mitte des 16. Jahrhunderts) deutscher Reichsbürger und spanischer Untertan war, bemerkte auf einer Reise⁶⁾ bei Paris, daß die Bauern eine Pflanze, die unverkennbar zu Gramen gerechnet werden mußte, nicht chiendent, sondern Amourettes⁷⁾ nannten, und er erfuhr später⁸⁾, daß allgemein in Frankreich und Artois ein Gras wüchse, welches ebendiesen Namen trüge oder genauer Amourettes tremblantes⁹⁾. Daß Clusius' Zeitgenossen de Lobel gleichfalls die Ausdehnung des Begriffs Chiendent auf Gras völlig fernlag, wurde schon oben berichtet. So ist chiendent in Frankreich ein Artnamen geblieben, sogar ein schwankender¹⁰⁾, und als die Wissenschaft ein Wort erheischte, welches den neugeformten (Linnéschen) Begriff der Gramina oder Gramineae ebenso wiedergäbe wie im Deutschen „die Gräser“ (im Schreberschen Sinne), da wurde aus der Kunstsprache der Botanik Graminées neu in die lebende Sprache eingeführt. Dieses Wort hat nun eine ganz genaue und

1) *Methodi naturalis fragmenta*. (Philosophia botanica.) — 2) Beschreibung der Gräser, 1769. — 3) *Plantarum seu stirpium historia* (stirpium observationes), S. 9. — 4) Dalechamp in der *Historia generalis plantarum Lugdunensis* von 1587, S. 421. — 5) *Institutiones rei herbariae*. (Ed. III. cur. Ant. de Jussieu, Paris 1719.) — 6) *Rariarum aliquot stirpium per Hispanias observatarum historia*. Antwerpen 1576, S. 499. — 7) Dem Bilde nach unsere *Eragrostis megastachya*. — 8) *Plantarum historia* VI, 1601, S. 218. — 9) Unser Zittergras (*Briza media*). — 10) In Costes »*Flore de France*«, Bd. III, steht er bei *Cynodon* und bei *Triticum repens*.

festen Bedeutung, während man im Deutschen unter „den Gräsern“ nicht immer und überall diese natürliche Pflanzenfamilie versteht, sondern auch noch oft von Gräsern spricht im Gegensatz zu den Arten des Getreides und des Rohres usw.

Eine derartige Unstimmigkeit zwischen zwei Sprachen ist weder etwas Besonderes noch etwas Neues. Und doch ist diese Erscheinung in der vergleichenden Sprachforschung nicht gebührend berücksichtigt. Die Geschichte der Kulturpflanzen, wie einzelne Arten von Volk zu Volk wandern, andere an einer Völkergrenze haltmachen, wie einzelne Arten mit bestimmten Völkern sich ausbreiten, andere sich in bestimmten Ländern behaupten, auch wenn die Bevölkerung wechselt, diese Erscheinungen sind für das Verständnis nationaler Eigenheit und Anpassungsfähigkeit recht wichtig, und das ist einer der Gründe, weshalb man das Schicksal solcher Pflanzen auch in vorgeschichtlicher Zeit gern kennen möchte und zu erforschen sucht. Da die Chronisten über den Getreidebau nicht so früh berichteten wie über politische Ereignisse, so liegt für den Pflanzenforscher der Übergang zwischen Geschichte und Urgeschichte auch in alten Kulturländern oftmals schon im 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Bei dieser vorgeschichtlichen Forschung nun spielt die Vergleichung der Sprachen eine große Rolle, und hier wird noch gar zu oft Vokabel neben Vokabel gestellt, ohne daß der Forscher daran denkt, wie selten sich die Ausdrücke zweier Sprachen genau entsprechen¹⁾.

Wie unserem „Gras“ kein französischer Ausdruck entspricht, so lassen sich auch „Getreide“ und „Weizen“ nicht glatt übersetzen. Für „Getreide“ sagt man im oberen Elsaß „Frucht“, und dieses Wort könnte nach Form und Ursprung genau dem französischen *froment* entsprechen, tut es aber doch nicht. Denn „Frucht“ hat immer eine umfassende allgemeine Bedeutung, während *froment* bald in ebendieser Weise, bald speziell für die wichtigste Getreideart gebraucht wird, wie unser deutsches „Korn“ — nur daß, den Verschiedenheiten der Länder entsprechend, *froment* immer nur für Weizen spezialisiert wird, Korn dagegen meistens für Roggen. Wenn französische Schriftsteller ein Wort gebrauchen, welches unserem „Getreide“ entsprechen soll, so nehmen sie das neugebildete *céréales*.

Graminées und *céréales* sind Ausdrücke für Begriffe, die uns ganz unentbehrlich zu sein scheinen, und doch hat die französische Sprache sie in vorakademischer Zeit nicht ausgeprägt. Es ließen sich aus den verschiedensten Begriffs- und Wortgruppen leicht Beispiele häufen, welche zeigen, wie nach dem Ausgang des Mittelalters die deutsche Sprache eine Menge französischer Wörter übernommen hat, ohne dabei etwas anderes zu ändern als ihren Klang, während andererseits das Französische eine Menge Lücken seiner Ausdrucksfähigkeit gefüllt hat durch die Übernahme deutscher Begriffe, die aber drüben alsbald in welsche Gewänder eingekleidet wurden. Diese Erscheinung ist tief begründet in der verschiedenen Denkweise und Lebensauffassung der Deutschen und Welschen. In Belgien, wo Zweige beider Völker friedlich durcheinander wohnen, ist mindestens seit dem Ende der Völkerwanderung²⁾ bis zur Scheidung der flämischen Sprache von den untergehenden niederländischen Dialekten gar mancher deutsche Gedanke von den Welschen und gar manches welsche Kulturgut und manches welsche Wort von den Deutschen aufgenommen. Und es ist jammerschade, daß die dortige Sprache, welche den Heliand und Reineke Vog und speziell für mein Fach das schöne *Cruydboek* des Rembert Dodoens³⁾ schuf, von der gemeindeutschen abspaltete.

Im Elsaß, dessen Eingeborene sich jetzt gerne rühmen, Mittler zwischen germanischer und romanischer Kultur zu sein, ist tatsächlich von solchen Wechselbeziehungen kaum eine Spur zu finden. Bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts blieben Sprache und Wissenschaft rein deutsch, danach begannen sie unter dem fremden Drucke zu kummern. Es ist interessant, zu sehen, wie selbst in

1) Völlig gewürdigt war diese Schwierigkeit von einem der ersten Schriftsteller, die ihr gegenübertraten, dem florentiner Marcellus Vergilius. In seinem Kommentar zum Dioskurides sagt er (Kölner Ausgabe von 1529, S. 254): *„Nihil difficiliorem medicae materiae (das ist damals ungefähr, was heute Botanik ist) cognitionem semper fecit et adhuc facit, quam quod non eadem ubique omnia sunt; neque ubi eadem sunt, iisdem nominibus appellantur, et quo communius aliquid humano generi natura facit, eo facilius neglectum ignoratur. Idque in frugibus animadvertisse licet, in quibus nulla alieni certa huius aut illius ex antiquis scriptoribus indicatio nunc esse potest etc.“* — 2) Vgl. hierzu: Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen, 1905, S. 576. Danach beginnt dieser Austausch schon in der Zeit der römischen Herrschaft am Niederrhein. — 3) 1517 in Mecheln geboren, 1585 in Leiden gestorben. Er fühlte sich noch durchaus als Deutscher und protestierte dagegen, daß Boë das *Hordeum zeocriton* „deutschen Reis“ genannt hatte. Da es in Niederdeutschland nicht bekannt sei, dürfe es höchstens „hochdeutscher Reis“ heißen.

speziell botanischen Büchern jener Zeit das Gefühl der protestantischen Elsässer zum Ausdruck kommt, daß sie sich von den nunmehrigen Herren ihrer Heimat viel weniger durch die Sprache als durch Glauben, Denkweise und Sitte unterscheiden. Im Jahre 1861 gründete der Verfasser der »Flore d'Alsace«, Frédéric Kirschleger, die Association Philomatique¹⁾ vogéso-rhénone, eine Gesellschaft, deren Annalen nominell über neu entdeckte Arten und Standorte von Pflanzen berichten, die aber, gleich wie die erwähnte Flora, außerordentlich interessante Dokumente zur Kulturgeschichte der Elsässer sind, die Zeugnisse der letzten Bemühungen eines immer kleiner werdenden Kreises, deutsche Sitte zu bewahren. Die genannte Gesellschaft wählte zu ihrem Arbeitsgebiet das alte Elsaß (die damaligen Départements Haut- und Bas-Rhin) und einen Teil Altlothringens, das ganz und gar welsche Département Vosges, daher der Name vogéso-rhénone. Und man liest in den Statuten sehr klar zwischen den Zeilen, was diese Leute im Grunde vorhatten. Die deutschen Elsässer wollten von den Lothringern die französische Sprache annehmen, wenigstens für allen öffentlichen Gebrauch, dafür aber deutsche Gedanken in die welschen Köpfe pflanzen. Die Alemannen sind so wenig Diplomaten wie die Niedersachsen, die Welschen merkten sofort, mit welcher Absicht die Philomathen den Kamm der Vogesen überschritten, und kaum hatte auf den Höhen der Schlucht die erste gemeinsame Versammlung elsässischer und lothringischer Forscher stattgefunden, da hielt in der Académie de Stanislas zu Nanzig der Botaniker Godron, welcher sich ebenso eifrig zu Ignaz v. Eoyola bekannte wie sein elsässischer Kollege Kirschleger zu Martin Luther, einen „anthropologischen“ Vortrag²⁾, in welchem er sagte: »à l'instar des races germaniques, les Alsaciens ont la tête carrée, des appétits gloutons, une soif vineuse démesurée; un estomac et des intestins vastes ou volumineux; comme les Allemands, les Alsaciens ne savent pas goailler; ils sont donc parfaitement dignes d'être réannexés à l'Allemagne.« Schon 1868 schloß die Philomathische Gesellschaft ein — die Polizei hatte ihr nichts getan, aber welschgesinnte Mitglieder waren in Überzahl eingetreten und hatten den Gründern die Arbeit verleidet. Am 15. November 1869 starb Kirschleger, am 4. August des folgenden Jahres rückten unter den Klängen des Lutherliedes preussische Soldaten in Weissenburg ein.

Ich bemerkte vorhin, daß auch „Weizen“ sich nicht genau ins französische übersetzen läßt. Man sagt drüben froment oder blé. Ersteres Wort entspricht, wie gesagt, unserem Korn. Blé scheint toskanischen³⁾ Ursprungs zu sein und zuerst eine Rasse desjenigen Getreides bezeichnet zu haben, welches jetzt im Schriftfranzösischen Amidonnier, im Deutschen Emmer genannt wird. Später werden unter blé meist Weizen, Emmer, Spelz und Einkorn zusammengefaßt, aber bei der Seltenheit der drei letzteren Sorten werden doch in den meisten Fällen die Worte blé und Weizen einander entsprechen. Will man aber durch ein Beiwort den Weizen von anderem blé scheiden, so gerät man in Verlegenheit. Es gibt für einzelne Sorten manche Namen, wie touzelle⁴⁾, pétanielle⁵⁾, aber keinen für die Gesamtheit, wie unser Weizen und spanisch trigo. Merkwürdigerweise hat die deutsche Sprache der Niederlande nicht das deutsche Wort Weizen, sondern dafür Terwe⁶⁾, welches ebenso wie das spanische Trigo ein Abkömmling vom lateinischen Triticum ist. Die welschen Niederländer, denen die Bewahrung dieses Wortes eigentlich näher gelegen hätte, haben es nicht behalten.

Der Name Weizen soll mit weiß zusammenhängen, was sprachlich sehr wohl möglich ist. Gemeinhin nimmt man an, die Bezeichnung drücke einen Gegensatz zu einem Schwarzkorn aus. Nötig ist das nicht. Bei Homer hat die Gerste den ständigen Beinamen der weißen (*ζῆ λευκή*), ohne daß eine schwarze Frucht mit ihr verglichen würde. Als altgermanisches Schwarzkorn denkt man sich den Roggen. Aber dieser ist viel später ins deutsche Land gekommen als der Weizen, der letztere müßte demnach erst nach dem Bekanntwerden des Roggens seinen jetzigen Namen erhalten und einen älteren abgelegt haben. Möglich ist das. Es könnte aber auch der alte deutsche Landweizen (*Triticum hybernum* Linné) in vorgeschichtlicher Zeit eine ältere dunklere Weizenform verdrängt und im Gegensatz zu dieser seinen Namen bekommen haben.

1) Diese Schreibweise blieb beibehalten. — 2) Niedriger gehängt in den Annales philomat. I, 34. — 3) Historia generalis plantarum Lugdunensis 1587, S. 385. — Matthioli Commentarii, Venedig 1565, S. 397. — 4) Eine grannenlose südfranzösische, botanisch dem Squarehead nahestehende Form. — 5) Eine großkörnige, fleberarme, begrannte Sorte ähnlich wie Rivetts Grannenweizen und Entenschnabel. — 6) Die Ableitung aus dem Sanskrit bei Huhn und Hoops halte ich für ganz verfehlt.

Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, unsere vier alten Hauptgetreidearten, haben in ganz Deutschland einheitliche Namen. Wenn wir freilich das Angelsächsische und Nordische vergleichen, sehen wir alsbald, daß zur Zeit der Völkerwanderung die Einheit noch nicht so groß war. Und bis in die neueste Zeit steht neben Weizen slämisches Terwe. Die jüngeren Feldfrüchte Buchweizen¹⁾ und Mais²⁾ sind weniger einheitlich benannt. Auch die Kartoffel³⁾ trägt ihren Namen nicht so allgemein wie Erbse und Bohne⁴⁾ die übrigen. Man kann zwar nicht als ausnahmslose Regel hinstellen, daß altes Kulturgut einheitlich benannt sei, jüngerer verschieden — ich brauche nur daran zu erinnern, daß eine der ältesten gebauten Arten Flachs und Lein heißt, eine der jüngsten immer nur Tabak, aber meistens scheinen sich anfängliche Namenverschiedenheiten im Laufe der Zeit auszugleichen, wofür namentlich die Kartoffel ein Beispiel böte. (Schluß folgt.)

Deutsch-islamitische Renegaten.

Von

Erich O. Moeller in Konstantinopel.

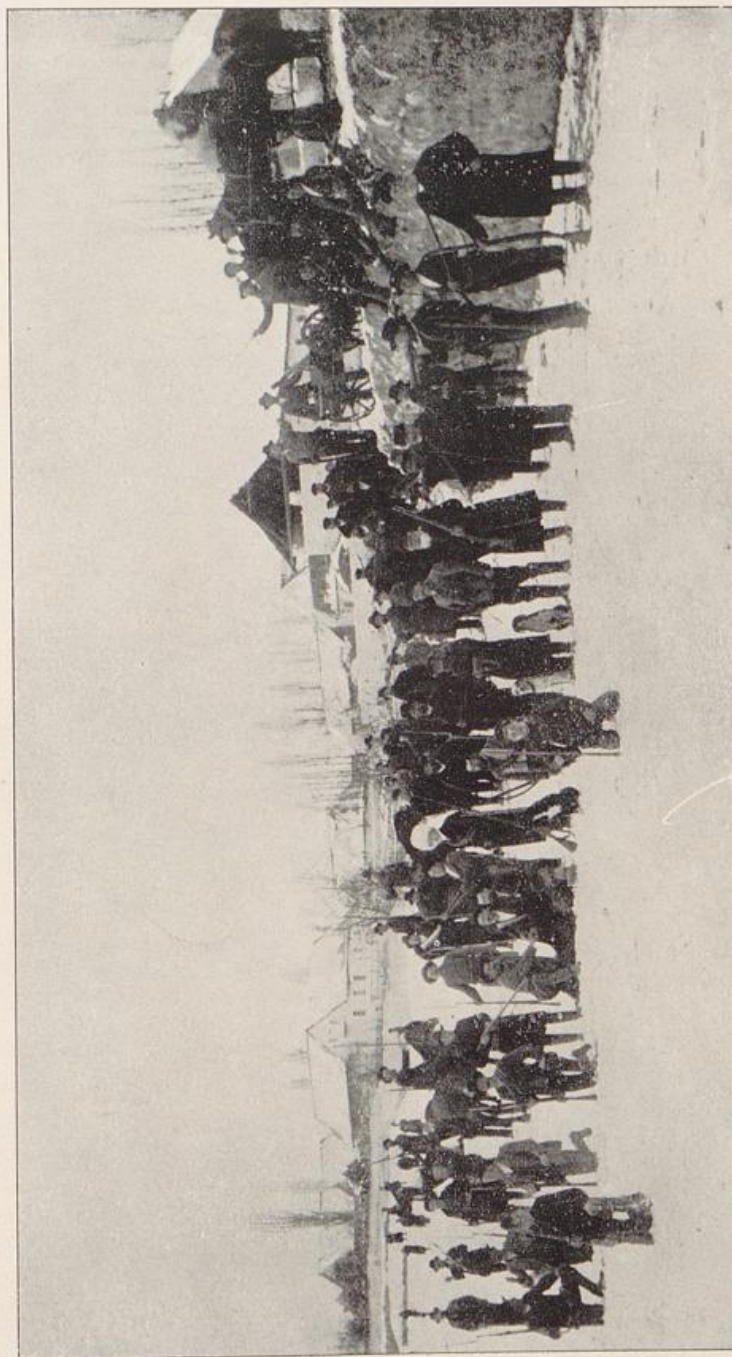
Wer den Versuch einer historischen Rassenanalyse des türkischen Volkes, d. h. der osmanischen Untertanen islamitischen Bekenntnisses, wagen sollte, würde finden, daß diesem Rassenkonglomerat von seltener Buntheit mehr deutsches Blut beigemischt ist, als man gemeinhin annimmt. An den Gedanken, daß Teile unseres Volkes sich in den Nachbarländern oder Nordamerika verloren haben, sind wir gewöhnt. Aber daß ein ganzes Jahrtausend hindurch deutsches Blut mohammedanischen Völkern amalgamiert wurde, scheint uns bei der einschneidenden Rassenverschiedenheit und der germanischem Empfinden so entgegengesetzten Weltanschauung des Islams befremdend genug.

Den ersten Anlaß zum Untergang germanischer Stämme im Orient gab die Völkerwanderung. Drückende Heimatsverhältnisse und nordische Abenteuerlust trieben die Ostgoten nach Byzanz, die Westgoten auf die Pyrenäische Halbinsel und die Wandalen nach Nordafrika. Trotz spontaner Erfolge fielen die kräftigen Söhne des germanischen Urwalds der entnervenden Sphäre des Orients sehr bald zum Opfer und ihre wichtigsten Impulse verfielen schließlich in den türkischen Maschen asiatischer Elastizität. Die Westgoten gingen in den Scharen der maurischen Eroberer verloren ebenso wie die Ostgoten in der Griechisch redenden Bevölkerung des byzantinischen Reiches, mit dessen Sturz ihre entarteten Nachkommen wieder der werbenden Kraft des Islams zum Opfer fielen; ihre letzten erkennbaren Reste haben sich bis ins 16. Jahrhundert in der Krim erhalten (tetraritische Ostgoten). Auch die Wandalen hatten das gleiche Schicksal; nach Eroberung ihres nordafrikanischen Reiches wurde 534 die blondgelockte wandalische Jugend in das byzantinische Heer aufgenommen. Auch die Normannen, die im 9. Jahrhundert als Kaufleute und Seeräuber an den Küsten Kleinasien erschienen — die Griechen nannten sie Skylofranki = Plünderfranken —, vermochten sich dem charakterverderbenden Einfluß des byzantinischen Orients nicht zu entziehen. Es waren wohl ihre Nachkommen, die im 12. Jahrhundert als deutsche Kaufleute in Byzanz Wohnsitz zugeteilt bekamen; diese Privilegien wurden aber schon 1189 wieder zurückgezogen mit der Begründung, daß sie nicht an Deutsche, sondern an abenteuernde Renegaten gegeben worden seien — »paucis quibusdam extoribus et maxime incognitis«. Einen guten Ruf scheinen diese Leute ebensowenig wie hohe moralische Eigenschaften gehabt zu haben. Auch sie sind später in der levantinischen und türkischen Bevölkerung aufgegangen. Wie ein Lichtblick erscheint dagegen die Tatsache, daß bei der letzten Verteidigung Konstantinopels gegen die Türken 1453 ein Deutscher, Johannes Groß aus Hamburg, die artilleristischen und minentechnischen Arbeiten leitete.

Eine zweite Periode, die dem schon erschöpfenden Seldschukentum kostbares deutsches Blut zuführte, war die der Kreuzzüge. Bei den langwierigen Kämpfen in Kleinasien, Syrien und Palästina gerieten viele Tausende deutscher Ritter und Knechte in grausame Gefangenschaft der erbitterten Mohammedaner, und viele von ihnen zogen schließlich den Übertritt zum Islam schmach-

1) Heidel und Heidenkorn, Catterkorn. — 2) Welschkorn, Türkischer Weizen. — 3) Grumbiere (d. i. Grundbirne, Erdbirne), Erdapfel. — 4) Ich meine Faba.

Aus der schwäbischen Kolonie Helenendorf
in Transkaukasien



1. Helenendorfer Bürgerwehr im Jahre 1906

Aus: v. Schweinitz, Helenendorf

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Berlin: Vossische Buchhandlung

Aus der schwäbischen Kolonie Helenendorf
in Transkaukasien



1. Helenendorfer Bürgerwehr im Jahre 1906

Aus: v. Schweinitz, Helenendorf

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Berlin: Vossische Buchhandlung

vollstem Sklavenleben vor; die reichlichste Sklavenbeute war für die Ungläubigen der 1212 unternommene Kinderkreuzzug, bei dem wieder Tausende deutscher Knaben und Mädchen von gewissenlosen Händlern verkauft wurden. Aber auch die Nachkommen der Kreuzritter, die im Orient geblieben waren, die sog. „Pullanen“, entarteten bald und verschwanden allmählich mit zunehmender Macht des Türkentums unter der Flagge des Halbmondes. Auch die Niederlage bei Nicopoli 1396 brachte viele deutsche Ritter in türkische Sklaverei.

Mit dem Erstarken und der Ausbreitung der türkischen Herrschaft begann jedoch erst das systematische Überführen deutschen Elements in den Islam. Die Sultane betrieben seit dem Falle Konstantinopels die Kreuzung des türkischen Siegers mit den unterjochten Völkern geradezu planmäßig. Sultan Bajazid II. z. B. brachte die Bevölkerung von Kephallonia nach Stambul und zwang die Männer, Negerinnen zu heiraten. Wo der Türkenfädel in der Levante wütete, erschlug er die Alten und brachte Knaben und Mädchen ins eigene Land. 1670 wurde die jährliche Einfuhr von 20000 Kindern aus allen Teilen der Levante in die Türkei festgestellt. Auf den Kriegszügen wurden, auch in deutschen Gauen, die Gefangenen beiderlei Geschlechts nach der Türkei geschickt; der kaiserliche Gesandte v. Buschbeck traf 1561 auf seiner Reise nach Stambul täglich lange Züge von gefangenen Deutschen, die wehklagend und mit Ketten beladen, einer ungewissen Zukunft entgegenschwankten. Auf den großen Sklavenjagden, die von Türken und Arabern auf dem Mittelmeer unternommen wurden, wurden gar oft deutsche Kaufleute, Pilger, Gelehrte und zahlreiche deutsche Landsknechte des Malteserordens erbeutet und auf dem Markte zu Stambul oder Alexandrien zum Verkauf ausgesetzt. Die Kinder wurden regelmäßig ins Janitscharenkorps eingereiht; aus ihm rekrutierten sich jahrhundertlang die bedeutendsten türkischen Staatsmänner und Generale und die Stammväter vieler noch jetzt blühender vornehmer Familien. Gar mancher deutscher Junge mag — so paradox es klingt — der Ahnherr eines fanatischen Paschageschlechts geworden sein. So erhielt der verdienstvolle Orientalist Dr. J. Mordtmann vor Jahren von einem türkischen Freund ein Pergament geschenkt, das diesem von seinen Vorfahren überliefert war. Es war ein deutsches Adelsdiplom vom Jahre 1551 von Kaiser Karl V. für Christoff Jöbel aus Schiltshain. Welche Tragödien mögen sich da manchmal abgespielt haben! Meist allerdings gingen derlei Bindemittel, wie Papiere usw., verloren und mündliche Traditionen konnten sich bei der Neigung der Türken zu Anachronismen auch nicht erhalten. Daher kommt es, daß wir über die ferneren Schicksale von nur sehr wenigen Sklaven und Renegaten durch zufällige Berichte von Reisenden unterrichtet sind. Doch geben diese wenigen Nachrichten die Umrisse von Schicksalen wieder, die von Hunderttausenden von Deutschen getragen werden mußten, und lassen gleichzeitig auf die Anzahl der Unglücklichen schließen, die ein düsteres Geschick Vaterland und Religion vergessen ließ.

Deutsche, die in vorgerückterem Alter als Gefangene nach der Türkei kamen, hatten hier nur die Wahl zwischen Übertritt zum Islam und jahrelanger Galeerensklavenarbeit. Kriegsgefangene — von der ungarischen Grenze wurden jedes Jahr infolge der beständigen Kriege mehrere hundert deutsche Grenzsoldaten in die Sklaverei abgeführt — sowie arme Reisende verloren fast stets ihr Volkstum; sie traten zum Islam über und kamen teilweise in hohe und einflußreiche Stellen. Erschütternd aber war das Los derjenigen, die nicht von ihrem Glauben lassen wollten. In den allermeisten Fällen wurden sie als Ruderklaven an die Bordwände der großen unbeholzten Rähne angeschmiedet. Die eisernen Ringe an den Füßen rieben die Haut wund und brandig, Angezieser aller Art bedeckte sie, die oft kaum ein Hemd anzuziehen hatten. Die glühende Sonne der Levante brannte herab auf die geschorenen Schädel. Ein Schluck stinkigen Wassers und einige Bissen verfaulten Brotes und Früchte war alles, was man den Ermatteten gewährte. Die langen schweren Ruder wurden, wie im Altertum, stehend gehandhabt und durch taktmäßiges Niedersitzen zurückgezogen. Bisweilen mußten diese Sklaven die Türken auf ihren Sklavenjagden ganz bedeutende Strecken, so von Stambul nach Alexandrien, rudern. Rührend aber ist die Ausdauer, die diese Ärmsten unter den schwersten Leiden im »bagno« bewiesen; sie sprachen sich gegenseitig Trost zu und die bittersten Bedrängnisse festigten sie nur in ihrem Glauben. Diesen fast hoffnungslosen Entsetzungen gegenüber ist es wohl verständlich, daß die meisten Sklaven den Übertritt zum Islam vorzogen. Denn höchst selten glückte es einem, durch Flucht oder Loskauf diesen Plagen zu ent-

rinnen. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß eine ständige deutsche Gesandtschaft bei der Pforte damals nicht existierte, sondern daß etwa alle drei Jahre vom Wiener Hofe eine reich mit Geschenken beladene Tributgesandtschaft nach Stambul ausgerüstet wurde. Diese, eigentlich sogar kgl. ungarische Gesandtschaft, wurde in Stambul in einem stallartigen Han untergebracht und streng und hochfahrend behandelt, während die ständigen Gesandten Englands und Frankreichs im Frankenviertel Pera residieren durften. So war denn auch der bescheidene Einfluß, den der jeweilige deutsche Gesandte zugunsten seiner gefangenen Landsleute verwenden durfte, von sehr geringer Wirkung; er mußte froh sein, wenn ihn nicht selbst eine ungnädige Laune des Großherrn auf Jahre in die Keller von Jedi-Kulé verbannte — wie es öfters vorkam. Der schon erwähnte Gesandte v. Buschbeck nahm 1561 mehrere losgekaufte Deutsche unter sein Gefinde auf; 18 deutsche Adlige, die auf der Reise nach Jerusalem in Syrien gefangen worden waren, konnten dagegen nur durch Vermittlung der einflussreichen französischen Gesandtschaft freigekauft werden. Meist aber kam die Hilfe der Gesandtschaft zu spät, überall traten ihr deutsche Renegaten entgegen, die in Turban und Entari nunmehr einen poetischen arabischen Namen trugen. Oft wurden diese Renegaten als Dragomane bei der deutschen Gesandtschaft verwandt, so 1576 der Deutsche Mahmud. Bei (sonst Melchior aus Dierberg) und 1583 ein gewisser Ali-Bei, dessen Wiege in Frankfurt gestanden hatte. Andere wieder zeigten sich nach ihrem Übertritt fanatischer als die geborenen Moslemin selbst. 1576 durfte es ein aus Graz stammender Renegat, der inzwischen Pascha geworden war, wagen, dem deutschen Gesandten, der ihm eine Büchse als Geschenk (!) überreichte, die schmachvollen Worte zuzurufen: „Ich freue mich sehr darüber, denn ich gedenke damit recht viele meiner Landsleute zum rechten Glauben zu bekehren!“

Aber gerade, weil die deutsche Gesandtschaft machtlos war, wurden die gefangenen Landsleute weit mehr als Franzosen oder Engländer zum Islam hingedrängt. 1576 bat ein gewisser Beukner aus Siebenbürgen um Loskauf und mit ihm ein Dutzend deutscher Renegaten, die wieder Verbindung mit der Heimat anzuknüpfen suchten; alle mußten abgewiesen werden. Auch von den vielen deutschen Sklaven, die 1578 der Gesandtschaftsprediger Salomon Schweigger im Bagno von Galata arbeiten sah, konnten nur wenige, und auch diese meist nur heimlich, befreit werden. 1586—88 war ein deutscher Doktor der Rechte, Michael Heberer aus Bretten, Sklave auf türkischen Galeeren; er wurde schließlich durch Vermittlung der französischen Gesandtschaft losgekauft und durfte in sein Vaterland zurückkehren. Von ihm haben wir eine anschauliche Schilderung über das Leben der deutschen Sklaven im Orient. Auch er war mit Kaufleuten und Malteserrittern zusammen an der nordafrikanischen Küste gekapert worden. Nur einem seiner Mitgefangenen, Georg Köppge aus Bütow, glückte es, 1587 zu entfliehen. Ein besseres Los hatten nur diejenigen, bei denen sich im Laufe ihrer Sklavenszeit herausstellte, daß sie ein Handwerk verstanden; diesen, namentlich Goldschmieden und Stallmeistern, gestattete man, ihren Beruf auszuüben. Wer aber unter ihnen nicht doch endlich türkischen Proselytenmachern nachgab, wie 1598 der Goldschmied Hans aus Eger, verlevantinierte schon in der zweiten Generation. So erklärt es sich, daß noch heute viele griechische oder italienische Levantiner einen guten deutschen Namen führen.

Aber auch aus freien Stücken, allerdings auch nicht ohne gewichtigen Grund, kamen Deutsche nach der Türkei, um Mohammedaner zu werden. So z. B. trat 1570 der frühere Prediger in Heidelberg Adam Neuser, der wegen seiner arianischen Lehren durch ganz Deutschland geheßt worden war, zusammen mit zwei Landsknechten aus Siebenbürgen, in Stambul zum Islam über. Während man in Deutschland einerseits die Auslieferung Neusers verlangte, konnte man doch seiner Dienste nicht ganz enttaten; im Tagebuch des damaligen deutschen Gesandtschaftspredigers Gerlach finden wir von 1575 die Notiz, daß Neuser, der „beschreite Mameluk“, vom Kaiser für geheime Dienste 100 Taler bekommen habe. Neuser erhielt später von einer türkischen Witwe unter Versprechen von 2000 Dukaten einen Heiratsantrag, starb aber schon 1576 an der roten Ruhr infolge von Trunksucht, nachdem er kurz vorher einen deutschen Drechslermeister zum Glaubenswechsel bestimmt hatte. An seinem Sterbebett versammelten sich viele deutsche Renegaten, so ein Hans Ferber, der Truchseß eines Beglerbeg geworden war, ferner der wegen Fälschmünzerei geflüchtete Mag Becker aus Kronstadt, dann ein Uhrmacher von Mehmed-Pascha und ein gewisser Jörg aus dem Hohenlohschen. Diese „Mameluken“ munterten ihren sterbenden Kumpan auf mit

den Worten: „Bruder, sei frisch, wir wollen einen guten Suff tun,“ worauf dieser trotz Koran antwortete: „Bring mir noch einmal eines zu giter lege, ich habe nur noch zween Tage zu trinken.“

Der Sklavenmarkt in Stambul befand sich am Atmeidan; wenn sich von vornherein zeigte, daß der Gefangene ein Handwerk verstand, stieg er natürlich erheblich im Preise. 1586 wurde dort ein deutscher Kürschner für eine erhebliche Summe verkauft, ein anderer, namens Georg, kam als Barbier ins Palais des Sultans, während ein anderer Barbier, Meister Michael, wegen hohen Alters die Freiheit erhielt. Sieben junge Deutsche wurden ein Jahr später für 120 Golddukat an eine Galeere verkauft und nebeneinander angeschmiedet. Die Zentrale für den ägyptischen Sklavenhandel befand sich in Kairo. Hier wurden stets gefangene deutsche „Kriegsknechte“ feilgeboten; die meisten von ihnen hatten in Malta gedient, dessen Garnison gegen Ende des 16. Jahrhunderts fast nur aus Deutschen bestand und zum Teil auch von deutschen Rittern befehligt wurde; 1583 wurden zwei von ihnen, von denen der eine aus Augsburg, der andere aus Frankfurt stammte, um die Freiheit zu erlangen, in Kairo Mohammedaner. Ein anderer in der Levante gefangener Deutscher, Johann Wild, kam als erster Europäer 1604 nach Mekka, nachdem er zum Islam übergetreten war.

So kam Jahr für Jahr wertvolles deutsches Menschenmaterial in den Orient, das seinen Weg nur in den seltensten Fällen zurückfand. Erst 1718 sollte sich der rechtlose Zustand der in der Türkei gefangenen Deutschen ändern. Durch den Vertrag von Passarowitz wurde nämlich dem deutschen Botschafter das Recht billigen Rückkaufs zugestanden. Als erster Botschafter nach diesem Vertrag wurde der Graf von Virmondt 1719 nach Konstantinopel geschickt. Seine Reise deckte die fürchterlichen Zustände auf, in denen die versklavten Landsleute schmachteten, und sie führte zu entsetzlichen Szenen, ohne daß dadurch allen gefangenen Deutschen geholfen worden wäre. Denn die meisten deutschen Sklaven wurden von ihren türkischen Herren geschickt versteckt, ja sogar nach dem Loskauf wieder geraubt. Unter den in Adrianopel Befreiten befand sich ein als Soldat gefangener Tiroler, ein Feldscher, ein aus Magdeburg stammender Schuhmacher und eine deutsche Frau, die als Wäscherin in einem Serail gelebt hatte. Als die Herren der deutschen Botschaft auf dem Marmarameer bei Konstantinopel als Gäste des Sultans spazieren fuhren, entdeckten sie, daß fünf der angeschmiedeten Ruderer-Sklaven Landsleute waren; sie waren braungebrannt und kaum von Asiaten zu unterscheiden; einer von ihnen befand sich seit 18 Jahren in dieser Sklaverei, obwohl ihm bei seinem Übertritt zum Islam die Freiheit angeboten worden war. Diese fünf Ruderer wurden für 333 Taler von der Botschaft losgekauft. Unter den vielen Gefangenen, die die deutsche Botschaft während ihres Aufenthalts in Konstantinopel befreite, befand sich eine Frau aus dem Luxemburgischen mit ihrem Kinde, die mehrere Jahre in einem Harem gesperrt war, ein Pfälzer, ferner ein in Griechenland gefangener Fähnrich. Ein hannoverscher Trompeter, ein westfälischer Baron und mehrere in Morea gefangene Soldaten hingegen waren schon zum Islam übergetreten und kamen ihren christlichen Landsleuten meist herausfordernd entgegen. Ein geborener Kölner z. B. war Rentmeister bei Cupidan-Pascha geworden und ließ den Herren der Botschaft seine jetzige Stellung unangenehm genug fühlen. Ein anderer namens Schmid, der Weib und Kind daheim in Sachsen hatte sitzen lassen und jetzt Moslem geworden war, kam dreist zur Botschaft und bat um Empfehlung beim Sultan, wurde aber als „gottloser Mameluk“ entrüstet abgewiesen. Einer der befreiten Sklaven dankte der Botschaft ihre Güte damit, daß er alsbald mit der goldenen Hostie des Botschaftspredigers wieder verschwand. Als die Botschaft die Heimreise antrat, mußte sie es erleben, daß der Botschaftskoch in der Stadt des Großherrn blieb und zusammen mit einem Küchenjungen, der freilich „schon Lutheraner“ war, zum Islam übertrat. Auch etliche „leichtfertige Weibspersonen“, die im Troß mitgekommen waren, blieben zurück.

Was aber konnte eine nur alle drei Jahre entsandte Botschaft, die zudem immer noch sehr unsicher und bescheiden auftreten mußte, tun, um das unwürdige Schicksal ihrer Schutzbefohlenen, die natürlich in dem ganzen Orient zerstreut und versteckt waren, einigermaßen zu mildern! Fort und fort wurden auf dem Atmeidan in Stambul deutsche, auch adlige Mädchen, als Sklavinnen verkauft, in der türkischen Armee dienten mehrere deutsche Renegaten als Offiziere und fochten gegen den Prinzen Eugen. Ja selbst der Kais. deutsche General Graf von Bonneval trat 1730 in Stambul zum Islam über. Dieser Glaubenswechsel machte überall einen lebhaften, der deutschen

Sache natürlich schädlichen Eindruck; der Graf selbst hatte späterhin sowohl als türkischer Marschall bei den Kämpfen gegen den Kaiser wie auch als Ratgeber des Sultans der Türkei erhebliche Dienste geleistet.

War der deutsche Einfluß zu Lande kümmerlich genug, so fehlte er zur See infolge Fehlens einer deutschen Flotte vollständig. Die türkischen Freibeuter in der Levante hatten damit gegen deutsche Schiffe gewonnenes Spiel; die Hansestädte halfen sich schließlich damit, daß sie besondere Kassen einrichteten, aus denen ihre gefangenen Seeleute losgekauft wurden. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Übergriffe islamitischer Piraten an der nordafrikanischen und syrischen Küste meist ohne Bestrafung — die Expedition des preussischen Prinzen Adalbert an das marokkanische Rif war wohl die einzige Ausnahme — und ungehindert wurden deutsche Männer und Frauen in die Sklaverei geschleppt. Der Holsteiner Karsten Niebuhr, der 1765 den Orient bereiste, erzählt davon ein interessantes Beispiel. Als er eines Abends in der mesopotamischen Wüste bei einem Araberscheich übernachtete, hörte er durch die Zeltwand, wie der Araber sich mit seinen Frauen zankte und dann plötzlich eine weibliche Stimme: „O du oller Bullerjahn!“ Niebuhr fragte überrascht: „Wo kümst denn du her, min Dern?“ „Ut Lühhorn bi Elmsborn,“ war die Antwort. Auch Werner v. Siemens traf einen solchen verschlagenen deutschen Renegaten. Als er nämlich nach Fertigstellung eines Kabels durch das Rote Meer nach Suakin kam, begrüßte ihn der dortige Bürgermeister, der in weißem Barte und langem Entari einer orientalischen Erzvätergestalt glich, in fließendem Deutsch mit Berliner Akzent. Er war als Berliner Schneidergeselle vor Jahren nach der Levante gekommen, nach überstandnem Schiffbruch im Roten Meer zum Islam übergetreten und hatte es schließlich zu Wohlstand und Würden gebracht.

Man sieht, der unwahrscheinlichste Roman ist wirklich das Leben selbst. War es dem Apothekersohn Karl Déröit, der 1830 in Magdeburg zur Welt kam, in der Wiege gesungen, daß er dereinst türkischer Marschall und Pascha werden würde? Er desertierte 1848 als Matrose von einem deutschen Schiffe, das in Konstantinopel vor Anker lag, wurde von einem Günstling des Sultans ins türkische Heer eingereiht, bekam als Moslem den Namen Mehmed Ali und vertrat später die Türkei als geborener Deutscher auf dem Berliner Kongreß. Er war nicht der einzige deutsche Renegat im türkischen Heere. Ich nenne hier nur den im Krimkrieg berühmt gewordenen Marschall Omer-Pascha, der einst österreichischer Unteroffizier war, dann Krumbügel-Pascha, der vor einem Jahrzehnt ermordet wurde, und den früheren österreichischen Militärattaché zur Helle, der jetzt als türkischer General Ali Nuri-Pascha heißt. Ferner den früheren Adjutanten Abdul Hamids, Major Munir-Bei, der als österreichischer Offizier ehemals Del Monte hieß. Auch als Beamte sind mehrere Deutsche und Österreicher in türkischen Diensten Mohammedaner geworden. Von solchen Leuten, die aus mehr wissenschaftlichen Gründen einen Glaubenswechsel geschehen ließen, wie etwa Dr. Emin-Pascha oder verschiedene deutsche Mekkasforscher, kann natürlich hier nicht die Rede sein. Mit der Gründung des Deutschen Reiches fiel im Orient auch der letzte Zwang eines Übertritts zum Islam fort. Trotzdem hat sich die Zahl der deutschen Renegaten keineswegs vermindert. Der Glaubenswechsel geschieht wohl seither meist wegen materieller Vorteile. Oft aber sind es auch Frauen und Mädchen, die bei ihrer Verheiratung mit einem Türken auch dessen Glauben annehmen. Gegenwärtig sind viele Gemahlinnen türkischer Staatsmänner und Offiziere geborene Deutsche, z. B. die Gattin (übrigens auch die Mutter) des türkischen Botschafters in Berlin Osman Nisami-Paschas; auch die Mutter des Kammerpräsidenten Achmed Rifa-Bei ist eine österreichische Baroneß. Meist freilich zeigen sich diese deutschen Türkinen fanatischer als ihre echten Glaubensschwester, doch ist dem Verfasser auch eine türkische Familie bekannt, in der die aus Süddeutschland stammende „Frau Pascha“ selbst alljährlich im Harem ein deutsches christliches Weihnachtsfest für ihre mohammedanischen Kinder veranstaltet.

Seltam mag es wohl scheinen, daß mehrere deutsche Publizisten den Islam angenommen haben und zum Teil heftige Verfechter orientalischer Lebensanschauung geworden sind. Es seien hier nur genannt Mohammed Adil (Schmitz-du Moulin), Mahmud Nadji (Prof. Plattner) und Harun al Raschid (Arnt); die Gattin des letzteren ist die bekannte Schriftstellerin Helene Böhlau.

Die letzten polnischen Sprachreste in Pommern.

Von Prof. Dr. Alexander Brückner in Berlin.

Die letzten Reste der einstigen slawischen Pommern gehen heute endgültigem Untergang entgegen. Wie überhaupt in dem gesamten nendutschen Kolonisationsgebiet, allein im Bütowschen und Lauenburgischen, sich diese Slawen erhalten konnten, erklärt die Geschichte, die Lehens- und andere Beziehungen der Ämter zu Polen, die Hinnegung des dortigen Adels zum Polnischen, das nahe polnische Hinterland. Heute jedoch sind die Tage dieser Ureinwohner gezählt und rasch verliert sich diese altpolnische Sprache aus den armen pommerschen Dörfern; die junge Generation erlernt sie nirgends mehr; nur die Alten kennen sie noch, aber brauchen sie auch untereinander immer seltener und beherrschen sie oft nicht mehr im zusammenhängenden Ausdruck. Auf diesen sehr altertümlichen polnischen Dialekt war nun in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Sprachforscher gerichtet; Polen, Russen, Schweden, Finnen haben hier Aufzeichnungen gemacht und Sammlungen angestellt und dafür gesorgt, daß nicht wieder, wie im hannoverschen Wendland im 17. und 18. Jahrhundert, höchst ungenügende, ganz unzuverlässige Aufzeichnungen allein von der einstigen Sprache Kunde geben. Dieses pommersche Slawisch, auch Slowinzisch genannt, ist nun äußerst interessant, nicht nur als Rest einer reichen alten Sprache, sondern als Zeugnis merkwürdiger Sprachmischung und Verderbnis. Gerade die innere Sprachform erleidet Zersetzung: der Slowinze oder, wie er in Westpreußen genannt wird, Kaschube denkt bereits deutsch und drückt sich nur polnisch aus; nicht die Menge der Lehnwörter allein, besonders die vielen Partikeln (doch, meest, buten-ufw.), fallen hierbei auf, sondern z. B. die Verbalbildungen ganz nach deutscher Art. Es ist nun das große Verdienst von Dr. Lorentz, daß er von deutscher Seite möglichst vollständig und genau in mehrjähriger Arbeit alles noch

Erreichbare aufzeichnete und seine Mitbewerber wohl alle aus dem Felde schlug; er veröffentlichte 1903 eine slowinzische Grammatik und ergänzte sie nunmehr durch Texte, Sagen, Märchen und Anekdoten in Prosa und einige dürftige, auch gemischtsprachliche Liederreste¹⁾. Wir waren bereits durch die deutschen Sammlungen von Otto Knoop aus dem östlichen Hinterpommern ungefähr mit dem Material vertraut; hier finden wir nur niederdeutsche Stoffe und die gewöhnlichsten Lokalsagen; die Leuten bewahren sogar die deutsche Terminologie, sprechen nur von den Unnerirdschen, Riesen, hänseln sich mit Schilddürgerstreichen, erzählen von versunkenen Ortschaften u. dgl.

Das sprachliche Interesse überwiegt daher vollständig das stoffliche, und nicht genug kann gerühmt werden die Sorgfalt des Herausgebers, der jede lautliche Varietät mit besonderen neu erfundenen Zeichen auszudrücken wußte, sowie die Leistungsfähigkeit der Petersburger Druckerei. Die Texte sind phonetisch aufgezeichnet und gedruckt, tragen daher für den Unvertrauten ein merkwürdiges Äußeres, aber auch unter diesem Äußeren ist der urpolnische Charakter dieser sogenannten Sprache (eigentlich Dialekt) unverkennbar geblieben.

Eines fällt auf: es wäre jedenfalls Ehrensache der Provinzialbehörden gewesen, für eine derartige Publikation nach Kräften zu sorgen — warum mußte erst Petersburg diese Pflicht übernehmen? Auch die slowinzische Grammatik von Dr. Lorentz mußte nicht auf pommersche, wie wohl zu erwarten war, sondern auf Petersburger Kosten gedruckt werden!

¹⁾ Slowinzische Texte. Von Dr. Friedrich Lorentz. [Ausg. der Petersb. Akad. der Wiss.] 8°, VI u. 150 S. St. Petersburg 1903. 2 M.

Die „Sachsengeschichte“ von Georg Daniel und Friedrich Teutsch.

Von Prof. Robert Esallner in Hermannstadt.

Das von Georg Daniel Teutsch begonnene Werk der „Sachsengeschichte“ hat der Sohn, Friedrich Teutsch, mit dem dritten Bande¹⁾ zum Abschluß gebracht. Mehr als zwei Menschenalter sind vorübergegangen, seitdem der Vater die Richtlinien zu dem Werke legte, und doch erscheint es aus einem Gusse. Auch darin äußert sich der konservative Charakter unseres Volkes, das seit je die Traditionen heilig gehalten und nur in unwesentlichen Fragen von einem einmal eingeschlagenen Wege abgewichen ist. Die großen Grundzüge der Darstellung sind in allen drei Bänden dieselben, nur in dem Detail zeigen sich Unterschiede. Besonders gilt das auch von dem Stile. Während die Schreibart des ersten Teiles der „Sachsengeschichte“ in einem durch intensive Beschäftigung mit alten Klassikern beeinflussten Stile ge-

schrieben ist, überwiegt in dem zweiten und dritten durchaus persönliche Eigenart, die auch das kleinste Detail fesselnd zu gestalten vermag.

Die „Sachsengeschichte“ ist für das sächsische Volk geschrieben. Sie enthält daher auch viele Einzelheiten, die dem fernstehenden nebensächlich erscheinen mögen, die dem Sachsen aber so recht den Werdegang seines Volkes und seiner Volksindividualität vor Augen führen. Wir sehen den deutschen Bauernmann und Handwerker sich loslösen von der Scholle, die seine Vorfahren ernährt, hinausziehen in das ferne Waldland, wo er durch seiner Hände Arbeit eine neue Heimat sich erwirbt, kämpfen mit dem Feinde, der von außen her eindringt, oft der Vernichtung nahe, sich immer wieder aufrufen und selbst dann, wenn ihm das bitterste Unrecht geschieht, nicht wanken in der ererbten deutschen Treue dem Herrscherhaus der Habsburger gegenüber. Wir beobachten das sächsische Volk in dem von vornherein ungleichen Kampfe der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, in dem es, von Österreich verlassen, unterliegen muß und nur seine besten Kulturgüter zu retten vermag, seine deutsche

¹⁾ Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Von Friedrich Teutsch. III. Bd.: 1816—68. 8°, XVI u. 523 S., mit Anhang, Quellen- u. Literaturverzeichnis, Namen- u. Sachregister. Hermannstadt 1910, W. Krafft. 6.50 M.

Sprache, seine deutsche Bildung, die es hinter dem Schutzwall der neu organisierten evangelischen Kirche birgt. Mit Recht ist daher besondere Sorgfalt auf die Darlegung der Entwicklung des Rechtszustandes der evangelischen Kirche verwendet worden. Ist doch noch heute mit wenigen Ausnahmen in den einzelnen Teilen des Sachsenlandes Deutsch und Evangelisch ein Begriff.

Dem sächsischen Volke also will dieses für uns monumentale Werk seine siebenhundertjährige Geschichte, die reich an Ehren und Drangsalen aller Art war, lebendig vor die Seele stellen und es auch weiter befähigen, auszuhalten auf dem Posten, wohin es die Vorsehung gestellt, sollte es auch ein verllorener sein. „Unsere grauen Burgen und Kirchen sprechen wieder und die alte Sitte und Sage erhebt das lebendige Wort zum staunenden Geschlecht der Gegenwart. Wie viel klarer und lebensvoller vermag das Bild unserer an Ehren und Leiden so reichen Vorzeit heute vor die Seele desselben zu treten!“ Dieses Wort G. D. Teutschs umfaßt den vollen Wert der „Sachsengeschichte“ für uns, die Nachkommen jener deutschen Männer und Frauen, die Siebenbürgen zu einem Kulturland, zu einem der wertvollsten Teile des ungarischen Staates machten. An den Taten der Vorfahren entzündet sich die Begeisterung für alles Edle und Schöne im menschlichen Leben, in Staat und Gesellschaft. In diesem Sinne ist die „Sachsengeschichte“ für das sächsische Volk geschrieben. In objektiver Darlegung zeichnet sie den wahren Charakter des Volkes und beschönigt nicht, sondern sucht ebenso Vorzüge und Schattenseiten im Wesen unseres Volkes zu begründen und verständlich zu machen.

Die „Sachsengeschichte“ ist aber auch für die Freunde der Siebenbürger Sachsen geschrieben. Aus ihr vermögen diese sich selbst ein Bild zu machen von sächsischem Wesen und sächsischer Eigenart. So tritt das kleine Sachsenvölkchen dem großen deutschen Volke wieder näher, von dem es sich rühmt, ein Glied zu sein. Wie man auch immer über uns urteilen mag, eines lehrt die „Sachsengeschichte“ fast auf jedem Blatte, wir sind, unbeschadet der schuldigen Treue gegen unser Vaterland Ungarn, des deutschen

Namens nicht unwürdig geworden. Die deutsche Mutter braucht sich unsertwegen nicht zu schämen!

Was der erste und zweite Band der „Sachsengeschichte“ geschildert hatte, wie aus den zerstreuten Siedlungsgebieten auf dem Königsboden eine Einheit erwachsen und wie sich diese über die Zeit der Türkenkriege und der nivellierenden josephinischen Reformbestrebungen erhalten hatte, das führt der dritte Band weiter fort. Er enthält den tragischen Kampf um den nationalen Bestand der Siebenbürger Sachsen vom Jahre 1816 bis 1868 und erklärt nicht nur den fernstehenden, sondern auch den Volksgenossen die oft getadelte Stellung der Sachsen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Er schließt mit der Neugestaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie auf dualistischer Grundlage. Denn damit war die politische Rolle der Siebenbürger Sachsen aus, wenn sie auch scheinbar erst 1876 durch die Zertrümmerung des Königsbodens ihren Abschluß fand. Die kulturelle Bedeutung der Sachsen für Ungarn aber ist auch heute nicht vorbei und wird, wie wir hoffen, so lange bestehen, solange in dem vom „Gürtel der Karpathen“ umschlossenen Siebenbürgen noch der deutsche Kant erklingt. Daß aber der deutschen Sprache anheimelnder Kant aus unseren mit dem Blute und dem sauren Schweiß unserer Vorfahren gedüngten Tälern und Ebenen nicht so bald verschwinde, dafür gibt die „Sachsengeschichte“ das beste Rüstzeug an die Hand. Denn nur „ein Volk, das gleichgültig wird gegen seine eigene Vergangenheit und Gegenwart, legt sich selbst zu den Toten“. Wir dürfen und wollen gegen unsere Vergangenheit nicht gleichgültig sein und so haben wir ein Anrecht auf eine Zukunft.

Die „Sachsengeschichte“, deren dritter Band das schöne Motto »Hic mortui vivos vitam docent« trägt, verbürgt unserem Volke auch für künftige Zeiten seinen Bestand. Sie wird von ihm selbst dann noch zeugen, wenn der letzte Stein unserer Burgen verwittert und die letzte jener alten Verteidigungsfürken, die gegen die Horden der Türken und Tataren einst Schutz geboten, in Schutt und Trümmern liegt.

Zum Bericht des Ptolemäus über Nordwestdeutschland.

Schlußwort des Berichterstatters¹⁾.

Die angezogene Schrift von G. Holz hat Langewiesche meines Wissens nirgends angeführt; auf den Hauptteil der Untersuchung geht er aber auch jetzt nicht ein, sondern begnügt sich bloß mit der Erklärung, daß er mit dem die germanischen *volkes* behandelnden Anhang nicht einverstanden sei. Die Ergebnisse der Arbeiten von Holz u. a. einfach abzulehnen, ist sehr bequem; sie müssen aber dann auch widerlegt werden. Solange wir nicht nachweisen können, daß die Orte Niesen, Pömbfen usw. schon den Römern bekannt gewesen sind, müssen wir uns bescheiden, Novesium mit dem bekannten Novesium (Neuß), Amisia mit dem von Tacitus erwähnten Kastell Amisia gleichzusetzen. Ob die Stadt Emden aus dem nur kurze Zeit besetzten Lager Amisia hervorgegangen ist, muß sehr bezweifelt werden; ebenso glaube ich kaum, daß die Deutung Pömbfen = Burg Amisia ernsthafter Kritik standhalten wird.

¹⁾ Siehe Deutsche Erde 1910, S. 193 f.

Eine Stütze für seine Theorie findet Langewiesche in dem Ergebnis, zu dem angeblich Kropatschek auf Grund der Ausgrabungen gekommen ist, daß Aliso = Haltern sei. In Wahrheit hat Kropatschek ausdrücklich erklärt, daß die Gleichung Haltern = Aliso Hypothese bleiben müsse; von einem gesicherten Resultat kann also gar keine Rede sein.

Prof. Dr. Ludwig Schmidt in Dresden.

Die Anfänge von Wilhelmsburg bei Hamburg.

Dem Geschlecht der Grote ist das Verdienst beizumessen, am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert außer anderen Gründungen in der „Wüstenei an der Elbe“ zwei große Inseln, Gorrieswerder und Stillhorn, kolonisationsmäßig besiedelt und allmählich eingedeicht zu haben. Im wesentlichen sind es Bestandteile der jetzigen großen Insel Wilhelmsburg. Die Junker hatten Niederländer in diese Marschlandschaft gerufen, verlegten 1333 ihren Wohnsitz nach Stillhorn, dessen Schloß, die spätere Wilhelmsburg, der Kern der heutigen Industriestadt dieses Namens geworden ist, und regierten drei

Jahrhunderte hindurch ihr kleines Reich, zuerst als Lehnsleute der Grafen von Holstein, dann des braunschweigisch-lüneburgischen Hauses. Dieses erwarb 1672 durch Kauf und Tausch die Inselnlandschaft an der Unterelbe, da der besitzende Zweig der Familie in brandenburgische Dienste übergetreten war. Die Herrschaft Wilhelmsburg wurde vom letzten Herzog von Celle als Erbgut seiner Gemahlin Eleonore d'Olbreunze gegründet, der Mutter der unglücklichen „Prinzessin von Ahlden“, und die heutige Stadt führt die Lilien aus deren Wappenschild in ihrem eigenen jungen Wappen. Die Familie der Grote wurde bald darauf in den Stand der Reichsfreiherrn erhoben. Mit Genugtuung lesen wir in den „Beiträgen zur Geschichte der Elbinseln vor Hamburg“ von Fhrn. Grote-Ebstorf (hrsg. u. verlegt vom Verein f. Heimatkde. 8^o, 110 S., 1 Taf. Wilhelmsburg 1907, Gottfr. Veith) die mannhaften Worte, die 1681 der Geheimrat Grote auf dem Frankfurter Reichstag als Vertreter des Herzogs Ernst August sprach: „Es wird dem Reiche vor der ganzen Welt schimpflich und gegen die Posterität unverantwortlich sein, wenn nicht vor allen Dingen die Restitution der Stadt Strassburg begehrt werden sollte.“

Vermist wird bei dem Büchlein eine Lagenzeichnung für die besprochenen Örtlichkeiten. Sein Verfasser meint sogar: „Es wäre ein vergebliches Bemühen, ein Bild der Elbinseln in ihrer geographischen Gestaltung geben zu wollen.“ Es liegt im Gegenteil genug Stoff an Karten in den Hamburger Archiven, daß mit ihrer Hilfe die Aufgabe sogar recht lohnend werden könnte.

Dir. Dr. Ernst Gehlmann in Linden.

Die deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet.

Der Anstoß, den Wilhelm Arnold der deutschen Ortsnamenforschung gegeben hat, hat sich im Nordosten nur wenig bemerkbar gemacht. Es kann nicht so sehr wundernehmen, denn die für Arnold wichtigsten Ortsnamentypen, auf die er sein bekanntes Stammesystem begründete, finden sich in größerer Zahl ja nur auf altdeutschem Siedlungsboden, in auffälligen Anhäufungen besonders im Westen.

Hat im Nordosten inzwischen die Ortsnamenforschung auch nicht geschlafen, so hat sie doch keinen rechten Zusammenhang finden können mit den Fragen, die den Westen bewegten, mit den Methoden, die hier in zäher Arbeit gewonnen wurden. Weitans überwiegend waren es die slawischen Ortsnamen, denen sich bisher im Nordosten die Forschung zugewandt hat, meist in rein etymologischer Behandlung, bei der für die geschichtlichen Gesichtspunkte nicht allzu viel abzufallen pflegte.

Erst in einigen wenigen Landschaften sind vereinzelte Versuche gemacht mit einer Behandlungsweise, die sich der Methode des Westens — soweit es die stark abweichenden Verhältnisse zulassen — annähert. So ist es — als ein hoffentlich recht stark wirkender Anstoß — zu begrüßen, daß Prof. Dr. F. Curschmann jetzt (Forsch. 3. dtisch. Landes- u. Volkskunde XIX, Heft 2, 8^o, 93 S., Stuttgart 1910, J. Engelhorn, 5 M.) für den ganzen Nordosten, natürlich ohne Vollständigkeit erstreben zu wollen, in einer zusammenfassenden Übersicht die bisher so

sehr vernachlässigten deutschen Ortsnamen behandelt hat. Ist sein Ziel auch in erster Linie Anregung, so hat er doch, namentlich in seinem weitaus umfangreichsten Abschnitt, über die von der mittelalterlichen Besiedlung hervorgerufenen Namen so viel und so Gutes geboten, daß auch der mit diesen Dingen Vertraute die Schrift nicht ohne Nutzen aus der Hand legen wird. Ich will nur hinweisen auf die Umbildung slawischer oder altpreußischer Namen in deutsche; auf die vorsichtig abwägende Behandlung der in den Ortsnamen verwandten Stammesnamen, die sich bei näherem Zusehen vielfach als Personennamen zu erkennen geben; auf die Übertragung von Namen aus dem Mutterland ins Kolonisationsgebiet und vieles andere.

Wie sehr doch dieser Kolonialboden von dem altdutschen Siedlungsgebiet verschieden ist! Im Westen sind die entscheidendsten Fortschritte der Ortsnamenforschung erwachsen auf einer zielbewußt durchgeführten Einteilung nach den Grundwörtern. Curschmann hat darin dem Westen nicht folgen können. Er hat seiner Einteilung die Bestimmungswörter, den ersten Teil der doppelstämmigen Namen (nicht Grundwörter, wie er selber versehentlich schreibt S. 59 unten), zugrunde legen müssen. Nur ganz am Schlusse (S. 90 ff.) widmet er einige wenige Seiten den durch gleiche Grundwörter sich abhebenden Gruppen der -stedt, -ingen bzw. -ungen und -leben, die alle nur sehr spärlich im Nordosten vertreten sind. Von den -leben bringt er (S. 92) eine Zusammenstellung, die aber auch angegliche slawische Ortsnamen enthält. Die für unser Gebiet besonders charakteristische Gruppe auf -hagen geht, abgesehen von gelegentlichen Erwähnungen, leer aus. Sie wäre einer ausführlicheren Behandlung wert gewesen.

Dr. Hans Witte in Schwerin i. M.

Schwäbische Siedlungen an der Nordgrenze Ungarns.

1786 wurden in der Zipser Gespanschaft am Dunajez zwei deutsch-evangelische Ansiedlungen Sublechnitz und Altmeierei (Ömajor) gegründet, und zwar von 23 Familien mit 108 Seelen aus Württemberg. 1804 waren es 140 und 1815 212 Köpfe geworden. 1808 wurde in Sublechnitz ein Bethaus aus Stein erbaut und eine deutsche Schule errichtet. Letztere brannte 1864 ab und wurde 1865 durch einen Neubau ersetzt, der noch heute steht. In der Kirche wurde am 15. Mai 1866 eine Orgel für 140 Gulden aufgestellt. Der auch jetzt noch gut erhaltene Altar stammt aus dem Jahre 1870, und in demselben Jahre malte für 116 Gulden Adolf Weiß, Maler in Käsmark, das gelungene Altarbild.

Großes Verdienst am neuen Aufblühen der Gemeinde hatte Lehrer Ludwig Raab, der am 25. Februar 1865 sein Amt antrat und bis 1873 in seinem Amte wirkte. Nach ihm kamen mehrere auf die Geschichte der Gemeinde keinen besonderen Einfluß ausübende Lehrer, dann kam Wenzel Drány und im Jahre 1896 Karl Melzer. Ihm folgte der noch gegenwärtig wirkende Lehrer Rudolf Raab.

Während eines Jahrhunderts leiteten die Gemeinde als Seelenhirten nach dem im Jahre 1817 erfolgten Tode des Martin Lehoczyky ein Jahr lang Mathias Eiptay,

dann bis zum Jahre 1854 Daniel Halbschuh, bis zum Jahre 1890 Michael Szalagyi, bis zum Jahre 1906 Theodor Epták. Von da an steht die Gemeinde unter der Leitung des G. Adolf Posch, der hier am 29. Juli 1906 den ersten Gottesdienst hielt.

Eine neue Blütezeit für die Gemeinde brach an unter dem Inspektorat Richard Kleins. Er sammelte durch eine weit und breit entfaltete rührige Tätigkeit ungefähr 600 Kr. Mit dieser Summe wurde die Kirche neu gedeckt, das Innere stilgemäß ausgemalt.

Angeregt durch diesen schönen Erfolg und durch die nahe Jahreswende des hundertjährigen Bestehens des Gotteshauses wurde beschlossen, einen Turm an die Kirche anzubauen und an die Stelle der Spielberg-Glocke, die auf den Ömajorer Gottesacker kommt, zwei große schöne Glocken anzuschaffen. Schon am 25. Juli 1909 konnte die Gemeinde den neuen Kirchturm und zwei neue große Glocken einweihen.

Bei der Einweihung des Turmes von Seiten der Seelsorger wurden an die Nachkommen der biedereren Schwaben aus Württemberg leider nur madjarische Ansprachen gehalten; ein neuer Beweis, daß sich in der Gips auch die evangelischen Priester in den politischen Dienst der ungarischen Regierung stellen, die alles Deutsche in Ungarn vernichten will.

Die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung in Amerika.

In den Schriften, die das Deutschtum im Ausland behandeln, wird der Sozialismus meist nur gestreift. Es ist daher ganz nützlich, auch einmal die Arbeiterbewegung unter dem Gesichtspunkt des Deutschtums zu betrachten. Auch kann man finden, daß gerade die Arbeiter, deren herausfordernde Breitbeinigkeit und deren trotziges Fordern uns daheim manchmal auf die Nerven fällt, drüben dazu dient, ihre Eigenart stärker zu behaupten, als es gelegentlich von anderen Klassen geschieht. Auch trennt unsere Volksgenossen, die dem vierten Stande angehören, ihre allerdings verschiedene Philosophie von der praktischen Politik amerikanischer Gewerkschaften, so daß ihre Verschmelzung mit den Jankees dadurch erschwert wird. Schon anfangs der fünfziger Jahre bestand, laut Hermann Schlüter (8^o, X u. 214 S., Stuttgart 1907, Dieh, 3 M.), eine große Menge von sozialdemokratischen Turnvereinen von Newyork bis nach Milwaukee. Bei der „Turnzeitung“ (die noch jetzt blüht) arbeitete im Jahre 1853 ein so bedeutender rechtsstehender Politiker mit wie Rapp, der nach 1870 nach der Heimat zurückkehrte, um dort Reichstagsabgeordneter zu werden. Besonders viel Raum wird dem Leben und Wirken Wilhelm Weltlings gewidmet. Es ist sehr anziehend, ja dramatisch, zu sehen, wie ein wohlmeinender Mann sofort scheiterte, als er versuchte, seine Utopien in die Welt der Taten zu übertragen. Bemerkenswert ist die Stellung, die deutsche Kommunisten gegen die verschiedenen Kriege der Vereinigten Staaten von Amerika genommen haben; noch bemerkenswerter, daß einige deutsche Arbeiter sich als Freunde der Sklaverei erwiesen. Noch andere gingen auf Eroberung aus, und zwar durch die Sklaverei.

Sie wollten, genau so wie das die sklavenfreundlichen Südstaaten anstreben, durch eine Ausdehnung der schwarzen Arbeit in Mexiko und Mittelamerika den Vereinigten Staaten neue Länder gewinnen.

Dr. Albrecht Wirth in München.

Ermittlung des Deutschtums in Paraguay.

Anlässlich der 1911 stattfindenden Jahrhundertfeier Paraguays soll auch das Leben und Wirken der Deutschen im Lande in einer Festschrift geschildert werden. Zur Gewinnung der nötigen Unterlagen wurde folgender Fragebogen verschickt:

1. Bevölkerung: Seelenzahl; Familienzahl der Deutschen. In Deutschland geboren; Nachkommen Deutscher, welche noch als Deutsche anzusehen sind.

2. Schule: Begründet wann? Art der Schule; unterhalten von? Erhaltene besondere Unterstützungen, Jahresausgaben? Besitzt die Anstalt die Rechte einer juristischen Person? Grundeigentum? Jährliche Schülerfrequenz seit Gründung? Welchem Beruf widmeten sich die aus der Schule entlassenen Kinder? Ist der Leiter der Schule akademisch gebildet? Welches Jahresgehalt bezieht derselbe?

3. Vereinswesen: Wissenschaftlich-gesellige Wohltätigkeitsvereine; Handels-Industrie-Vereinigungen; Gründungsjahr; Vereinszweck; Vereinsvermögen; Rechte einer juristischen Person?

4. Handel: Namen der Hauptfirmen; Gründungsjahr; Art des Geschäfts; Kapital; Prozedenz der geführten Waren (Deutschland?).

5. Industrie: Namen der Etablissementsinhaber; Gründungsjahr. Art der Industrie; Kapital; Prozedenz der zur Fabrikation verwandten Materia Prima. Absatzmarkt der Produkte; auf Ausstellungen erhaltene Preise.

6. Landwirtschaft: Allgemein wieviel Selbständige? Ackerbauern? Wieviele derselben besitzen Eigentum? Welches sind die hauptsächlichst angebauten Kulturpflanzen? Wert des Grund und Bodens; Verba-Kaffee-Comaten-Apfelsinen-Kultur. Wie ist die Lage der Ackerbauern?

7. Viehzucht: Namen der Estanzeros; Areal des Besitztums. Viehzahl; Absatzmarkt; eingeführtes Rassevieh; Wert des Grund und Bodens.

8. Allgemeines: Wie sind die Postverhältnisse? Erfüllen die Lokalbehörden (Richter, Gefe Politico) ihre Pflicht und wie stellen dieselben sich den Deutschen gegenüber? Hat die deutsche Bevölkerung unter den verflochtenen revolutionären Umtrieben zu leiden gehabt und sind gerechte Ansprüche seitens der Geschädigten von der Regierung berücksichtigt worden? Werden die Bahn- und Flußfrachten als hoch angesehen? Welche Deutschen stehen als Direktor oder Gerent irgend einem Unternehmen vor? Wieviel Deutsche leben in der Umgegend zerstreut, welche auch mitgezählt werden müßten? Ist Paraguay für den deutschen Kleinkapitalisten als Arbeitsfeld zu empfehlen und für welchen Zweig des Erwerbslebens? Ist die Auswanderung Deutscher aus Paraguay bemerklich? Daten meteorologischer Einrichtungen erbeten!

£.

Aus der schwäbischen Kolonie Helenendorf
in Transkaukasien



Pfarrhaus in Helenendorf



Schule in Helenendorf



Krankenhaus am Marktplatz

Aus: v. Schweinitz,
Helenendorf

GOtha: JUSTUS PERTHES

Berlin: Vossische
Buchhandlung

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Märkische Missionare in Heidenländern. Von P. R. Gareis. (Märk. Kirchengesch., Heft 8—10.) 8°, 32 u. 20 S. Berlin 1906, Ostf. Jünglingsbund. 30 Pf.

Die kleine Schrift stellt ein dreifaches, allerdings nicht lückenloses Verzeichnis von mehr als 130 evangelischen Missionaren zusammen, die in der Mark Brandenburg geboren wurden. Darunter befinden sich mehrere in der Missionsgeschichte bekannte und geschätzte Namen wie Benjamin Schultze, Christoph Theodosius Walther und Christian Friedrich Schwarz. Zunächst sind sie nach ihren Geburtsorten geordnet, dann nach den Ländern, in denen sie wirkten, endlich nach den Missionsgesellschaften, die sie auswanderten. Am ausführlichsten ist der zweite Teil, der zugleich kurze biographische Angaben und Nachrichten über die Wirksamkeit jedes einzelnen enthält. Aus ihm erfieht man, daß Afrika, Indien, China, Australien, Grönland, Westindien und Surinam die Arbeitsgebiete dieser Pioniere des Deutschtums waren. Auf ihre Verdienste um die Wissenschaft, namentlich um Sprachforschung und Völkerkunde, wird nur ganz flüchtig eingegangen. Der dritte Teil weist nach, daß die überwiegende Mehrheit der Missionare im Dienste der Brüdergemeine und der Missionsgesellschaft Berlin I stand oder noch steht. Ein Register vermißt man, ebenso Angaben über die vom Verfasser benutzte Literatur.

Dresden. Dr. Viktor Bangsch (†).

Deutschland. Das Anwachsen der deutschen Städte in der Zeit der mittelalterlichen Kolonialbewegung. Von Dr. Alfred Püschel. (Abhandlungen z. Verkehrs- u. Seegeschichte IV, herausg. von Dietrich Schäfer.) 8°, XII u. 214 S., 15 Stadtpläne. Berlin 1910, Karl Curtius. 7.50 M.

Das große Werk, das im ausgehenden Mittelalter die d. Neubefiedlung östlich der Elbe und Saale vollbrachte, zeugt von einer überprüfenden Kraft unseres Volkstums, wie sie in der Geschichte wohl ohne Beispiel dasteht. Und doch, diese Kraft war mit diesem Werke keineswegs erschöpft. Wie ein Riese nach langem Schlummer reckte unser Volkskörper allerorten seine Glieder, sprengte die Bande, die ihn bis dahin fest umschlossen hielten. Nicht allein im Osten, sondern gleichzeitig auch im Norden, Westen und Süden. Und wie auf dem neu errungenen Volksboden d. Bauernkraft sich eine neue Heimat schuf und weit darüber hinaus d. Bürger städtische Gemeinwesen tief in den Osten und Norden vorschoben, war doch noch so viel überschüssige Kraft vorhanden, daß auch im Innern die Städte einen Aufschwung nehmen konnten, wie sie ihn noch niemals erlebt und wie er erst in den letzten hundert Jahren sich zu wiederholen scheint.

Wie dies Ausblühen der d. Städte gleichzeitig mit der Befiedlung des Ostens seinen Höhepunkt erlangte, wie ihre räumliche Entwicklung „im 13. oder spätestens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts“ abschloß und — abgesehen von Ausnahmen — den erlangten Umfang „bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts oder auch noch länger“ bewahrte, führt Püschel an einer

gut gewählten Reihe von Kolonialstädten, älteren d. und Römerstädten, anschaulich vor.

Schwerin i. M.

Dr. Hans Witte.

Pommern. Der Kreis Pyritz als deutsches Kolonialland. (Nach: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin. Von H. Lemcke. Heft 7: Kreis Pyritz. Gr. 8°, S. 321—526. Stettin 1906, L. Sannier. 10 M.)

Der Kreis Pyritz, von dem etwa ein Drittel unter dem Namen „Weizacker“ bekannt ist, gehört zu den Teilen Pommerns, in denen Christentum und Deutschtum verhältnismäßig früh Eingang fanden. Bauten aus dieser Zeit sind nur wenige erhalten, aber immerhin stammen noch 13 Kirchen, Granitquaderbauten des 13. Jahrhunderts, aus der Zeit, in der die friedliche Eroberung des Wendenlandes durch den d. Pflug sich vollzog. Sie beweisen auch, daß das Land links der Pöne erheblich früher d. geworden ist als der weiter nördlich gelegene Teil. Bekannt ist die heute fast ganz verschwundene Volkstracht der Bewohner des Weizackers mit ihren bunten und grellen Farben. Diese farbenfrohigkeit tritt auch in der Ausstattung vieler Kirchen, deren Decken bunt bemalt sind, in dem farbigen Schmucke von Schnitzwerken, in Stickereien an Tüchern oder Decken deutlich zutage.

Stettin.

Prof. Dr. Martin Wehrmann.

Preuß. Ostmarken. Die Kampforganisationen Neu-Polens. Von Staatsanwalt M. Spatz-Gnesen. 8°, 78 S. München 1910, J. F. Lehmann. 1.50 M.

An der Hand eines außerordentlich reichhaltigen Zahlenmaterials entwirft Verfasser ein anschauliches Bild von dem Bestreben des reichsd. Polentums, alle Berufe, Betätigungszweige, Lebensalter usw. auf nationalpolnischer Grundlage — unter bewußter Abschließung von allem D. — zu organisieren. Seine Schrift ist um so dankenswerter, als eine die gesamte wirtschaftliche, politische und kulturelle Organisation „des polnischen Gemeinwesens“ berücksichtigende Darstellung bisher nicht vorlag (Bernhard behandelt nur die wirtschaftliche Seite der Frage). — Die statistischen Angaben des Buches zeigen uns ferner, wie diese (nationalpolnische) Bewegung von Posen aus auf die übrigen Gebiete mit polnischer Bevölkerung übergreift, und welchen wirtschaftlichen Aufschwung das Polentum gerade in den letzten Jahren genommen hat.

Ein einheitliches und verständnisvolles Mit- und Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen Verbände wird gewährleistet durch das Prinzip der Personalunion, d. h. dadurch, daß die Führer des einen Verbandes zugleich in anderen einflußreiche Stellungen einnehmen (wie der kürzlich verstorbene Wawrzyniak). „Es besteht geradezu ein Ring von Führern und Verbänden.“ Nicht minder zahlreich sind die Fäden, welche die einzelnen Organisationen auch sachlich miteinander verknüpfen, so sind die eisernen Fonds der Unterstützungsvereine (z. B. des Marcinkowskivereins) zu einem großen Teile in polnischen Bankunternehmungen angelegt. Bei der äußeren Organisation der großen Verbände (Wahlkomitee, Straz,

Sokol, Volksbibliothekenvereine) geht man mehr und mehr zu der Form der Dezentralisation über; man läßt den Lokal- und Provinzialverbänden eine sehr große Selbständigkeit, während die Zentralkomitees usw. sich lediglich auf eine Überwachung ihrer Tätigkeit und Sicherung eines einheitlichen Vorgehens beschränken. Die Bestrebungen auf Herstellung eines unabhängigen polnischen Wirtschaftsgebiets finden ihren Mittelpunkt in den „Industrievereinen“, die womöglich in allen Handels- und Industriezweigen polnische Unternehmungen zu schaffen suchen. Die allen Organisationen gemeinsame Kampfstellung gegen das D. läßt es vorläufig nicht zu einer Auswirkung der sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze kommen, so arbeitet der Verband der Großgrundbesitzer mit dem der Landarbeiter, der der Kaufleute mit denen der Angestellten Hand in Hand. — Durch ein Sachregister wäre die praktische Brauchbarkeit des außerordentlich lehr- und inhaltreichen Buches noch gefördert worden.

Posen.

Dr. Friedrich Weidner.

Schlesien. Das schlesische Landschaftsbild in slawischer Zeit. Von Martin Treblin. (Schlesien III, Heft 4 u. 6. Kattowitz, Siwinna.)

In unterhaltender Weise versucht es der Verfasser, das Landschaftsbild Schlesiens aus der Zeit vor der d. Einwanderung zu rekonstruieren. Es ist natürlich, daß hier die Phantasie mithelfen muß. Sie stützt sich aber durchweg auf die aus dieser Zeit erhaltenen urkundlichen und historischen Nachrichten, deren kritische Bearbeitung und Verwertung auch in der jüngsten Literatur dem Verfasser vertraut ist, und nimmt die Ergebnisse der Ortsnamenforschung und der vergleichenden Völkerkunde zu Hilfe. Wenn man über Einzelheiten auch streiten könnte, so muß man im großen und ganzen das Bild, das uns Schlesien in der rein slawischen Zeit als ein in der Hauptsache von Urwald mit gemischten Holzbeständen bedecktes Land mit spärlichen menschlichen Niederlassungen in den Niederungen und an den Ufern der Bäche und Flüsse zeigt, als richtig bezeichnen. Der Zweck des Aufsatzes ist, uns die Veränderung zu vergegenwärtigen, welche das Landschaftsbild als solches infolge der Besiedlung des Landes durch D., die erst an dem Beginn des 13. Jahrhunderts sich nachweisen läßt, durch Ausroden der Wälder, Urbarmachung der Felder, auf denen geregelter Ackerbau eingeführt wurde, und insbesondere durch die Begründung stattlicher Kolonistendörfer, zahlreicher Marktflecken und einer Anzahl großer volkreicher Städte durchgemacht hat.

Pleß (Oberschlesien).

Dr. Ezechiel Sivier.

Bayern u. Tirol. Die deutschen Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebiets. Gesammelt und erklärt von Prof. Dr. August Kübler. (Herausg. mit Unterstützung des D. u. Österr. Alpenvereins.) Gr. 8°, VI u. 213 S., mit K. Amberg 1909, Pustet. 10 M.

Der auf dem Gebiet der Ortsnamenkunde rühmlichst bekannte Verfasser schaltet die 283 Namen, welche er vor die Namengebung durch die d. Einwanderer setzt, vorsichtig aus der eingehenden Behandlung und Deutung aus. Im eigentlichen ersten Teile werden 1060 d. Namen nach Appellativen, im zweiten Abschnitt 382 d. geographische Namen nach Personen und im dritten Abschnitt (nebst Nachtrag) 1025 dunklere Namen aufgeführt.

Von den als romanisch und vorddeutsch angenommenen Namen dürften sich wohl noch einige, die recht d. anlingen, als tatsächlich d. entpuppen, wenn etwa ein Valentin Hintner mit seinen reichen Tiroler Erfahrungen und Kenntnissen nochmals die Namen durchprüfen wollte.

Aber wir dürfen mit dem, was Kübler auf Grund der Lokalmundart, der urkundlichen Schreibungen und der Realprobe uns bietet, voll und zufrieden sein. Wie die Bevölkerung sich die Namen denkt, ist für die Wissenschaft meist wertlos — wenn wir nicht etwa Sagenforschung treiben wollen. Bemerkenswert ist, daß nach der Ansicht Küblers sich das Schwäbisch-Alemannische früher weiter nach Osten ausgedehnt haben mag, also im Zurückweichen vor dem Bairischen begriffen ist. Als Besiedler nimmt er daher erst in dritter Linie „auch Baiern“ an.

Wien.

Prof. Dr. Johann Nagl.

Tirol. Die Stubaier Ortsnamen als Zeugnis für die Siedlung. Nach: Die Stubaier Personen- und Güternamen nach dem Stande vom Jahre 1775. Eine Ergänzung zu den Stubaier Ortsnamen. Von Dr. Valentin Hintner. Gr. 8°, 28 S. Wien 1903, Alfr. Hölder. 80 Pf. Und:

Nachträgliches zu den Stubaier Namen. Von demselben. [Jahresber. über das k. k. Akad. Gymn. in Wien für 1903/04.] Gr. 8°, 39 S. 1 M.

Die erstgenannte Schrift bildet eine Ergänzung zu dem bekannten Werke Hintners „Die Stubaier Ortsnamen mit Einschluß der Flur- und Gemarkungsnamen“¹⁾, berechtigt durch die Tatsache, daß „die Personennamen und was damit zusammenhängt auch für die Ethnographie des Tales von hoher Bedeutung sind“. Von den Personennamen sind dann aber weiter „die Lehen-, Güter- und Häusernamen schwer zu trennen, weil die letzteren größtenteils auf Personen zurückgehen“. Über 400 Namen dieser Art, „unter den bodenständigen fast nur uralte d. Personennamen“, finden sich hier mit mehr oder minder zureichenden Erklärungsversuchen und zahlreichen Verweisungen auf andere Forschungsergebnisse in der Abfolge zusammengestellt.

Die zweite Schrift bildet einen Nachtrag zur ersten und zu den „Stubaier Ortsnamen“: über 600, teils neue, in den beiden anderen Schriften noch nicht verzeichnete Namen, teils ergänzende oder auch berichtigende Angaben zu den früheren.

Hintners Arbeiten haben hin und wieder eine sehr abfällige Beurteilung erfahren in bezug auf seine Erklärungsversuche und auf den versuchten Nachweis, daß die sämtlichen Stubaier Ortsnamen d. Ursprungs seien und daß also das Tal vor der Besiedlung durch D. unbewohnt gewesen sei. Der Hauptwert und die Bedeutung dieser Arbeiten besteht aber darin, daß in ihnen aus Weistümern, Steuerlisten, Urkunden, Urbaren usw. sowie durch zahllose mündliche Nachforschungen mit einem ungeheuren und bewundernswerten Aufwand von Mühe und Fleiß und auch Gelehrsamkeit ein nahezu vollständiges Verzeichnis von Orts- und Personennamen für eines der schönsten tirolischen Täler geschaffen und damit ein wertvoller Beitrag zur d. Volks- und Namenkunde des Landes geleistet wurde.

München.

Dr. Wilhelm Rohmeder.

¹⁾ Siehe D. Erde 1902, S. 122, Nr. 145.

Kärnten. Deutsche und windische Ortsnamen in Kärnten. (Nach: Die Ortsnamen des Gerichtsbezirks Ferlach. Von Johann Scheinegg. [S.-A.: Progr. des Staatsobergymn. Klagenfurt 1906, Nr. 56.]

Die Veranlassung dieses Schriftchens war die Eröffnung der Karawankenbahn: die Touristen und Sommergäste sollen auch durch den geistigen Genuß der Ortsnamenerklärung befriedigt werden. Es sind etwa 200 Orts- und Flurnamen gedeutet, davon gut 90 v. H. mit lieblichen windischen Worten. Doch für die Wissenschaft ist zum Glück mehr geleistet als für das touristische Vergnügen. Es sind vor allem, besonders bei den Ortsnamen, die urkundlichen Schreibungen nach Jaksch *Monumenta ducatus Carinthiae* sehr sorgfältig angeführt, allerdings mit einer deutlichen Neigung zur Bevorzugung des Slawischen. So nimmt Scheinegg lieber die Entlehnung eines d. Appellativums an, welches von Winden dem Orte zum Namen gegeben worden sei, als ursprüngliche d. Besiedlung, z. B. Rute (S. 4), Cimper (S. 14) — und es lassen doch zahlreiche d. Flurnamen auch auf einstige deutsche Besiedlung schließen.

Wien.

Prof. Dr. Johann Nagl.

Galizien. Deutsche Kachelöfen in Westgalizien. (Nach: A. Chmiel, *Kaśnie średniowieczne znalezione w Oświęcimiu* [Teki Konserwatorów Galic. zach. II, S. 343—53, Krakau 1907.]

Schon aus den Forschungen Koperas (s. D. Erde VI, S. 107) war es bekannt, daß in Polen, besonders in Krakau, nach d. Muster und offenbar zunächst von d. Meistern im 15. und 16. Jahrhundert Ofenkacheln hergestellt wurden, die ganz den Ofen im Nürnberger Museum gleichen. Nun beschreibt Chmiel eine Reihe von Ofenkacheln aus Auschwitz (Westgalizien), die trefflich modelliert und mit Bildern (Ritter- und Jagdzenen) und Wappenschmuck geziert sind. Die Entstehungszeit dieser Kacheln ist in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zu setzen. Gefertigt wurden dieselben vielleicht in Bielitz, das seit 1512 d. Recht besaß und dessen Wappen auf einer Tafel erscheint, oder in Teschen.

Czernowitz.

Prof. Dr. Raimund Kaindl.

Siebenbürgen. Hermann von Salza und die Besiedlung des Burzenlandes. Historische Studie von Stadtpfarrer Dr. Franz Obert-Kronstadt (†). Mit einem Anhang. 66 S. mit Abb. Neustadt a. Hardt o. J. (1910), D. Weininger. 60 Pf.

Die Arbeit ist bereits im Jahre 1905 in der „Wartburg“, Zeitschrift für den ostmärkischen Burschenschaftler in Wien, erschienen. In der derzeitigen Form ist nur der später angefügte Anhang neu. Grundgedanke des Schriftchens ist, daß die Belehnung des Deutsch-Ritter-Ordens mit dem siebenbürgischen Burzenlande durch den ungarischen König Andreas II. trotz der Vertreibung des Ordens, die nach kurzer Zeit erfolgte, nicht ohne Spuren geblieben ist, da die d. Siedler dieses Gebiets auf die Arbeit des Ordens zurückzuführen sind. Der Nachweis des Zusammenhanges des Ordens mit den bürgerlichen und bäuerlichen Siedlern des Burzenlandes scheint mir allerdings nicht überall ganz klar gemacht zu sein. Daß mitunter kleine Irrtümer auftreten, ist nicht belangreich, so z. B. die Behauptung, König Andreas habe eine Urkunde mit seiner Unterschrift (im Jahre 1211!) versehen, was unmöglich ist. Das wertvollste Stück scheint

mir der Anhang zu sein, in dem das parteiische und unwissenschaftliche Vorgehen der polnischen Geschichtsschreibung entsprechend beleuchtet wird.

Wien.

Prof. Dr. Benno Zmendorfer.

Ungarn. Vom Deutschtum in Ungarn. Politisches und Unpolitisches. Von M. Braunschweig. 80, 59 S. Wien 1905, Mitschke. 1.50 M.

Anzuerkennen ist das warme Gefühl für das d. Volkstum in Ungarn und der gute Wille, ihm zu nützen, anzuerkennen das von dem Verfasser aufgewendete Bemühen, sich über Heanzen, Schwaben im Banat, und Siebenbürger Sachsen, die er näher ins Auge faßt, eingehendere Kenntnis zu verschaffen und die leichte flüssige Sprache, in der er sich äußert. Aber seine Ausdrucksweisen konnten mitunter maßvoller und seine Angaben genauer sein. Entschieden unrichtig ist die Behauptung auf S. 54: „Die Kaiserin (Maria Theresia) zog nur katholische Ansiedler nach Siebenbürgen.“ Gerade im Gegenteil. Bekannt ist doch, daß sie die Protestanten Oberösterreichs, Kärntens und Steiermarks, die ihren Glauben nicht lassen wollten, in Siebenbürgen ansiedelte. Auch die Anwohner des Oberrheins, die unter ihrer Regierung nach dem fernen Karpathenland zogen, waren evangelisch. Und unter den etwa 100 preussischen Kriegsgefangenen, die auf deren Wunsch nach dem Hubertsburger Frieden in Siebenbürgen Wohnsitz erhielten, dürften die wenigsten Katholiken gewesen sein. Hätte der Verfasser sich in der volkskundlichen Literatur der Siebenbürger Sachsen etwas mehr umgesehen, so hätte er auf S. 28 nicht den Ausspruch getan: „Ich weiß nicht, ob die Siebelsprüche der sächsischen Dorfhäuser gesammelt worden sind.“ Wir verweisen diesbezüglich auf Haltrich-Wolff, „Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen“ (Wien 1885, S. 409 ff.). Der Druckfehler, der auf S. 40 die Entstehungszeit der „Kreuzigung“ im Chor der Hermannstädter evangelischen Pfarrkirche betrifft, ist auf 1445 richtigzustellen.

Graz.

Dr. Karl Reissenberger.

Ostseeprovinzen. Bischof Carl Christian Ullmann. Ein Gedenkblatt zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland. Von Pastor G. Hillner zu Pinken Hof in Livland. 80, 32 S. Riga 1909, Jonck u. Poliewsky. 10 Kop.

Die vorstehende kleine Publikation gehört der von Pastor Osk. Schabert begründeten Sammlung „Rigaer Volkschriften zur livländischen Kirchengeschichte“ an, von welcher alle Jahre zum Reformationsfest ein Heft zum Preise von nur 10 Kopfen zu erscheinen pflegt. In den beiden ersten Heften hat Pastor Schabert selbst den ersten und zweiten Brief Luthers an die Christen in Livland populär bearbeitet und im dritten Heft das „Lebensbild“ des ersten livländischen Superintendenten Hermann Samson († 1643) geboten, während im vierten Heft H. Feyerabend den „D. Johannes Fischer, Generalsuperintendenten von Livland von 1674 bis 1700“ und im fünften Heft Bernh. A. Hollander „Gustav Adolf“ namentlich in seinen Beziehungen zu Livland behandelt haben. Den Anlaß zur vorstehenden Veröffentlichung hat die gleichzeitig mit dem Reformationsfest im Jahre 1909 begangene fünfzigjährige Jubelfeier der „Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland“ gegeben, jenes großartigen Instituts, an dessen

Gründung C. Chr. Ullmann hervorragenden Anteil genommen hat. Ullmann ist in Riga am 3. Februar 1795 geboren und hat in Dorpat und in Deutschland studiert. Seit 1817 Prediger zu Cremon in Livland, wurde er im Jahre 1835 Professor der praktischen Theologie in Dorpat, wo er auch das Rektorat bekleidet hat, ward aber wegen eines für die damaligen Verhältnisse charakteristischen Vorkommnisses, das viel von sich hat reden machen, im November 1842 der Professur enthoben. Dann erhielt er das ständische Amt eines livländischen Schulrats, wurde schließlich im Jahre 1856 von Kaiser Alexander II., der auf diese Weise die Härte der früheren Regierung an ihm wieder gut machen wollte, zum Vizepräsidenten des Evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums berufen und erhielt zwei Jahre später den Titel eines Bischofs. Im Jahre 1868 reichte Ullmann seinen Abschied ein und ist, auch dann noch auf vielen Gebieten namentlich schriftstellerisch tätig, im Städtchen Walf in Livland, in welchem damals seine beiden trefflichen Söhne (der eine als Prediger, der andere als Arzt) wirkten, am 8. Oktober 1871 in hohem Ansehen gestorben; für letzteres zeugt u. a., daß die Stadt Riga ihn zu ihrem Ehrenbürger erwählt hat und daß anlässlich seines fünfzigjährigen Jubiläums bei der Universität Dorpat für Studierende der Theologie eine „Ullmannstiftung“ errichtet wurde. Die Arbeit G. Hillners bietet, zum Teil auch auf Grund früher unbekannter Briefschaften, eine lebensvolle Darstellung des eminent vielseitigen Wirkens des reich begabten, ausgezeichneten Mannes, der allenthalben bleibende Spuren hinterlassen hat und dessen Bildnis dem Hefte beigelegt ist.

Petersburg.

Friedrich v. Kueßler.

Offseeprovinzen. Livländische Geschichtsliteratur 1907. Von Arnold Feuerreisen. 8°, 77 S. Riga 1910, N. Kymmel. 2 M.

Ein wichtiges Orientierungsmittel für die Geschichte der Offseeprovinzen bildet die von dem nachmaligen, um die Mitte der neunziger Jahre verstorbenen Heidelberger Prof. Dr. Eduard Winkelmann zuerst im Jahre 1870 herausgegebene monumentale „Bibliotheca Livoniae historica“. Nach dem Erscheinen der „zweiten, verbesserten und sehr vermehrten Auflage“ im Jahre 1878 (Er. 8°, XVIII u. 608 S., Berlin, Wiedemann) haben zuerst C. Mettig und nach ihm Dr. Arth. Poelchau alle Jahre Einzelberichte über die livländische Geschichtsliteratur als private Arbeiten veröffentlicht (Riga, zuerst Müllersche Buchdruckerei, dann N. Kymmel), bis der derzeitige Rigasche Stadtarchivar Arn. Feuerreisen seitens der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Offseeprovinzen Rußlands“ in Riga in Verbindung mit den anderen baltischen geschichtsforschenden Gesellschaften mit der Herausgabe dieser Jahresberichte beauftragt wurde, die mithin einen sozusagen offiziellen Charakter erhalten haben, was ihnen durchaus zum Vorteil gereicht hat. Vor allem ist für sie durch den neuen Herausgeber und den Vorstand der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde“ erst das rechte System gefunden worden, während die früheren privaten Publikationen wenig systematisch bearbeitet waren. Das Schema ist folgendes: rubriziert werden in fortlaufenden Nummern alle im Laufe des Jahres erschienenen Bücher, Aufsätze usw. in fünfzehn Hauptabschnitten, angefangen mit der „Bibliographie“ usw., lediglich mit Angabe der Titel ohne

irgendwelche Inhaltsangaben oder kritische Bemerkungen, und beigelegt werden den einzelnen Nummern die Anzeigen der Zeitschriften und Zeitungen; hinzukommen zum Schluß einige orientierende Register. In dieser Weise hat A. Feuerreisen die Berichte seit dem Jahre 1902 redigiert und die Arbeit mit dem vorliegenden Bericht fürs Jahr 1907 nunmehr zum sechsten und letztenmal geleistet, während die Berichte vom Jahre 1908 an vom Direktor des Estländischen Landesarchivs Dr. Paul Baron von der Osten-Sacken gleichfalls als Publikation der erwähnten geschichtsforschenden Vereine herausgegeben werden sollen. Der vorliegende Bericht weist, die Rezensionen nicht mitgerechnet, 561 Nummern auf, alles Arbeiten in d., lateinischer, russischer, polnischer, schwedischer, französischer usw. Sprache, während die lettische und estnische geschichtliche Literatur leider nur in sehr geringem Umfang herangezogen ist, und bemerkt muß werden, daß beide Literaturen in den Berichten für die Jahre 1905 und 1906 völlig unberücksichtigt geblieben sind, was bei den früheren Berichten nicht der Fall gewesen ist; dort waren laut Vorwort die Pastoren O. Erdmann, Th. Doeberner und W. Reimann die Hilfsarbeiter für diese Literaturen gewesen. Dieser Mangel in den letzten Berichten ist um so empfindlicher, als gerade in den Jahren 1905 und 1906 die baltische Revolution sich abgepielt hat, deren Bearbeitung ohne Kenntnis der einschlägigen lettischen und estnischen Literatur undenkbar erscheint! So muß denn bei aller Anerkennung der Verdienste Feuerreisens doch die Forderung gestellt werden, daß die so empfindsame Lücke ausgeglichen werden möge durch die Lieferung eines Nachtrags etwa im Bericht für das Jahr 1908.

Petersburg.

Friedrich v. Kueßler.

Offseeprovinzen. Mitteilungen aus der livländischen Geschichte (Bd. XX, Heft 5). 8°, 254 S. Riga 1910, N. Kymmel. 3 M.

Das vorstehende Heft schließt den zwanzigsten Band des Organs der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Offseeprovinzen Rußlands“ ab (über die beiden ersten Hefte siehe D. Erde 1909, S. 255) und enthält drei Beiträge von verschiedenem Umfang, von welchen die beiden ersten und dazu umfangreicheren auf ein weitergehendes Interesse auch in Westeuropa Anspruch erheben dürfen. Die erste Arbeit von Dr. Fritz Schonebohm handelt über „Die Besetzung der livländischen Bistümer bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts“. Bei der Umständlichkeit, mit der der Verfasser obige Frage behandelt, indem er zugleich eine Reihe von weiten Gesichtspunkten und Ausblicken geltend macht, welche die Zeitströmungen veranschaulichen, hat er vor allem ein sehr reichhaltiges Quellenmaterial heranziehen müssen. Im einzelnen beleuchtet er jede einzelne Bischofsnennung in den fünf Bistümern, welche es bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts in Livland gegeben hat — mit Ausschluß des dänischen Estlands, da das Bistum Reval, welches später gleichfalls dem Erzbistum Riga unterstellt wurde, damals noch unter das Erzbistum Lund kompetierte. Interessant ist der Nachweis, wie sehr die päpstliche Kurie bestrebt gewesen ist, aus Livland einen „zweiten Kirchenstaat“ zu machen, wie denn tatsächlich bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts die Erzbischöfe von Riga

vom Papste ernannt worden sind, was auch schon früher mit den Bischöfen geschehen ist. Aber während das D. Reich bei der Besetzung der livländischen Bistümer nie mitgewirkt hat, gewinnt in dieser Beziehung der D. Orden als Territorialherr immer mehr Einfluß, bis er im 14. Jahrhundert die Bistümer völlig zu inkorporieren sucht. — Die zweite Arbeit von Dr. Leonid Arbusow jun. über „Die Beziehungen des D. Ordens zum Ablasshandel seit dem 15. Jahrhundert“ gibt in der Einleitung eine kurze Orientierung über die Entstehung des Ablasses im allgemeinen, und weiter erfahren wir, daß schon in der Zeit der Gründung des Ordensstaates in Preußen und Livland die Päpste Ablässe als Anfeuerung gegen die Heiden benutzt haben. Auf die Beispiele, inwieweit seit dem 15. Jahrhundert Livland aus dem Ablasshandel Einnahmen bezogen hat, soll hier nicht eingegangen werden, und erwähnt sei, daß der Versuch des Ordens, das „Jubeljahr“ 1450 im eigenen Lande predigen zu lassen, in Rom kein Entgegenkommen fand. Das eigentliche, sehr eingehend behandelte Thema bildet der Ablasshandel zum Besten Livlands in der Zeit des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg für den Krieg gegen die schismatischen Russen und ihre unchristlichen Mitstreiter, die Tataren (1501–03). Nun hat es zwei „livländische Jubiläen“ gegeben: 1503–06 und, da nach Ablauf des sechsjährigen „Zufriedens“ von 1503 der Wiederausbruch des Krieges befürchtet ward, 1507–10. Der Reingewinn des ersten Jubiläums ergab, wie wir jetzt zum erstenmal erfahren, die ganz beträchtliche Summe von 30316 Dukaten; in die päpstliche Kasse flossen 10105½, und Plettenberg erhielt für den Russenkrieg 20210 Dukaten. Vom zweiten Jubiläum hat sich der Reingewinn nicht vollständig berechnen lassen, sich aber auf mindestens 13170 Dukaten belaufen. Gepredigt wurden die livländischen Ablässe, die beide mit großen Ausgaben verbunden gewesen sind, in Nord-, West- und Mittelddeutschland, wie endlich in Livland selbst. Oberkommissar war der spätere Bischof von Dorpat Christian Bomhower († 1518), bekannt auch als Verfasser der vor etwa 50 Jahren aufgefundenen und bereits veröffentlichten „Schönen hystoria“, des wichtigen Berichts über den denkwürdigen siegreichen Plettenbergschen russischen Krieg (auch dieser Bericht erfährt eine eingehendere Würdigung), und als einer der vielen Unterkommissare begegnet uns an vielen Orten Norddeutschlands der durch Luthers Auftreten weltbekannt gewordene Dominikanermönch Johann Tegel. Interessant ist u. a. der Nachweis, daß die livländischen Ablassinstruktionen auch in diejenigen des weltberühmten Ablasshandels vom Jahre 1517 übergegangen sind, und was die letzten Ausläufer des Ablasshandels in den Ordensländern betrifft, mag dessen gedacht sein, daß Chr. Bomhower noch im Jahre 1514 einen „Kreuzablass“ für das Bistum Dorpat erwirkt hat. — Der dritte Beitrag von Dr. Gust. Sommerfeldt behandelt „Dr. Tidemann Gises Berichte über die Kriegsvorgänge der Jahre 1579–82 in Polen und Livland“. Gise war Geheimsekretär des Königs Stephan Bathori von Polen und lieferte die Berichte gegen Jahrgelder dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, der damals Regent im Herzogtum Preußen war.

Petersburg.

Friedrich v. Knefler.

Italien. La casa villereccia di Sauris. Von Prof. Dr. Aristide Varagiola. (Rassegna varie, Periodico Illustrato dell' Istituto Internazionale Baragiola I, 1910, Heft 2, Riva S. Vitale [Schweiz].)

Die mit Grundrissen und prächtigen Bildern gesäumte Abhandlung schließt sich unmittelbar an des selben Verfassers verdienstvolle Arbeit über das d. Bauernhaus in der d. Sprachinsel Zahre (ital. Sauris) benachbarten d. Sprachinsel Bladen¹⁾ an. Sie führt auch zu den gleichen Ergebnissen. Der Charakter der ländlichen Bauten (Wohnhäuser, Wirtschaftsgebäude, Sennhütten usw.) ist, und zwar auch in bezug auf das verwendete Material, überall und durchweg der des bairisch-tirolischen Bauernhauses. In einzelnen Weisern sind neuzeitliche Einflüsse, in anderen solche von ausgesprochen



Abb. 2. Häuschen (Hüttlen) in der Ober-Zahre.

italienischer Art wahrzunehmen. Im übrigen hat die Bevölkerung, infolge ihrer Abgeschlossenheit gegen die italienische Nachbarschaft, d. Art und Sprache bis jetzt trennend gewahrt. Einleitungsweise gibt der Verfasser die verschiedenen Anschauungen d. und italienischer Forscher über die Herkunft der Zahrer wieder, ohne jedoch selbst bestimmte Stellung hierzu zu nehmen oder zu wesentlich abweichenden Anschauungen zu kommen. Andeutungen über die vorhandenen gedruckten Sprachproben und ein bisher nicht gedrucktes Volkslied in Zahrer Mundart bilden den Schluß dieser schönen Arbeit Varagiolas, welche nicht nur ein volles Verständnis für die Eigenart, sondern auch eine warme Sympathie für diese unsere in inselartiger Absonderung lebenden d. Volksgenossen erkennen läßt.

München.

Dr. Wilhelm Rohmeder.

Italien. La casa villereccia di Timau. Von Prof. Dr. Aristide Varagiola. (Rassegna varie, Periodico Illustrato dell' Istituto Internazionale Baragiola I, 1910, Heft 3, S. 79–94, Riva S. Vitale [Schweiz].)

Diese Arbeit Varagiolas ist die dritte in dessen Reihe von Veröffentlichungen über die bäuerlichen Gebäude in den d. Sprachinseln im nordöstlichsten Italien. Timau, auch Tamau (d. Tischelwang, auch Tischelrent), wenige Gehstunden von dem kärntnerischen Manthen-Kötschach im (d.) oberen Gailtal entfernt, liegt am südlichen Ausgang der alten Römerstraße (Via Julia), welche von Aguntum (Innichen) über den Plöckenpaß nach Aquileja führte. Bladen und die Zahre sind „Weilerdörfer“ von ausgeprägt bairisch-tirolischem Charakter; Tischelwang

1) D. Eide 1910, S. 122f.

dagegen ist ein „Gassendorf“ (mit ungefähr 1300 Einwohnern), denn es besteht in seinen drei Hauptteilen (Saleiter, Belt und Pauers) im wesentlichen aus einer einzigen langen, engen und gewundenen Gasse, welche sich am Fuße hoher Berge längs des Buttaches hinzieht. Vor der wiederholten Zerstörung großer Teile des Dorfes durch den Buttach sollen die Häuser durchaus Holzbauten von ausgeprägter d. Art gewesen sein. Auch Schindele¹⁾ schreibt: „Die Bauart der Häuser ist



Abb. 5. Häuschen im Weiler Saleiter
(Tischelwang).

zumeist d.“ Baragiola widerspricht dem, und nach den von ihm beigebrachten Abbildungen und Beschreibungen muß man seinem Widerspruch beistimmen. Nur die Baulichkeiten einzelner, in früheren Jahrhunderten nachweislich aus Tirol und Baiern eingewandelter Familien haben noch ausgesprochen d. Gepräge. Die Bauart der großen Mehrzahl der Wohnhäuser im heutigen Timaun ist jedoch „mehr oder weniger modern“, d. h. eben praktisch-nüchtern, ohne einen ausgeprägten volkstümlichen Charakter. Auf den Almen dagegen herrscht heute noch die d. Art vor, wenn auch das Leben auf der Alm, über welches eingehender berichtet wird, manche Abweichungen von demjenigen in den d. Gegenden erkennen läßt. Die Mundart der Tischelreuter hat „zimbriische“ Eigentümlichkeiten, zeigt sich indes von dem benachbarten Kärntnerischen stark beeinflusst. Einzelne mundartliche Ausdrücke hat Baragiola freilich unrichtig erklärt. Amt, Kirche und Schule sind natürlich auch hier, wie in allen d. Sprachinseln Oberitaliens, ausschließlich italienisch. „Im übrigen ist die Bevölkerung von Timaun — so versichert wenigstens der Verfasser — trotz der engen Beziehungen zu Kärnten in ihren Gefühlen vollkommen italienisch, wie auch jene von Vladen und in der Jahre.“

München.

Dr. Wilhelm Rohmeder.

¹⁾ Feste d. Volkstums südlich der Alpen, Köln 1904, S. 111.

Kaukasus. Helenendorf, eine deutsche Kolonie im Kaukasus. Von Hans Herrmann Graf v. Schweinitz. 8°, 115 S., mit Abb. u. 2 K. Berlin 1910, Vossische Buchhandlung. 6 M.

Der Verfasser wollte nach einer im Dezember 1908 mit seiner Frau unternommenen Reise durch Turkestan und das nordöstliche Persien den lange gehegten Wunsch, eine der im Kaukasus gelegenen d. Kolonien zu besuchen, zur Ausführung bringen und wählte Helenendorf, als eine der größten und am glänzendsten entwickelten. Gefördert durch die Empfehlungen eines von dort stammenden D., konnte er in zehntägigem Aufenthalt Land und Leute eingehend kennen lernen und hat in dem vornehmen und mit hübschen Abbildungen ausgestatteten starken Hefte die gewonnenen Eindrücke niedergelegt mit dem Wunsche, „dazu beizutragen, das zwischen den D. im Kaukasus und den D. im Deutschen Reich bestehende geistige Band fester knüpfen zu helfen“.

Eine Flutwelle der großen Auswanderungsbewegung in Württemberg hat in den Jahren 1816 und 1817 über 1400 Familien mit rund 6000 Köpfen weggeführt nach Südrussland und in den Kaukasus; hier wurden durch die, welche nicht unterwegs gestorben oder hängen geblieben waren, die Kolonien Marienfeld, Elisabeththal, Katharinenfeld, Alexanderdorf und Neutiflis bei Tiflis gegründet, in größerer Entfernung Annenfeld; Nachzügler mußten sich noch weiter weg bei Elisabethpol niederlassen und gründeten Helenendorf, an der Stelle einer verfallenen Tatarenniederlassung, auf dem Steppenland. Schwere Krankheiten lichteteten in den ersten Jahren die kleine Schar, tatarische Räuber überfielen und zerstörten 1826 Helenendorf, dann forderte die Pest 1829 auch hier ihre Opfer, das Jahr darauf die Cholera. Langsam erholte sich die Gemeinde, und der russisch-türkische Krieg brachte den Anfang zu einem ungeahnten Aufschwung. — Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu hohen Preisen, Frachtfahrten, Wagenbau und die Eröffnung der kaukasischen Bahn 1885 machte ihn zu einem dauernden. — Der Ort zählt jetzt 3525 Seelen, darunter 2254 Kolonisten und 150 andere Angehörige deutscher Junge, der Rest sind Russen und „Völker“, Armenier, Perser, Grusinier, Esquier, die Grundstücke der Kolonie nicht kaufen, nur Unterkunft sich mieten können, Handwerker und Kaufleute sind. Auch das Kirchen- und Schulwesen wurde nach Überwindung mancherlei Schwierigkeiten allmählich wohl geordnet (seit 1832 durch eigene Pastoren), 1857 eine Kirche eingeweiht, 1892 die Schule (bis dahin Kirchenschule) selbständig gemacht, später eine „Fortbildungsschule“ angereicht, die auf den Stand einer Realschule gebracht werden soll; die d. Muttersprache scheint neben dem neuerdings von der Regierung mehr betriebenen Unterricht im Russischen nicht zu kurz zu kommen. Ein „D. Verein“ dient dem Lesebedürfnis (Lesezimmer und Bäckerei) und der Gesellschaft, ein „Frauenverein“ der Kranken- und Armenpflege. — Viehzucht und Fruchtbau mußten bei der Beschaffenheit des Bodens der Kolonie neben dem Weinbau zurücktreten, der aber in neuerer Zeit weniger mehr lohnt; glücklicherweise wurde in den guten Seiten viel Privatbesitz außerhalb der Kolonie gewonnen und hat das Handwerk noch immer einen goldenen Boden. Zwei große Firmen, Vohrer und Hummel, treiben Weinbau und -kellerei in bedeutendem Umfange. Neben deren

Vertretern werden besonders die Namen des Pastors v. Werén und des Arztes Dr. Rosendorf, beides baltische D., ehrend hervorgehoben. All das, die Lebensart der Bewohner, ihre rechtliche Stellung und Verwaltung und die persönlichen Erlebnisse des Verfassers, schildert die Schrift in eingehender Weise, so ein sehr anschauliches Bild der Entwicklung der d. Insel im fernen Osten gebend, in nachahmenswerter Weise auch durch Zeichnisse der Einwandererfamilien, deren Stamm in Helenendorf erloschen ist (61) und deren (zahlreiche) Nachkommen noch dort leben (74) mit Angabe ihrer Heimatsorte (meist in Württemberg, von 19 in Rentlingen).

Wie die D. überhaupt, haben auch die Helenendorfer in den inneren Wirren der letzten Jahre ihre Kaiserstreue erwiesen. „Dabei haben sie aber auch das Land ihrer Väter nicht vergessen. Mit regem Interesse verfolgen sie alle Vorgänge in Deutschland und nehmen lebhaften Anteil an allem. Ganz besonders bringen sie dies zum Ausdruck durch die Anhänglichkeit und Verehrung, welche sie auch unserem Kaiser entgegenbringen“ — mit diesen Worten schließt die mit Wärme und Liebe zur Sache des Deutschtums im Ausland geschriebene verdienstliche Einzelarbeit, der Nachfolge auch für die anderen d. Kaukasuskolonien zu wünschen.

Konstanz.

Dr. Wilhelm Groos.

Deutschkunde im schöngeistigen Schrifttum.

(D. d. = Deutsch.)

Österreich. Die Ostmark im Spiegel deutscher Dichtungen. Auch eine Heimatkunde, mit literar. und zeitgeschichtlichen Erklärungen. Von Leopold G. Ricek. 8°, 208 S. Wien 1910, A. Pichlers Wwe u. Sohn. 3 M.

In unvergänglichen Tönen klingt das Lob der Ostmark, das Grillparzer dem Ottokar von Horneck in den Mund legt. Begeisterung und Stolz erfüllen, was er ihn über ihre Schönheit und den Charakter ihrer Bewohner sagen läßt. Und an die Schönheit knüpft sich der Zauber reicher geschichtlicher Erinnerung. Allenthalben finden sich der Donau entlang die Spuren der Römerherrschaft; die d. Frau Sage sitzt an ihrem Ufer und erzählt zum Wogenrauschen „von heleden lobebaeren, von grözer arebeit, von fröuden, höchgeziten“, aber auch „von weinen und von klagen“. Durchs ganze Land verstreut finden sich die Denkmale, die uns an große Taten unserer Vorfahren, an Tage ihres Glückes und ihres Leides erinnern. Kein Wunder also, daß sich der Geist unserer Dichter seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage herauf immer wieder angeregt fühlte, von diesem wunderbaren Lande zu singen und zu sagen. Diese Dichterstimmen hat nun L. G. Ricek gesammelt und in einem vornehm ausgestatteten Bande herausgegeben. Man muß dem Herausgeber nachrühmen, daß er einen ganz außerordentlichen Überblick über die einschlägige Literatur besitzt und daß ihm selbst ein begeistertes Poetengemüt eigen ist, das zu den Schöpfungen von beinahe einem Halbhundert von Dichtern manch schönes Gedicht beigefügt hat. So stellt das Buch eine Art poetischer Heimatkunde dar, die jedem Niederösterreicher eine willkommene Gabe sein wird. Aber auch für jeden D. überhaupt kann dieses Buch zu einem Quell der Erbauung werden, denn wie in einem Spiegel sieht er hier die Vergangenheit des d. Volkes in Österreich überhaupt.

Marburg i. St.

Karl Bienenstein.

Siebenbürgen. Der Siebenbürger. Ein deutsches Spiel in fünf Akten. Von Prof. Dr. Anton Ohorn. 8°, 105 S. Leipzig 1910, Tiefenbach. 2 M.

Der durch seine „Brüder von St. Bernhard“ und durch seinen „Abt von St. Bernhard“ rasch bekannt gewordene Verfasser hat mit dieser seiner neuesten Dichtung einen Griff in die Volks- und Kampfesgeschichte der Siebenbürger Sachsen getan. Sein „D. Spiel“ ist ein Volksschauspiel im besten Sinne des Wortes, bühnenmäßig wirksam, zugkräftig, reich an starken nationalen Tönen. Hier darf jedoch nicht ausschließlich die dramatisch-technische Seite der Dichtung in Betracht kommen, sondern vor allem die geschichtliche und volkshumliche. Diese ist aber zu kurz gekommen. Der Historiker hat dem Dramatiker und Dichter doch wohl zu große Zugeständnisse gemacht. „Der Siebenbürger“, der einer Gruppe von eben ins Land gekommenen Württemberger Schwaben und einem magyarischen Deutschenreißer gegenübergestellt wird, ist der sächsischen Pfarrer in Meschen, Stefan Endw. Roth. Allein von der geschichtlichen Bedeutung und von der überragenden Größe Roths, von dessen geistigem Erbe die Sachsen heute noch zehren und noch lange Zeit zehren werden, erfahren die Leser (und Zuschauer) nur wenig aus seinen Reden und den Reden anderer. Die wahren Gründe seines Märtyrertodes werden aus der Dichtung gleichfalls nicht erkenntlich. An der Stelle Roths könnte in diesem „D. Spiel“ auch irgend ein anderer charakterfester, trend. sächsischer Pfarrer stehen, an welchen ja gottlob im Sachsenvolk kein Mangel ist. So trefflich auch der Übermut und Hochmut des Madjaren den D. gegenüber zum Ausdruck gebracht wird, fehlt doch dem Stücke der große geschichtliche Hintergrund der Jahre 1847—49 vollständig. So wurde es zu einer Familientragödie, reich an guten Gedanken und ergreifenden Vorgängen; aber als „siebenbürgisches“ Volksstück wird es neben den Werken der heimischen Dichter Traugott Teutsch und Albert seinen Platz nicht behaupten können.

München.

Dr. Wilhelm Rohmeder.

Neuererscheinungen auf deutschkundlichem Gebiet.

(* = Abbildungen, † = Karte.)

Allgemeines.

- Saack, E.:** Quellen zur Geschichte von Hamburgs Handel und Schifffahrt im 17., 18. und 19. Jahrhundert. 5. Heft. Hamburg, E. Gräfe u. Sillem. 5.60 M.
- Vächtold, H.:** Der norddeutsche Handel im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert. 88 S. Diss. Freiburg 1910.
- z., C.:** Das Zusammenarbeiten der verschiedenen Vereine zur Fürsorge für die Deutschen im Ausland (nach Schneiders Kirchh. Jahrbuch 1910). (Der deutsche Auswanderer VIII, 1910, Nr. 5.)
- Jahrbuch des Caritas-Verbandes** für das Geschäftsjahr 1910/11, 4. Jg. Hg. vom Vorstand des Caritas-Verbandes für das kathol. Deutschland. Gr. 8°, 140 S. Freiburg i. Br. 1910. 1 M.
- Liebmann, H.:** Deutsches Land und Volk nach italienischen Berichtserstattungen der Reformationszeit. 33 S. Diss. Jena 1910.
- Eufas, G.:** Was bedeutet den Deutschen das Mittelmeer? (Mitt. d. Vereins Südmark 1910, Nr. 11.)
- Püschel, A.:** Das Anwachsen der deutschen Städte in der Zeit der mittelalterlichen Kolonialbewegung. 8°, XII u. 214 S. Berlin 1910, Curtius. 7.50 M.
- Schmidt, E.:** Zur Sachsenforschung. (Hisor. Vierteljahrschr. XIV, 1911, Heft 1.)
- Crautmann, M.:** Der Staat und die deutsche Sprache. 76 S. Leipzig, Dieterich (Th. Weicher). 1 M.
- Wijf, N. van:** Hochdeutsch, Niederdeutsch. (Zeitschr. f. deutsche Wortforschung XII, Heft 3.)
- Witte, H.:** Über die Methoden der historischen Nationalitätenforschung. (Deutsche Gesch.-Bl. XII, Heft 3. Gotha, F. A. Perthes.)
- Wondrak, J.:** Germanische Kultur im Lichte der antiken Überlieferung. 31 S. Progr. Krems 1910.

Preussische Ostmarken.

- Mittemper, J.:** Deutschtum und Polentum in politisch-konfessioneller Bedeutung. 8°, XVI u. 252 S. Leipzig, Duncker u. Humblot. 5 M.
- Dalchow, O.:** Die Warthe und die Warthestädte. Ein Beitrag zur Landeskunde der Provinz Posen. (Progr. des Gymn. Frankfurt Nr. 229.) 22 S.
- Deutscher Ostmarken-Kalender** 1911. Hg. vom Deutschen Ostmarken-Verein, Red. von V. Schoultz. 4°, 80 S.
- Glücker, H.:** Die Wendon und der Spreewald. (Kompag VI, Heft 11, Stuttgart.)
- Gulowski, J.:** Das Bauernhaus in der Kaschubei. 2. Die Laubenhäuser. (Mitt. d. Ver. f. kasch. Volksk., H. 3. Leipzig, O. Harrasowitz.)
- Raugwitz, K.:** Das masurische Volkstum bei Richard und Fritz Slowronnek. 9 S. (Progr. Gymn. Köpen, Nr. 11.)
- Kopich, J. A.:** Geschichte der deutschen Kultur und ihrer Entwicklung in frankenstein und im frankenstein Lande. Ein Beitrag zur schlesischen Kulturgeschichte. 8°, XVII u. 355 S. Breslau 1910, Müller u. Seiffert. 4 M.
- Königske, A.:** Neuere Forschungen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation. (Deutsche Gesch.-Bl. XI, Heft 11/12.)
- Kurth, O.:** Das Posener Land. 98 S.†. Lissa, O. Eulig. 1 M.
- Menz, G.:** Die Entwicklung der Anschauung von der Germanisierung Schlesiens in der schlesischen Geschichtsschreibung bis auf Stengel. 50 S. Diss. Breslau 1910.
- Mittlerlich, W.:** Der Einfluss der wirtschaftlichen Entwicklung auf den ostmärkischen Nationalitätenkampf. Leipzig, C. F. Hirschfeld. 1.50 M.
- Naabe, A.:** Die Abwanderungsbewegung in den östlichen Provinzen Preussens. I. Teil: Die Provinz Ostpreußen. 8°, 49 S. Diss. Berlin 1910.
- Schirmacher, K.:** Die Verteidigung der Ostmark. Vortrag. 8°, 18 S. Lissa i. P. 1910, O. Eulig. 20 Pf.
- Schultz, Jr.:** [Kolonial]Geschichte der Kreise Neustadt und Püzig. (Danziger Allgem. Ztg., Danzig.)
- : [Kolonial]Geschichte des Kreises Dirschau. Hg. vom Kreis-Ausschuss. (Dirschauer Ztg.)
- Schwartz, P.:** Die Ansiedlung von Mennoniten im Negebruch 1795. (Schriften d. Ver. f. Gesch. d. Neumark 1910, Heft 24.)
- Seibicht, R.:** Unsere mittelalterliche Ostmarkenpolitik. Eine Geschichte der Besiedlung und Wiedereindeutschung Ostdeutschlands. VII, 140 S. Breslau, F. Hirt. 2.50 M.
- Genner, J.:** Die Schulbildung der Philipponen zur Zeit ihrer Einwanderung in Ostpreußen. (Mitt. d. Ges. f. deutsche Erziehungs- u. Schulgesch. XX, Heft 1.)

Russisches Reich.

- Kane, A.:** Deutsche Bauernkolonien in Rußland. (Kolon. Abhandlungen Nr. 31.) Berlin, W. Süsserott. 40 Pf.
- Molotschnaer Volkskalender** für die deutschen Ansiedler in Südrußland auf das Jahr 1911. 31. Jg., 8°, 130 S. Pilschig, Gottlieb Schaad. 45 Pf.
- Mühlbaum, J.:** Deutsches Leben an der Wolga. (Dahelm VI, Nr. 32. Leipzig, Velhagen u. Klasing.)
- Mumofin, A. S.:** Ankunft der Ausländer im Moskauer Staat. Aus der Geschichte des russischen Rechts im 16. und 17. Jahrhundert. 8°, 285 S. Petersburg 1909.
- Proserow, G.:** Die Rassenhaftigkeit der Deutschen in Rußland. (Aus „Tag“, Berlin: Kaufmännische Post, 1910, Nr. 10.)
- : Der russische Deutschenhaß und die deutschen Kolonisten in Südrußland. (St. Petersburger Zeitung 1910, Nr. 103.)
- Volksfreund, Kalender** für 1910. 8°, 192 S.†. Saratow, Buchdruckerei „Energie“.
- Züge, Ch.:** Über die ersten Einwanderer und die Wolgakolonien [zuerst gedruckt 1802]. (Volksfreund 1910, Saratow.)

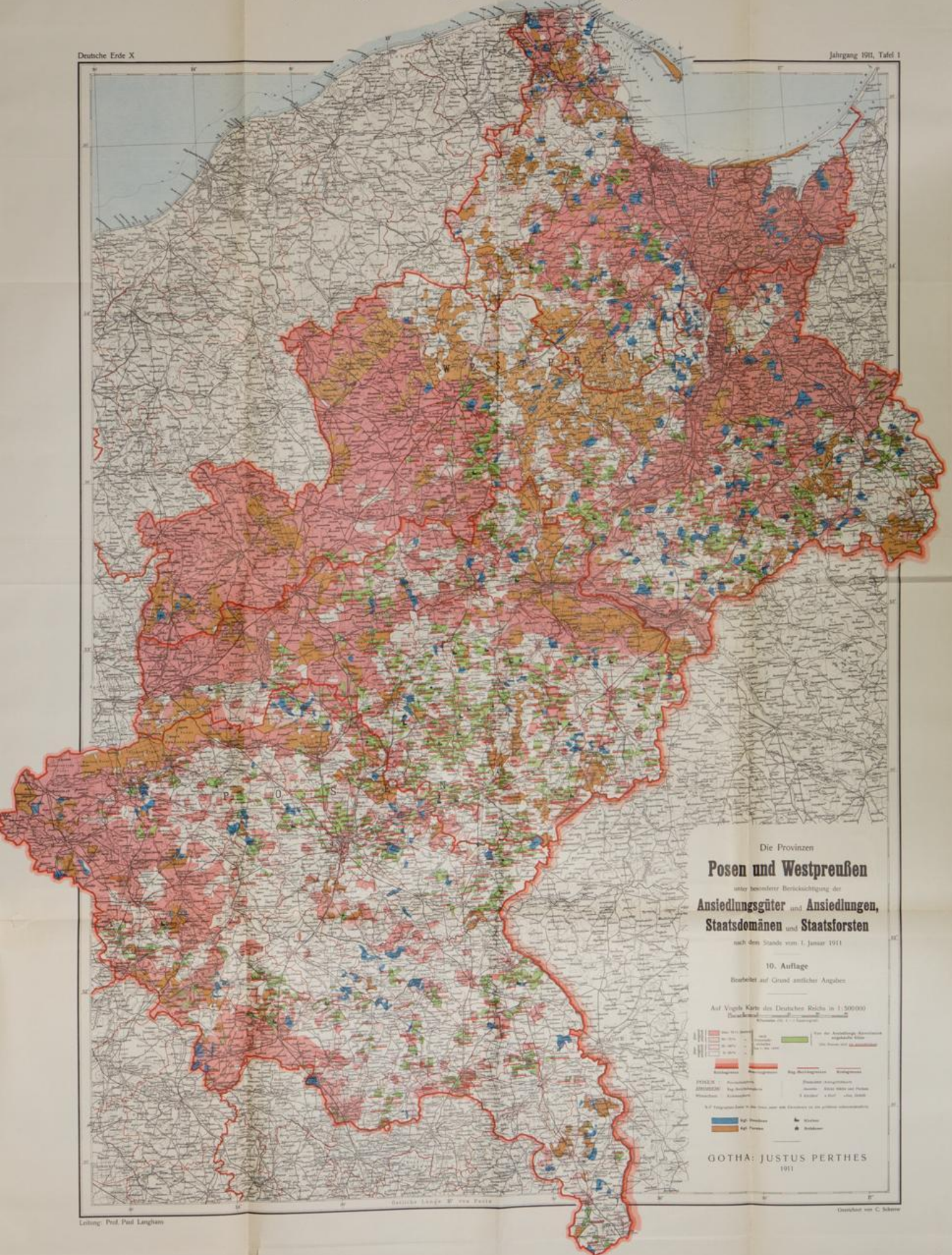
Vereinigte Staaten von Amerika.

- Amerika, Deutschtum in.** (Hammer IX, Nr. 190.)
- Baumgartner, A.:** Die Deutsche Sprache in Amerika. (Festschr. z. XIV. Neuphilologentag in Zürich 1910. Zürich, Rascher u. Ko.)
- Bed, A. R.:** David Tannenberg [Orgelbauer aus Berthelsdorf, Ob.-Sachsen]. (Pennsylv.-German X, 1909.)
- Benjamin, G. S.:** The Germans in Texas; a study in immigration. 155 S.†. New York 1909 (1911), Stechert. 1.50 \$.
- Brownback, G. E. u. O. V.:** The Gerhard Brumbach Family. (Pennsylv.-German XI, 1910.)
- Cisse, C. C.:** Früchte deutscher Arbeit. Dreizehn Jahre Familienleben im fernen Westen Nordamerikas. 8°, 225 S.†. Leipzig, Th. Weicher. 5 M.
- Faust, A. B.:** The German element in the United States. 2 Bde.: XXVI u. 591 S. und XVI u. 605 S. Boston 1909, Houghton Mifflin Co. 7.50 \$.
- : Der deutsche Schulmeister in der amerikanischen Geschichte. (Deutschamerikan. Gesch.-Bl. X, Heft 4.)
- Frutich, W. A.:** Die Deutschen in der Politik im Staate Indiana. (Ebenda XL, Heft 1.)
- Goebel, J.:** Das Deutschtum in Amerika zu Lincolns Zeit. (Internation. Wochenschr. f. Wiss., Kunst u. Technik III, Nr. 19, München.)
- Goodnight, E. H.:** German Literature in American magazines prior to 1846. (Bull. of the Univ. of Wisconsin, Nr. 188.) 8°, 264 S. Madison 1907.
- : Deutsche Sprache und Literatur in Amerika vor 1846. (Deutschamerikan. Gesch.-Bl. IX, 1909.)
- Haerdel, M. H.:** German literature in American magazines 1846 to 1880. (Bull. of the Univ. of Wisconsin, Nr. 262.) Madison 1908.
- : Deutsche Literatur in amerikanischen Zeitschriften von 1846 bis 1880. (Deutschamerikan. Gesch.-Bl. IX, 1909.)
- Heramer, C. J.:** Rede des Dr. — auf dem Deutschen Tag der Jamestown Ausstellung 1907. (Mitt. d. Deutschen Pioniervereins von Philadelphia 1909, Heft 12.)
- Huch, C. F.:** Die Deutschamerikaner und die deutsche Revolution. (Deutschamerikan. Gesch.-Bl. XI, 1911, Heft 1.)
- Kern:** Zur Beurteilung der Deutschen im politischen Leben der Vereinigten Staaten. Berlin 1911, W. Süsserott. 60 Pf.
- Kubus, O.:** Ethical Origin of the Pennsylvania Germans. (Pennsylvania-German XII, 1911, Nr. 2.)
- Laing, J. S.:** Die deutsch-russischen katholischen Ansiedlungen in Ellis County im Staate Kansas. (Deutschamerikan. Gesch.-Bl. XI, 1911, Heft 1, nach Kansas Historical Collections XI.)
- Mannhardt, E.:** Die Deutschen in Illinois. (Deutschamerikan. Gesch.-Bl. X, Heft 4.)
- Minuth, Jr. A.:** Die Entwicklung und Bedeutung des deutschen Vereinswesens in den Vereinigten Staaten und die deutschamerikanische Presse. (Festschr. d. Chicagoer Schwabenvereins z. 32. Jahrestag Volksfest 1909.)
- Pennsylvanien. XI. Staatskonvention des Deutschamerikanischen Zentralbundes von.** (Germ. Americ. Annals, Mai—Aug. 1910.)
- Ring, W. E.:** Pennsylvania German plant names. (Pennsylv.-German XII, 1911, Nr. 2.)
- Smith, C. H.:** Die Mennoniten während des 19. Jahrhunderts. (Deutschamerikan. Gesch.-Bl. IX, 1909.)
- Weiten, W.:** Geschichte der Deutschen in Amerika. 2. Die Einwanderung der Pflüger. (Deutscher Vorkämpfer IV, Nr. 2, New York.)

Zur 25-Jährigkeit der Tätigkeit der Ansiedlungskommission

Deutsche Erde X

Jahrgang 1911, Tafel I



Wilhelm Rein.

Nach seinem eigenen Ausspruch kennt Prof. Rein „nichts Herrlicheres, als der Größe seines Volkes zu dienen“. Mitzuwirken, daß das deutsche Volk rein, frei und stark werde, hält er für eine heilige Pflicht¹⁾. Unter diesem Gesichtspunkt faßt er seine ganze Lebensarbeit auf, in diesem Geiste verwaltet er den pädagogischen Lehrstuhl in Jena, den er seit nahezu 25 Jahren inne hat,

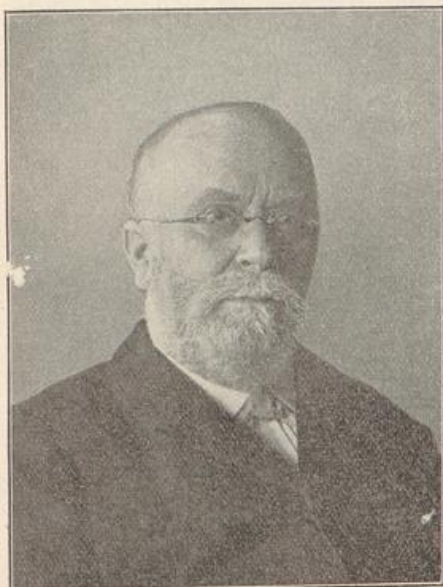


Abb. 4.

W. Rein.

in diesem Sinne ist er durch Schrift und Wort tätig. „Wer sein Volk lieb hat, wird alles daran setzen, mitzuwirken an der Erhaltung der idealen Güter, durch die es groß geworden ist, und an der Erzeugung neuer Werte, die aus den Wandlungen der Zeiten hervorgehen“²⁾. An dem Glücke und der Größe des deutschen Volkes und Vaterlandes mitzuwirken und sie nach besten Kräften zu fördern, wo er nur kann, ist Ziel und Leitstern seines Strebens. Darum darf er mit vollem Recht zu den Männern gerechnet werden, die im Dienste echten deutschen Volkstums stehen.

Daß die obigen Aussprüche nicht gelegentlich geprägte Worte sind, sondern Reins literarische Tätigkeit beherrschen, ist unschwer nachzuweisen. Das eine seiner Hauptwerke, die „Pädagogik in systematischer Darstellung“, vertritt den Standpunkt, daß der wahre Mittelpunkt, von dem aus die Pädagogik befehen sein will, die Frage nach der Zukunft des Volkes bildet³⁾. Und die neue Auflage seines umfangreichen „Enzyklopädischen Handbuches der Pädagogik“ begleitet er mit dem Wunsche, daß das Werk dazu helfen soll, „daß wir Deutsche dessen eingedenk bleiben, worauf wahre Größe und echter Ruhm eines Volkes beruhen“⁴⁾. Ganz durchgeführt ist aber der

ationale Gesichtspunkt in dem von Rein unter Mitarbeit ähnlich gesinnter und gestimmter Schulmänner herausgegebenen Werke „Deutsche Schulerziehung“⁵⁾.

Auf seinen zahlreichen Auslandsreisen hatte Rein oft Gelegenheit, die Deutschen draußen in der Fremde zu beobachten. Er hat dabei mit Betrübnis die Wahrnehmung machen müssen, daß das Bewußtsein, ein Deutscher zu sein, einem Volke mit großer Vergangenheit und, wie zu hoffen steht, noch größerer Zukunft anzugehören, bei dem Deutschen bei weitem nicht so stark entwickelt und fest begründet ist, wie z. B. bei dem Engländer, Amerikaner, Franzosen. Er ist überzeugt, daß einen Teil der Schuld auch unsere Schule trägt, daß sie zur Begründung starken, vaterländischen Bewußtseins mehr zu leisten vermag als bisher. Aus diesen Erwägungen heraus ist er an die Herausgabe eines Werkes herangetreten, das sich die Aufgabe stellt, Mittel und Wege zu zeigen, wie in der Schule vaterländischer Sinn und starkes Deutschbewußtsein weit mehr gepflegt werden

1) Ethik. 3. Aufl. Osterwieck 1910.

2) Sein und Werden im Reiche der Pädagogik. Straßburg i. E. 1910.

3) Pädagogik in systematischer Darstellung. II. Bd. Vorwort. Langensalza 1906.

4) Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. 2. Aufl. Vorwort. Langensalza 1906.

5) Deutsche Schulerziehung. Zwei Bände. München 1907.

können, als das jetzt der Fall ist. Wir dürften wenig pädagogische Werke haben, welche den Nachdruck so ganz auf den deutschen Charakter des Unterrichts und der Erziehung legen, wie dieses.

Ganz bezeichnend für seine hohe Bewertung des Vaterländischen und Nationalen ist auch seine politische Stellung. Von seinem nationalen Standpunkt aus verfolgt Rein u. a. auch die politischen Verhältnisse und Wandlungen im Elsaß lebhaft. Neben Thüringen, seinem Heimatland, hängt sein Herz an keiner deutschen Landschaft so sehr wie an dem schönen Elsaß. Hierher kehrt er immer gern wieder, sei es zur Erholung, sei es zur Arbeit. Gelegentlich der zahlreichen Vorträge, die er im Elsaß zu halten hat, versäumt er es nie, sich mit den eigenartigen sprachlichen und kulturellen Verhältnissen vertraut zu machen, sich mit den Männern in Verbindung zu setzen, die — vorläufig noch als kleines Häuflein — den großdeutschen Gedanken nähren und ihm in der breiten Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen suchen. Rein hat in Altdeutschland, wo er nur konnte, ihre Sache aufs kräftigste vertreten und gefördert. Ähnlich verfolgt er mit dem lebhaftesten Interesse die politischen Verhältnisse in den nördlichen und östlichen gemischtsprachigen Provinzen unseres Reiches und erörtert sie in Vorträgen und in der Presse. Dasselbe gilt von der Lage der Deutschen und des Deutschtums im Auslande.

Reist er nach Tirol, dann sucht er grundsätzlich die Gegenden auf, in welchen die Deutschen schwer zu ringen haben, und regt andere an, dasselbe zu tun. Denn durch häufige Einker Reichsdeutscher bei unseren deutschösterreichischen Stammesbrüdern wird das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wach erhalten und gestärkt. Aus demselben Grunde sollten Reichsdeutsche weit mehr das Elsaß als die Schweiz aufsuchen. So mahnt er oft. Auf Sizilien ergreift ihn einmal lebhaft der Wunsch, die Deutschen möchten dort einen der halb verfallenen, aber herrlich gelegenen Paläste erwerben und ausbauen, um so ein deutsches Haus, einen Sammelpunkt für die überaus große Zahl der Deutschen, die alljährlich Italien bereisen, zu schaffen. Und das nicht aus Rücksichten der Annehmlichkeit allein, sondern vor allem zur Stärkung des deutschen Bewußtseins auch im Auslande.

Unter dem großdeutschen Gesichtspunkt hat Prof. Rein auch trotz seiner reichbemessenen Arbeit länger als ein Jahrzehnt hindurch den Landesverband Thüringen des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ geleitet und ihn durch persönliche Werbearbeit in bezug auf die Zahl der Mitglieder und die Höhe der Einnahmen kräftig gefördert. Auch heute noch gehört er zu den überzeugtesten Anhängern und Verfechtern der von dem Verein erstrebten Ziele. Das hat er auch auf der diesjährigen Pflingstversammlung des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins in Straßburg bewiesen. Es war ihm aus nationalen Gründen eine Genugtuung, daß er vor der großen Versammlung der deutschen Lehrerschaft, die hier zum erstenmal tagte, über die Erhaltung des Deutschtums im Ausland einen Vortrag halten durfte¹⁾. Und wir glauben es ihm nach all dem Gesagten gern, wenn er im Eingang zu dem Vortrag sagt: „Es erfüllt mich dies mit großer Freude, weil ich es immer für das Höchste gehalten habe, meinem Volke, soweit ich es nur konnte, zu dienen.“ Liebe zum deutschen Volke ist der vornehmste Beweggrund zu seiner reich gestalteten Lebensarbeit. Mögen uns deutsche Männer vom Schlage Reins nie fehlen!

Schuldirektor Edm. Scholz in Pöggendorf i. Thür.

¹⁾ Veröffentlicht in der Zeitschrift Das Deutschtum im Auslande, Berlin 1910, Heft 4, und in den Blättern zur Förderung des deutsch-ostafrikanischen Schulwesens 1910, Sept., Nr. 15, Tanga.

Deutsch heißt,

1. was aus Deutschland herrührt; 2. jeder Ausländer, außer Däne u. a. m.; 3. wer nicht Erbbauer ist; 4. wer keine Bauernkleider trägt; 5. was ein deutscher Meister gemacht hat, z. B. ein deutsches Hufeisen, im Gegensatz dessen, was Bauern verfertigen; 6. was für Deutsche

bestimmt ist, z. B. deutsche Kost; 7. was besser ist als man es gewöhnlich bei Bauern findet, z. B. deutsche Wolle, d. i. feine; 8. was einem Deutschen angehört, z. B. ein deutsches Pferd. (Aus: Idiotikon der deutschen Sprache in Liv- und Estland. Nebst eingestreuten Winken für Liebhaber. S. 48. Riga 1795, Johann Friedrich Hartknoch.)

Entwicklung deutscher Gras- und Getreidenamen und deren Wechselbeziehungen zu welschen¹⁾.

Von

Privatdozent Dr. Ernst H. E. Krause in Straßburg i. E.

Das Getreide, welches in Deutsch-Lothringen und den angrenzenden Landstrichen Dinkel heißt, wird anderwärts Einkorn genannt. In Württemberg dagegen versteht man unter Dinkel daselbe wie am Mittelrhein unter Spelz und in Hohenzollern unter Velschen, nämlich das *Triticum spelta* der Botaniker, für dieselbe Art kommt auch noch Kern und Korn vor, als schriftdeutsch gilt Spelz.

Dinkel bedeutet nach Schmeller (Bayerisches Wörterbuch I, S. 525) eigentlich Spreu oder Granne. Velschen sind eigentlich die Ährenbruchstücke, Kern oder Kernen die gegerbten oder geschälten Früchte, beide Namen sind aber in einzelnen Landschaften auf die ganze Pflanze übertragen. Korn nennt man den Spelz (wie sonst den Roggen), wo er das Hauptbrotkorn bildet. Krzy-mowski²⁾ hörte die Bezeichnung noch unlängst im oberelsässischen Kreise Altkirch, früher war sie besonders im Westrich³⁾ üblich, jetzt versteht man auf dem Hunsrück unter Korn eine Mischsaat von Spelz und Roggen. Das Wort Spelz gilt als deutsch, vielleicht hängt es mit „spalten“ oder „Spilz“⁴⁾ zusammen und bezeichnet die brüchigen Ähren im Gegensatz zu den zähen. Dann ist nicht zu verwundern, daß es ebenso wie Dinkel für Einkorn und Spelz und auch noch für Emmer vorkommt, denn die Eigenschaft der brüchigen Ähren ist diesen drei Arten gemeinsam. Im deutschen Sprachgebiet bezeichnet Spelz allerdings so gut wie immer *Triticum spelta*, aber in Italien und Frankreich wechselt die Bedeutung der abgeleiteten Wortformen (ital. *spelta*, franz. *épeautre*). Da, wo das Wort *spelta* zum erstenmal vorkommt, im *Edictum Diocletiani*⁵⁾, muß es Emmer bedeuten. Dieses Edikt ist nämlich eine Marktpreisordnung für die Osthälfte des römischen Reiches vom Jahre 301 n. Chr. Da wir wissen⁶⁾, daß im Morgenland seit den ältesten Zeiten Emmer gebaut war, aber niemals Spelz⁷⁾, so kann Emmer in besagtem Ediktum nicht fehlen. Da nun kein anderer auf ihn anwendbarer Name sich bietet und auch keine Lücke, wo ein solcher ausgefallen sein könnte, so muß eben *spelta* der Emmer sein — vielleicht ist importierter Spelz mit inbegriffen. Freilich will es einem schwer in den Kopf, daß die Getreideart, welche in Rom seit alter Zeit eine so große Rolle gespielt hatte, ihren ehrwürdigen⁸⁾ Namen far verloren und dafür den germanischen *spelta* angenommen haben sollte. Urheber dieser Umwälzung können nur die — wenn ich einen Ausdruck der Gegenwart ins Altertum übertragen darf — Fremdenlegionäre sein. Aber wenn man sich überlegt, was alles in jener Zeit im römischen Reiche durch Germanen und Juden auf den Kopf gestellt wurde, dann kann die Verdrängung von far durch *spelta* nicht mehr allzu sehr auffallen. Petrus de Crescentiis⁹⁾, ein Bologneser Ackerbauschriststeller des 13. Jahrhunderts, war nach der in botanischen Kreisen herrschenden Meinung der erste, welcher

1) Den Anfang s. Heft 1, S. 12.

2) Die Landwirtschaft im oberelsässischen Kreise Altkirch.

3) Hier. Bock, *New Kreutterbuch* II, Kap. 24.

4) Vgl. Grimms Wörterbuch X, Abt. 1, S. 2660.

5) Herausgegeben von Th. Mommsen, 1895.

6) Gradmann: *Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum* (1909). Dazu meine Kritik in *Mannus* II, S. 254.

7) Lamarck, *Encyclopédie méthodique* II, S. 559, berichtet zwar über *Triticum spelta* (Froment *épeautre*) in Persien, aber er faßte unter diesem Artnamen Spelz und Emmer zusammen.

8) Vielleicht überschätzen wir doch die Bedeutung des far im römischen Leben. Das eigentliche Emmerland war im Altertum und Mittelalter nicht Latium, sondern Toskana. Die religiösen Zeremonien, bei welchen far gebraucht wurde, sind vielleicht durch etruskische Familien in Rom eingebürgert. Und die plebs kümmerte sich darum so wenig, wie sie heute von der Herstellung der Hostien weiß. Das Wort far gilt als unverwandt mit englischem barley, und man meint (Hoops: *Waldbäume und Kulturpflanzen*, S. 359), seine Urbedeutung sei Gerste gewesen.

9) *De agricultura etc.* auctore Petro Crescentiensi. Basel 1538. — Die Ausgabe soll nicht besonders gut sein, aber eine bessere kann ich nicht bekommen.

unter dem Namen *spelta* unseren Spelz verstanden und ihn vom Emmer unterschieden hat. Es heißt bei ihm¹⁾, *spelta* sei bekannt und man müsse davon zwei Körbe auf den Morgen säen, während von Weizen ein Korb ausreichte. Far²⁾ sei der *spelta* ähnlich, doch stärker in Stroh und Korn, ein Korb genüge für den Morgen. — Nun gebraucht man tatsächlich sowohl vom Spelz als auch vom Emmer das doppelte Maß an Saatforn wie vom Weizen, weil man von diesem die rein ausgedroschenen Körner sät, von jenen beiden aber die noch von den Spreublättern (botanisch „Spelzen“) umhüllten. Petrus de Crescentiis hat also nur eine dieser Arten wirklich gekannt, und zwar die, welche er *spelta* nennt. Von far hatte er natürlich gelesen (er zitiert Varro und Palladius), kannte es aber nicht recht. Matthiolus kannte im 16. Jahrhundert in Oberitalien den Spelz nicht. Er beschreibt unter *zea*³⁾ das Getreide, welches die Italiener teils *spelta*, teils *Pirra*⁴⁾, auch *Pirra farra* und *alga* nannten. Er bildet die Art auch ab, es ist unverkennbar Emmer. Demnach ist auch die *spelta* des Petrus de Crescentiis wahrscheinlicher Emmer gewesen als Spelz. In Arcangelis italienischer Flora von 1882 ist der Emmer ohne Volksnamen, während der Spelz *Grano-Farro* heißt. Der erste italienische Schriftsteller, welcher Spelz und Emmer richtig unterschieden hat, scheint mir der Neapolitaner J.B. Porta zu sein⁵⁾. Der erste deutsche war Hier. Vock. Er handelt im 22. Kapitel des zweiten Teiles seines Kräuterbuches (1539) von Spelz, Dinkel und Kernen, worunter nach heutigem Sprachgebrauch Spelz, Einkorn und Himmelsgerste zu verstehen sind. Der Emmer steht, von diesen Arten getrennt, im 20. Kapitel beim Weizen. Nachdem Vock als ersten den alten Landweizen beschrieben hat, sagt er, die zweite Art sei ein Sommerweizen, der Grammen trüge, nicht ausgedroschen werden könnte, sondern geschält werden müßte und im Deutschen Amelkorn hieße. Die merkwürdige Anordnung der Arten kommt daher, daß Vock seine Pflanzen nach Dioskurides bestimmte, infolgedessen einen Winter- und einen Sommerweizen finden zu müssen glaubte und einen wirklichen Sommerweizen nicht fand.

Also bedeutet *spelta* in den Mittelmeerländern von der römischen Kaiserzeit bis in die neuere Zeit hinein meistens Emmer (*Triticum dicoccon*), während in Deutschland einschließlich Belgiens⁶⁾ Spelz und Spelte sicher seit dem 16. Jahrhundert, wahrscheinlich⁷⁾ aber schon seit der Völkerwanderung Spelz (*Triticum spelta*) bezeichnen. In neuester Zeit bemühen sich Württemberger, namentlich Robert Gradmann, das Wort Spelz durch Dinkel aus der Schriftsprache zu verdrängen.

Als im letzten Sommer die Deutsche Dendrologische Gesellschaft einen Ausflug in die Ardennen machte, hielten die meisten Teilnehmer, unter denen recht viele Landleute waren, das Getreide auf den Feldern dort für Gerste. Es war aber Grammenspelz. Demnach könnte auch heute noch ein Gerstename auf Spelz oder Emmer überwandern, wie es früher oft geschehen zu sein scheint. Ich erwähnte schon, daß die Sprachvergleichler den römischen Emmernamen far für einen ursprünglichen Gerstennamen halten. Bei Hieronymus Vock hieß die Himmelsgerste Kernen, während in Württemberg und der deutschen Schweiz unter diesem Namen Spelz verstanden wird. In Frankreich hat ein ähnlicher Namenwechsel stattgefunden und die Geschichte des Spelzes in diesem Lande verdunkelt. Esourgeon bezeichnet jetzt und im ganzen 19. Jahrhundert, auch schon früher, eine Gerstenart, und zwar ganz vorwiegend die sechszeilige. Man deutet den Namen als *secours des gens* und sagt, in Notjahren, wenn der Winterweizen erfroren war, hätte man im Frühjahr solche Gerste gesät, um daraus Brot zu backen und der Not zu wehren. Aber im 16. Jahrhundert⁸⁾ wird unter dem Namen *seourgeon* eine Art des Weizens beschrieben, die, dürrftig und dünn, der

1) S. 153: De Spelta. — Spelta nota est. quaedam est gravior et haec melior, quaedam vero levior, et haec deterior. duae corbes in jugerum seruntur, cum ex frumento corbis una sufficiat. etc.

2) S. 121: De Farre. Far est simile speltae, sed est grossior in herba et grano. corbis una jugerum complet.

3) Commentarii etc. Venedig 1565, S. 397 ff.

4) Dieser Name scheint slawischen Ursprungs zu sein, ein näheres Eingehen auf ihn würde hier zu weit führen.

5) Über seine Getreidearten berichtete ich in Naturwiss. Wochenschr. 1910, Nr. 26.

6) Remberti Dodonaei Cruydt-Boeck (Ausgabe von 1644).

7) R. Gradmann: Der Getreidebau usw. (1909). Auch im Württ. Jahrb. f. Statistik u. Landeskunde 1901.

8) Ruellius: De natura stirpium. Basel 1537, S. 298. Unter *Triticum*: genus macrum, triste, hordei similitudine, cuius granum folliculo non facile deglubatur, nullis tamen aristis vallatum, quod tamen vere non seritur; hoc nostro sermone vernaculo... seourgeon dicitur.

Gerste ähnlich war, aber keine Grannen trug; ihre Körner ließen sich nicht leicht enthülsen, die Saatzeit war im Herbst. Was anders kann das sein als Spelz? Derselbe Name wurde zur selben Zeit auch schon (wie später ausschließlich) für sechszeilige Gerste gebraucht und auch schon als *secours* des *gens* gedeutet. Mir scheint es, daß diese Deutung dem Worte nachträglich untergelegt ist; dabei hat sie wohl zur endgültigen Gestaltung desselben mitgewirkt. In Spanien sind für Emmer, Spelz und Einkorn, deren Bezeichnungen in den dortigen Dialekten (oder bei den berichtenden Reisenden?) sehr durcheinander laufen, eine Anzahl verwandter Namen vorhanden, z. B. *escaña*, *carraon*. Zu dieser Gruppe (*escourgeon*, *escaña*, *carraon*) gehört auch *scandula*, welches in dem *Edictum Diocletiani*¹⁾ als gleichbedeutend mit *spelta* vorkommt. *Scandela* und *scandella* werden noch im 16. Jahrhundert²⁾ in Oberitalien genannt, doch kann ich nicht genau herausbringen, was sie bedeuten. Wenn wir uns nun erinnern, daß Plinius³⁾ schreibt, Gallien habe ein eigenartiges *far* geliefert, welches dort *braces*, in Italien aber *sandala* genannt würde, so haben wir den heutigen französischen Namen der sechszeiligen Gerste zurückverfolgt bis ins erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung und gesehen, wie er vor der Gerste dem Spelze eigen gewesen ist und noch früher in erster Linie (oder allein?) den Emmer bezeichnet hat.

Die Worte *scandula* und *spelta* haben sich in ihrer Form wahrscheinlich gegenseitig beeinflusst, indem ersteres mit *scindere*, letzteres mit *spalten* in Beziehung gebracht wurde. Neben *braces* und *sandala* erscheint bei Plinius (Kap. XIX u. XX, 4) *arinca* als gallisches Getreide, von ihr heißt es, sie sei ein *far* ohne Grannen; das deutet auf Spelz, wiewohl die übrige Beschreibung⁴⁾ nicht recht paßt.

In Deutschland ist der Anbau des Spelzes jetzt und im Mittelalter ziemlich auf diejenigen Landesteile beschränkt⁵⁾, welche vor der Völkerwanderung zum römischen Reiche gehört haben, und deshalb ist schon oft die Vermutung ausgesprochen, daß dieses Getreide aus der gallorömischen Provinzialkultur in die deutsche übergegangen sei. Daß es vor der germanischen Einwanderung in der Schweiz gebaut war, ist durch einen Fund aus der Bronzezeit bewiesen. Gegen den gallorömischen Ursprung des westdeutschen Spelzbaues scheint der unbestritten deutsche Ursprung des Namens Spelz selbst zu sprechen. Dieser kann aber, wie oben wahrscheinlich gemacht wurde, von den im römischen Reiche dienenden Germanen gebildet und in den Provinzen vor der Völkerwanderung eingebürgert gewesen sein, wo ihn dann die später eindringenden Stämme leicht in ihre Sprache übernahmen. Außerordentlich auffallend ist das genaue Zusammenfallen der Ostgrenze des Spelzbaues in Süddeutschland mit der Ostgrenze der Alemannendörfer. Gradmann, der diese Tatsache in seinen mehrfach zitierten Schriften aufs neue geprüft und bestätigt hat, schließt daraus, daß der Spelz von den Alemannen nach Schwaben gebracht sei. Von allem anderen abgesehen, widerstreitet dieser Annahme der archäologische Nachweis der Art in der Bronzezeit der Schweiz. Ich habe im zweiten Bande des *Mannus* eine andere Erklärung gegeben, die darauf hinausläuft, daß die Bayern Roggen, die Alemannen Hafer als Hauptgetreide mitgebracht hatten, daß beide Völker nach ihrer Taufe seitens der Klöster zum Anbau von weißem Korn angehalten wurden und daß sich da in die Wirtschaft der Alemannen der Spelz, in die der Bayern der alte rätische Sommerweizen (*Vinkelweizen*, *Triticum compactum*) besser einfügte, so daß nunmehr beide Stämme je ein Winter- und ein Sommerkorn gehabt hätten, der eine Spelz und Hafer, der andere Roggen und Vinkelweizen. Es ist aber auch möglich, daß ohne Rücksicht auf die Saatzeit den Bayern der Weizen, den Alemannen der Spelz gelegener kam, da ja die ersteren im Roggen ein rein ausgedroschenes Korn, die letzteren im Hafer ein beschaltes gewohnt waren. So ist der Spelz eigentlich nicht zu den Deutschen, sondern die Deutschen sind zum Spelz gekommen. Der von Ger-

1) Th. Mommsen, *Edictum Diocletiani* etc., 1895: »*scandulae sive speltae KM 3 triginta*« (d. h. 3.25 M. für 100 Liter Vohsen). Das gleiche Maß Roggen kostet 6.50 M., geschälter Emmer (*speltae mundae*) 10 M., Hafer wie *spelta*. Der Weizenpreis ist auf allen erhaltenen Bruchstücken zerstört, vom Gerstenpreis nur die erste Ziffer erhalten, danach war er dem für Emmerferne mindestens gleich.

2) Amati Lusitani enarrationes. Argentorati 1554, S. 254.

3) *Historia naturalis* XVIII, Kap. 11, der alten Ausgaben.

4) *Arinca* . . . *spissior quam far et major spica eadem et ponderosior*. Vgl. Korrespondenzblatt d. Deutsch. Gef. f. Anthropol. usw. 1910, S. 55.

5) Karte von Rob. Gradmann in den Württ. Jahrb. f. Statistik usw. 1902.

manen in der Fremde gebildete deutschrömische Name *spelta* trat nunmehr in die deutsche Sprache ein, und hier wurde seine jetzige Bedeutung (*Triticum spelta*) festgelegt, während im französischen¹⁾ *épeautre* bis ins 19. Jahrhundert hinein für Emmer, Spelz und Einkorn vorkommt und erst in allerjüngster Zeit mit dem Deutschen gleichsinnig fixiert wird, wie auch in Italien *spelta* meistens den Emmer bezeichnet hat. Die Aufnahme des deutschrömischen Wortes ins deutsche Sprachgebiet ist vielleicht in dem Hauptaustauschgebiet der beiden Kulturen, im heutigen Belgien, erfolgt, wo Spelz gerade viel gebaut wird, von dort wanderte das Wort dann wohl rheinaufwärts zu den Chatten und Alemannen.

Hirse und Roggen sind Namen, welche Spuren östlicher Herkunft an sich tragen. Und was wir über die Geschichte und Vorgeschichte der Träger dieser Namen wissen, spricht auch dafür, daß diese von Osten her den Deutschen bekannt wurden.

Man unterscheidet jetzt Rispen- und Kolbenhirse. Im 16. Jahrhundert war „der Hirß“ nur unsere Rispenhirse (*Panicum miliaceum*). Die Kolbenhirse hieß Fench oder Fennich. Das ist unverkennbar *Panicum*, der alte lateinische Name dieser Getreidesippe; und da in der Pfalz Penich²⁾ gesagt wurde, ist das Wort erst verhältnismäßig spät aus dem Lateinischen übernommen. Von den beiden Arten der Kolbenhirse ist die größere (*Panicum italicum*) in Deutschland nie eigentlich Feldfrucht gewesen, das Klima sagt ihr nicht zu. Die kleinere Art (*Panicum germanicum*) wurde im Anfang des 16. Jahrhunderts im westlichsten Mitteldeutschland³⁾ eingeführt, während sie im Algäu und Hegau damals schon alteingebürgert war. Vielleicht ist es dieselbe Art, welche Oswald Heer⁴⁾ in den Schweizer Pfahlbauten fand. Sie ist in Westdeutschland vielleicht schon bald durch den Buchweizen, vielleicht auch erst später durch die Kartoffel verdrängt. Daten sind nicht bekannt.

Von der eigentlichen Hirse (*Panicum miliaceum*) berichtet uns Hieronymus Bock: „Das gemein Volk im Teutschen Land bereit den Hirsen zur Speiß mit Milch, gemeinlich auff die Kirchweihung und andere fröliche Zeit, so sie zusammen kommen.“ Die berühmte Rheinfahrt der Zürcher mit dem großen Topfe voll heißen Hirsenbreis zum Straßburger Schützenfest fiel auf den 20. Juni 1576. Im Elsaß⁵⁾ kannte man die Hirse im 19. Jahrhundert nur als Vogelfutter, aber bei Meß⁶⁾ wurde sie noch zur Speise felderweise gebaut und ihre Verwendung als Vogelfutter stand erst in zweiter Linie. In Pfahlbauten in der Schweiz wurden viele Hirsenkörner gefunden, die teilweise durch die noch daranhängenden Stiele als Rispenhirse erkannt werden konnten⁷⁾. Aber von dorthier scheint ihr Anbau den Deutschen nicht zugekommen zu sein. Der Name der Hirse ist nach Ansicht der Germanisten⁸⁾ hochdeutsch und erst nachträglich ins Niederdeutsche und Nordische gewandert. Russisch heißt die Hirse Proso (Просо), wendländisch pressi⁹⁾. Die Namen sehen dem unsrigen ganz verwandt aus¹⁰⁾. Selbst griechisch Kenchros (κεγχρος) dürfte trotz einiger Unstimmigkeit dazu gehören; es hat die gleiche Bedeutung¹¹⁾. Die Form des palatalen Inlauts kann durch Nasalisierung des Vokals bedingt sein, ein k aber würde dem russischen scharfen Eslaut (e) vollkommen entsprechen. Die Umstellung des r ist nicht ohne Analogie. Es scheint recht wohl möglich, daß das

1) Holandres »Flore de la Moselle« nennt 1829 (und auch noch in der neuen Ausgabe 1848) das Einkorn »petit épeautre«. Costes »Flore de France« von 1906 nennt Emmer Amidonnier, Spelz épeautre, Einkorn engrain und blé riz.

2) Tabernaemontanus, *Neu Kreuterbuch* I, 1587, S. 815. (Die Pfalz wird von ihren Bewohnern Palz genannt, auch sagt man dort Perd für Pferd usw.)

3) Im Westrich nach Bocks *Kräuterbuch* II, Kap. 31. — Tabernaemontanus (Bd. I, S. 815) sagt, im Wasgau und anderen mehr dergleichen rauhen Orten.

4) Die Pflanzen der Pfahlbauten, fig. 28 u. 29.

5) Kirschleger: *Flore d'Alsace* II, S. 291.

6) Holandre: *Nouvelle Flore de la Moselle*, 1848, S. 775.

7) Heer, a. a. O. S. 17 u. fig. 26.

8) Grimms *Wörterbuch* IV, 2. Abt., S. 1571.

9) *Neues Vaterland*, Archiv XXI, Lüneburg 1832.

10) Viktor Hehn (*Kulturpflanzen und Haustiere*, 6. Aufl., S. 545) denkt nicht einmal an die Möglichkeit eines Zusammenhangs. Aber wie oft wechselt p mit k, tritt hochdeutsches h für älteres k ein, rückt im Slawischen ein r oder l in den Anlaut, wo es im Deutschen Inlaut bleibt (Arbeit — rabot, Elbe — Labe)!

11) Die Kolbenhirse heißt griechisch *κεγχρος*, russisch *Мохарь* und *Борь*.

griechische Wort von nördlich wohnenden Barbaren entlehnt und in hellenischem Munde umgeformt war. Wenn so das russische *c* ein zetaisiertes *k* ist, dann ist unser Hirs dem slawischen Worte nicht unverwandt, sondern von dort entlehnt. — Daß die Hirse im Mittelalter von den damals bis über die Elbe vorgedrungenen Slawen gebaut worden ist, beweist schon die Erhaltung ihres Namens Pressi im lüneburgischen Wendland¹⁾. Der Jude Abraham Jakobsen, welcher im Jahre 975 in Geschäften von Marokko nach Mecklenburg (Wiligrad) und Prag gereist war, berichtet, daß die Slawen Hirse²⁾ bauten. Und in einem archäologischen Funde aus der Slawenzeit in Pommern meint man die Rispenhirse erkennen zu können³⁾.

Daß die Hirse für das deutsche Klima zu empfindlich sei, ist eine oft wiederholte Fabel, der eine Vermengung mehrerer Arten zugrunde liegt. *Panicum miliaceum* und *germanicum* sind genügsame Sommergetreide wie Hafer und Buchweizen, nur *Panicum italicum* beansprucht mehr Wärme, etwa so viel wie der Mais.

Der schriftdeutsche Name des Roggens ist niederdeutschen Ursprungs, die hochdeutsche Form lautet Rocken. Der Inlaut entsprechender slawischer Namen steht auf derselben Lautstufe wie im Niederdeutschen. Russisch heißt dies Getreide *rosh* (das *sh* wie französisches *ge* zu sprechen; *рожь*), wendländisch *Rase*, *Rassi* (mit „weichem *ss*“⁴⁾). Und das spätgriechische *βόλζα* (sprich *wridsa*), ein Getreidenamen von der Balkanhalbinsel, scheint gleichen Stammes zu sein. Die Lautverhältnisse deuten an, daß das Wort Roggen in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten zu den Germanen gekommen sei. Was wir aus Altertumsfunden und alten Schriftstellern über diese Kornart wissen, steht mit dieser Vermutung im Einklang.

Älter als Roggen, Hirse und Spelz, auch älter als Hafer⁵⁾ sind in der Landwirtschaft der Deutschen Gerste und Weizen. Die Geschichte dieser beiden Sippen ist schwer aufzuklären, nicht nur wegen ihres Alters, sondern auch deshalb, weil dieselben keine ursprünglichen Einheiten bilden. Im Weizen stecken mindestens drei botanische Arten nebst Kreuzungen zwischen diesen und mit dem Emmer. Unsere Gerstenrassen gehören zu mindestens zwei, vielleicht zu vier Arten. Eine Geschichte des Weizens gibt es erst, seitdem alle weizenbauenden Gebiete miteinander in Wechselbeziehungen getreten sind; vorher gab es Einzelgeschichten einzelner Weizenarten⁶⁾. Nicht anders steht es mit der Gerste. Einiges mehr, als was wir jetzt wissen, läßt sich gewiß noch herausbringen, und zwar gerade für Deutschland. Denn eine Gruppe wichtiger Quellschriften ist noch nicht ausgebeutet — die Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts. Hehn, Graf Solms, Hoops und Gradmann sind an ihnen vorbeigegangen, die Verfasser des Grimmschen Wörterbuchs haben unglücklicherweise die mindest zuverlässigen⁷⁾ herausgegriffen und die nicht verstanden⁸⁾. Für den Philologen wird die

1) Der erst nach der deutschen Eroberung dorthin gekommene Buchweizen hieß Bückweit, der Weizen aber Pifineiza usw.

2) Wattenbach: Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Tenthes Jahrhundert. Bd. VI. 2. Aufl. S. 144. Den arabischen Urtext kann ich nicht nachprüfen.

3) P. Ascherfon in der Brandenburgia IV, 1895, Heft 1, S. 59 f.

4) Neues Vaterland. Archiv XXII, Lüneburg 1852. — Über möglichen Zusammenhang mit *oryza* vergleiche Hoops: Waldbäume und Kulturpflanzen, S. 449.

5) Über dessen Geschichte ist bald eine Arbeit von A. Thellung in Zürich zu erwarten.

6) Als Arten betrachte ich *Triticum hibernum* (den alten deutschen Landweizen), *T. compactum* (den Vinkelweizen) und *T. turgidum*. *T. durum* dürfte von *dicoccon* $\times$ *turgidum* stammen und *T. polonicum* ist eine dem *durum* nahverwandte monströse Rasse. Daß der Weizen nicht vom Emmer oder vom Aaronsohnischen Urweizen (*Triticum dicocoides*) stammt, habe ich den Göttinger Gel. Anz. 1906, S. 941, und im zweiten Bande des Mannus, S. 255, kurz bemerkt. Auch die wilden Pflanzenarten, welche in neueren botanischen Werken als Stammarten der Gerste, des Roggens und der Großen Bohne gepriesen werden, kann ich nicht für solche halten. Die angeführten Deutungen gehen alle von der Voraussetzung aus, daß die Wildformen unserer Kulturpflanzen noch irgendwo existieren müssen. Ich halte es für recht wahrscheinlich, daß sie ausgestorben sind. Denn die Ersten, welche Weizenfelder usw. anlegten, wählten doch dazu die Plätze, an welchen sie den wilden Weizen gedeihen sahen, und damit entzogen sie ihm seine natürlichen Standorte. Analog verhält es sich mit Haustieren.

7) Im allgemeinen ist gut, was damals in Basel, Straßburg und Antwerpen herauskam, unzuverlässig, was in Frankfurt, insbesondere bei Egenolf, verlegt wurde und der allerunzuverlässigste unter Egenolfs Autoren ist Ryff (bei Grimm im Quellenverzeichnis zu Bd. V, Sp. XLI), von dessen Werken Gesner (bibl. S. 284 ff.) sagt: „Si quae tamen in illis bona reperiuntur, mera sunt furta, et pleraque perperam a primis autoribus exscripta et depravata.“

8) Wer einigermaßen Pflanzen kennt, lese z. B. den Artikel Schmiele in Bd. IX, Sp. 1075 ff.

unmittelbare Benutzung der Schriften von Brunfels, Bock, Fuchs, Gesner, den Bauhinen, de Codel, Dodonaeus, Clusius u. a. immer schwierig bleiben, weil es dabei wesentlich auf das Erkennen botanischer Merkmale in ungeschulter Ausdrucksweise und auf zum Text oft nicht passende Holzschnitte ankommt. Dem Botaniker anderseits ist die Darstellung schwer verständlich, weil sie (auch wenn sie in deutschen Worten niedergeschrieben ist) die Kenntnis lateinischer und griechischer Sprache und Literatur voraussetzt. Hat man einmal die Geschichte der Weizen- und Gerstensorten bis in die ältesten gedruckten Bücher zurückverfolgt, dann liegt zwischen diesen und dem Anschluß Deutschlands an die alte Kultur Südeuropas wenig mehr als ein Jahrtausend. Und was sind bei damaligen Verkehrsverhältnissen tausend Jahre gegenüber den zähen Überlieferungen einer bäuerlichen Bevölkerung? Bei der Verfolgung der Getreidearten durch das römische Altertum muß man gallisches, etruskisches, lateinisches und großgriechisches Kulturgut scheiden — ich halte es nicht für aussichtslos, auf diese Weise¹⁾ noch ein gut Stück weiter zu kommen in der Aufklärung der Vorgeschichte unserer Kultur.

Am Schlusse möchte ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß wir über die Weizen-, Gersten- und sonstigen Getreidearten abgelegener, in alter Kultur verharrender Länder Asiens bis jetzt außerordentlich wenig wissen. Die Forschungsreisenden notieren „Gerste“ oder „Weizen“, ohne zu ahnen, daß es dem Botaniker wie dem Kulturhistoriker zur Verarbeitung dieser Nachricht unbedingt nötig wäre, zu wissen, um welchen Weizen, welche Gerste es sich handelt. Welcher speziellen Art z. B. die alten Weizensorten Chinas angehören, das zu wissen, wäre nicht nur für die asiatische, sondern auch für die europäische und speziell deutsche Urgeschichte wichtig, wie Graf Solms in seiner Schrift über Weizen und Tulpe (1899) dargetan hat.

Die nationale Bevölkerungsbilanz Böhmens.

Von

Prof. Dr. Heinrich Rauchberg in Prag.

Böhmen zählte am 31. Dezember 1910 mehr als 6½ Millionen Einwohner²⁾. Seine Bevölkerung ist in den letzten zehn Jahren fast um eine halbe Million gewachsen. Welchen Anteil haben daran die Deutschen und welchen die Tschechen? Die Frage ist von entscheidender Bedeutung für die Bewahrung ihres Zahlenverhältnisses im Lande. Wenn dieses Verhältnis bis 1900 im großen ganzen unverändert geblieben ist, seitdem die Volkszählung die Umgangssprache überhaupt ermittelt, so erklärt sich das lediglich daraus, daß das Abbröckeln der deutschen Minderheiten und das Anwachsen der tschechischen Minderheiten bis dahin aufgewogen worden ist durch die raschere Entwicklung des deutschen Sprachgebiets. Die Frage ist nun die, ob die Deutschen diesen Vorsprung, der alle Verluste im nationalen Kleinkrieg wettgemacht hat, auch im Jahrzehnt 1901—10 zu behaupten vermochten.

Um diese Frage zu beantworten, teile ich ganz Böhmen in vier Gebietsabschnitte von verschiedenem nationalen Charakter ein: in das einsprachig (I) und das überwiegend (II) deutsche Gebiet, dann in das überwiegend (III) und das einsprachig (IV) tschechische Gebiet. Als einsprachig gelten dabei diejenigen politischen Bezirke, in welchen auch nicht ein Fünftel der einheimischen Bevölkerung zur zweiten Landessprache sich bekannt hat. Die Volkszunahme dieser Gebietsabschnitte im Jahrzehnt 1901—10 war die folgende:

Nationale Gebiete	Bevölkerung		Zunahme	
	1900	1910	1901—1910	
I. Rein deutsche Bezirke	1 779 562	1 932 192	152 630	8,58 v. H. ³⁾
II. Überwiegend deutsche Bezirke	407 075	438 581	31 506	7,74 „
III. Überwiegend tschechische Bezirke . .	687 708	711 882	24 174	3,52 „
IV. Rein tschechische Bezirke	3 444 352	3 691 654	247 302	7,18 „
Im ganzen	6 318 697	6 774 309	455 612	7,21 v. H.

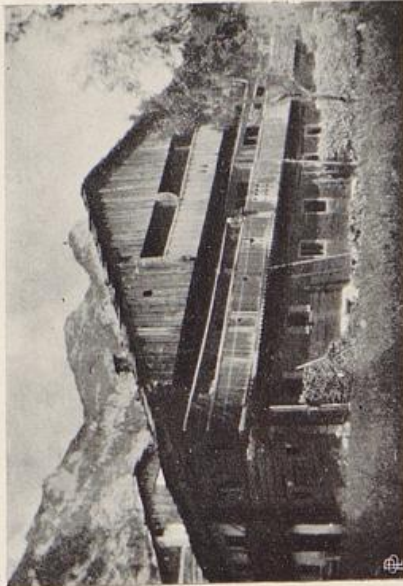
1) Ausführlicher habe ich die literarisch-botanische Forschungsmethode an einem Einzelfall gezeigt in den Beiheften zum Botan. Zentralblatt XXIV, 1908, Abt. II, S. 6—52 (Eupathion und Patience).

2) Vgl.: Vorläufige Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 31. Dez. 1910. Brünn 1911, fr. Irrgang.

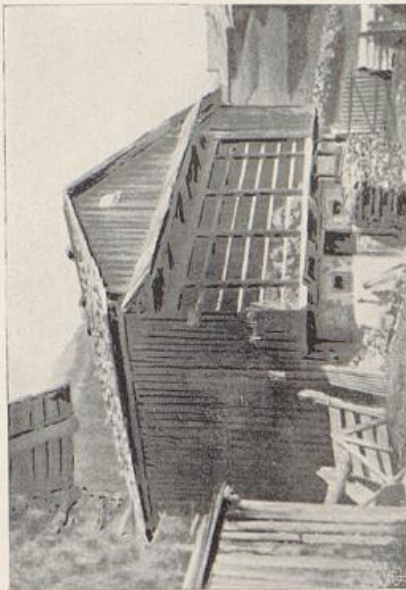
3) Auf je 100 des Anfangsstandes gerechnet.

Aus den deutschen Sprachinseln in Friaul I. Aus Bladen (Sappada)

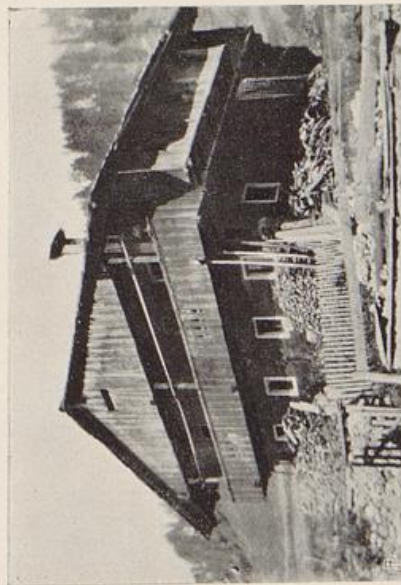
Nach Aufnahmen von Prof. Dr. Aristide Baragiola



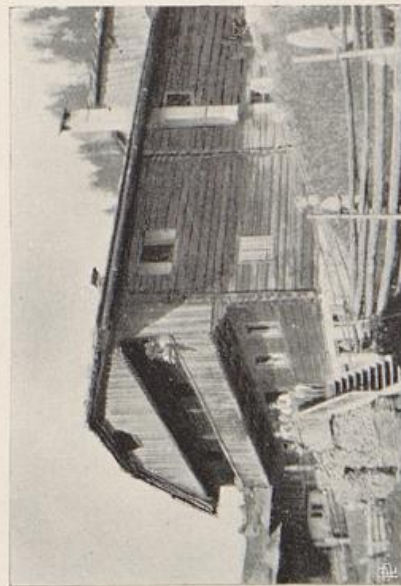
Zweifamilienhaus im Weiler Bushe (Puicha)



Stall im Weiler Mühlpach



Haus im Weiler Prun (1257 m)



Mehrfamilienhaus im Weiler Hoffer

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Aus den deutschen Sprachinseln in Friaul

I. Aus Bladen (Sappada)

Nach Aufnahmen von Prof. Dr. Aristide Baragiola



Zweifamilienhaus im Weiler Bushe (Puicha)



Stall im Weiler Mühlbach



Haus im Weiler Prun (1257 m)



Mehrfamilienhaus im Weiler Hoffer

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Wir sehen also, daß das deutsche Sprachgebiet im Laufe des letzten Jahrzehnts rascher sich entwickelt hat als das tschechische. Insbesondere haben die gemischten Bezirke mit deutscher Mehrheit mehr als doppelt so rasch zugenommen als die gemischten Bezirke mit tschechischer Mehrheit. Die Entwicklung der einzelnen politischen Bezirke Böhmens war sehr ungleich. In weit ausgedehnten, überwiegend agrarischen Gebieten hat die Bevölkerung eher ab- als zugenommen. In zwölf politischen Bezirken ist sie sogar absolut zurückgegangen und die überwiegende Mehrzahl derselben gehört dem tschechischen Sprachgebiet an. Die gewerbliche Blüte des deutschen Nordens dauert an; zwölf deutsche Bezirke weisen eine Zunahme von mehr als 10 v. H. aus. Allein der Aufschwung ist doch merklich schwächer als im vorhergehenden Jahrzehnt, insbesondere im nordwestböhmischen Kohlenrevier. Dem tschechischen Sprachgebiet kommt insbesondere der Aufschwung des großindustriellen Zentrums von Prag zustatten, der weithin auch auf die Vorortsbezirke einwirkt. Der Polizeirayon von Prag umfaßte 1880 erst 284 695 Einwohner, 1900 bereits 465 453, 1910 aber 553 217.

Die Folge dieser Bewegung ist, daß die absoluten Ziffern der Volkszunahme sich gegen das vorhergehende Jahrzehnt im deutschen Gebiet verschlechtert, im tschechischen gebessert haben. Auch die Verhältniszahlen stehen für das deutsche Gebiet nicht mehr so günstig wie früher, wenngleich sie den tschechischen noch immer überlegen sind. Man betrachte die folgende Tabelle:

Nationale Gebiete	V o l k s z u n a h m e					
	absolute Zahlen			auf je 100 Personen d. mittleren Bevölkerung		
	1881—1890	1891—1900	1901—1910	1880—1890	1891—1900	1901—1910
I. Rein deutsche Bezirke	91 970	172 917	152 650	5,90	10,23	8,23
II. Überwiegend deutsche Bezirke . . .	36 263	58 576	31 506	10,91	15,55	7,46
III. Überwiegend tschechische Bezirke . .	4 188	12 875	24 174	0,62	1,89	3,45
IV. Rein tschechische Bezirke	149 854	251 235	247 302	4,77	6,96	6,93
Im ganzen	282 275	475 603	455 612	4,95	7,83	6,96

Es entsteht nun die Frage, ob das geänderte Tempo der Volkszunahme in den einzelnen Gebietsabschnitten Böhmens auf die natürliche Bewegung der Bevölkerung, also auf das Verhältnis zwischen den Geburten und Sterbefällen, oder auf die Wanderbewegung zurückzuführen ist. Um diese Frage zu beantworten, stelle ich für jedes der oben unterschiedenen nationalen Gebiete die Bilanz seiner Bevölkerungsbewegung im Jahrzehnt 1901—10 auf. Zu diesem Zwecke müssen wir zunächst den Überschuß der Lebendgeborenen über die Sterbefälle berechnen. Wird derselbe zu den Bevölkerungszahlen von 1900 hinzugeschlagen, so erhalten wir die auf Ende 1910 berechnete Bevölkerung. Sie stimmt mit der 1910 gezählten Bevölkerung natürlich nicht überein. Der Unterschied ist das Ergebnis der Wanderbewegung während des Jahrzehnts 1901—10, entweder der Überschuß der Auswanderung über die Einwanderung oder der Einwanderung über die Auswanderung.

Was nun zunächst die natürliche Bewegung der Bevölkerung anbelangt, so betrug der Überschuß der Lebendgeborenen über die Sterbefälle:

Nationale Gebiete	A b s o l u t			Demnach auf je 100 Pers. d. mittl. Bevölker.		
	1881—1890	1891—1900	1901—1910	1881—1890	1891—1900	1901—1910
I. Rein deutsche Bezirke	100 357	163 764	178 246	6,44	9,69	9,61
II. Überwiegend deutsche Bezirke . . .	26 144	45 906	55 977	7,87	12,19	13,25
III. Überwiegend tschechische Bezirke . .	51 144	57 714	61 187	7,61	8,47	8,74
IV. Rein tschechische Bezirke	300 428	529 463	526 953	9,57	9,91	9,17
Im ganzen	478 073	596 847	622 363	8,39	9,82	9,61

Das Ergebnis ist für das deutsche Sprachgebiet viel günstiger wie für das tschechische. Der geringe Rückgang in der natürlichen Volkszunahme Böhmens ist ausschließlich auf das rein tschechische Sprachgebiet zurückzuführen, dessen Eigenvermehrung im letzten Jahrzehnt hinter der im vorhergehenden erreichten sogar absolut zurückbleibt.

Um die Ursache dieser Erscheinung zu ergründen, müssen wir auf die einzelnen Elemente der Bevölkerungsbewegung eingehen, die für den Geburtenüberschuß maßgebend sind. Die absoluten Zahlen für das Jahrzehnt 1901—10 stelle ich in der umstehenden Übersicht zusammen.

Im Jahrzehnt 1901—10 wurden in Böhmen verzeichnet:

Nationale Gebiete	Eheschließungen	Geburten	Lebendgeborene	Sterbefälle
I. Rein deutsche Bezirke	146 926	609 965	587 021	408 775
II. Überwiegend deutsche Bezirke	34 415	161 585	156 158	100 161
III. Überwiegend tschechische Bezirke	51 109	221 043	215 130	155 945
IV. Rein tschechische Bezirke	281 176	1 118 356	1 088 580	761 627
Im ganzen	513 624	2 110 727	2 046 869	1 424 506

Die Verhältniszahlen daraus werden in der nachstehenden Tabelle berechnet und mit den Ergebnissen der vorhergehenden Jahrzehnte verglichen:

Auf je 100 Personen der mittleren Bevölkerung eines jeden Jahrzehnts treffen in den Jahren

Nationale Gebiete	1871-1880	1881-1890	1891-1900	1901-1910	1871-1880	1881-1890	1891-1900	1901-1910	1871-1880	1881-1890	1891-1900	1901-1910
	Eheschließungen				Lebendgeborene				Sterbefälle			
I. Rein deutsche Bezirke	8,3	8,0	8,3	7,9	38,1	37,4	36,9	31,7	29,9	30,8	26,9	22,0
II. Überwiegend deutsche Bezirke	8,9	7,9	8,6	8,1	42,1	37,6	39,4	36,9	33,0	30,6	28,3	23,7
III. Überwiegend tschech. Bezirke	8,1	7,3	7,5	7,3	36,7	34,4	35,3	30,8	26,7	26,8	24,8	22,0
IV. Rein tschechische Bezirke	8,7	7,8	8,0	7,9	39,0	37,5	34,6	30,5	28,2	27,9	24,7	21,4
Im ganzen	8,5	7,8	8,0	7,9	38,6	37,1	35,4	31,3	28,7	28,7	25,5	21,8

Die Bevölkerungsbewegung ist demnach durchaus etwas langsamer geworden. Die Geburtenziffer ist im letzten Jahrzehnt rascher gesunken wie im vorhergehenden. Das wird aber reichlich wettgemacht durch die Abnahme der Sterblichkeit, und in dieser Hinsicht sind im deutschen Sprachgebiet im letzten Jahrzehnt größere Erfolge erzielt worden als im tschechischen. Die Verschiebung beträgt —4,9 und —4,6 v. H. in den beiden deutschen Gebietsabschnitten gegen —2,8 und —3,3 v. H. in den beiden tschechischen. Man sieht, daß schon die ersten Anfänge des Jugendschutzes und verbesserter Wohnungs- und Gewerbehygiene einen günstigen Erfolg für die Wahrung der Lebenskraft und für die Steigerung der Volkszahl, mithin auch für die Behauptung des nationalen Gleichgewichts gehabt hat. Aber wir dürfen in der Freude über das Erreichte nicht vergeßen, wieviel auf diesem Gebiet noch zu tun übrig bleibt und daß insbesondere die Ziffer der Todgeburten und der Kindersterblichkeit im deutschen Sprachgebiet Böhmens nicht nur höher steht wie in den meisten anderen Kulturländern, sondern auch wie im tschechischen Sprachgebiet. Man vergeße nicht, daß eine gute Sozialpolitik zugleich die wirksamste Nationalpolitik ist.

Die vergleichsweise günstigen Ergebnisse der natürlichen Bevölkerungsbewegung werden jedoch durch eine stark passive Wanderungsbilanz in Frage gestellt. Man betrachte die nachstehende Aufstellung:

Nationale Gebiete	Wanderungsgewinn (+) oder Wanderungsverlust (—)			auf je 100 Personen d. mittl. Bevölker.		
	absol. Zahlen	1881—1890	1891—1900	1881—1890	1891—1900	1901—1910
I. Rein deutsche Bezirke	— 8 587	+	9 153	— 0,54	+ 0,54	— 1,38
II. Überwiegend deutsche Bezirke	+ 10 119	+	12 670	+ 3,04	+ 3,36	— 5,79
III. Überwiegend tschechische Bezirke	— 46 956	—	44 859	— 6,99	— 6,58	— 5,29
IV. Rein tschechische Bezirke	— 150 574	—	98 228	— 4,80	— 2,95	— 2,23
Im ganzen	— 195 798	—	121 244	— 3,44	— 1,99	— 2,55

Im Jahrzehnt 1901—10 sind aus ganz Böhmen 166 751 Personen mehr ausgewandert, als in Böhmen eingewandert sind. Aber im Jahrzehnt 1891—1900 ist nur die Wanderungsbilanz des tschechischen Sprachgebiets passiv gewesen, das deutsche hatte einen Wanderungsgewinn. Nun hat sich das Blatt gewendet. Die Auswanderung überwiegt nunmehr auch im deutschen Sprachgebiet erheblich die Einwanderung. Andererseits ist der tschechische Wanderungsverlust geringer wie im vorhergehenden Jahrzehnt. Soweit Richtung und Umfang der Wanderbewegung einen Rückschluß gestatten auf die wirtschaftliche Blüte und die Aufnahmefähigkeit des Arbeitsmarktes, erübrigt keine andere Annahme, als daß die Verhältnisse im tschechischen Sprachgebiet sich gebessert, im deutschen Sprachgebiet aber sich verschlechtert haben und der wirtschaftliche Vorsprung der Deutschen kleiner geworden ist. Diesen Erfolg haben die Tschechen ihrer zielbewußten wirtschaftlichen Arbeit, der fortschreitenden Industrialisierung ihres Gebiets und der Fürsorge zu danken, welche die führenden gesellschaftlichen Kreise den Kultur- und Wohlfahrtsbedürfnissen auch der unteren Schichten widmen. Die Tschechen haben es begriffen, daß wirtschaftliche Arbeit nationale Arbeit, daß Sozialpolitik Nationalpolitik ist. Ist diese Einsicht schon Gemeingut aller Deutschen?

So bedauerlich auch der Wanderungsverlust des deutschen Sprachgebiets ist, so darf daraus doch der in nationaler Hinsicht nicht unerwünschte Rückschluß gezogen werden, daß der tschechische Zuzug im letzten Jahrzehnt nicht mehr so lebhaft gewesen ist wie früher. Das eröffnet bessere Aussichten für die Auffangung der tschechischen Minderheiten und für die Wahrung des einheitlichen und streng geschlossenen Charakters des deutschen Sprachgebiets in Böhmen. Aber sicher ist dieser Schluß nicht. Vielleicht hat die tschechische Einwanderung angedauert, ist aber durch die deutsche Auswanderung übertroffen worden. Wäre dem so, so hätte sich das nationale Zahlenverhältnis zugunsten der Tschechen ändern müssen. Erst wenn die Zählungsergebnisse über die Umgangssprache und über die Gebürtigkeit der Bevölkerung vorliegen, werden wir in dieser Sache klar sehen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß das verlangsamte Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung nicht nur die deutsche Auswanderung gesteigert, sondern auch den tschechischen Zuzug ins deutsche Sprachgebiet vermindert hat.

So ist denn zu erwarten, daß das seit Jahrzehnten feststehende Zahlenverhältnis zwischen den Deutschen und Tschechen in Böhmen auch durch die letzte Volkszählung nicht merklich geändert worden sei. Seine zukünftige Gestaltung aber hängt ganz von der wirtschaftlichen Tüchtigkeit, der sozialpolitischen Einsicht und der nationalen Hingebung eines jeden der beiden Volksstämme ab.

Das deutsche Sprachgebiet in Südungarn.

Von

Dr. Richard v. Pfandler in Wien.

I. Das deutsche Siedlungsgebiet am rechten Donauufer (Gespanschaften Tolnau, Baranya und Schimeg).

(Mit 2 Karten, f. Tafel 6 u. 11. Letztere wird mit Heft 3 ausgegeben.)

Die deutschen Ansiedlungen in Südungarn zerfallen in drei große, durch fremdes Sprachgebiet getrennte Gruppen. Am bekanntesten sind die Kolonien der Banater Schwaben am linken Ufer der Theiß. Aber auch im Tiefland zwischen Donau und Theiß, in der sog. „Batschka“, liegen zahlreiche deutsche Gemeinden, die sich längs der Donau nach Norden bis gegen die Tschepelinsel hin fortsetzen und so die Verbindung mit dem Deutschtum in der Umgebung von Ofen-Pest herstellen. Die dritte und geschlossenste Gruppe deutscher Ansiedlungen erstreckt sich aber am rechten Donauufer in Form eines Streifens von wechselnder Breite und in einer Längenausdehnung von etwa 130 km durch das Gebiet der Gespanschaften Tolnau und Baranya und greift auch mit einigen Ausläufern nach Westen in die Gespanschaft Schimeg über.

Der Schilderung dieser dritten Gruppe deutscher Gemeinden sind die folgenden Ausführungen gewidmet.

Nach dem Plane der Darstellung soll nach einigen einleitenden Bemerkungen die Entstehung der deutschen Siedlungen kurz berührt und sodann der heutige Bestand des deutschen Sprachgebiets festgestellt werden. In zwei weiteren Abschnitten werden dann die Gespanschaften Tolnau und Baranya jeweils mit den angrenzenden, in Betracht kommenden Bezirken der Schimeger Gespanschaft behandelt werden. Gleichzeitig mit diesen beiden Abschnitten wird auch eine genaue Sprachenkarte des ganzen besprochenen Gebiets in zwei, die Gespanschaften Tolnau und Baranya umfassenden Blättern erscheinen.

1. Allgemeines.

Die Zahl der Deutschen in den angeführten drei Gespanschaften, einschließlich der königlichen Freistadt Fünfkirchen, beträgt nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 rund 206 000 Köpfe. Die deutsche Bevölkerung verteilt sich auf 197 Gemeinden mit absoluter oder relativer deutscher Mehrheit und auf mehr als 100 Gemeinden, in welchen die Deutschen Minderheiten von einem Zwanzigstel bis zu fünf Zehnteln ausmachen. Das gesamte deutsche Sprachgebiet, d. i. das Gebiet der Gemeinden mit deutscher Mehrheit, umfaßt einen Flächen-

raum von rund 2850 qkm, ist also nur um ein geringes kleiner als das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz.

Die deutschen Siedlungen liegen im allgemeinen eingebettet in dem großen madjarischen Sprachgebiet, welches das ganze Land zwischen dem Plattensee, der Donau und Drau erfüllt. Nur im Süden der Gespanschaft Baranya mischen sich vielfach auch serbokroatische Gemeinden unter die deutschen und madjarischen Dörfer und in einigen Gemeinden bilden Nordslawen (Slowaken, Tschechen), längs der Drau auch Zigeuner und Rumänen kleinere Minderheiten.

Die ungarische amtliche Statistik¹⁾ macht unter den slawischen Nationalitäten Südungarns Unterscheidungen in fast verwirrender Fülle. Während sie sich bei der Volkszählung vom Jahre 1880 mit der Erhebung einer slawischen Muttersprache, der serbokroatischen, begnügte, unterschied sie im Jahre 1890 schon Serben und Kroaten und in den Volkszählungsergebnissen vom Jahre 1900 finden wir neben den beiden angeführten Muttersprachen in den Anmerkungen aus einer Sammelspalte als „besondere Sprachfragmente“ noch die Schokazen und Bunjewazen, sodann die „Allyrier“ und „Dalmatiner“ hervorgehoben; sehr mit Unrecht. Schon die nationale Scheidung der Serben und Kroaten ist unhaltbar. Neben einer — von mundartlichen Verschiedenheiten abgesehen — im großen und ganzen gleichlautenden Volkssprache besitzen beide Völker eine vollkommen einheitliche Schrift- und Literatursprache, und weder der Unterschied des Glaubensbekenntnisses (die große Mehrzahl der Serben ist griechisch-orthodox, die der Kroaten katholisch), noch die Anwendung von zweierlei Schriftarten, der cyrillischen bei den Serben, der lateinischen bei den Kroaten, vermögen über diese nationale Einheit hinwegzutäuschen. Fällt aber einmal die Unterscheidung der Serben und Kroaten, so erscheint die besondere Hervorhebung der katholischen Schokazen und Bunjewazen noch weniger berechtigt²⁾. Selbstverständlich müssen auch die einer geographisch-historischen Kategorie entlehnten Bezeichnungen „Dalmatiner“ und „Allyrier“ abgelehnt werden. Diese ganzen, von der amtlichen Statistik Ungarns durchgeführten Unterscheidungen haben, von ihrem fragwürdigen wissenschaftlichen Wert abgesehen, auch noch den großen Nachteil, daß sie einen Vergleich der Volkszählungsergebnisse von 1900 mit jenen der früheren Zählungen erschweren und die kartographische Darstellung der Gemeinden mit slawischer Beimischung sehr unübersichtlich machen würden.

Im folgenden sind daher alle südslawischen „Sprachen“ zu einer einheitlichen „serbokroatischen“ Muttersprache zusammengezogen³⁾.

Die deutschen Ansiedlungen in den Gespanschaften Tolnau, Baranya und Schimeg sind, von einigen Städten abgesehen, im allgemeinen verhältnismäßig jungen Ursprungs und verdanken ihre Entstehung einer planmäßigen Besiedlung, welche nach der von Kaiser und Reich erkämpften Befreiung des Ungarlandes von der Türkenherrschaft ihren Anfang nahm⁴⁾. Der Entsatz Wiens im Jahre 1683 bedeutete den Wendepunkt in der Macht des Halbmondes. Drei Jahre später erstürmten die Kaiserlichen Ofen und noch in dem gleichen Jahre mußten die Türken die festen Plätze Simonsturm in der Gespanschaft Tolnau, Siklós und Fünfkirchen in der Gespanschaft Baranya an den Markgrafen Ludwig von Baden übergeben. Der Sieg des Prinzen Eugen

1) Volkszählung 1880: A magyar korona országában az 1881 év elején végrehajtott népszámlálás főbb eredményei megyék és községek szerint részletezve, II. Teil; Volkszählung 1890: Ortslexikon der Länder der Ungarischen Krone, 1892; Volkszählung 1900: Ungarische Statistische Mitteilungen, Neue Serie, Bd. I.

2) Vergleiche über diese Frage z. B. den Aufsatz „Kroaten und Serben“ des bekannten Slawisten Prof. Dr. M. Murko in der Österr. Rundsch. X, 1906, S. 235 ff.

3) Bekanntlich bringt auch die österreichische amtliche Statistik bezüglich der Serben und Kroaten (in Dalmatien) den gleichen Grundsatz zur Anwendung. In Tolnau und in der Baranya kommen Bunjewazen nicht vor.

4) Bezüglich der Siedlungsgeschichte und der älteren Zählungen vergleiche insbesondere Frhr. v. Czörnig, Ethnographie der Österreichischen Monarchie, Wien 1855; Ignaz Acsády, Die Bevölkerung Ungarns zur Zeit der pragmatischen Sanction 1720/11 (Ungar. Statist. Mitteilungen XII, 2. f.); Karl Gottlieb v. Windisch, Geographie des Königreichs Ungarn, I. Teil, Preßburg 1780; Martin v. Schwartzner, Statistik des Königreichs Ungarn, Ofen 1811; Alexius v. Fényes, Statistik des Königreichs Ungarn, Pest 1843; Joseph Hain, Handbuch der Statistik des österreichischen Kaiserstaates, Wien 1852; Richard Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet, Berlin 1869; Adolf Ficker, Die Völkerstämme der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Wien 1869; Dr. J. H. Schwicker, Statistik des Königreichs Ungarn, Stuttgart 1877, und Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen, Wien u. Teschen 1881.

bei Zenta im Herbst 1697 führte zum Frieden von Karlowitz im Jahre 1699, der ganz Ungarn, mit Ausnahme des Banats, dem Kaiser wiedergab.

Schon während der letzten Kriegsjahre nahm die Einwanderung in die greulich verwüsteten und entvölkerten drei Gespanschaften ihren Anfang. Von Westen her kamen Deutsche, von Süden in großer Zahl Slawen („Raizen“¹⁾ = Serben) in das Land. Einen kräftigen Anstoß erhielt jedoch die durch den von Franz Rákóczy geleiteten Aufstand unterbrochene Besiedlung durch den Frieden von Szatmar im Jahre 1711, der dem Lande endlich auch die langersehnte innere Ruhe brachte. Die kaiserlichen Feldherren, welche ihre kriegerischen Verdienste durch die Schenkung zahlreicher Güter belohnt sahen, die Bischöfe von Fünfkirchen und die Äbte von Pécsvárad waren es hauptsächlich, welche in den Jahren 1711–21 zahlreiche deutsche Ansiedler aus dem oberrheinischen und fränkischen Kreise (sog. Schwaben) auf ihre Güter beriefen, von wo sich diese dann rasch in der nächsten Umgebung ausbreiteten. So siedelte Prinz Eugen Deutsche in Belye (Eugeniendorf), General Veterani in Dárda, General Caprara in Sikkó Uzsók, Graf Preuner in Szentlőrincz, der Banus Adam Batthyány in Boly an. Auch der Militärgouverneur Graf Florimund Claudius Mercy von Argenteau brachte zwischen 1720 und 1730 viele deutsche Kolonisten aus Württemberg, Hessen, Nassau und aus der Rheinpfalz in die Gespanschaften Tolna und Baranya. Ihnen schlossen sich auch Kolonisten aus dem deutschen Gebiet in Westungarn an. So kamen unter Karl VI. in den Jahren 1713 und 1720 Deutsche aus der Gespanschaft Weißbrunn nach Gyönt, im Jahre 1717 deutsche Wieselburger nach Gyököny, deutsche Rheinländer nach Varsád, 1720 Deutsche nach Zimony, 1722 gleichfalls Rheinländer nach Kalazsó, 1724 Nassauer nach Kistormás, 1735 Deutsche aus der Tolnauer Gespanschaft nach Mekenyes, 1736 deutsche Heidebauern aus Wieselburg nach Viskács. Die Konfessionen der Jahre 1715 und 1720 erwähnen allein in den drei Gespanschaften 65 neubesiedelte Ortschaften. Aus dem so der deutschen Sprache gewonnenen Lande breiteten sich die deutschen Ansiedler rasch nach allen Seiten aus. Ein glänzendes Beispiel für die Kraft und wirtschaftlichen Fähigkeiten der deutschen Ansiedler erzählt Kényes²⁾: Die Bewohner von Bonyhád in der Tolnauer Gespanschaft waren nach der Vertreibung der Türken lauter reformierte Madjaren. Um das Jahr 1727 begannen sich aber deutsche Ansiedler in dem Orte festzusetzen und errangen in der Folgezeit so sehr das Übergewicht, daß im Jahre 1843 in dem etwa 4000 Einwohner zählenden Marktflecken nur mehr sieben madjarisch-reformierte Häuser anzutreffen waren. Während der Regierung der Kaiserin Maria Theresia dauerte der Zuzug deutscher Kolonisten fort. Einzelne deutsche Ansiedlungen wurden auch noch im 19. Jahrhundert begründet. Der Abt von Zirz, Anton Dréta, siedelte auf einer dem Palatin Erzherzog Josef gehörigen Pflanzung Deutsche und Madjaren an und so entstand die Gemeinde Herzegfalva (Herzogsdorf) knapp an der Nordgrenze der Tolnauer Gespanschaft, aber schon auf Stuhlweißenburger Gebiet gelegen. Im Jahre 1814 wurde auf einem Gute des Erzherzogs Albrecht die deutsche Gemeinde Albertsdorf (bei Esség) begründet.

Weit älter als am flachen Lande ist das Deutschtum in den wenigen städtischen Ansiedlungen des Gebiets. Der alte Schwartner³⁾ sagt mit Recht: „Es scheint, der Unger verabscheute das Stadtleben ebensosehr, als der Deutsche des Tacitus es gehaßt hat.“ Die Begründung der Städte blieb auch hier in Südungarn den seghafteren Deutschen überlassen. Der Hauptort der ganzen Gegend, die Stadt Fünfkirchen, ist eine im Wesen deutsche Gründung, welche um das Jahr 1000 von Salzburg aus besiedelt und von Stefan dem Heiligen zum Bischofssitz erhoben wurde. Wenige Jahre später (1015) wurde Pécsvárad gleichfalls unter König Stefan mit Deutschen und Italienern besiedelt.

Im 19. Jahrhundert sind viele schwäbische Ansiedler aus der Baranya über die Drau nach Slawonien gezogen und haben dort blühende deutsche Gemeinden begründet.

Das Gebiet der Gespanschaften Tolna und Baranya gehört nur im Norden und Süden sowie längs der Donau der Ebene an. Der mittlere Teil wird von einem ausgedehnten Hügel-

1) Die Zusammensetzung mancher Namen heute deutscher oder madjarischer Gemeinden mit „Rác = Raizisch“ deutet auf eine ursprünglich serbische Ansiedlung hin.

2) A. a. O. Bd. I, S. 86.

3) A. a. O. I. Teil, S. 121.

land durchzogen, welches bei Szegzard und Mohatsch bis an die Donau reicht und sich nach Westen in wechselnder Höhe bis in die Schimeger Gespanschaft ausdehnt. Den Mittelpunkt des Berglandes und zugleich seine höchste Erhebung bildet das waldreiche und unwegsame Meszekgebirge nördlich von Fünfkirchen und Pecsvarad (über 600 m), welches die Wasserscheide zwischen den nach Süden zur Drau und Donau fließenden Bächen und Kanälen einerseits und dem Baranyer, Kapos- und Sio-Kanal anderseits bildet. Die beide Gespanschaften durchziehenden Flüsse (Kapos, Sio, Scharwasser [Sarviz], Bükkösder Bach usw.) sind größtenteils kanalisiert, wodurch viel früher versumpftes Land dem Ackerbau wiedergewonnen wurde. Nur in den Niederungen und Auen an der Donau dehnen sich, besonders in der Baranya, noch weite Moräste und Sumpfwiesen aus, die die menschlichen Ansiedlungen vom Hauptstrom fernhalten.

Im allgemeinen zeigt sich, daß die Ebene von Madjaren und stellenweise von Serbo-Kroaten bewohnt wird, während sich die deutschen Siedlungen auf das Bergland beschränken und gerade mit Vorliebe in den vom Verkehr weniger berührten Waldwinkeln versteckt liegen. Auf den vielfachen Zusammenhang, welcher zwischen dem Verlauf der Sprachgrenze und der natürlichen Bodenbeschaffenheit besteht, wird bei der Schilderung des Grenzzuges nach Möglichkeit hingewiesen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte deutscher Edelfamilien in Italien vor 600 Jahren.

Von

Dr. Karl Heinrich Schäfer in Rom.

Vor einigen Wochen feierte der ungarische Graf Szeczen, jetzt österreichisch-ungarischer Botschafter in Paris, sein Abschiedsfest im großen Saale der deutschen Nationalstiftung, der Anima, in Rom. Da man mich zu einer Rede aufgefordert hatte, wurde aus den Forschungen über das „Deutsche Rittertum in Italien“ die Geschichte zweier Heldenbrüder erzählt, die von 1347 bis 1351 in Unteritalien die Statthalter und hervorragendsten Stützen des deutschfreundlichen Königs Ludwig des Großen von Ungarn gegen französisch-italienische Übermacht gewesen sind. Unsere Geschichtsforscher scheinen beide bisher nicht gekannt zu haben. Und auch in der heute noch hochangesehenen Adelsfamilie selbst waren ihre Taten wie überhaupt die Geschichte des Geschlechts während des 14. Jahrhunderts völlig vergessen. Deshalb dürfte der Inhalt jenes Vortrags und die sich daran schließenden Ergebnisse einem weiteren deutschen Leserkreis als Musterbeispiel für den Wert gründlicher Forschung wie für den Charakter deutscher Ritter in Italien lehrreich und willkommen sein.

In Italien waren seit Kaiser Heinrichs VII. allzufrühem Tode (1313) zahlreiche deutsche Ritter zurückgeblieben. Viele kamen später (1333) unter seinem Sohne König Johann nach Italien. Noch mehr waren durch den Römerzug Ludwigs des Baiern und die (gegnerischen) Anhänger Friedrichs des Schönen von Österreich nach dem Südländ gekommen. Die Ritter König Johanns wie die Anhänger der Habsburger traten im Spiele der italienischen Parteien meist auf die Seite der Guelfen, die Anhänger Baierns auf Seite der Ghibellinen. Wahrscheinlich mit König Johann war der größere Teil der Reiterschar gekommen, die unter Führung Herzog Werners v. Urslingen mehr als ein Jahrzehnt lang in die Geschicke der Apenninhalbinsel entscheidend eingegriffen hat und in der Hand eines kräftigen Herrschers für den Reichsgedanken Glänzendes hätte leisten können. Ihrer bediente sich König Ludwig von Ungarn, um den Tod seines Bruders Andreas, Königs von Neapel-Sizilien, zu rächen, der (vermutlich im Einverständnis seiner Gattin Johanna) im Jahre 1345 meuchlings ermordet worden war.

Ludwig kam 1347 nach Italien und gewann den Herzog Werner mit etwa 1500 Rittern für seinen Dienst. Es waren unter ihnen viele unserer bekannten Adelsgeschlechter vertreten, wie Stael v. Holstein (jetzt nur noch in den baltischen Ländern), Krefz v. Kressenstein, v. Sobbe, Merode, Overstolz aus Köln, v. Reischach, v. Seyn, Wevelinkhoven, Graf Konrad v. Landau usw.¹⁾ Be-

¹⁾ Man findet die Namen von 127 Reiterführern Herzog Werners im zweiten Buche, Abschnitt VIII, meiner „Deutschen Ritter in Italien“, Paderborn 1911, Ferd. Schöningh.

sonders aber zeichneten sich zwei Brüder, Konrad und Ulrich Wolff v. Wolfurt, aus. Man eroberte in schnellem Siegeszug das ganze Königreich mit der Hauptstadt Neapel. Die Mörder und Mitwisser wurden, soweit man ihrer habhaft werden konnte, bestraft. Die Königin Johanna selbst war nach Frankreich entflohen. Das Land gehörte dem ungarischen Herrn. Schon nach wenigen Monaten riefen ihn die heimischen Angelegenheiten nach Ungarn zurück. Zu seinem Reichsstatthalter (*vicarius generalis regni*) setzte er den Ritter Ulrich Wolff in der Hauptstadt Neapel ein. Im Osten des Landes ernannte er dessen Bruder Konrad Wolff zum Unterstatthalter mit dem Sitz in Lucera. Die Besatzungen waren aber ziemlich klein, da nicht nur die meisten Ungarn mit König Ludwig abzogen, sondern auch Herzog Werner mit dem größeren Teile seiner Ritter nach Norditalien ging. Jetzt kehrte Johanna aus Frankreich zurück, und zwar mit sehr viel Geld, das ihr der Papst für die Abtretung ihrer Rechte auf Avignon bezahlt hatte. Damit gewann sie bald französische, italienische und spanische Truppen wie auch die Bewohner Neapels. Ulrich Wolff mußte sich auf die Burg von Neapel zurückziehen. Er wurde belagert. Dies schildert der gleichzeitige italienische Chronist¹⁾ sehr anschaulich:

„Die Königin Johanna ließ von den Bürgern Neapels die städtischen Burgen bestürmen. Wie es heißt, drang sie durch Verrat in die Burg S. Erasmi über Neapel ein. Als so Ulrich Wolff merkte, daß er nicht alle Festungswerke halten könne, ließ er sämtliche Lebensmittel nach der Hauptburg, wo er seinen Sitz hatte, zusammenbringen und vereinte dort die ganze Mannschaft. Jetzt geschah aber von allen Seiten ein feindlicher Ansturm mit Soldaten und Geschützen (*trabucchi*). Ulrich und die Seinen kämpften ohne Furcht gegen die feindliche Macht, ja so oft Fußsoldaten oder Reiter sich vor der Burg festsetzen wollten, stürmte er kräftig gegen sie und machte viele Gefangene, Verwundete und Tote.

Es heißt, daß die Königin dann versuchte, Ulrich mit Geld und Versprechungen zu sich herüberzuziehen durch einen zu ihm geschickten Unterhändler, der ihm urkundlich gesichertes freies Geleit zu einer Unterredung mit der Königin bot. Daraufhin sagte er zwar in ritterlicher Höflichkeit die gewünschte Unterredung zu und begab sich sofort zur Wohnung der Königin unter höchstem Erstaunen der Neapolitaner über diesen Vorgang. Da soll sie ihm 6000 Goldgulden und eine Grafschaft versprochen haben, wenn er die Burg aufgeben wolle. Dies aber lehnte Ulrich rundweg ab und kehrte zur Burg zurück und die enge Belagerung und Beschießung begann von neuem. Als jetzt Johanna merkte, daß sie ihn auf diese Weise nicht bezwingen könne, ließ sie nahebei eine sehr starke Mauer bauen, damit die deutschen Feinde wenigstens nicht mehr gefährliche Ausfälle machen könnten, bei denen ihre Neapolitaner geschlagen zu werden pflegten. Dann befahl sie, Wurfmaschinen aufzustellen und Leichname in die Burg zu schleudern, damit die Verteidiger durch die Dünste der Verwesung ohnmächtig würden und die Burg aufgäben. Doch das war eitle Hoffnung, denn die Belagerten warfen die Leichname in das nahe Meer.

In der Burg stand aber zahlreiche Mannschaft unter Ulrich und auch Pferde, die sehr viele Lebensmittel verbrauchten, so daß diese bald zu mangeln anfangen. Inzwischen verhandelte operante *dyabolo* die Königin heimlich mit einigen italienischen Fußsoldaten (*brigantes*) in der Burg, sie wolle ihnen eine große Summe schenken, wenn sie ihr die Burg und Ulrich ausliefern würden. Sie versprachen es. Da sie aber allein nichts tun konnten, weiheten sie zwei andere aus der Besatzung in ihren Plan ein und stellten ihnen vor, wie es besser sei, Freunde der Königin und reich zu werden, als wie Hunde in der Burg zu sterben. Die beiden jungen Krieger hörten zunächst mit fröhlichem Gesichte zu, innerlich aber waren sie traurig und versprachen erst am folgenden Tage ihre endgültige Zusage. Darnach ging ein jeder an seinen Platz in der Burg, die beiden jungen Krieger aber suchten sogleich ihren Herrn auf und berichteten ihm treulich den beabsichtigten Verrat. Durch diese Nachricht wurde Ulrich sehr betroffen und sann auf Abhilfe. Er beriet sich lange mit zweien seiner Vertrauten über die weiteren Verhaltensmaßregeln. Endlich kam man zu dem Entschluß, angesichts ihrer gefährlichen Lage und der Aussichtslosigkeit auf jegliche Unterstützung wie des Mangels an Lebensmitteln und vor allem wegen des beabsichtigten Verrats die Burg aufzugeben und ohne einen Pfennig Geld abzugeben, zuvor aber die Verräter zu bestrafen. Alle übrigen stimmten dem Beschluß zu.

1) Dominicus de Gravina in *Rerum Ital. Script.*, nova editio XII, Città di Castello 1905 ff.

Als die Stunde des Abzugs gekommen war, wurden die Verräter ergriffen und aufgehängt, dann öffnete man ein rückwärtiges Tor und zog geräuschlos ab. Erst nach sechs Tagen wurden die Neapolitaner und die Königin stutzig, daß sich kein Feind mehr zeige. Endlich faßten sie Mut, sich dem Schlosse zu nähern, aber an das Tor selbst fürchteten sie heranzugehen."

Endlich bemerkten sie, daß dies wie alle folgenden Tore geöffnet und keine Verteidiger mehr vorhanden waren. Da nahmen sie Besitz von der Burg. Der Statthalter des Königs von Ungarn aber, Ulrich Wolff v. Wolfurt, hatte seine Ehre und das gute Gewissen seiner deutschen Ritter gerettet.

Inzwischen war das Heer Johannas unter der Führung ihres neuen Gemahls stark vergrößert worden und hatte bald einen großen Teil des Königreichs zurückerobert, zumal da die italienischen Bewohner selbst gegen die ungarisch-deutsche Herrschaft Stellung nahmen. Nur da, wo noch Besatzungen des ungarischen Königs lagen, versuchte man vergeblich einzudringen, wie in Lucera, wo Konrad Wolff, der Bruder Ulrichs, mit einer kleinen Schar deutscher Ritter stand und sich gegen die Belagerer so geschickt verteidigte, daß er oft glückliche Ausfälle und viele Gefangene machen konnte, die sich nachher gegen hohes Lösegeld freikaufen mußten.

Aber die Lebensmittel begannen auch in Lucera zu mangeln. Man schickte nach der benachbarten großen Stadt Foggia, um für gutes Geld Speise und Trank zu erwerben. Die Foggianer jedoch weigerten sich nicht nur, den Deutschen Lebensmittel zu verkaufen, sondern beschimpften sie auch und nahmen offen für die Neapolitaner Partei.

Jetzt hielt Konrad Wolff mit seinen Unterführern Kriegsrat, und alle waren einig, daß man auf solch eine Herausforderung mit den Waffen antworten müsse, koste was es wolle. Die deutschen Ritter schwangen ihre Banner und ritten an die Stadt heran. Dann stiegen sie von ihren Rossen, die sie den Knechten (*ragaczini*) überließen, und schritten mit gezücktem Schwert gegen die Verhaue der Stadt. Die Einwohner waren auf den Angriff vorbereitet und empfingen die Deutschen mit Balisten und Steinkugeln, doch richteten sie nicht viel aus (*nam Theotonicis arma talia laedere minime poterant praecipue lapides, quoniam armis optimis corporaliter sunt muniti*). Konrad läßt nach Einbruch der Dunkelheit den Kern der Ritter zur Ruhe umkehren, 100 Auserlesene aber müssen die Nacht hindurch die Bürgerschaft durch weitere Angriffe beunruhigen und ermüden. Am anderen Morgen schreitet die ganze Reiterei Konrads mit Trompetensignalen zum neuen Angriff. Der Kampf dauert bis Mittag, dann dringen die Deutschen ein, nehmen die Gegner teils gefangen, teils lassen sie sie über die Klinge springen und quartieren sich in den Häusern bannerweise ein. Die im Dom versammelten flüchtigen Frauen und Kinder erhielten freien Abzug nach Ascoli.

Nach Foggia kam jetzt auch Ulrich Wolff aus Neapel. Kurze Zeit darnach sandte König Ludwig von Ungarn seinen Bruder Stephan, Woiwoden von Siebenbürgen, mit ungarischen Bogenschützen den deutschen Besatzungen zur Hilfe. Groß war die Freude des Woiwoden über die Treue Ulrichs von Wolfurt und die glückliche Erstürmung Foggias durch Konrad. Diese Stadt wurde nun der Mittelpunkt weiterer Operationen. Ein großes Verdienst erwarb sich jetzt der Woiwode durch Beilegung einer zwischen den Wolfurts, namentlich Ulrich Wolff, und dem Herzog Werner v. Urslingen bestehenden verderblichen Feindschaft. Der Chronist Dominicus de Gravina führt sie auf einen beiderseitigen Wortwechsel und Herausforderung zum Duell in Gegenwart des Königs Ludwig zurück. Herzog Werner habe in der Folge seinen Abschied aus dem ungarischen Kriegsdienst genommen und mit ihm ein großer Teil seiner Reiter, während Ulrich Wolff die Statthalterschaft erhielt. Das mochte den Herzog wohl sehr gekränkt haben. Die Königin Johanna fand daher ein Jahr später bei ihm Gehör, als sie ihn durch hohen Sold in ihren Dienst zu ziehen versuchte. So kamen eines Tages der Woiwode mit Konrad Wolff vor eine kleine Stadt, Corato in Apulien, und drinnen bivaklierte Herzog Werner, der ehemalige Waffengefährte, als feindlicher Führer. Man überrumpelte ihn bei Nacht und nahm ihn mit seiner Reiterei gefangen. Damals gelang es dem Woiwoden, auf Zureden der beiderseitigen deutschen Unterführer, den Herzog Werner nicht nur mit Ulrich auszusöhnen, sondern ihn auch mit seinen Rittlern für den ungarischen Kriegsdienst zurückzugewinnen.

Die sofortige Folge hiervon war, daß das neapolitanische Heer mit Johanna und ihrem Gatten das gesamte Land preisgab und sich nach Neapel zurückzog. Ihnen folgte der Woiwode



Die Erbauer der Roseggerschule in Mariahilf



Die deutsche katholische Roseggerschule in Mariahilf bei Kolomea (Galizien)

GOTHA: JUSTUS PERTHES

mit Herzog Werner und Konrad Wolff als Heerführer im Siegeszug. Vor Neapel sollte der Entscheidungskampf zwischen dem Hauptheer des Woivoden und dem feindlichen König vorbereitet werden. Von beiden Seiten waren zwei Ritter gesandt worden, die über Tag und Ort des Gefechts genaue Verabredungen trafen. Am bestimmten Tage zogen der Woivode mit seinen deutschen und ungarischen Reitern frühmorgens zum Kampfe. Als sie aber auf der verabredeten Stelle angelangt waren, sahen sie statt des Neapolitaner Heeres nur einen Boten, der ihnen mitteilte, daß ihr König heute am Kampfe verhindert sei. Das war aber nur eine List. Denn als nun die Reiter des Woivoden mißmutig ihre Pferde nach dem Lager zurücklenkten, sahen sie sich plötzlich von den neapolitanischen Rittern im Rücken angegriffen. Nur der kaltblütigen Führung Herzog Werners und Konrad Wolffs war es zu verdanken, daß sie geordnet kehrt machten und den Feinden eine völlige Niederlage bereiteten. Das war am 6. Juni 1349. Die deutschen Ritter und die ungarischen Bogenschützen hielten feierlichen Dankgottesdienst ab.

Neapel selbst vermochten sie freilich nicht zu erobern. Auf Seite des Woivoden machte sich nämlich allmählich ein großer Geldmangel fühlbar. Er konnte den Sold seiner Reiter nicht mehr bezahlen. Infolgedessen verließen Herzog Werner und Graf Konrad v. Landau mit 800 Rittern im Herbst 1349 sein Heer, um nach Mittelitalien hinaufzuziehen und in päpstlichen Dienst zu treten. Konrad Wolff blieb zurück mit etwa 600 Pferden. Im Mai des folgenden Jahres (1350) kam König Ludwig von Ungarn wieder nach Italien, um sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Damals forderte ihn der neapolitanische König zum Zweikampf heraus, der als Gottesurteil vor dem Papst oder dem König von Frankreich stattfinden sollte. Ihm antwortete Ludwig, daß er vielmehr den deutschen Kaiser als Schiedsrichter im Zweikampf ansehe, da dieser superior dominus sei.

Infolge des diplomatischen Drängens seitens der Kurie auf Frieden und wegen der Vorbereitung eines weit wichtigeren Krieges gegen die Vorherrschaft Venedigs hat König Ludwig dann, zwar nicht grundsätzlich, aber tatsächlich seine Ansprüche auf Unteritalien aufgegeben. Ulrich Wolff aber erhielt zum Dank für seine Treue die Grafschaft von Castro ferro, sein Bruder Konrad die Baronie Guglionesi. Von Papst Clemens VII. sind noch Briefe vorhanden, die er an den Edelmann (nobilis vir) Konrad Wolff (Lupus de Gulsfort miles) und seinen Bruder (Ulricus de Wolfard comes Castriferri) richtete. Der letztere erscheint 1352 als Bevollmächtigter des Königs von Ungarn in Avignon, um über den Frieden zu verhandeln (Archiv. Vatican., Reg. Secret. 144 f., 221 v, und Reg. Secret. 145 f., 153 v).

Die Stammburg war wohl Wolfurt bei Bregenz. Im Wappen führte das Geschlecht einen springenden Wolf. Noch einmal nur erscheint Ulrich in heimatlischen Urkunden, 1373 zusammen mit Graf Heinrich v. Fürstenberg¹⁾. Sonst wissen wir über das Geschlecht in Süddeutschland nichts mehr.

Nun hat sich vor einigen Jahrhunderten in den baltischen Ostseeprovinzen eine deutsche Adelsfamilie Wolff niedergelassen, die heute noch dort in größter Blüte und hohem Ansehen steht. Sie ist um 1500 aus Böhmen über Schlessien gekommen, führt einen Wolf im Wappen und im Schildeshaupt drei Lilien, die bisher der Familie nicht recht erklärlich waren. In Italien gibt es aber auch alte, aus dem 14. Jahrhundert stammende Adelsfamilien, die im Schildeshaupt in genau derselben Weise drei Lilien zeigen und damit ein Dienstverhältnis zu den Angovinen von Neapel andeuten wollen. Denn die Angovinen, auch König Ludwig von Ungarn, führten diese drei Lilien als Wappen.

Nicht anders ist das Schildeshaupt der heutigen Edlen v. Wolff in Livland zu erklären: es weist auf den Dienst ihrer wackeren Vorfahren Ulrich und Konrad in Süditalien hin. Die Übersiedlung nach Böhmen ist wohl noch unter Karl IV., dem Sohne König Johanns von Böhmen, erfolgt, unter welsch letzterem, aller Wahrscheinlichkeit nach, beide Brüder auch nach Italien gezogen waren.

1) Fürstenberg. Urkundenb. II.

Über deutsche Bauern in Rußland.

Von

Dozent Adolf Lane in Berlin.

Es hat wirklich den Anschein, als ob mit dem allmählich wieder steigenden Interesse für Rußland das heimische Deutschland auch den deutschen Bauernansiedlungen im Zarenreich eine größere Aufmerksamkeit zuwendet. Und mit Recht. Wir dürfen nie vergessen, was alles die im weiten Russenreich versprengten deutschen Volksgenossen für die kulturelle Entwicklung dieses Landes direkt und indirekt getan haben. Die bedeutende Pionierarbeit der Deutschen in Rußland läßt sich weder durch einseitige Wertschätzung verkleinern¹⁾ noch überhaupt wegleugnen²⁾.

Aus der Geschichte der deutschen Bauernkolonien in Rußland kann man ersehen, daß dort, wo sie nicht durch die unheilvolle Wirtschaftsform des russischen „Mir“ ungünstig beeinflusst wurden (wie in den Wolgakolonien), sie auch die unbedingte Führung in dem Fortschritt der landwirtschaftlichen Entwicklung der in Frage kommenden Gebiete übernommen und beibehalten haben.

Die nachfolgenden Zeilen gehen wesentlich auf die Beobachtungen zurück, die ich bei meiner hauptsächlich auf Wunsch des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer unternommenen vorjährigen Reise (August—Oktober) durch die deutschen Ansiedlungen Rußlands machen konnte.

I. Odeßauer Kreis, Bessarabien und die Krim.

Im Odeßauer Kreise sah ich die ersten deutschen Kolonien. Sie sind bald nach der 1805 erfolgten Aufforderung Kaiser Alexanders I. von Auswanderern aus Württemberg, Baden, Rheinbayern, Pfalz, Hessen-Darmstadt, Elsaß, Nassau, Preussisch-Polen, Sachsen, Ungarn, Mähren, Hamburg gegründet worden³⁾.

Die ungünstigen Zeitverhältnisse und die Schwierigkeiten, die den Ankömmlingen aus der Notwendigkeit, sich an das andersartige als das heimische Klima zu gewöhnen, entstanden, vermochten das Aufblühen der deutschen Dörfer nicht aufzuhalten und bis heute stehen sie zweifellos an der Spitze der bäuerlichen Bevölkerung dieser Gegend. Vielleicht ist diese allgemeine Tatsache unter anderem auch dem Umstand zuzuschreiben, daß das von mir gesehene Groß-Liebenthaler Gebiet (nach der Kolonie Groß-Liebenthal benannt) nur aus deutschen Dörfern besteht, die in enger Fühlung miteinander ihre Eigenart und Solidarität in der Überwindung der Hindernisse besser bewahren konnten als so manche andere deutsche Ansiedlung. Die Nähe von Odeßa spielt natürlich eine hervorragende Rolle im wirtschaftlichen Leben der Kolonien, weil sich hier für sie ein bequemer Absatzmarkt und ein Handelszentrum bietet.

Die erste Kolonie, die ich nach einer zweistündigen Fahrt durch eine weite Steppe erreichte, war die katholische Ansiedlung Klein-Liebenthal (der russische offizielle Name ist Xeniewka, im russischen Volksmund heißt die Kolonie Malaja Akerjscha nach dem Flüsschen gleichen Namens, welches 15 Werst nordwestlich den Anfang nimmt und das Dorf in zwei Teile zerschneidet). An beiden Ufern ziehen sich Gärten hinab zum Flüsschen, das dann unterhalb der Kolonie in einem Liman mündet. Einige Brunnen dienen zur Bewässerung der Gärten, das Trinkwasser wird aus zwei starken Quellen genommen.

Im Sommer nimmt Klein-Liebenthal Kurgäste auf, die hierher zur Erholung und zum Baden

1) Das auch sonst verbreitete Urteil A. Brückners in seinem Buche „Die Europäisierung Rußlands“ (Gotha 1888, S. 388 ff.) gehört hierher und muß nach genauerer Prüfung der geschichtlichen Tatsachen und aus der Kenntnis der einschlägigen örtlichen Verhältnisse heraus entschieden abgelehnt werden.

2) Wie das von russischer Seite bis in die letzte Zeit hinein geschieht. Vgl. dazu Welizin, Die Deutschen in Rußland, St. Petersburg 1893 (russisch). Das Buch ist in der deutschrussischen Presse (namentlich in der St. Petersburger Zeitung) und auch sonst viel besprochen worden; seine falschen und gehässigen Behauptungen fanden bezeichnenderweise williges Gehör in weiten Kreisen der russischen Politiker.

3) Darüber siehe besonders Klaus, Unsere Kolonien, St. Petersburg 1869 (deutsche Übersetzung im Verlag der deutschen Odeßauer Zeitung, 1887); f. Bienemann, Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Odeßa, Odeßa 1890; K. Keller, Die deutschen Kolonien in Südrußland, Odeßa 1905 (behandelt die katholischen Kolonien); J. Stach, Die deutschen Kolonien in Südrußland, Prischib (Taurien) 1905 (behandelt die protestantischen Ansiedlungen).

im Eiman kommen. Klein-Liebenthal hat eine Wasserheilanstalt. Die Kolonisten vermieten ihre Wohnungen zu recht hohen Preisen und haben sogar auch besondere Häuschen zur Aufnahme von Kurgästen und Sommerfrischlern. Die deutsche Ordnung, die im Dorfe herrscht, wird von den Besuchern sehr gelobt und sie kehren deshalb gerne immer wieder hierher zurück. Der Verkehr mit der Stadt Odessa gestaltet sich immer lebhafter. Von Mai bis September verkehren täglich zweimal, an den Feiertagen mehreremal Wagen (Diligence, Omnibus) zwischen der Kolonie und Odessa. Der Fremdenverkehr beeinflusst das wirtschaftliche Leben des Ortes sehr bedeutend, er belebt den Handel und bildet die Quelle eines direkten Verdienstes. Der Absatz landwirtschaftlicher Produkte gestaltet sich sehr leicht und lohnend. Man kann aber nicht sagen, daß sich in moralischer und sozialer Hinsicht ebenso günstige Ergebnisse dieses an sich so willkommenen Verdienstes einstellen. Im Gegenteil. Die städtischen Gewohnheiten erweisen sich hier stärker als die Einfachheit des ländlichen Lebens und dieses leidet darunter empfindlich und stetig.

Da geschichtliches und einiges statistisches Material über Klein-Liebenthal bereits von Pater Konrad Keller in seinem oben erwähnten Büchlein veröffentlicht ist, beschränke ich mich nur darauf, was ich mir als Ergänzung seiner Mitteilungen während meines kurzen Aufenthalts am Orte merken konnte. Nach Pater Keller zählten die Einwohner, die Ackerbau, Weinbau, Viehzucht und Gemüsebau betrieben, 2347 Seelen beiderlei Geschlechts. Diese Zahl trifft jedoch nicht mehr zu. Im Dorfamt habe ich den jetzigen Stand zum 1. Januar 1910 auf 2179 Seelen feststellen können. Die vorübergehend sich aufhaltenden Fremden sind in dieser Zahl nicht enthalten. Wie groß die Bevölkerung bei der Gründung der Kolonie 1803/04 gewesen ist, habe ich nicht erfahren können. Ursprünglich wurde das Land in 82 Wirtschaften eingeteilt und ist ebenso vielen Wirten überlassen worden. Augenblicklich beträgt die Zahl der Wirte 158, außerdem gibt es eine ganze Reihe von Familien, die kein Land mehr besitzen (landlose „Kleinhäusler“, die vielfach ursprünglich Handwerker gewesen sind, dann zu Landarbeitern wurden). Die Bevölkerung hat sich also außerordentlich vermehrt trotz der Abwanderung. Das der Gemeinde gehörende Land umfaßt 4204 Desjatinen, einzelne Wirte haben sich aber noch 2500 Desjatinen Land zugekauft, so daß 6704 Desjatinen brauchbares Land, also 7324,12 Hektar¹⁾, den Kolonisten gehören. Trotz des beträchtlichen Landbesitzes (1803/04 kamen 53 Desjatinen auf die Wirtschaft, wobei das unbrauchbare Land mitgerechnet ist) hatte sich im Laufe der Zeit Landmangel eingestellt, weil die Bevölkerung sich vermehrte und die Intensität der Bodenkultur bis in die Gegenwart hinein nicht in erforderlichem Maße zunahm. Die große Rolle, die der Mißwachs in der Geschichte der Kolonie immer spielte, hat die Kolonisten noch immer nicht gelehrt, mit allen Kräften und mit Hilfe der neuesten Errungenschaften der landwirtschaftlichen Kultur den Einfluß der ungünstigen Witterung (im Winter sehr strenge Fröste und heftige Stürme, im Sommer glühende Hitze und langanhaltende Dürre, dann wieder Übermaß an Niederschlägen) zu mildern. Die sich immer vergrößernde Anzahl der Landlosen stellte an die Gemeinde schwierige Aufgaben der Fürsorge für diese. Für Landversorgung der Landlosen bekam 1872 das Gebiet 574 Desjatinen vom sog. Schäfereiland²⁾. Etwa 1882 entstanden auf diese Weise im Odessaer Kreise bei Otschakow von hier aus die evangelische Kolonie Wilhelmsthal und die katholische Kolonie Krasna. 1895 erfolgten weitere Ansiedlungen, für welche 450 Desjatinen zur Verfügung standen, und zwar im Tiraspoler Kreise: Trjoch-Krat (evangelisch) und Wischina (ursprünglich katholisch, 1909 aber ganz von Protestanten „ausgekauft“). Schon früher wanderten aber auch besitzende Kolonisten aus, um sich auf persönlich erworbenem Lande niederzulassen. So gründeten 1858/59 einige Klein-Liebenthaler Kolonisten zusammen mit anderen katholischen Deutschen die Kolonie Wolkowo (Neu-Liebenthal) im Tiraspoler Kreise. Seit den siebziger Jahren ist ein ständiger und starker Zug der Auswanderer nach Nordamerika zu bemerken. Neuerdings wenden sich die Auswanderer auch nach Sibirien. Im Akmolinskgebiet haben Klein-Liebenthaler zusammen mit anderen Landsleuten 1902 die Kolonie Kellorowka gegründet, es geht ihnen aber nicht gut dort. Viele sind auch wieder zurückgekommen.

1) Wenn man 1 Desjatine = 109,25 Ar annimmt.

2) Bei der Begründung der südrussischen Kolonien überließ die Regierung den Ansiedlern besondere Ländereien zur Betreibung der Schafzucht, deren erhoffte Entwicklung aber ausblieb.

Unter den Arbeitern in Klein-Liebenthal fand ich auch Wolgakolonisten: einen Knecht und zwei Tagelöhner. Das sind die in vielen deutschen Kolonien vorhandenen Reste derjenigen Flut von Wolgaleuten, die während der Hungerjahre 1890 die südrussischen Kolonien aufsuchten, um hier Arbeit zu finden. Da sie aber meistens ein minderwertiges Material abgaben, mußten sie weiter ziehen oder verkommen in den russischen Städten bis zum Bettelstab. Ein großer Prozentsatz ist doch noch in den Kolonien in Landarbeiterstellungen geblieben. Etwa 40 Wirte in Klein-Liebenthal halten ständig „Knechte“. Der Knecht bekommt 100—140 Rubel jährlich bei freier Beköstigung und Wohnung (meist im Stalle). Während der Ernte und Dreschzeit hat fast jeder Wirt Knechte oder Tagelöhner. Die Monatsknechte bekommen dann 25—30 Rubel monatlich Lohn, die Tagelöhner 80 Kopeken bis 1 Rubel 50 Kopeken pro Tag, immer mit Beköstigung. Die Arbeitszeit ist eine ungewöhnlich lange, von spätestens 2 Uhr morgens bis 9—10 Uhr abends, besonders in der Dreschzeit¹⁾. Die Vermögensverhältnisse der Kolonie sind auch recht charakteristisch. Nach einer Umrechnung in Geldwert besitzen 4 Familien je 350, 100, 60 und 40 000 Rubel; ein Vermögen von 10 bis 40 000 Rubel haben etwa 25 Familien, von 4 bis 10 000 Rubel etwa 30, von 1 bis 4 000 Rubel etwa 100, die übrigen unter 1 000 Rubel. Schon aus diesen Angaben sieht man, daß die Kolonie eine doch sehr wohlhabende ist. Die oben erwähnte Vergrößerung des Landbesitzes ist eine Erscheinung, die für die meisten deutschen Kolonien in Südrußland typisch ist. Die Bevölkerungszunahme und die durch das bare Geld oder durch Kredit gewährte Möglichkeit, sich Land zu erwerben, ferner die Gewöhnung an eine extensive Kultur auf möglichst großer Fläche — das waren bis zuletzt die Ursachen des Landhungers der deutschen Kolonisten in Südrußland. Neuerdings kommt noch ein weiterer Grund hinzu. Die Stimmung ist den Deutschen gegenüber in Rußland nicht günstig. Ein Beweis dafür ist das in der deutschen Presse bereits bekannte „Kolonistengesetz“, das für die drei Gouvernements Kiew, Wolhynien und Podolien gelten soll* und dessen Entwurf augenblicklich von der Regierung in die Reichsduma eingebracht worden ist. Nach diesem Entwurf (in der Praxis wird er freilich anscheinend in vollem Umfang bereits durchgeführt) soll allen Personen, die „nicht orthodox“ und nicht russischer Nationalität sind, künftig das Recht genommen werden, Land zu kaufen, zu pachten oder zu erwerben, soweit das letztere nicht in absteigender männlicher Linie oder zwischen den Ehegatten geschieht. Daß man auch im Süden denselben Vorstoß gegen die Deutschen erwarten muß, davon zeugt der ganz vor kurzem an die Chersonische Gouvernementslandschaft gelangte Antrag des Generalleutnants a. D. Kardinalowski, den Deutschen den Landerwerb zu verbieten. Der Generalleutnant, der in der Landschaft ein Vertreter der Stadt Odessa ist, sagt: „Obgleich ich keiner patriotischen Organisation angehöre, halte ich mich doch als überzeugter Nationalist verpflichtet, zu sagen, daß dem Chersoner Gouvernement in naher Zukunft (in 10—15 Jahren) eine völlige Verdrängung des russischen Volkstums droht, wie dies schon in einigen Kreisen des Jekaterinoslawischen Gouvernements geschehen ist.“ Es genügt der Hinweis, daß alle Sorgen, die man über den Landankauf durch die Deutschen empfindet, ungegründet sind, weil erstens die deutschen Kolonisten ein staatserkhaltendes, dem Zaren und dem Reiche treu ergebendes Bevölkerungselement sind, zweitens weil sie befähigt sind, die landwirtschaftliche Kultur besser zu fördern als die einheimische Bevölkerung. Außerdem, das Landangebot kommt hauptsächlich aus den Kreisen, zu denen der Antragsteller selbst gehört, d. h. zum grundbesitzenden Adel. Von einer Verdrängung des russischen Bauernbesitzes könnte also nur in einem beschränkten Umfang die Rede sein. Vorläufig ist der Antrag von der Landschaftsversammlung abgelehnt worden, aber ein bedeutsames Zeichen bleibt er doch. Daß aber die Deutschen überhaupt stellenweise allerdings fieberhaft Land kaufen und dadurch die Bodenpreise ungewöhnlich steigern, ist so verständlich: es ist die Folge der gegen sie gerichteten Politik — sie wollen sich für die Zukunft einigermaßen sichern und Land erwerben, ehe es zu spät wird.

Hinter Klein-Liebenthal liegt gleich Groß-Liebenthal. Durch die halb aufgeräumten Felder schlängelte sich unser Weg zu dem einfachen, aber malerisch gelegenen Tale der Kolonie. Der

¹⁾ In Nr. 100 der Odessaer Zeitung 1911 schreibt ein Kolonist: „Mit dem Anbruch der Frühlingseeldarbeit beginnt für die meisten Landarbeiter eine Zeit, wo sie von 3 oder 4 Uhr morgens bis 10 oder 11 Uhr abends ununterbrochen arbeiten müssen. So geht es dann fort bis Oktober. Aber auch den Winter über findet sich für den Landarbeiter immer noch Arbeit für 14—15 Stunden täglich.“

ganze Weg war mit Getreidehalmen bestreut, die von ärmeren Leuten aus der Kolonie verlesen wurden. „Dieses Jahr hat jeder genug, der Reiche und der Arme,“ sagte mein Fuhrmann. Der Arme nimmt mit seinem Rechen, was am Wege bleibt, und hat für sich einen beträchtlichen Vorrat für den Winter. 150 Pud pro Deßjatine Weizen hat dieses Jahr die Ernte gebracht und alles ist zufrieden. Die Sorgen der schwachen Jahre sind dahin, man hat aus dem Vollen. Der wohlhabende Kolonist, der Arbeiter bei sich beschäftigt, hat mit den Leuten seine liebe Not. Besonders anspruchsvoll ist der deutsche Landarbeiter. Sobald er etwas Geld erarbeitet hat, verläßt er seine Arbeitsstelle, es helfen keine Abmachungen. Nachdem das Geld verjubelt ist, geht er wieder arbeiten und weiß, daß er dieses Jahr überall genommen wird, weil jeder Wirt sich bemüht, die reiche Ernte möglichst bald unter Dach und Fach zu bringen. „Leutenot“ und „Not mit den Leuten“ — mit diesen Eindrücken verließ ich die große, schöne Kolonie!).

In der nächsten Kolonie, Alexanderhilf, habe ich mir u. a. notiert: „Eine evangelische Ansiedlung von 114 Höfen und 842 Seelen (am 1. Januar 1910). Ursprünglich waren es 62 Wirtschaften zu etwa 52 Deßjatinen Anteilland. Die meisten Wirte haben entweder eine ganze oder eine halbe Wirtschaft, sonst befinden sich auch zwei Wirtschaften in einer Hand. Mancher besitzt nur eine Viertelwirtschaft. Die Auswanderung war und ist so stark, daß nur ein Drittel hier geblieben ist, die übrigen zwei Drittel sind im Laufe der Zeit entweder ausgewandert oder weggezogen. Als Auswanderungsziele gelten hauptsächlich Amerika und in der letzten Zeit die Turgai-Steppen in Sibirien.“

Die Kolonie Neuburg (gegründet 1804) hatte ursprünglich 65 Familien gehabt. Durch Geburtenüberschuß und Zuwanderung ist die Bevölkerung im Jahre 1848 auf 92 Familien und zum 1. Januar 1910 auf 146 Familien gestiegen. 1848 besaßen 60 Wirte etwa 2940 Deßjatinen Land, jetzt haben 60 Wirtschaften insgesamt etwa 3480 Deßjatinen. Dabei ist eine Zerstückelung des Bodenbesitzes vor sich gegangen. So findet man hier Halbwirtschaften (36), Viertelwirtschaften (6). Die 117 Hofplätze gehören zum Teil den „Besitzern“, zum Teil den „Kleinhäuslern“. Seit etwa 20 Jahren sind mehrere Hundert nach Nordamerika (Norddakota) ausgewandert. Mit der Übersiedlung nach Sibirien macht man schlechte Erfahrungen: 1908 dorthin gezogene Familien sind im nächsten Jahre wieder zurückgekommen. (Schluß folgt.)

1) Ausführliches über die Kolonie in Stachs Buch (s. o.).

Deutscher Trost!).

Von **Gustav Freytag**.

Ist den Lesern des „Almanachs“ bekannt, was die Völker mit fremden Sprachen spottend und verachtend „deutschen Trost“ nennen? Wenn ein Wanderer von Räubern überfallen und bis auf das Hemd ausgezogen wird, und wenn der Beraubte dann, wehmütig seine Blöße betrachtend, sagt: „Es ist nur gut, daß sie mir wenigstens das Hemd gelassen haben,“ so ist das ein deutscher Trost. Wenn eine Feuersbrunst dem Landwirt seinen Hof verzehrt, Vorräte und Vieh, so daß nichts übrig bleibt, als das Hundehaus und der Hund Caro, so wird als deutscher Trost verlacht, wenn der Abgebrannte sich vor die Hundehütte stellt und, den Caro streichelnd, spricht: „Es ist mir doch lieb, daß du mit

deiner Hütte übrig geblieben bist.“ Wenn ein Schiff gestrandet ist und die Geretteten zer schlagen und verzweifelt an fremder Küste ihr Schicksal bejammern, dann ärgert der Deutsche seine Leidensgefährten wohl durch die Worte: „Es ist ein wahres Glück, daß wir mit dem Leben davongekommen sind.“ Diese Genügsamkeit, welche im Unglück gern das zusammenrechnet, was von den Trümmern früheren Glückes gerettet ist, welche in jeder Lebenslage die erträgliche Seite herauszufahren sucht und die Ansicht hervorzuheben liebt, daß es noch viel schlechter sein könnte als es ist, solche Auffassung des irdischen Lebens hat bei anderen Nationen seit Jahrhunderten für eine lächerliche Eigenschaft der Deutschen gegolten, und der Engländer, der Franzose haben hochmütig auf eine Geduld herabgesehen, welche ihnen für schwächlich und unmännlich galt.

Auch in den Schicksalen der deutschen Nation kam diese Eigenschaft zutage. Als vor zwei Jahrhunderten durch den Dreißigjährigen Krieg die Volkskraft der Deutschen gebrochen war, als die Kriegsunruhe, Seuchen und Hunger zwei Dritteile der Bevölkerung und mehr als drei Vierteile der Nutztiere, des Hausrats, des Ver-

1) Dieser in Deutschland unbekannt gebliebene Aufsatz von Gustav Freytag findet sich im 12. Jahrgang des Rigaschen Almanachs (Riga 1869, W. F. Häcker), in den er wohl durch Vermittlung von Julius Eckardt gelangt ist, der auch Beiträge für diesen Almanach geliefert hat, und nachdem er Riga verlassen hatte, in Leipzig Mitglied der Redaktion der von Freytag herausgegebenen „Grenzboten“ wurde.

mögens und der Häuser vernichtet hatten, und als damals das Deutsche Reich ohnmächtig darniederlag, eine Beute der Franzosen und Schweden, unter der strengen Tyrannei kleiner Landesherren, selbst damals suchte die arme deutsche Seele sich noch mit dem zu trösten, was ihr geblieben war, zuweilen mit dem Besitz der ehrlichen deutschen Grobheit, die sich aber nur selten gegen die mächtigen Fremden und die gewalttätigen Regierungen hervordrängte, und dann mit der schönen deutschen Sprache, die doch viel reicher und inniger sei als das französische und dabei ganz unverständlich für die Fremden. Ja noch in unserem Jahrhundert hat die deutsche Nation sich in ähnlicher Weise getröstet und ist wegen solchem bescheidenen Selbstgefühl von den Fremden gehöhnt worden. Die Deutschen saßen in dem großen Räte der Nationen politisch machtlos, ohne Kolonien, ohne Flotte, immer noch ärmer als ihre Nachbarn im Westen. Wenn der Engländer, der Franzose sich seines großen Staates rühmte, dann hing sich das Selbstgefühl der Deutschen an die heimische Poesie und Wissenschaft und er beruhigte sich über seinen Mangel an politischer Geltung mit dem Gedanken: „Haben wir doch eine edle Literatur, um die uns alle anderen Völker beneiden können, mächtige Geister, freie Forscher, wenn wir auch sonst nicht machtvoll und besonders frei sind.“ Auch damals nannte der Fremde höhnend die Deutschen ein Geschlecht von Professoren und Stubengelehrten, denen erlaubt sein solle, die Quadratur des Kreises zu suchen und über Sein und Nichtsein zu philosophieren, die sich aber bescheiden müßten, in Politik und Staat ohne Geltung zu sein.

Seit einigen Jahren aber hört man merkwürdigerweise in Deutschland diese bescheidene Resignation nicht mehr aussprechen, und die Fremden haben aufgehört, die deutsche Nation ein Volk von Stubengelehrten zu schelten. Es scheint also doch, daß die Deutschen mit ihrer heimischen Weise, sich zu trösten, nicht ganz übel gefahren sind, und daß ihre Gewandtheit, sich auch im Unglück häuslich einzurichten und dem unvermeidlichen Schicksal die beste Seite abzugewinnen, sie gar nicht verhindert hat, um eine Besserung ihrer ungenügenden Verhältnisse männlich zu ringen.

Und deshalb soll man von der deutschen Art, einen Trost für alles zu finden, nicht gering denken. Denn im letzten Grunde ist solche Tröstung nichts anderes als der Ausdruck eines dauerhaften, standfesten und fröhlichen Gemüts, welches im Kampfe mit der Außenwelt nicht verzweifeln will und in der Stille der eigenen Fähigkeit vertraut, sich auch durch das Unglück durchzuschlagen. Das Schicksal hat dem Deutschen für seinen Kampf auf der Erde ein offenes und warmes Herz, Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit und nicht zuletzt eine beharrliche Tatkraft mitgegeben, Freude an der Arbeit und Stolz auf treue Pflichterfüllung. Diese Eigenschaften haben ihm, auch wo er unter anderslebenden Menschen wohnt, überall eine Bedeutung gesichert, welche durch nationale Abneigung, z. B. der Franzosen und Amerikaner, nicht vermindert werden konnte. Fragt nach den besten Arbeitern in großen englischen Geschäften und den Handwerksstuben Londons und Newyorks: es sind Deutsche, die unternehmendsten und solidesten Häuser in Mittel- und Südamerika sind deutsche Firmen. Der gewissenhafte Hauslehrer, der intelligente Wirtschaftsinspektor in der Fremde sprechen deutsch. Und überall, wo der Deutsche unter ungünstigen Verhältnissen in der Fremde ausdauert und zum Nutzen der Fremden wie zum eigenen tätig ist, erweist er dieselbe mutige, geduldige und zutranessvolle Betrachtung der Welt, welche sich durch Unglück nicht brechen, durch Schwierigkeiten und Mißerfolge nicht verderben läßt, und welche das Gute, das dem Manne geworden ist, lieber in Rechnung bringt als die Verluste, die er erleiden mußte.

Was aber dem Deutschen sein Gemüt kräftig erhält und ihn tüchtig, geduldig und siegreich macht unter anderen Nationen, das ist der goldene Schatz seiner Sprache und Sitte, diese letzten und höchsten Güter des Einzelnen wie eines Volkes; wer diese sich fest bewahrt in Unglück und Not, der hat ein Recht, dem tröstenden Freunde die Hand zu drücken und mutig zu sagen: „Es könnte noch schlechter sein.“ Denn wir dürfen vertrauen, er wird dauerhaft und männlich das Seine dazu tun, daß es mit ihm besser werde.

Hundert Jahre Bevölkerungszuwachs in Europa.

Ein Vergleich zwischen germanischen und romanischen Nationen Europas.

Von **Fincke**, Leutnant im Pionierbat. 12, Dresden.

(Mit einem Schaubild 1. Tafel 7.)

Das Ergebnis eines hundertjährigen Kampfes (von 1800 bis 1900) zwischen Germanen und Romanen auf dem Gebiet der Wissenschaft, Technik und des Handels hat bewiesen, daß die germanischen Nationen den romanischen weit vorausgeeilt sind. Auch aus dem Bevölkerungszuwachs innerhalb dieses Zeitraums läßt sich die Überlegenheit und Lebensfähigkeit der germanischen Nationen ersehen.

In Tafel 1 sind die Bevölkerungszahlen in Millionen vom Jahre 1810, der reine Zuwachs des vergangenen Jahrhunderts und der Stand von 1909 angegeben. Bild 1 veranschaulicht in der durchgezogenen Linie den Stand von 1810, in der punktierten den reinen Zuwachs und in der gebrochenen Linie als Resultierende den Stand von 1909. Sämtliche Zahlen sind von vier Dezimalen

für die Tafel auf eine Dezimale, für die graphische Darstellung bis auf die Einer abgerundet, ebenso in Tafel und Bild 2 entsprechend.

Tafel 1 und Bild 1 in der durchgezogenen Linie zeigen das damals mächtige Frankreich an erster Stelle. Ihm folgen Deutschland und Österreich, beide gleich, Italien und England. Belgien beschließt die Staaten mit über 10 Millionen Bewohnern. Die anderen halten sich zwischen 3 und 1 Million, während Norwegen noch nicht 1 Million erreicht hat.

Verfolgen wir den Zuwachs nach Tafel 1 und Bild 1 (punktierte Linie). Hier zeigt es sich, daß fast alle Staaten ihre Bevölkerungszahlen verdoppelt haben. Besonders starke Zunahme zeigt die graphische Darstellung bei Deutschland und England, Niederland und Norwegen.

Bei diesen Staaten liegt die punktierte Linie über ein-
halbmal über der durchgezogenen, d. h. diese Staaten
haben einen Bevölkerungszuwachs von anderthalbmal
ihrer Einwohnerzahl von 1810 zu verzeichnen. Bei
Österreich und der Schweiz schneiden sich beide Linien,
woraus sich eine Verdoppelung ihrer Bewohner ergibt.
Alle anderen Staaten, mit Ausnahme von Belgien und
Schweden, haben eine Verdoppelung noch nicht erreicht.
Besonders geringes Wachstum zeigt Frankreich: noch
nicht die Hälfte von 1810.

Diese Zusammenstellung des Zuwachses zeigt im
ganzen die durchbrochene Linie des Bildes 1, die damit
gleichzeitig den Stand von 1909 angibt.

Berechnet man nun, wie es in Tafel 2 geschehen ist,
den prozentualen Zuwachs innerhalb der hundert Jahre
und trägt ihn, wie Bild 2 zeigt, ebenfalls graphisch ein,
so erkennt man die Größe des Zuwachses noch deutlicher
und kann einen genauen Vergleich zwischen den einzelnen
Staaten anstellen.

Nach Bild 2 teilen sich die Staaten für das Auge
ohne weiteres in drei Klassen ein: eine obere, mittlere
und untere. In der oberen befinden sich alle die Staaten,
die ihre Bewohnerzahl um das Anderthalbfache und
darüber vermehrt haben. Es sind dies Holland und
Norwegen, England und Deutschland, Schweden und
Dänemark.

In der mittleren Klasse erscheinen Belgien, Österreich
und die Schweiz; diese haben ihre Einwohnerzahl min-
destens verdoppelt.

In der unteren Klasse: Portugal, Spanien und Frank-
reich. Bei ihnen ist die Verdoppelung noch nicht erreicht.

Bei dieser Einteilung habe ich Dänemark und Schwe-
den noch zur ersten Klasse gerechnet, weil sie diesen ihren
Prozenten noch kräftig zusetzen und auch aus der Dar-
stellung noch oben drängen, Belgien zur zweiten Klasse,
da es mit seinem Prozentsatz mehr Österreich und der
Schweiz zuneigt.

Andererseits können wir aber auch diese Staaten nach
Nationalitäten einteilen und erhalten da:

- I. Klasse: Germanisch (Deutschland, England, Hol-
land, Norwegen, Schweden und Dänemark),
- II. Klasse: Gemischt-Germanisch (Österreich, Belgien
und Schweiz),
- III. Klasse: Romanisch (Frankreich, Spanien, Por-
tugal, Italien).

Vergleicht man beide Einteilungen, so ergibt sich
folgendes: die germanischen Nationen stehen in ihrem
Bevölkerungszuwachs innerhalb des letzten Jahrhunderts
bei weitem an der Spitze. Ihnen folgen die gemischt-
germanischen, am Ende die romanischen Nationen. So-
mit zeigt sich das germanische Volk auch hier als das
kräftigste und lebensfähigste unter den Indogermanen.

Das deutsche Zeitungswesen in Südbrasilien.

Die ersten deutschen Zeitungen erblickten anscheinend
als „Der deutsche Einwanderer“ und „Brasilia“ in Rio
Grande do Sul das Licht der Welt. Beide Blätter sind
längst wieder verschollen und vergessen. Auf ihre ehe-
malige Existenz weisen erkenntlich nur noch einige Be-
merkungen in den ersten Nummern der 1861 zu Porto
Alegre gegründeten „Deutschen Zeitung“ hin. Letztere
ist übrigens das älteste der heute noch bestehenden deutsch-
brasilianischen Blätter. Ihr folgte sodann die um ein Jahr
jüngere „Kolonie-Zeitung“ in Joinville (Santa Katharina).
An dritter Stelle steht, dem Alter nach, das „Deutsche
Volksblatt“ in Porto Alegre, gegründet im Jahre 1871.

Diese frühzeitige Entwicklung der deutschbrasilianischen
Presse ist wohl in erster Linie darauf zurückzuführen,
daß sich unter den deutschen Einwanderern in der Zeit
nach 1848 eine große Zahl intelligenter und energischer
Elemente befand.

Nach den oben angeführten Erklärungen nahm
die Zahl der deutschsprachlichen Blätter schnell zu und
heute besitzt Brasilien davon bereits 50, wovon auf Süd-
brasilien allein 25 entfallen.

Rio Grande do Sul marschiert auch hier wieder mit
nicht weniger als 14 Blättern an der Spitze, und zwar
„Deutsche Zeitung“ (1861), „Deutsches Volksblatt“ (1871),
„Neue Deutsche Zeitung“ (1882), „Katholische Lehrer-
zeitung“ (1900), „Rio-grandenser Vaterland“ (1901) und
der „Alkoholgegner“ (1910) in Porto Alegre; „Deutsche
Post“ (1881), „Brasiliianische Bienenpflege“ (1896) und
„Allgemeine evangelische Lehrerzeitung“ (1902) in São
Leopoldo; „Kolonie“ (1891) in Santa Cruz; „Sonntags-
blatt“ (evangelisch, 1887) in Neu-Hamburg; ferner die
beiden portugiesisch geschriebenen Blätter mit deutscher
Abteilung: „União“ in Santa Cruz und „Progresso“ in
São João do Montenegro.

Santa Katharina folgt mit neun Blättern, „Blumen-
aner Zeitung“ (1881), „Der Urwaldsbote“ (1894) und
„Mitteilungen des Deutschen Schulvereins“ (1905) in
Blumenau; „Koloniezeitung“ (1862), „Joinvillerer Zei-
tung“ und „Die Fackel“ (1910) in Joinville; „Der Volks-
bote“ (1901) in São Bento; „Volkszeitung“ in Oxford-
São Bento; „Rio Negrer Zeitung“ (1909) in Rio Negro
(in dem zwischen Santa Katharina und Paraná strittigen,
vor kurzem durch Entscheidung des Oberbundesgerichts end-
gültig dem ersteren Staate zugesprochenen Gebiet). Paraná
begnügt sich vorläufig mit zwei deutschen Blättern „Der
Beobachter“ (1890) und „Der Kompaß“ (1902) in Curitiba.

Wie wir sehen, befindet sich die deutsche Presse in
Südbrasilien in den fünf Jahrzehnten seit ihrer Ent-
stehung in stetiger Entwicklung:

1860—1870: 3	1890—1900: 12
1870—1880: 4	1900—1910: 25
1880—1890: 8	

Die stärkste Vermehrung hat sie in dem letztverflossenen
Jahrzehnt erfahren, in dem sich die deutschbrasilianischen
Blätter, wie obige Zahlen dartun, mehr als verdoppelten.

Wenn noch die erste Generation der deutschen An-
siedler alle Kraft einsetzen mußte, um den Grund zu
legen zu einer sicheren Existenz ihrer Kinder, so daß
ihnen schließlich wenig Zeit zur Pflege geistiger Inter-
essen verblieb, so befanden sich letztere, denen das von
ihren Eltern erkorene Land nun schon wirkliche Heimat
geworden war, in erheblich günstigeren Umständen. Be-
reits bodenständig und in geordneten, meist wohlbehäbigen
Verhältnissen, stellte das materielle Leben bei weitem
keine so harten Ansprüche mehr an sie wie vordem an
ihre Eltern, und so fand und findet diese neue deutsch-
brasilianische Generation auch Muße zu geistiger Betätigung.

Wenn des weiteren anfangs die einzelnen deutschen

Kolonien infolge schlechter oder oft gänzlich mangelnder Verkehrswege in fast vollständiger Abgeschlossenheit voneinander und von der sie dranhin umgebenden Welt lebten, so änderte sich das mit der fortschreitenden Erschließung des Landes durch Fahrstraßen und Eisenbahnen radikal. Unsere Urwaldpioniere, selbst in den entferntesten Pfladen (Waldwege), kamen aber dadurch nicht nur in intensivere Berührung untereinander, es fanden sich in den deutschen Ansiedlungen auch nach und nach lusobrasiliische Elemente ein, welche nun häufig, wohl zumieist aus Regungen des Neides heraus, geheim oder offen nativistische Hegeereien gegen das deutsche Element anzettelten. Kurz, auch durch die Verbindung mit der Außenwelt wurden für die Kolonien eine ganze Anzahl Reibungsflächen geschaffen, sie mußten sich nach verschiedenen Seiten ihrer Haut wehren und dazu benötigten sie, als beste wirksamste Waffe, einer Presse zur Verteidigung ihrer Interessen.

Das sind wohl die Hauptursachen des schnellen Aufschwungs der deutschbrasilischen Presse im letzten Jahrzehnt. Ein weiterer Anstoß dazu bildete ferner der Umstand, daß in neuerer Zeit auch endlich das deutsche Kapital sein Augenmerk auf das reiche Land richtet, daß der deutsche Ausfuhrhandel in demselben festen Fuß zu fassen suchte. Es bildeten sich in den deutschen Kreisen Brasiliens immer mehr und mehr wirtschaftliche und kommerzielle Interessen, welche eine Vertretung in der Öffentlichkeit gebieterisch erheischten.

Diesen Umständen entspricht die Tatsache, daß wir in Porto Alegre, der Handelsmetropole des Südens, bereits drei Tagesblätter, „Deutsches Volksblatt“, „Neue Deutsche Zeitung“ und „Deutsche Zeitung“, haben, davon die zwei ersten mit einer besonderen Wochen Ausgabe. Drei von den angeführten Blättern erscheinen dreimal, sechs zweimal, sieben einmal wöchentlich, sieben einmal monatlich.

Im umgekehrten Verhältnis zu der Anzahl der deutschen Zeitungen in Südbrasilien stehen meist ihre Auflagesziffern. Die gegenwärtig höchste Auflage kann das „Deutsche Volksblatt“ mit 3440 Exemplaren aufweisen, wobei Tages- und Wochen Ausgabe zusammengerechnet sind. Durchschnittlich reichen die Ziffern kaum über 1000 hinaus. Das Format ist teilweise recht klein. Die kleinste davon, die „Rio Negrenser Zeitung“, hat ein Format von 25×31 cm bei vier Seiten Umfang.

Die Abonnementspreise sind den niedrigen Auflagen und enormen Herstellungskosten entsprechend sehr hoch. Die Tagesblätter verlangen 20 Milreis jährlich, was etwa dem Abonnementspreis der größten Zeitungen im Deutschen Reich und Österreich mit vielmal größerem Umfang und drei täglichen Ausgaben entspricht.

Wenn der literarische Wert des Inhalts der deutschbrasilischen Zeitungen im allgemeinen, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, nicht allzu hoch eingeschätzt werden kann, so hat das seine Ursachen erstens einmal darin, daß gute Mitarbeiter noch recht selten zu finden sind, daß häufig der Redakteur zugleich auch Administrator, Verleger und Drucker in einer Person ist, also

seine Kräfte zersplittern muß, daß ferner der beschränkte Leserkreis vorwiegend aus Kolonisten, d. h. also ländlicher Bevölkerung mit meist noch engem geistigen Gesichtskreis, besteht. Denn, so gewiß die Presse die moralische Verpflichtung hat, veredelnd und bildend auf das Lesepublikum zu wirken, ebenso gewiß aber liegt es den kleinen, meist um ihre Existenz kämpfenden Blättern nahe, sich nach dem Geschmack ihrer Leser zu richten. Den größten Raum füllt somit meist der lokale Teil, dann Auslandsneuigkeiten, Kabeltelegramme usw. Diese entstammen zumieist den großen landessprachlichen Zeitungen aus Rio oder Buenos Aires. Die wichtigste Quelle für die Vorgänge in der weiten Welt aber bilden die altheimatischen Blätter, welche nach 20–30 tägiger Reise endlich auf die südbrasilischen Redaktionstische gelangen.

Was die Tendenz anbelangt, so kann man von einer „Partei Presse“ im gebräuchlichen Sinne eigentlich noch nicht sprechen, da es im politischen Leben des Landes eine eigentliche Parteibildung bisher noch nicht gab. Das was sich im brasilisch-politischen Leben Partei nennt, war bislang nie mehr als eine Clique, die sich mit einer anderen um die staatliche Futterkrippe stritt. Für gewisse Parteien in deutschheimatlichem Sinne fehlt gegenwärtig sogar noch jeder Boden.

Gewiß besteht ein Unterschied in der Schreibweise und in dieser kann man ganz wohl mehr oder weniger scharf ausgeprägte Tendenzen erkennen. Man kann z. B. — aber immer nur im Prinzip — den „Beobachter“ sozialdemokratisch, die „Neue Deutsche Zeitung“ freisinnig und die „Deutsche Zeitung“ liberal nennen. „Der Urwaldsbote“ vertritt zeitweise alldeutsche Tendenzen und das „Deutsche Volksblatt“ sowie „Der Kompaß“ geben sich als echt katholische Blätter.

Zur brasilischen Politik wird von den deutschbrasilischen Blättern gewöhnlich nur von Fall zu Fall Stellung genommen, meist nur zu Wahlzeiten. Da dem brasilischen Deutschtum bis heute eine politische Organisation mangelt, kann es selbst, ebenso wie die seine Interessen vertretenden Organe, von nur untergeordneter Bedeutung im brasilischen Staatsleben sein.

Noch zu erwähnen wären die Fach- und Vereinszeitungen. Davon dienen drei dem deutschen Schulwesen, nämlich die „Katholische Lehrerzeitung“ und die „Evangelische Lehrerzeitung“ in Rio Grande do Sul und die „Mitteilungen“ in Santa Katharina. Zwei vertreten die Berufsinteressen des deutschen Kolonistenstandes: der „Rio-grandenser Bauernfreund“ und die „Brasilianische Bienenpflege“, gleichfalls in Rio Grande do Sul. Das „Sonntagsblatt“ dient den religiösen Bedürfnissen der deutschbrasilischen Protestanten und der „Alkoholgegner“ errettet die Deutschbrasilier aus den Klauen des Alkohols, d. h. Cachacateufels.

Alles in allem, so verschieden der geistige Gehalt der deutschbrasilischen Presse auch immer einzuschätzen sein mag, sie arbeitet tapfer an der wichtigen Aufgabe, allen deutschsprachlichen Einwohnern Brasiliens ihre kulturelle und völkische Eigenart zu erhalten.

Rückgang des Deutschtums in den Sprachinseln in Westgalizien.

Auf galizischem Boden hat das Deutschtum der Vielz. Bialaer deutschen Sprachinsel innerhalb der letzten

zehn Jahre von 1900 bis 1910 um 1032 Seelen abgenommen, während die Zahl der Nichtdeutschen im selben Zeitraum um 3040 Seelen gestiegen ist. Ein Überblick über die Zahl der Deutschen und Nichtdeutschen in den

Aus den deutschen Sprachinseln in Friaul

II. Aus Tischelwang (Timau)

Nach Aufnahmen von Prof. Dr. Aristide Baragiola



Häusergruppe in Tischelwang



Tischelwang (832 m) unterh. des Kreuzberges (1360 m)



Gasse in Tischelwang



Häusergruppe in Tischelwang

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Jahren 1900 und 1910 in den vier deutschen Gemeinden der Sprachinsel auf galizischem Boden gibt folgendes Bild:

Name der Gemeinde	1900	1910	Gewinn od. Verlust
Kgl. Freistadt Biala .	6345 Dtsche 1912 Nichtd.	5750 Dtsche 2917 Nichtd.	— 595 + 1005
Gemeinde Kunzendorf	5522 Dtsche 2865 Nichtd.	4785 Dtsche 4864 Nichtd.	— 767 + 1999
Gemeinde Alzen . .	1980 Dtsche 636 Nichtd.	2284 Dtsche 614 Nichtd.	+ 304 — 22
Stadt Wilhelmsau .	1152 Dtsche 567 Nichtd.	1178 Dtsche 625 Nichtd.	+ 26 + 58

In diesen vier Gemeinden stehen demnach nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 13 997 Deutsche 9020 Nichtdeutschen, meistens Polen, gegenüber. Der auffällige Rückgang des Deutschturns in Kunzendorf — um 767 Seelen — wird zurückgeführt einerseits auf die starke Einwanderung von polnischen Fabrikarbeitern, anderseits auf die Haltung der Deutschen selbst. In letzter Zeit sind zahlreiche deutsche Wirtschaften in polnische Hände übergegangen. Wo ein deutscher Bauer war, sind jetzt drei bis vier polnische Sippen, die viel Kinderreicher sind als die Deutschen. Viel Schaden bringen auch die öffentlichen deutschen Schulen, die aber mit polnischen Lehrkräften besetzt sind. Die deutschen Protestanten trachten ihre Söhne besser auszubilden und in einer Stadt unterzubringen. Bei den deutschen Katholiken kommen fast stets Ehen mit Polen vor. Bei der Volkszählung wurden die Kinder aus solchen Mischehen, gleichgültig, ob der Vater oder die Mutter polnisch sind, regelmäßig als Polen eingetragen.

Pennsilvanisch-Dutch oder German?

In einem offenen Briefe an den Herausgeber der Monatschrift »The Pennsylvania-German« behandelt Dr. Theodore Diller die Frage »Pennsylvania Dutch or German?«, und zwar angeregt durch eine Polemik von Dr. Dittenderfer gegen Prof. Hart, der durch mißgünstige und absprechende Urteile über die Pennsilvanischdeutschen große Erbitterung hervorgerufen hatte. Diller warnt seine Landsleute vor übergroßer Empfindlichkeit gegen scharfe, obwohl berechnete Kritik. Er fürchtet, die Monatschrift »The Pennsylvania-German« sei zu sehr das Organ einer pennsilvanischdeutschen Gesellschaft zum Zwecke gegenseitiger Bewunderung. Er verteidigt den Ausdruck »Pennsilvanisch-Dutch«. Zwar muß er zugeben, daß dieser ungenau ist und den Bewohnern zuerst nur zum Spott gegeben wurde, dasselbe sei aber mit dem Namen

»Quaker« der Fall gewesen, der, ursprünglich nur Spottname, später von den so Bezeichneten mit Stolz beibehalten wurde. Ebenso stimmt er Prof. Hart bei, wenn dieser die Sprache der Pennsilvanischdeutschen »ein barbarisches Gemisch aus deutschen und englischen Wörtern in deutschem Dialekt« nennt. Diese Sprache, meint er, werde in hundert Jahren fast ganz erloschen sein. Das sei aber von keiner großen Bedeutung. Viel wichtiger sei, daß die auch von ihm anerkannten hohen Tugenden der Pennsilvanischdeutschen, Fleiß, Ehrlichkeit, Gattentreue und Familiensinn, Achtung vor den Rechten und Gefühlen anderer, tiefe, echte und aufrichtige Religiosität Charakterzüge der deutschen Bewohner Pennsylvanien sind und bleiben. Dillers geringschätzende Beurteilung des pennsilvanischdeutschen Dialekts wird übrigens von gründlichen Kennern der in Frage stehenden Verhältnisse, wie dem verdienstvollen Dr. Oswald Seidensticker, nicht geteilt. In dem von ihm bearbeiteten Abschnitt von Anton Eichhoffs Werk »In der Neuen Heimat« (Neuyork 1884) gibt auch Seidensticker (S. 188 ff.) zu, daß dieser deutsche Dialekt, wie er von den Nachkommen der zahlreichen in Pennsilvanien eingewanderten Deutschen noch gesprochen werde, oft genug Gegenstand bitteren Spottes gewesen sei, doch betont er demgegenüber, daß selbst gelehrte Sprachkenner, wie Haldeman und Ellis, ihn als Beispiel berechtigter Dialektbildung gelten ließen. Zugrunde liegt die Pfälzer Mundart, die durch Schweizer und Württemberger, die sich neben den Pfälzern niederließen, eine mehr oder minder alemannische und schwäbische Färbung erhalten und viele englische Wörter aufgenommen hat. Doch bewahre sie noch den Reiz der mundartlichen Ausdrucksweise, »jenen naiven, volkstümlichen, traulichen Ton, der dem regelrechten Schriftdeutsch versagt ist, dieselbe naturwüchsige und lebenswürdige Herzlichkeit, die uns in Hebels und Reuters Dichtungen anmutet«. Man müsse nur nicht die absichtlich übertriebenen Herrbilder, die des komischen Effekts wegen in Umlauf gesetzt werden, als echte Beispiele des Deutschpennsilvanischen hinnehmen. Bis jetzt werde auch trotz aller Prophezeiungen seines baldigen Untergangs auf dem Lande immer noch Deutsch gesprochen, nicht etwa von den Alten allein, sondern auch von den Kindern. Der Gebrauch der Mundart beschränke sich übrigens auf den persönlichen Verkehr. In der Kirche und der Presse nehme das schriftgemäße Hochdeutsch, obwohl mit vielen Mängeln behaftet, seine bevorzugte Stellung auch in Pennsilvanien ein.

Prof. Dr. Rudolf Blume in Bremen.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Deutsche Vor- und Frühzeit. Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. Von Karl Rhamm. II. Abt., 1. u. 2. Teil: Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slawischem Waldgebiet; Die altslawische Wohnung. Gr. 8°, XXXII u. 1117 u. 434 S., mit Abb. Braunschweig 1908 u. 1910. Vieweg u. Sohn. 42 M. u. 15 M.

Die volkskundliche Ethnographie, die sich erst in jüngster Zeit zu entwickeln begonnen hat, hat in Rhamm

einen der eifrigsten und erfolgreichsten Vertreter. Auf Grund volkskundlicher Tatsachen versucht er vor- oder richtiger frühhistorisch-ethnographische Verhältnisse aufzuklären. Seine Schriften lesen sich nicht leicht; er hat zuviel Material herangezogen und führt nicht selten durch Einzeluntersuchung auf einen Nebenpfad, der aber doch zur Klärung des Gesamtbildes beiträgt. Er beherrscht Literatur und Sprache auf den verschiedensten Gebieten und hat außerdem einen großen Teil der für seine For-

sungen in Betracht kommenden Tatsachen mit eigenen Augen beobachtet und untersucht. So wird mancherlei, das bisher in dem Hausbau und den wirtschaftlichen Verhältnissen germanischer Stämme dunkel erschien, geklärt oder erscheint in einem anderen Lichte. Das Ergebnis der Rhammischen Forschungen ist ungefähr folgendes: Der germanische Wohnraum, soweit er sich zurückverfolgen läßt, war ein großer Saalbau, der aus Däle (das Wort hat nichts mit unserem „Diele“ zu tun) und dem etwas höhergelegenen Flet mit der Herdstätte bestand. Aus dieser Grundform entwickelte sich das sächsische, skandinawische und das diesem ganz verwandte ostgermanische Wohnhaus. Schon frühzeitig entstand bei den Nord- und Ostgermanen als besonderer Herd- und Wohnraum die Stofa (Stube), die aber nicht mit Valtyr Gudmundsson als der ursprüngliche Haustypus anzunehmen ist. In dieser Form kam das germanische Haus zu den slawischen Völkern Osteuropas, die ihre Wohnstätten ganz nach ost- bzw. nordgermanischem Vorbild einrichteten. In dieser Form drang es aber auch in die nach Süden geöffneten Täler der Alpen, nach Steiermark, Kärnten, Tirol. Hier liegt nun das wichtige ethnographische Ergebnis der Rhammischen Arbeit. Heute bewohnt ja das ganze Gebiet der Ostalpen der bajuwarische Stamm. Allein dieses Gebiet ist, geschichtlich betrachtet, ein Mischgebiet. Während von der Donau bis zu den Berggipfeln Nachkommen der alten Bajuwaren wohnen, die durch den Einbau ihrer Wohnstätten, ihre wirtschaftlichen Einrichtungen, ihren Charakter sich als ein einheitlich Ganzes erweisen, weichen die Einrichtungen der Bewohner der nach Süden und Osten geöffneten Täler wesentlich von ihnen ab. Und da diese Abweichungen weder auf romanischen noch slawischen Einfluß zurückzuführen sind, dagegen in Form und Bezeichnung geradezu auffallende Übereinstimmungen mit den skandinawischen Verhältnissen zeigen, so ist nur der Schluß gestattet, daß in diesen Tälern die Nachkommen in der Völkerwanderung verschlagener ostgermanischer Stämme sitzen, und zwar in Tirol der Goten (bzw. Ostgoten), in Kärnten und Steiermark aber besonders Rugier und Heruler. Nur sind diese Völker durch Aufgabe ihrer Sprache in den bajuwarischen Stamm aufgegangen. Die Hauptunterschiede dieser Neu- oder Südbajuwaren von den Altbajuwaren sind: das Doppelhaus gegenüber dem bairischen Einbau, das Wohnhaus mit der Herdstube, der Giebelstür und der Kanbe, das alte Sparrendach gegenüber dem Rofendach mit Firstbaum, der Ringhof oder Vierkant, der Umlaufstall. Alle diese Einrichtungen finden sich auch im skandinawischen Hause. Es zeigt sich ferner überall dort, wo dies Doppelhaus begegnet, die Art im Gegensatz zum bairischen Pfluge, der nordische Ringzaun im Gegensatz zum Steckenzaun, dazu das Hartbrot, das in seiner Bereitung und Form dem nordischen Fladbröd gleicht, der Pfofengaden, der Stenbogen u. a. Und zu all diesen Unterschieden im Haustypus und den wirtschaftlichen Gegenständen gesellt sich der nicht geringe Unterschied im Charakter und Aussehen der Bevölkerung.

Leipzig.

Prof. Dr. Eugen Mogk.

Allgemeines. Germanen und Griechen. Von Petersdorff. 8^o, 135 S. Wiesbaden 1902, C. G. Kunzes Nachf. 2.60 M.

Der Verfasser hat eine Anzahl Stellen über die Re-

ligion, die Heereseinrichtung, die Volksversammlung, die Gerichtsbarkeit, die Beschäftigung u. dgl. aus Tacitus und Homer zusammengestellt und folgert hieraus die indogermanischen Zustände. Zur Entschuldigung des Verfassers muß hervorgehoben werden, daß die Schrift schon 1902 erschienen ist. An diese erschlossene Urkultur glauben heute, wo wir uns daran gewöhnt haben, unsere Blicke über die indogermanischen Grenzpfähle hinauszuerwerfen, nur noch wenige; die Entwicklung der Kultur hat sich auf dem Boden der Einzelsvölker vollzogen, ist aber nicht aus einer Urheimat mitgebracht (vgl. jetzt auch Schrader, Die Indogermanen, S. 152). Die Zusammenstellung der Parallelen ist recht dankenswert, die Schlüsse aber, die daraus gezogen werden, wollen wir auf sich beruhen lassen. Daß auch die klassische Philologie sich heute die Entwicklung der hellenischen Kultur ganz anders denkt als der Verfasser, zeigen die Arbeiten von Usner, Dieterich, Samter u. a. (man vergleiche besonders aus Kern, Über die Anfänge der hellenischen Religion, Berlin 1902).

Leipzig.

Prof. Dr. Eugen Mogk.

Brandenburg. Beiträge zur Siedlungskunde der Hauche und des Anthewieplig-Gebiets. Von Hans Jung. 8^o, 91 S., 8 lithogr. Taf. Diss. Halle 1909.

Die lebendig und mit ersichtlichem Fleiß geschriebene, mit reichen Kartenbeilagen versehene Arbeit umfaßt das von der Havel zwischen Brandenburg und Potsdam, der Anthewie von Potsdam bis Luckenwalde und der langgezogenen Niederung zwischen Luckenwalde und Brandenburg begrenzte Gebiet. Sie ist fast ausschließlich geographischer Art. Für die wichtige Frage nach dem Vorhandensein d. und slawischer Siedlung gibt sie nichts Wesentliches aus, und zwar deshalb, weil die geschichtlichen Quellen nicht in entsprechender Weise herangezogen sind. Diese Einseitigkeit mag durch die Vorbildung des Verfassers bedingt sein. Wurde aber jene nicht zu umgehende Frage auch nur gestreift, wie es Jung in den beiden Abschnitten „Form der Siedlungen“ (vornehmlich zwei Arten: Straßendorf und Sackdorf) und „Hausformen“ und dann in einer kurzen Vorbemerkung „Geschichte der Besiedlung“ (S. 11–14) getan hat, so hätte sich der letztgenannte Teil durch etwas reichere Benutzung bereits vorhandener geschichtlicher Forschungen leicht ergiebiger gestalten können. Ich erinnere nur an die von Jung beiseite gelassene, mancherlei bietende Abhandlung Guttmanns „Die Germanisierung der Slawen in der Mark“ in den „Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte“, Bd. IX, 1897, S. 395–514.

Berlin.

Dr. Willy Hoppe.

Preussische Ostmarken. Deutschtum und Polentum in politisch-konfessioneller Bedeutung. Im Auftrag der Deutschen Vereinigung verfaßt von Dr. Johannes Altkemper. Mit einem Geleitwort des Vorsitzenden der D. Vereinigung, Graf zu Hohenbroeck-Haag. 8^o, 252 S. Leipzig 1910, Duncker u. Humblot. 6 M.

Ein frisch geschriebenes Buch, das aus den besten Quellen schöpft und besonders die katholischen Kreise des d. Volkes über das wahre Wesen der Polenfrage aufklären möchte. So sehr der Verfasser dabei die Politik des Zentrums verurteilen muß, so vermeidet er doch alle Schärfen und legt den Hauptwert auf ruhige Be-

Lehrung der nicht recht Unterrichteten. Überzeugend zerstört er für den, der überhaupt sehen kann oder sehen will, das künstlich von interessierter Seite geschaffene Wahnbild, als handle es sich in der Ostmark um einen Kampf gegen den Katholizismus, und weist schlagend nach, daß nicht konfessionelle Nebenabsichten, sondern lediglich staatliche und nationale Notwendigkeiten die preussische Politik bestimmen. Wenn trotzdem in der Arbeit der Königl. Ansiedlungskommission konfessionelle Imparität zutage tritt, so ist dies nicht zum wenigsten Schuld des Zentrums selber und Folge der Treibereien seiner eigenen Presse. Auch andere Schwierigkeiten der Ostmarkenpolitik werden vorurteilslos gewürdigt und in das rechte Licht gestellt. Mit Nachdruck wird betont, daß Ausnahmezustände auch Ausnahmemassnahmen bedingen und daß klare und entschlossene Frontstellung ein Haupterfordernis ist, dagegen eine Versöhnungspolitik auf die Polen noch nie versöhnend gewirkt habe und auch nie wirken werde. — Möchte das Buch recht viel gelesen werden, namentlich in den Kreisen, für die es in erster Linie bestimmt ist!

Gnesen.

Prof. Reinhold Heinrich.

Ostmarken. Unsere mittelalterliche Ostmarkenpolitik. Eine Geschichte der Besiedlung und Wiedereindeutschung Ostdeutschlands. Von Dr. Richard Sebicht, Direktor der Paul Gerhardt-Schule zu Lübben i. d. L. 8^o, VII u. 140 S. Breslau 1910, Ferdinand Hirt. 2.50 M.

Es ist gewiß ein gewagtes Unternehmen, schon jetzt, wo — wie Sebicht selber schreibt — „die Forschung kaum erst in die richtigen Bahnen gelenkt ist“ (S. IV), die Besiedlung und Germanisation unseres Ostens in zusammenfassender Darstellung zu behandeln. Aber Sebicht hat die Schwierigkeiten, die der Darstellung dieses völkischen Vorgangs bei nirgends wirklich abschließenden und von Landschaft zu Landschaft gar zu verschiedenwertigen Forschungen entgegenstehen, mit anerkennenswertem Geschick zu überwinden gewußt und zunächst für Unterrichtszwecke ein Werk geschaffen, das in gedrängter Zusammenfassung nicht allein die schon hinreichend behandelten politischen Beziehungen des Deutschtums zum Slawentum vorführt, sondern daneben auch die Vorgänge der Gewinnung neuen Siedlungsbodens und der Eindeutschung der auf ihm verbliebenen einheimischen Bevölkerung zur Geltung kommen läßt. Ein Werk, das auch über die Schule hinaus manchem zur Orientierung über die auf diesem neuen Forschungsgebiet erreichten Ergebnisse hochwillkommen sein dürfte. Einige Ungenauigkeiten wie S. 117: „Alle diese deutschrechtlichen Orte (im Polnischen) waren in der Hauptsache auch nur von d. Bauern und Bürgern bewohnt“, und S. 156, wo die Hakenhufen irrthümlich den Kossätengütern gleichgestellt werden, tun dem Werte des Werkes keinen wesentlichen Eintrag.

Schwerin i. M.

Dr. Hans Witte.

Pommern. Die Halbinsel Mönchgut und ihre Bewohner. Herausg. von Dr. A. Haas und Fr. Worm. 8^o, 116 S., mit Abb. Stettin 1909. 2 M.

Mönchgut und seine Bewohner sind von jeher ein besonderer Anziehungspunkt der Freunde der Volkskunde, der Besucher und Badegäste der Insel Rügen gewesen. In ihrer Abgeschlossenheit haben sie viel Altes an Sprache, Sitte und Brauch, in ihrer Tracht, beim Bau

ihrer Häuser bewahrt, und auch jetzt halten sie sich, trotz des Zuzugs zahlreicher Badegäste, mit einer lebenswerten Festigkeit an das Alte, Bewährte. Und dies ist gut d. wie die Bevölkerung, was auch im vorliegenden Schriftchen Haas von neuem unwiderleglich erwiesen hat (S. 55 ff.). Haben auch längere Zeit slawische Stämme wie auf ganz Rügen auch hier gewohnt, so ist doch die Germanisierung durch die Zisterziensermönche mit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts so radikal gewesen, daß von den Slawen, außer den Orts- und einigen Familiennamen, nichts übrig geblieben ist. Von der anderen Bevölkerung Rügens unterscheiden sich die Bewohner Mönchguts besonders auch durch ihre Sprache, die sie als einheitliche Gruppe erscheinen läßt. Diese hat nun so viel Übereinstimmendes mit der der Paderborner Gegend, überhaupt mit dem westfälischen Plattend. (man vergleiche die Sprachproben S. 60 ff.), daß schon diese Tatsache die Mönchgüter als Nachkommen alter Westfalen erkennen läßt. Auch Hausbau und Tracht weisen in diese Gegend. Weniger lassen Sitte und Brauch auf die Urheimat schließen; hier haben Gegend und Beschäftigung eingewirkt, so daß man einen wesentlichen Unterschied von den anderen Bewohnern Rügens nicht wahrnehmen kann. — Diesen abgeschlossenen Stamm haben Haas und Worm mit einer Heimatsliebe geschildert, die den Verfassern des Schriftchens wie den Mönchgütern zur Ehre gereichen muß. Wer die Mönchgüter Seebäder, wie Göhren oder Baabe, aufsucht, sollte das Schriftchen zuvor gelesen haben.

Leipzig.

Prof. Dr. Eugen Mogk.

Tirol. Die deutschen Seelsorgen in den italienischen Dekanaten und Landesteilen der Diözese Trient. Von Dr. P. Adelgott Schatz und Karl Aß. 8^o, III u. 155 S., mit Abb. Bozen 1910, Auer u. Ko. 2.50 M.

Das Buch ist ein mit Bildern geschmückter Sonderabdruck des fünften (abschließenden) Bandes eines größeren Werkes, „Der d. Anteil des Bistums Trient“, dessen erster Band bereits vor 44 Jahren (1866) erschienen ist. Jener erste, von Jos. Thaler bearbeitete Band enthielt auf der Grundlage einer „topographisch-historisch-statistisch-archäologischen Beschreibung“ eine Darstellung der kirchlichen Verhältnisse in den vier Dekanaten des oberen Etschgebiets (Schlanders, Meran, Passier und Lana), griff aber schon damals in das besondere Arbeitsgebiet der „D. Erde“ insofern über, als anhangsweise eine sehr schätzenswerte, im wesentlichen geschichtliche Abhandlung über „Die Seelsorgestationen in den d. Gemeinden am Nonsberg“ beigegeben war. Die in großen Zwischenräumen von verschiedenen Verfassern bearbeiteten folgenden drei Bände behandelten in der gleichen Weise sechs weitere d. Dekanate des Trienter Bistums. Das auch als volkswissenschaftliche Quelle wertvolle Werk erhielt seinen Abschluß durch den fünften Band, von dem hier die Rede ist. Dessen Inhalt entspringt einer maßvollen Benutzung des reichlich vorhandenen (d. und italienischen) Schrifttums, einer besonnenen Verwertung neuen (d. h. bisher noch nicht veröffentlichten) urkundlichen Materials sowie endlich eigenen, der Gegenwart entnommenen Erhebungen und Wahrnehmungen. Die letzteren bilden mitunter die schwache Seite der sonst sehr verdienstvollen Arbeit, die über viele Einzelfragen des Deutschtums in den behandelten Gebieten neue Auf-

schlüsse bietet. Unter den sieben Abschnitten des Buches bilden die wertvollsten die beiden Kapitel über „Die d. Seelsorgen in Welschtirol“ (Abschnitt II), nämlich über „Die d. Kaplanei S. Marco in Trient“, meines Wissens die erste zusammenhängende Darstellung des neuzeitlichen d. Kirchen- und Schulwesens in der alten Bischofsstadt, und über „Die d. Kaplanei in Rovereto“, in nuce eine Geschichte des Deutschthums im Etschtal südlich von Trient. Von „ehemals d., nun italienischen Pfarreien“ (Abschnitt VI) werden „als Proben“ die Pfarreien Lavarone (Lavarone) und Vielgerent (Folgarida) sowie diejenigen des Sainthals (Tiragnolo) und Brandtals (Vallarsa) behandelt. Unter den gleichen Gesichtspunkt fiel eigentlich auch der achte Abschnitt „Das ehemalige Chorherrnstift Welschmichael“, dessen große Bedeutung für die Erhaltung des Deutschthums in den südlichen Landesteilen besonders hervorgehoben wird. — Der wissenschaftliche Standpunkt der Verfasser verdient Zustimmung. Sie kennen kein „Trentino“; schon der Titel ihres Buches deutet dies an: eine Ausdrucksweise, welche den geltenden landes- und staatsrechtlichen Verhältnissen entspricht. Die ehemalige Ausdehnung des Deutschthums zwischen Etsch und Adria, Neßler Bach (Avisio) und Südfuß der Alpen ist ihnen bekannt und wird von ihnen anerkannt. Der d. Schularbeit in Südtirol stehen sie sympathisch gegenüber. Die Ladinier Tirols sind ihnen ein selbständiges Volkstum, nicht etwa ein minderwertiges Anhängsel an das erst in der Neuzeit eingewanderte tirolische Italienerthum. Man braucht den Anschauungen der Verfasser nicht durchweg beizupflichten; auch ist das Buch nicht frei von Irrthümern; namentlich über die Verhältnisse der Gegenwart wußten oder erhielten die Verfasser nicht immer genauen und richtigen Bescheid. Aber dies alles tut dem Werte des Buches wenig Eintrag. Infolge der zahllosen Hinweise auf Einzeluntersuchungen und Urkunden wird es sich als ganz unentbehrlich erweisen für solche, welche nicht bloß die Arbeiten anderer „kritisieren“, sondern selbst forschend weiter arbeiten.

München.

Dr. Wilhelm Rohmeder.

Tirol. Es gibt kein „Trentino“. Von Wladimir Kuf. 8^o, 54 S. Wien 1906, E. W. Seidel u. Sohn. 60 Pf.

Die Veranlassung zur Herausgabe der kleinen, aber sehr beachtenswerten Schrift bildete die seit Jahren immer wieder auftauchende Forderung eines Theiles der Tiroler Abgeordneten, einem — willkürlich als „Trentino“ bezeichneten — Theile von Tirol einen eigenen Landtag zuzugestehen, das Land Tirol also in zwei selbständige Provinzen zu teilen und damit die Erfüllung weiter gehender, zwar nicht immer ausgesprochener, aber gleichwohl bekannter politischer Wünsche anzubahnen. Da die Gründe für diese Forderung in der geschichtlichen Vergangenheit, in der territorialen Begrenzung, in dem Volkstum und in den ethnographischen Verhältnissen dieses Theiles von Tirol gesucht werden, so hat der Verfasser die Frage nach allen diesen Richtungen aufs neue geprüft und die Ergebnisse seiner Untersuchungen in knapper Form zusammengestellt. Er gelangt hierbei zu folgenden Ergebnissen: die einheimische (bodenständige) Bevölkerung des fraglichen Theiles von Tirol ist d. oder rätoromanischer Herkunft und bis auf kleine d., aber sehr namhafte rätoradinische Reste nur sprachlich welsch, doch auch dies zum Teil nur sehr oberflächlich; die rassentalienischen Elemente sind zugewanderte,

also nicht einheimische Bevölkerungsbestandteile, vermehren sich aber durch fortwährende Zuwanderung von Jahr zu Jahr; es hat niemals eine selbständige Vereinigung der italienisch-südtirolischen Gemeinden gegeben; ebenso hat niemals eine territoriale Vereinigung bestanden, welche mit dem Namen „Trentino“ hätte belegt werden können oder jemals in der Geschichte so benannt worden wäre — mit anderen Worten: es gibt kein „Trentino“.

München.

Dr. Wilhelm Rohmeder.

Ostseeprovinzen. Baltische Landeskunde. Im Verein mit mehreren Mitarbeitern herausgegeben von K. R. Kupffer. Gr. 8^o, XVI u. 557 S., 64 Fig., 1 Atlas mit 28 Taf. u. 6 K. Riga 1911, G. Köppler. 17.50 M.

Seit Jakob Benjamin Fischers „Versuch einer Naturgeschichte von Liefland“ (vermehrte und verbesserte Auflage, Königsberg 1791) ist im Verlauf von 120 Jahren keine baltische Natur- und Landeskunde erschienen, allerdings eine außerordentlich große Anzahl von einschlägigen Spezialarbeiten. Da hat der Anfang August 1907 in Riga abgehaltene Erste Deutschbaltische Lehrertag die Anregung zur Abfassung des vorstehenden großangelegten Werkes gegeben, das viel Mühe gekostet hat und dessen Zustandekommen in erster Linie dem Professor des Riga'schen Polytechnikums, K. R. Kupffer, zu danken ist. Es füllt eine seit lange schmerzlich empfundene Lücke aus und kann um so mehr empfohlen werden, als die Bearbeiter der einzelnen Abschnitte alles tüchtige Spezialisten sind. Der Hauptnachdruck ist auf die Naturkunde gelegt, womit man durchaus einverstanden sein kann, weil es wohl für die politische Geographie, die Statistik und andere verwandte Gebiete bereits leicht zugängliche zusammenfassende Darstellungen gibt, welche jedoch in gleicher Zahl für die einzelnen Zweige der Naturkunde der Ostseeprovinzen fehlen. Der erste Teil behandelt auf 90 Seiten die „Physikalische Geographie“ in engerem Sinne, der an Umfang stärkste zweite Teil (gegen 250 Seiten) die „Geologie“, der dritte Teil (über 150 Seiten) die „Klimatologie“, der vierte Teil (über 100 Seiten) die „Flora und Fauna“. Während der dritte Teil ausschließlich von Oberlehrer Ad. Werner bearbeitet ist, haben für den ersten, zweiten und vierten Teil außer Prof. K. R. Kupffer in größerem oder geringerem Umfang E. u. A. v. Wahl, A. v. Mickwitz (+) und K. Greve Beiträge geliefert. Im fünften Teile, „Prähistorische Archäologie und historische Geographie“, ist erstere auf 50 Seiten von Prof. R. Hausmann, letztere auf 20 Seiten von dem bekannten Historiker E. Arbusow bearbeitet worden. Der sechste Abschnitt behandelt die „Politische Geographie“ auf 110 Seiten: „Estland“ wird dargestellt von E. Hörschelmann, „Livland“ von K. v. Löwis of Menar und „Kurland“ von Al. Wegner. Zum Schluß bietet abermals K. R. Kupffer einige Zusammenfassungen und J. Mikutowicz „Alphabetische Verzeichnisse“ für einzelne Abschnitte und das ganze Werk, und sehr dankenswert sind auch die Literaturangaben am Schluß der einzelnen Abschnitte. Anschauliche Abbildungen finden sich sowohl im Text selbst als namentlich im beigefügten „Atlas“, dort auch die einschlägigen Karten. Verdient die ganze Ausstattung volles Lob, so erfreut der Inhalt durch seine Gediegenheit. Manche Einzelheiten werden sich, wie das in der

Natur der Sache liegt, gewiß als verbesserungsfähig erweisen; so haben z. B. für die Bevölkerungsverhältnisse die Daten der letzten Volkszählung noch des Jahres 1897 benutzt werden müssen, die überdies sehr wenig zuverlässig sind, da die Zählung ungenau und zugleich tendenziös von russischen Regierungsbeamten besorgt worden ist (viel sorgfältiger ist die Zählung von 1881 gewesen, welche von Kommunalbeamten ausgeführt wurde). Bemerkenswert sei endlich, daß das Werk, welches nicht für Fachleute, sondern für alle Gebildeten geschrieben ist, die sich mit der Natur- und Landeskunde der Ostseeprovinzen vertraut machen wollen, zugleich eine patriotische Tat darstellt, da der größte Teil der Arbeit unter Verzicht auf jegliches Entgelt geleistet worden ist, was denn auch den verhältnismäßig geringen Preis von nur 6½ Rubel ermöglicht hat.

Petersburg.

Friedrich v. Knefler.

Ostseeprovinzen. Die Düna von der Ogermündung bis Riga und der Badoort Baldohn. Von Karl v. Löwis of Menar. Kl. 8^o, 124 S., 1 K., 2 Pl. u. viele Anf. Riga 1910, Jonck u. Poliewsky. 1.80 M.

Die vorstehende kleine Schrift beansprucht in zweifacher Beziehung Interesse: erstens ist sie der erste Versuch eines „topographischen Führers“ in dieser Gegend, als welcher sie auch auf dem Titelblatt treffend charakterisiert wird, und zweitens bietet sie weit mehr, als man von einem gewöhnlichen „Führer“ zu erwarten gewohnt ist; hinzu kommt vor allem, daß sie uns mit denjenigen Stätten vertraut macht, welche sozusagen die Wiege der livländischen Geschichte gebildet haben, denn hier bestanden die ersten Niederlassungen der D. gleich zu Beginn der Kolonisation in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. In der mit sichtlichster Liebe und großem Fleiße angearbeiteten Schrift begegnen wir unendlich vielen geschichtlichen und vorgegeschichtlichen Erinnerungen auf Schritt und Tritt, angefangen mit den Burgbergen Ogers aus der livischen heidnischen Zeit. Hier sei nur des historischen Urkalls, des kulturgeschichtlich so interessanten, stromabwärts gelegenen Martinsholms mit den teilweise wiederhergestellten Ruinen des alten Schlosses und der zweitältesten Kirche Livlands, der weiter stromabwärts gelegenen Schlösser Kirchholm und Dahlen gedacht wie auch der überaus zahlreichen Schlachtfelder vom 15. bis zum 19. Jahrhundert (zur Zeit der napoleonischen Invasion im Jahre 1812). Erleichtert wird die Orientierung durch die beigelegte reichhaltige Karte und die zwei Pläne und lehrreich sind auch die zahlreichen Abbildungen.

Petersburg.

Friedrich v. Knefler.

Ostseeprovinzen. Führer durch das Haus der Kompagnie der Schwarzen Häupter zu Riga. Von C. Mettig. 8^o, 41 S. u. 8 Bl. mit Illustrat. Riga 1910, Jonck u. Poliewsky. 1.20 M.

Die „Kompagnie der Schwarzen Häupter zu Riga“ ist fast so alt wie die Stadt selbst. Hervorgegangen ist sie aus der „St. Georgs-Brüderschaft“, einer bürgerlichen Genossenschaft mit kriegerischen Aufgaben, welche schon aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts datierte und am Anfang des 15. Jahrhunderts den bei den livländischen Schlössern seit dem 14. Jahrhundert nachweisbaren Kriegervereinen der „Schwarzen Häupter“ Namen und Wappen entlehnte; letzteres besteht im Kopf des Möhren Naritins, eines tapferen römischen Kriegers, der im

Jahre 287 für seinen Glauben in den Tod gegangen sein soll. Auf ihre kriegerischen Aufgaben hat die Genossenschaft allerdings nach und nach Verzicht geleistet, und die Schwarzhäuptergesellschaft, deren Haus im Mittelalter und späterhin auch „Artushof“ genannt wurde, dient gegenwärtig ausschließlich Geselligkeits- und Wohltätigkeitszwecken; charakteristisch ist dabei, daß ihre den wohlhabenden Klassen angehörigen Mitglieder unvermählt sein müssen. Nun bildet das altehrwürdige Schwarzhäupterhaus, wohl das älteste profane Gebäude der Stadt, das bald nach dem Jahre 1330 erbaut worden ist, seit lange eine der Hauptsehenswürdigkeiten der alten Hansestadt und hat seit Peters des Großen Zeiten wiederholt des Besuchs der Mitglieder des russischen Kaiserhauses, ausländischer gekrönter Häupter, anderer Fürstlichkeiten und sonstiger Potentaten sich erfreut, die ihre Namen in das sog. „Goldene Buch“ einzutragen pflegten. Der vorliegende hübsch ausgestattete „Führer“ orientiert in der Einleitung in Kürze über die Geschichte der Gesellschaft und ihres Hauses und die weiteren Abschnitte behandeln dessen stättliche Räumlichkeiten mit allen ihren seit Jahrhunderten angesammelten Merkwürdigkeiten.

Petersburg.

Friedrich v. Knefler.

Palästina. Die deutschen Siedlungen in Palästina. Von Hans Brugger. (Monatsblatt der Literar. Gesellschaft Bern 1908.) 104 S. mit 4 Taf. Bern, K. J. Wyß. 3 M.

Aus guter Kenntnis und zum Teil aus eigenen Erinnerungen und persönlichem Miterleben schildert Hans Brugger die Vorgeschichte, Entstehung und Entwicklung der schwäbischen Siedlungen in Palästina. Über die persönliche Entwicklung der Führer jener religiös-sozial bedingten Auswanderung, die zu der Siedlung in Palästina führte, bringt Brugger wertvolle Belehrung. Die Darstellung der religiösen Gedanken der sog. Tempelgemeinde ist nicht erschöpfend, und das Soziale, das im Anfang ohne Zweifel hinter der Erwartung der baldigen Wiederkehr Jesu auf dem Boden des heiligen Landes zurücktrat, wird stark in den Vordergrund geschoben.

Aber gerade die Darstellung der mühseligen Arbeit der schwäbischen Siedler und ihrer Leistungen unter schwierigen klimatischen, sozialen, politischen Verhältnissen ist für Freunde der Deutschkunde bedenklich. Das Bildungstreben, das Schulwesen der d. Ansiedler schildert Brugger in liebender Erinnerung an eigene froh erlebte Schuljahre. Es ist in der Tat für den regen Geist der ausgewanderten Schwaben und für die Geistesrichtung ihrer Führer Hoffmann und Hardegg bezeichnend, daß mit der Siedlung eine höhere Bildungsanstalt fast von Anfang an entstanden war.

Wenn auch die Worte, mit denen die „Warte des Tempels“ 1869 in den Tagen der Weihe des Suezkanals die neue Zeit begrüßte: „Der Halbmond erbläst vor der abendländischen Sonne. Wer an die Weisung glaubt, der höre den Posaumenton: Der Orient ist eröffnet,“ zu dem wirklich Erreichten und Erreichbaren in merkwürdigen Gegensatz stehen, so ist doch Tüchtiges geleistet. Trotz religiöser Wirren und Wandlungen, die einen Teil der Siedler in die verlassene Landeskirche zurückführten, ist die Einheit des ganzen Unternehmens gewahrt worden, und zu den früheren vier Siedlungen, die der Schreiber dieser Zeilen in den Jahren 1884 und 1887 besuchen durfte, Jaffa, Sarona, Haifa und Rehphaim

bei Jerusalem, sind noch drei weitere begründet worden: Wilhelma an der Jaffa—Jerusalem Straße unweit Lydda, Bet-Sahem an der Nazarethstraße und daneben Um el Achmed. Auch am Karmel sind den Schwaben Erwerbungen gelungen. Die „Gesellschaft zur Förderung der d. Ansiedlungen in Palästina“ hat für diese Erwerbungen Kapital aufgebracht. Über die wirtschaftliche Lage der zu bescheidenem Wohlstand gediehenen Siedlungen bringt Brugger lehrreiche Zahlen, genauere Angaben über Seelenzahl fehlen leider. Doch wird man die Gesamtzahl auf über 2000 schätzen dürfen, die im Verein mit den d. kirchlichen Erziehungsanstalten zur Verbreitung unserer Sprache in Palästina wesentlich beigetragen haben.

Essen.

Superintendent C. Klingemann.

Vereinigte Staaten. Pennsylvania German Plant Names. Von Wilbur E. King. (The Pennsylv. German XII, 1911, Febr., Nr. 2, S. 98—103. 20 Cts.)

Verfasser teilt eine Liste von deutschpennsylvanischen Volksnamen für 265 Pflanzenarten mit. Die Arbeit macht einen sehr zuverlässigen Eindruck. Da in der indogermanischen Urzeitforschung Pflanzennamen eine große Rolle spielen und wir immer noch nicht wissen, ob derartige Worte ihre Bedeutung nach bestimmten Gesetzen wandeln und bewahren, so ist es einigermaßen wichtig, darauf zu achten, wie Völkerwanderungen der Neuzeit auf Pflanzennamen wirken.

Die Kartoffel heißt Grumber. Demnach stammen die Einwanderer aus dem nördlichen Teile der ober-rheinischen Ebene und haben die alte Heimat erst verlassen, nachdem die Kartoffel dort eingebürgert war. Mais wird Welsch Korn, Buchweizen Buchwadsa, Copinambur Ardobl genannt. Korn bezeichnet den Roggen. Emmer, Spelz und Hirse fehlen, aber Dotter (Doder) ist vorhanden. Die Stachelbeeren heißen Grus' lber, die Johannisbeeren Konstrouwa, die Aprikose Obri-gosa (nicht Möllele wie im Elsaß). Als Gemüse ist u. a. die Melde (Melda) mit hinübergewandert. Von Namen wilder Salatpflanzen sind zu erwähnen Brunagress und Pisabed, beide für dieselben Kräuter gebraucht wie in Europa, wo aber letzteres, auch beim Landvolk, meist französisch (pissenlit) benannt wird. Von Unkrautnamen, die an europäischen Arten haften bleiben, nenne ich Hind'ldorm (Stellaria media), Rod'r hind'ldorm (Anagallis arvensis), Wagdrad'r (Polygonum aviculare) und Doubakropff, letzteres in seiner speziell pfälzischen Anwendung auf Fumaria officinalis. Die Laubhölzer des amerikanischen Waldes sind meistens denen des d. verwandt und ähnlich, viele Arten haben die Volksnamen ihrer europäischen Verwandten übernommen, wie Lina (Tilia americana), Gjshba (Populus tremuloides), Bucha (Fagus americana), Acha, Barka, Weida (für mehrere Eichen-, Birken- und Weidenarten), Esh (Fraxinus americana), Prunus serotina, unserer Traubenkirsche (Padus) etwas ähnlich, ist Wild kash benannt. Die Kазie (Robinia) heißt Locust, englisch Locust, sie ist in Amerika heimisch und den Auswanderern in Europa noch nicht bekannt gewesen. Diospyros virginiana (engl. Persimmon) hat den Namen der Mispel (Mishbla) angenommen. Merkwürdigerweise sind die Brombeeren englisch benannt, Blakber, auch die kleine blaufrüchtige, die englisch Dewberry heißt, wird als Nider blakber bezeichnet. Dagegen hat die Himbeere den d. Namen

behalten, und Rubus occidentalis ist Shworts hember (engl. black raspberry) benannt. Für die amerikanischen Ahornarten kommt neben Ahorn Mabilia (englisch maple) vor.

Das flammende Herz (Diclytra spectabilis) heißt Spechtabilla und die Kapuzinerkresse Indianischer Kress (engl. Indian Cress). Diese beiden Blumen sind den Einwanderern, nach den Namen zu schließen, erst drüben bekannt geworden. Die Hyazinthe heißt Shlis'l-blum, Primeln fehlen. Auch andere alte d. Kräuter-namen sind drüben auf andere Arten übertragen, z. B. Kweka auf Poa pratensis (engl. Kentucky blue grass), Bucksbort auf Carex rosea, Hechtgront auf Pontederia cordata, Meisora auf Saxifraga virginensis, fünf fing'rgont auf Potentilla canadensis, Dousend-gildagront auf Sabbatia angularis, Dorchwoy auf Eupatorium perfoliatum. Auffällig ist, daß Aegopodium podagraria Attig heißt, welcher Name in Deutschland dem Sambucus ebulus zukommt, indessen wird für dieses Doldengewächs auch gerade in der Pfalz schon früh „Erdholder“ in den Kräuterbüchern geschrieben.

Von den Nadelhölzern hat nur der echte Wacholder seinen d. Namen behalten (Wochular), alle übrigen führen die Namen des Holzhandels, das englische Pine ist zu Veind geworden.

D. Neubildungen auf amerikanischem Boden scheinen, außer einer Anzahl naheliegender Zusammensetzungen, folgende zu sein: Shoflous für Cynoglossum officinale (die Hundszunge), Bubeleis und Madeleis für zwei Bidentarten, Alter mon für Artemisia Abrotanum (Eberante) und Alter frau für Artemisia vulgaris (Beifuß), Bul'ryuf'l und Bid'rishdeng'l für Ambrosia artemisiifolia.

Straßburg i. E.

Dr. Ernst H. E. Krause.

Vereinigte Staaten. The Pennsylvania-German in the Revolutionary War 1775—83. Von H. M. Richards. Lebanon (Pa). (Auszug in: The Pennsylvania-German 1910, S. 407—11.)

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, zu beweisen, daß die D. in Pennsylvanien die „ersten Verteidiger“ der Revolution gewesen sind, daß ohne sie es keine Unabhängigkeitserklärung gegeben hätte, daß nur durch ihre Tapferkeit die Sache der Freiheit und das Heer bei Long Island und Valley Forge vor der Vernichtung bewahrt wurden und sie jederzeit tren und unerschütterlich im Dienste der Freiheit ihre Schuldigkeit getan haben. Nach den vorliegenden Proben zu schließen, ist ihm diese Aufgabe wohl gelungen, und wir werden angeregt, das ganze über 500 Seiten starke Werk zu lesen. Es erfüllt uns mit der größten Bewunderung, wenn wir erfahren, wie groß im einzelnen der Anteil unserer d. Landsleute in Pennsylvanien an dem endgültigen Siege der Kolonien über England gewesen ist, wie sie Gut und Blut einsetzten für die gute Sache, die größten Entbehrungen und Strapazen auf sich nahmen, Unterhalt, Decken, Schießbedarf für das Heer lieferten — als es an Papier für Patronenhülsen fehlte, gab die Theosophische Gesellschaft zu Ephrata sogar die ungebundenen Bogen ihres „Martyr Book“, des damals umfangreichsten Werkes in Amerika, her — und in ihrer anopfernden Vaterlandsliebe und Begeisterung nicht ermatteten, bis der Sieg errungen war.

Bremen.

Prof. Dr. Rudolf Blum.

Deutschkunde im schöngeistigen Schrifttum.

(D. d. = Deutsch.)

Wendland. Die alte Krone. Roman aus dem Wendland. Von Paul Keller. 8°, 352 S. München 1910, Allgem. Verlagsgesellschaft.

Das Werk behandelt die Schilderung des sorbischen Volkstums in Romanform. Es mag immerhin zugegeben werden, daß in diesem Roman der Vertreter des enragierten Sorbentums als Fanatiker hier und da des Guten zuviel tut. Die Fabel und deren Ausführung bekunden jedenfalls einen echten Dichter, der sich zu seinem Werke mit umfassenden Studien abgegeben hat und das sorbische Volkstum in mancher Hinsicht anregend zu schildern, die Persönlichkeiten fein zu gestalten weiß. Wenn ich auch betonen möchte, daß gewisse Arten der Lebensbetätigung und des Aberglaubens nicht als Kennzeichen der Sorbischsprechenden an sich, sondern aller in ähnlichen Verhältnissen lebenden Leute anzusehen sind — naturgemäß mag die Gefahr des kulturellen Zurückbleibens bei Sprachinseln größer sein —, so halte ich doch diesen Roman in Sachen Sorbisch-D. für ein ebenso unterhaltendes wie unterrichtendes Kunstwerk. Der Grundgedanke, daß die Sorben nach vollendeter Germanisierung nichts verloren, aber sehr viel gewonnen haben, mag Leuten von der Gemütsart des sonst so tüchtigen Rhesa verrückt erscheinen. Wer Völker und Sippen kennt, wird aber dessen Traum von der Engelreinheit der kleinen, wenig bekannten Völker nicht miträumen und denen nicht Gefolgschaft leisten, die diesem harmlosen Völkchen Weltbedeutung und Weltverbreitung einräumen möchten.

Leipzig.

Prof. Dr. Franz Eegner.

Ungarn. Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn. Eingeleitet von Adam Müller-Guttenbrunn. 8°, 353 S. Heilbronn, E. Salzer. 3 M., geb. 4 M.

„Gehgendämmerung, ein Kulturbild aus Ungarn“, „Der kleine Schwab“, Abenteuer eines Knaben“ und „Die Glocken der Heimat“, ein sittengeschichtlicher Roman des Deutschtums in Südungarn, besprochen in Heft 4 u. 6/7 der „D. Erde“ 1910, haben den Namen des Verfassers, Adam Müller-Guttenbrunn, so genannt nach seinem Geburtsort im Banat, rasch in den weitesten Kreisen der d. Leserkwelt bekannt gemacht, während die Kenntnis seiner früheren schriftstellerischen Arbeiten mehr nur auf sein zweites Heimatland, Österreich, beschränkt geblieben war. „Das Herz macht beredt!“, der zum Wiener gewordene Bauernsohn aus Südungarn hat die Wurzeln seiner Kraft in der Heimat Erde gefunden, ist Heimatdichter geworden. „Ein Nationalepos des Deutschtums in Südungarn“ nannte jene drei rasch aufeinanderfolgende Heimatbücher eine Besprechung in den „Basler Nachrichten“, in erfreulicher Übereinstimmung mit der übrigen deutschschweizerischen Presse von Bedeutung, die in der Anerkennung der schriftstellerischen Tätigkeit Müllers und in der Teilnahme für die der Madjarisierungswut preisgegebenen Volksgenossen nicht hinter der reichsdeutschen zurückstand. Und nun schon wieder eine reife Frucht seiner Heimatkunst: „Mein Banater Heimatbüchlein „Der kleine Schwab“ hat einen Verleger

in Schwaben neugierig gemacht auf uns. Und er fragte mich eines Tages, ob es denn in einer Weltgegend, wo dieser eine schwäbische Appelbaum blühe, nicht noch mehr gäbe, die solche Früchte tragen? Einen ganzen Wald von Apfelbäumen gibt es da! habe ich ihm geantwortet. Na, und so haben wir einmal ein bißchen geschüttelt in diesem Walde. Werden wohl auch Holzbirnen darunter sein, aber schwäbisch sind sie, dafür verbürge ich mich.“ So die Schlußworte der Einleitung, welche Adam Müller seinen „Schwaben im Osten, ein d. Dichterbuch aus Ungarn“ vorausschickt. „Die Einleitung allein schon ist mir ein Genuß gewesen“, schreibt mir der Schweizer Alfred Hugenberg, auch ein Heimatdichter, Verfasser von „Hinterm Pflug“, „Von den kleinen Leuten“; und Müller hat mehr getan, als daß er bloß einleitete, die Umwelt seiner in der Sammlung vertretenen Volksgenossen schildernd, und daß er selbst auch drei Beiträge dazu gab (darunter den prächtigen „Schwarz-gelben Star“), sein Hauptverdienst ist, daß er eben „geschüttelt“ hat und gesammelt, und daß er dem d. Volke zeigt, was sich bei dem Zweimillionendeutschtum in Ungarn, trotz aller Unterdrückung seiner Sprache, an dichterischen Kräften noch regt. Volle 15 „Poeten“ führt er uns in dem d. Dichterbuch aus Ungarn vor, gelehrte, mit Namen von Ruf (O. Hauser u. a.) und Bauerndichter, vom Greisenalter eines Stefan Milow ab bis zu den drei Jüngsten, den Studenten; neben Männern die Frauen Eugenie delle Grazie und Ella Triebnigg, Nr. und eingedeutschte „Schwaben“, wie zwei der genannten Namen zeigen — aus dem Banat, der Batschka, der „Schwäbischen Türkei“ und Slawonien —, mit Beiträgen in gebundener Form und freier Erzählung, in Hochd. und Mundart.

Wenn der Herausgeber selbst meint, „der Hauptreiz des Buches mag wohl im Kulturellen und nicht im Literarischen liegen“, stelle ich dem das unverständliche Urteil in einem großen Schweizer Blatte (H. Müller-Bertelsmann in der „Neuen Zürcher Zeitung“) entgegen: „Sowohl im Kulturellen als im Literarischen.“ — Doch man lese selbst und mache dem wackeren Verlag den Mut, Ähnliches von anderen d. Stämmen draußen weiter folgen zu lassen! Die „D. Erde“ aber möge ihrem Leserkreis recht bald ein Lebensbild Adam Müllers geben, des Sängers und Vorkämpfers des ungarländischen Deutschtums!

Konstanz.

Dr. Wilhelm Groos.

Ungarn. 1848. Ein Roman. Von Otto Hauser. 8°, 418 S. Stuttgart 1906, Ad. Bonz. 5.40 M.

Wer würde hinter dieser Buchaufschrift auch ein Stück vom Kampf ums Deutschtum im Donauostern vermuten? In „Olbern“, einem Landstädtchen bei Preßburg, und in diesem Hauptort des Komitats selbst spielt die Geschichte, in deren Mittelpunkt ein d. Mädchen steht, die Tochter des Stadtrichters von Brenner. Susis Bruder studiert in Preßburg, ebenso Imre (Emmerich), der Sohn des Lehrers, beide durch enge Freundschaft verbunden, und Imre liebt Susi, eine leidenschaftliche Neigung, die herzlich erwidert wird. Die politischen Ereignisse des

Jahres 1848 reißten die Liebenden auseinander. Sie sieht ihn nicht lebend wieder — Imre fällt im Kampfe; Susis Bruder, der ihm die Augen zugeedrückt, gelingt es, nach der Waffenstreckung des madjarischen Empörers bei Vilagos zu entfliehen und in der Schweiz eine Zuflucht zu finden, aus der er nach Jahren wohl wird heimkehren können. Im weiteren Verlauf der Erzählung macht auf die Sturmjahre hin das Nüchterne des Alltagslebens der nachfolgenden Reaktionszeit wieder seine Rechte geltend.

„Ein Kampf ums Deutschtum?“ wird man mit Recht fragen: Den Mitlebenden, Mithandelnden schien es allerdings damals nicht so oder nur wenigen unter den D. — nicht nur in Ungarn — sahen sie in der 1848er Erhebung nur das Ringen um politische, auch religiöse Freiheit gegen die jede freie Regierung unterdrückende Regierung in Wien und ihre Beamtenschaft. Der Roman lehrt uns begreifen, wie der jugendlich ungestüme ältere Sohn des kaisertreuen d. Beamten — sein Freund war doch Halbmadjar — durch den im Preßburger „Alumnus“ herrschenden Geist, die aufwiegenden Reden der madjarischen „Patrioten“ unter die Fahnen der Aufwiegler geführt wurde. Anders seine Schwester in der letzten Zwiegespräche mit Imre: „Ich bin eine D. Ich weiß, ihr werdet uns knechten, wenn ihr mit uns ge-

siegt habt und uns nicht mehr braucht . . .“ Soweit dachten damals, von den Siebenbürger Sachsen abgesehen, wenige D. in Ungarn, wie auch bei uns in der Zeit der Schwärmerei für Polen, Madjaren und andere Feinde unseres Volkstums. Nicht vergeblich hatte der Vikar der slowakischen Kirchengemeinde gewarnt: „Nicht nur wir Slawen sind bedroht, ebenso die D., die jetzt blind sind und den Madjaren die Hand reichen, ohne zu ahnen, daß, wenn wir Slawen vernichtet sind, die Reihe an sie kommt.“ Die Slawen hatten einen feineren politischen Instinkt, für sie geht das Volkstum allem anderen vor. So ist es in der Tat auch gekommen. Es gibt nicht nur einen Dank vom Hause Habsburg — das schließlich doch infolge der österreichischen Niederlage 1866 gegen Preußen stiegende Madjarentum drückt D. wie Slawen und Rumänen gleichmäßig nieder. Und das hatte schon vorher eingelegt: der edle Herr Bela von Iwanffy, der abgefeimt eine Doppelrolle gespielt und Vizegespan nach der Wiederherstellung der „Ordnung“ geworden, haßt wie ein türkischer Pascha, bringt den alten Brenner zur Amtsniederlegung und, in der Sorge um den Sohn, um Tausende seines Vermögens. Die D. in Ungarn werden nicht ein zweites Mal für die madjarische „Freiheit“ kämpfen.

Konstanz.

Dr. Wilhelm Groos.

Neuerscheinungen auf deutschkundlichem Gebiet.

(* = Abbildungen, + = Karte.)

Allgemeines.

- Geiser, A.: Deutsches Reich und Volk. 2. Aufl. München, J. S. Lehmann. Geb. 4 M.
 Hoening, A.: Das Deutschtum in Übersee. (Deutschtum in Übersee, Heft 6, Dez. 1910.)
 Hoffkulte, H.: Münsters Stellung im Weltverkehr des M. A. Ein Beitrag zur Geschichte der Westfälinger als Kolonisatoren und Kaufherren im 11–16. Jahrhundert. (Progr. Realschule Münster.) 49, 22 S.
 Huch, C. F.: Die Deutschamerikaner und die deutsche Revolution. (Deutschamerikan. Gesch. Blätter XI, 1911, Heft 1.)
 Kulshof, A.: Rostock und die nördlichen Niederlande vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. (Hans. Gesch. Blätter 1910, Heft 2. Leipzig, Dunder u. Humblot.)
 Kuhl, D.: Überseeische Handelsunternehmungen oldenburgischer Grafen im 16. Jahrhundert. (Ebenda.)
 Lukas, G.: Das Deutschtum und der Osten. (Mitt. d. Vereins Südmark V, Nr. 12.)
 Mirbt, C.: Die deutsch-evangelische Diaspora im Ausland. Vortrag auf der 25. Generalversammlung des Evang. Bundes. Halle, Evang. Bund. 50 Pf.
 Nietzsch, H.: Musik, Volkstum und Volkswirtschaft. (Deutsche Arbeit X, Heft 4.)
 Tockert, J.: Romanische Lehnwörter in der luxemburgischen Mundart. 49, 20 S. Luxemburg 1910.
 Trietsch, D.: Das deutschsprachige Judentum im Ausland. (Deutschtum im Ausland, Heft 6, Dez. 1910.)
 Witte, H.: Das Wiederaufleben der Weilerfrage. (Zeitschr. f. Geschichte d. Oberheins 1911.)

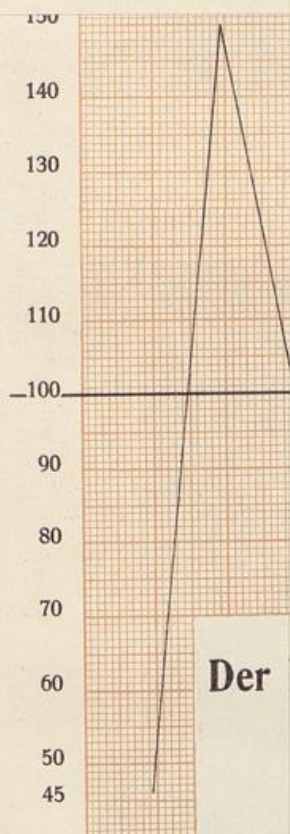
Ungarn.

- Viró, L.: Lautlehre der heugischen Mundart von Neckenmarkt. Phonetisch und historisch bearbeitet. 89, XVIII u. 112 S. Leipzig 1910, Dr. Seele u. Ko.
 Vünker, J.: Heugische Volkslieder. (Zeitschr. f. österr. Volkskunde XV, Heft 3/4.)
 Dejaße, J. Gräfin: Nikolaus Schmidt, ein deutschungarischer Dichter. (Jung-Ungarn 1911, Heft 4.)
 Gabnay, F. v.: „Sunnawend“ im Marmarofer Komitat. (Globus XCIII, Nr. 15.)

- v. Kalasz, E.: Forbergers Schrift über das Schwinden des deutschen Elements in der Gips. (Földrajzi közlemények, Intern. Ausgabe, 1909, Lief. 5–7, S. 242–44.)
 Kóvi, E.: Sprachproben aus Gipsen (Niederländer und Gräндler Mundart). (Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1911, Heft 1.)
 Kraft, St.: Theobald Fischer und die Deutschen in Ungarn. (Burschenschaftl. Blätter XXIII, 15. Nov. 1910, Nr. 4.)
 Kremling, B.: Schwäbisches Schrifttum in Ungarn. (Karpathen IV, Heft 11 u. 12.)
 Ritsch, M.: Deutsche Volkslieder auf dem ungarischen Heideboden. (Jung Ungarn 1911, Heft 3.)
 Schmidt, H. F.: Lautlehre der rheinfränkischen Mundart der Sprachinsel Verbász in Südungarn. (Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1911, Heft 2.)

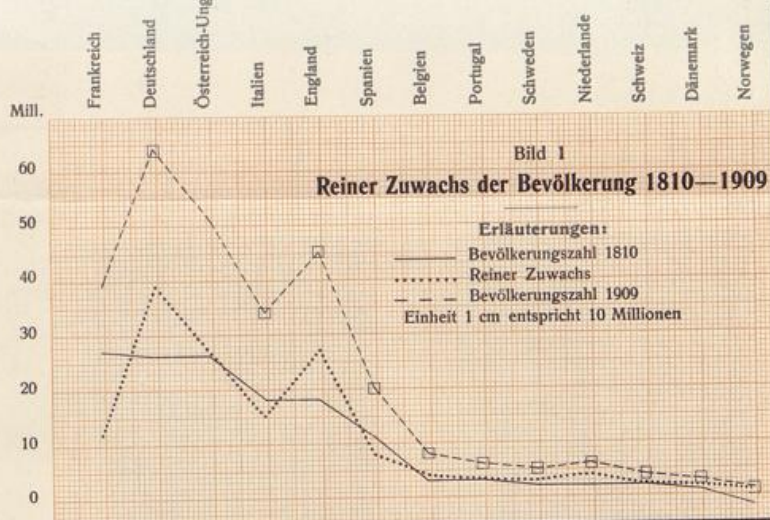
Siebenbürgen.

- Balfanyi, B.: Die Kultur der Siebenbürger Sachsen. (Jung Ungarn 1911, Heft 5.)
 Gallner, A.: Die deutschen Siedlungen im Norden Siebenbürgens mit Rücksicht auf die Ursachen ihres Blühens und Welfens. (Volksgeundheit VIII, 1910, Mediacl.)
 Encsi-Dörner, B.: Az erdélyi szászok mezőgazdasága (Die Landwirtschaft der Siebenbürger Sachsen).
 Jaffer, J.: Das Burgenland. (Westermanns Monatshefte LV, S. 8.)
 Hoch, A.: Unser Volksleben. Drei Fragen der geistigen, ethischen und ästhetischen Kultur. (Karpathen III, Nr. 19; IV, Nr. 14.)
 Neugeboren, E.: Die Siebenbürger Sachsen als Volkspersönlichkeit. (Karpathen IV, Nr. 12 u. 13.)
 Schotisch, G.: Deutsche Familiennamen aus den Matrifeln der evangelischen Kirche A. B. in Segesvár (Schäßburg). (Progr. Gymn. Schäßburg 1909.) 34 S.
 Schullerus, A.: Kleine Studien zur siebenbürgisch-deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. (Korresp. Blatt d. Vereins f. siebenbürgische Landeskunde 1910, Nr. 5; 1911, Nr. 1.)
 Siegmund, H.: Der Raumsinn des sächsischen Volkes. (Karpathen IV, Nr. 5.)
 —: Grundbesitzwechsel der Jahre 1907, 1908 und 1909 in 27 sächsischen Orten. (Volksgeundheit VIII, Heft 5–8; IX, Heft 1–5, Mediacl.)
 —: Über Volkserhaltung und Bedeutung des Bodenbesitzes. (Ebenda VIII, 1910.)

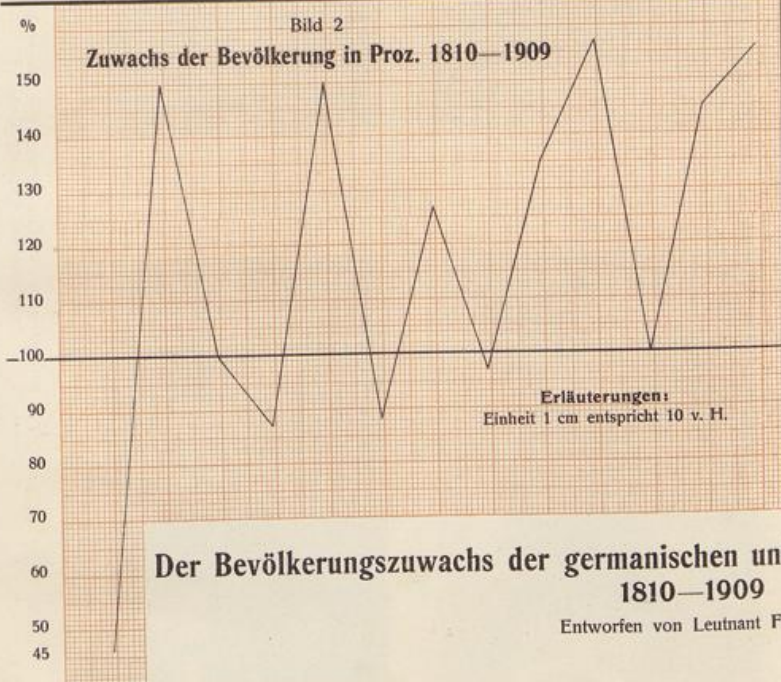


GOTHA: JUSTUS PERTHES

DEM WITTELSPUNKT DER KARTE (1890/91)

Tafel 1
Bevölkerung

Staat	1810	Zu- wachs	1909
Frankreich	26,9	12,4	39,3
Deutschland	25,5	38,5	64,0
Österreich-Ungarn	25,5	25,7	51,2
Italien	18,3	16,1	34,4
England	17,9	27,1	45,0
Spanien	10,6	9,4	20,0
Belgien	3,3	4,2	7,5
Portugal	3,0	2,9	5,9
Schweden	2,3	3,1	5,4
Niederlande	2,3	3,6	5,9
Schweiz	1,8	1,8	3,6
Dänemark	1,1	1,6	2,7
Norwegen	0,9	1,4	2,3



Tafel 2

Staat	v. H.
Frankreich	46,1
Deutschland	151,0
Österreich-Ungarn	100,3
Italien	87,2
England	151,4
Spanien	88,7
Belgien	127,3
Portugal	96,7
Schweden	134,8
Niederlande	156,5
Schweiz	100,0
Dänemark	145,4
Norwegen	155,6

Der Bevölkerungszuwachs der germanischen und romanischen Nationen Europas 1810—1909

Entworfen von Leutnant Fincke

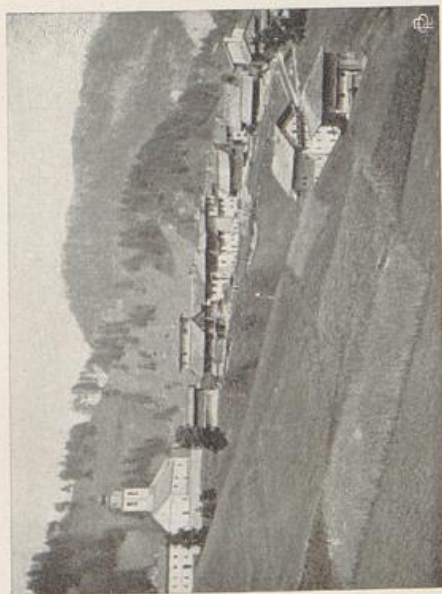
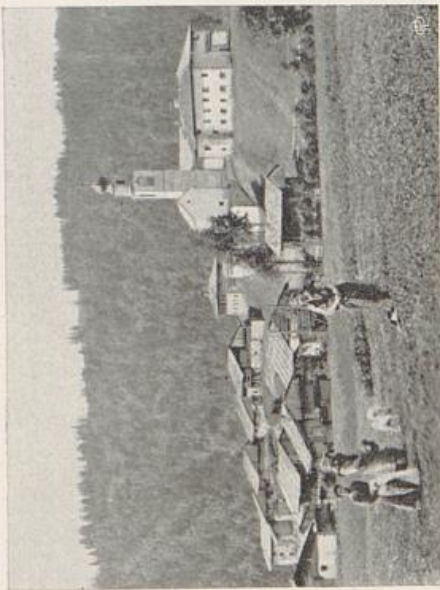
GOTHA: JUSTUS PERTHES

Jahres 1848 reifen die Liebenden auseinander. Sie siegt habt und uns nicht mehr braucht . . ." Soweit
 fahrt ihn nicht leidend wieder — Amro fällt im Kampfe: dachten damals von den Siebenbürger Sachsen abgesehen,

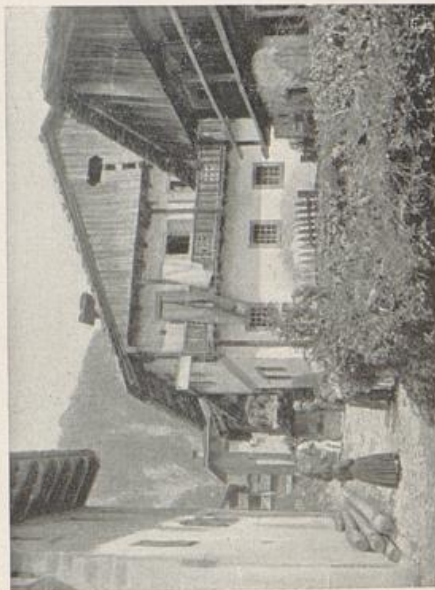
Aus den deutschen Sprachinseln in Friaul

III. Aus der Zahre (Sauris)

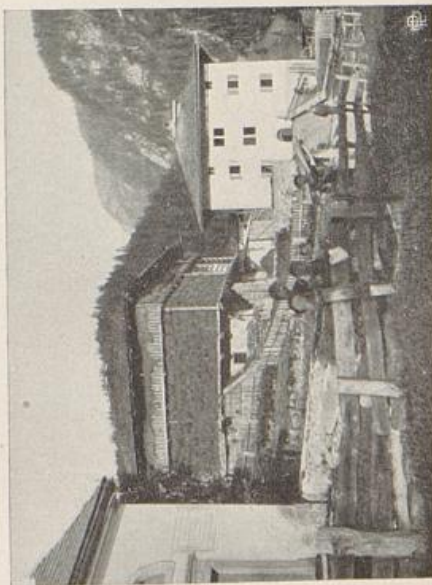
Nach Aufnahmen von Prof. Dr. Aristide Baragiola



Die Unter-Zahre oder Dörf (Sauris di sotto). 1218 m, 402 Einwohner



Gasse in der Unteren Zahre



Haus, Stall und Heuschuppen in der Meina,
dem Mittelpunkt der Zahre (900 m)

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Aus den deutschen Sprachinseln in Friaul

III. Aus der Zahre (Sauris)

Nach Aufnahmen von Prof. Dr. Aristide Baragiola



Die Unter-Zahre oder Dörf (Sauris di sotto). 1218 m, 402 Einwohner

Haus, Stall und Heuschuppen in der Meina,
dem Mittelpunkt der Zahre (900 m)

Gasse in der Unteren Zahre

GOTHA: JUSTUS PERTHES



Der Fondaco dei Tedeschi am Rialto in Venedig,
das Kauf-, Lager- und Wohnhaus der »Deutschen Nation«,
erbaut 1504 nach den Plänen des deutschen Baumeisters Hieronymus

Aus: Geishorn, Deutsch-Evangel.
Gemeinde in Venedig

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Potsdam, Stiftungsverlag



Der Fondaco dei Tedeschi am Rialto in Venedig,
das Kauf-, Lager- und Wohnhaus der »Deutschen Nation«,
erbaut 1504 nach den Plänen des deutschen Baumeisters Hieronymus

Aus: Gelshorn, Deutsch-Evangel.
Gemeinde in Venedig

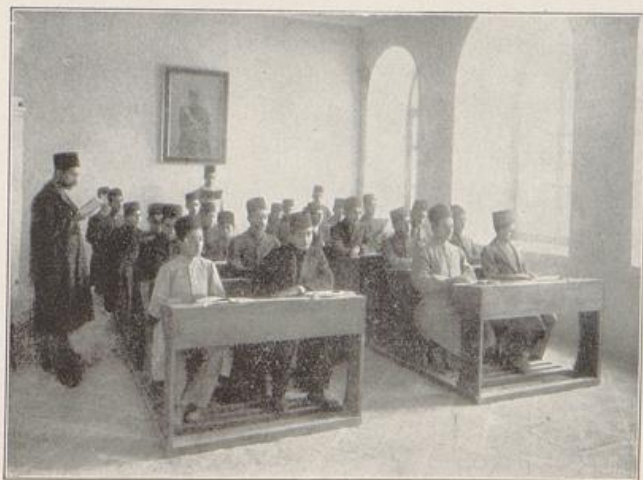
GOTHA: JUSTUS PERTHES

Potsdam: Stiftungverlag

Die Deutsche Schule in Teheran (Persien)



1. Das Gebäude der deutschen Schule in Teheran

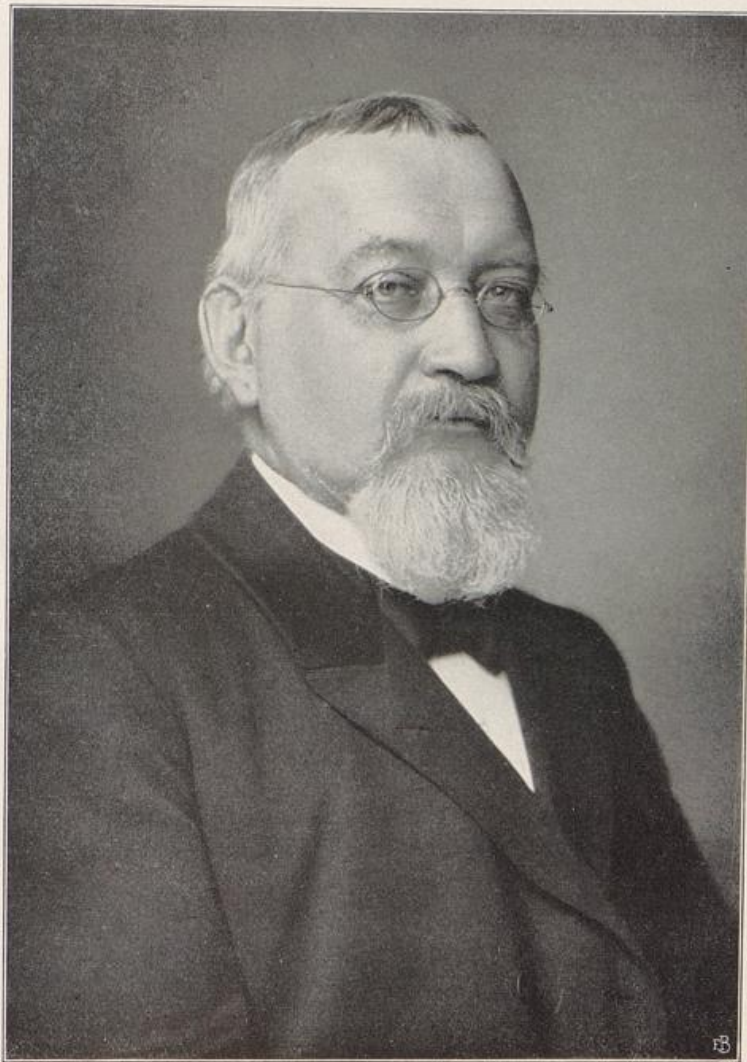


2. Ein Klassenzimmer der deutschen Schule in Teheran

Aus: Grothe, Wanderungen
in Persien

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Berlin: Allgem. Verein
für Deutsche Literatur



WILHELM GÖTZ

geboren 27. Juli 1844 in Schnabelwaid
gestorben 25. März 1911 in München

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Wilhelm Götz †.

Am 26. März 1911 starb in München nach kurzer Krankheit Prof. Dr. Wilhelm Götz, eine den geographischen und nationalen Kreisen bekannte Persönlichkeit. Geboren am 27. Juli 1844 in Schnabelweid, lag er nach Absolvierung des Gymnasiums den Studien als protestantischer Theolog an den Universitäten Erlangen und Leipzig ob. Als Universitätsstudent war er ein eifriger und schlagfertiger Bubenreuther. Nach bestandenen Pfarrkonkurs war er durch mehrere Jahre im evangelischen Pfarrdienst tätig, zuletzt als Gefängnisgeistlicher in Sulzbach, fand aber darin nicht die erhoffte Befriedigung. 1873 unterzog er sich der Prüfung für das Lehramt an den technischen Unterrichtsanstalten Bayerns, und zwar für die Lehrfächer der deutschen Sprache, Geschichte und Geographie. 1874—76 war er als Lehrer für diese Fächer an der Kreisrealschule in Kaiserslautern verwendet. 1876 wurde er auf Ansuchen bzw. auf meinen besonderen Vorschlag mit dem gleichen Lehrauftrag vom Münchener Magistrat an die „Handelschule der Königl. Haupt- und Residenzstadt München“ berufen, welcher ich damals als Rektor vorstand. 1886 habilitierte er sich als Privatdozent für Geographie an der Technischen Hochschule in München, kam 1890 auf Ansuchen als Professor an das Kadettenkorps (mit dem Lehrplan der bayrischen Realgymnasien) und als Lehrer an die damit verbundenen anderen Militärbildungsanstalten und wurde 1900 Honorarprofessor an der Technischen Hochschule. Im Herbst 1909 trat er von seiner Tätigkeit am Kadettenkorps zurück.

Seine Vorlesungen an der Kriegsschule nötigten ihn zu eingehender Vereifung seines Heimatlandes Bayern. Die Früchte dieser Studien sind niedergelegt in der „Landeskunde des Königreichs Bayern“ (1904), im „Frankenland“ (1909), ganz besonders aber in dem zweibändigen großen „Geographisch-historischen Handbuch von Bayern“ (1895 u. 1898), einem „vaterländischen Werke, dessen Herstellung in beträchtlichem Maße persönliche Hingebung, Ausdauer und Umsicht beanspruchte“ — „eine geographische Landesbeschreibung Bayerns, welche an sich sowie im besonderen durch die eingefügte Ortsgeschichte neben ihrem belehrenden Zweck wesentlich auch der Förderung des Heimat sinnes dienen soll“.

Götz war ein guter Redner. Er bewährte diese Befähigung in zahllosen Vorträgen in wissenschaftlichen, nationalen und gemeinnützigen Vereinen. Seine nationale Gesinnung drängte ihn zur Betätigung im Vereinsleben, so im „Süddeutschen Donauverein“, in der Münchener Abteilung der „Deutschen Kolonialgesellschaft“, ganz besonders aber an den auf die Erhaltung unseres Volkstums im Ausland gerichteten und an allen rassehygienischen Bestrebungen. Diesem Zwecke dienten auch seine Erkundungsreisen in die deutschen Sprachinseln Welschtirols und Oberitaliens, nach Westböhmen, in die deutschen Kolonien in Südrussland und am Kaukasus usw. Als ich im Jahre 1881 daran ging, in Verbindung mit Friedrich Ragel, Geheimrat v. Brinz u. a. den „Verein zum Schutze deutscher Interessen im Ausland“ zu gründen, der sich später als Ortsgruppe dem „Verein für das Deutschtum im Ausland“ in bevorzugter Stellung anschloß, da gehörte Götz zu meinen eifrigsten Helfern. Er ist dies auch durch sein ganzes Leben geblieben. Dem Verein hat er eine Zeitlang als Schriftführer, dann zwanzig Jahre lang als zweiter Vorsitzender wertvolle Dienste geleistet, und als ich nach 25jährigem Bestand die leitende Stellung im Verein abgab, da war es selbstverständlich, daß Götz die geschäftliche und geistige Leitung in die willensstarke Hand nahm.

So wird der jähe Tod dieses so vielseitig tätigen, noch immer mit großen Entwürfen beschäftigten Mannes an vielen Stellen auf lange Zeit als ein großer, ja an manchen als ein unersehlicher Verlust empfunden werden.

München, am Geburtstag des Dahingegangenen.

Schulrat Dr. Wilhelm Rohmeder in München.

Marion Dexter Learned.

„Die Arbeit deutscher Geschichtspioniere in der Erforschung amerikanischer Zivilisation und Kultur wird immer noch nicht genügend gewürdigt, zum Teil, weil die meisten angloamerikanischen Historiker unverantwortlich langsam sind, den Einfluß des deutschen Elements in der großen amerikanischen Republik zu erkennen, zum Teil, weil die hiesigen Deutschen selbst zu wenig Interesse für ihre Geschichte bekunden.“



Abb. 5.

Marion Dexter Learned

Diese Worte, der Rede entnommen, die Prof. Learned anlässlich der Eröffnung der Bechstein-Bibliothek¹⁾ im Jahre 1896 hielt, verraten besser als alles andere seine Gesinnung, seinen Gerechtigkeitsinn und seinen Mut. Ich betone das Wort Mut. Denn es erfordert Mut, sich gegen tief eingeseifchte, hundertjährige Vorurteile durchzusetzen, hier anglosächsische Annahmen zurückzuweisen, dort für das deutsche Element, an dem die amerikanische Geschichtschreibung verständnislos vorübergegangen, einzutreten.

Die Worte sagen mehr. Sie erklären auch das Ziel, nach dem er strebt, und deuten die Richtlinien an für seine wissenschaftliche Tätigkeit. Dem deutschen Element in den Vereinigten Staaten soll endlich Gerechtigkeit, historische Würdigung werden. Dazu will er mithelfen; mithelfen auch will er, die Deutschen aufzurütteln und sie an ihre große Vergangenheit haben und drüben, an ihre Aufgaben und ihre Pflichten zu erinnern.

Und diese Gesinnung, dieser Mut entflieht nicht etwa der angeborenen Liebe des Mannes zu Stammesgenossen. Learned ist kein Sproß der deutschen Erde. Er entstammt einer angloirischen Familie. Sein Vater ist Neuengländer aus New Hampshire, Irländerin seine Mutter. Er ist aber Deutscher aus Wahlverwandtschaft, aus innerster Überzeugung. Durch seine germanistischen Studien, für die er früh schon eine große Neigung verspürte, lernte er unser Germanenvolk lieben und schätzen; er lernte erkennen, was die Germanenseele im Wandel der Zeiten geschaffen. Und diese Germanenseele sollte, verpflanzt auf überseeischen Boden, plötzlich untätig werden, welken oder gar verdorren?

So sah sich Learned, neben der Erfüllung seiner eigentlichen Berufspflichten als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Pennsilvanien, vor die dreifache Aufgabe gestellt, seinen Schülern die Augen zu öffnen über die Deutschen jenseits und diesseits des Atlantischen Ozeans und sodann darauf hinzuweisen, wie die Aufnahme und Pflege deutscher Bildung, als einer Schwesterkultur, das aufstrebende amerikanische Gemeinwesen nur stärken dürfte.

Konnte er hinsichtlich des ersten Punktes sich die reichen Erträge, die besonders das letzte Jahrhundert gezeitigt, zunutze machen, so mußte er in der Erforschung der deutschamerikanischen Geschichte seine eigenen Wege gehen. Rattermann, Seidensticker, Kapp, Henninghausen und andere hatten zwar schon vorgearbeitet, im großen und ganzen aber war vor zwanzig Jahren das Feld der deutschamerikanischen Geschichtschreibung wissenschaftlich nur wenig bebaut.

Da galt es planvolles Handeln. Um dereinst eine zusammenfassende Gesamtdarstellung der

¹⁾ Auf Veranlassung Learneds wurde die 15000 Bände und 3000 Pamphlete und Zeitschriften umfassende Bibliothek des Germanisten Reinhold Bechstein, des Professors der deutschen Philologie in Rostock, von der Universität Pennsilvanien käuflich erworben. Beigefügt muß werden, daß verschiedene deutsche Bürger aus Philadelphia einen Teil der Geldmittel dafür aufbrachten.

vielseitigen Tätigkeit der Deutschen und ihres Einflusses auf die Entwicklung der Vereinigten Staaten ermöglichen zu können, um Bausteine zu liefern für die Umgestaltung der amerikanischen Geschichtsbücher, mußte an die Erforschung einzelner Phasen, Zeiten und Lokalitäten herangegangen werden. Es galt Quellen zu sammeln, sie kritisch zu prüfen und zu sichten, Originaldokumente auf ihren Ursprung zu untersuchen, Handschriften herauszugeben, die Funde wissenschaftlich zu besprechen usw.

Dies führte zur Gründung eines Organs für deutschamerikanische Geschichte, zur Gründung der „Amerikanischen Ethnographischen Gesellschaft“, zur Wiedereröffnung und Umgestaltung des schon von Prof. Kunze im Jahre 1780 gegründeten, aber später eingegangenen „Deutschen Instituts“ in das „Institut für deutschamerikanische Forschung“ (Institution of German American Research) und zur Gründung eines „Deutschen Publikationsfonds von Amerika“ im Jahre 1899.

Die im Januar 1897 ins Leben gerufene Vierteljahrschrift „Americana Germanica“ übernimmt die dokumentarischen und wissenschaftlichen Arbeiten, die „Deutschamerikanischen Annalen“ (German American Annals) diejenigen, die in einem mehr volkstümlichen Tone gehalten sind. Beide Zeitschriften müssen als wertvoll bezeichnet werden, wenngleich sie noch lange nicht das sind, was man im Interesse der guten Sache wünschen möchte. Beide enthalten zahlreiche Beiträge aus Earneds Feder. Frühere Arbeiten erschienen da und dort in den Veröffentlichungen wissenschaftlicher Gesellschaften, andere, mehr umfassende Werke in Buchform.

Aus der großen Zahl seiner in unser Gebiet einschlagenden Aufsätze — ich muß mangels an Raum die Titel für sich selbst sprechen lassen — seien die folgenden erwähnt: Die Anfänge der deutschen Kultur in Amerika (1892); Deutschamerikanische Turnerlyrik (1896); Ethnographische Forschungen (1897); Ethnographische Data (1898, 1899 und wiederum 1907); Deutsch als Kulturelement in der amerikanischen Erziehung (1898); Historische Anmerkungen und die Schwenkfelder Schuldokumente (1899); Germanistik und schöne Literatur in Amerika (1899); Deutsch gegen Englisch oder Deutsch neben Englisch? (1899); Schillers literarische Stellung in Amerika (1904); Deutscher Einfluß auf die amerikanische Literatur vor 1800 (1904); Schiller als Volksdichter (1905); Deutschamerikanischer Einfluß auf die Gestaltung Amerikas (1905).

Von seinen größeren Arbeiten seien „Der pennsylvanischdeutsche Dialekt“ (114 Seiten), aus dem Jahre 1889, und sein Buch über „Franz Daniel Pastorius, der Gründer von Germantown“ (324 Seiten), aus dem Jahre 1907, hervorgehoben.

Auf die vielen von ihm in der „Americana Germanica“ veröffentlichten Handschriften kann gleichfalls nicht näher eingegangen werden, doch sei auf die Herausgabe der Tagebücher von Hauptmann Wiederhold (vom 7. Oktober 1776 bis 7. Dezember 1780), von Waldeck während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und von Benjamin Harr aus dem Jahre 1830 aufmerksam gemacht.

Nicht darf in diesem Zusammenhang unterlassen werden, der Mitarbeit seiner Schüler zu gedenken, die, angeregt durch seine Vorlesungen über „Deutschen Einfluß auf die amerikanische Literatur“ und seine Seminarübungen, mit Eust und Liebe ans Werk gingen. Ich erinnere u. a. nur an die verdienstvolle Arbeit des Dr. Eduard Ziegler Davies, der im Jahre 1905 „Amerikanische Übersetzungen deutscher Dichter aus den Jahren 1741—1810“ herausgab und damit den Einfluß der Deutschen auf das amerikanische Leben von einer neuen Seite beleuchtete.

Zum Schlusse noch einige Daten über den Werdegang Earneds. Geboren in Dover (Maryland) im Jahre 1857, erhielt er seinen ersten deutschen Unterricht — er erzählt dies gerne und mit schalkhaftem Behagen — von einem Sohne der schwarzen afrikanischen Rasse, einem Neger, der damals in seines Vaters Diensten stand. Der Neger muß ein begeisterter Lehrer gewesen sein, denn Deutsch blieb fortan sein Lieblingsstudium. Nachdem er auf der Dover Akademie und in den Dickinson College in Carlisle (Pennsylvanien) von tüchtigen, auf Deutschlands Universitäten vorgebildeten Professoren in die Anfänge der Germanistik und Philosophie eingeführt, vier Jahre, von 1880 bis 1884, am Seminar in Williamsport im Herzen Deutsch-Pennsylvaniens als Lehrer gewirkt und hier die ersten Untersuchungen über den Ursprung und die Geschichte des pennsylvanisch-deutschen Dialekts gemacht, bezog er, da er die Notwendigkeit einer gründlicheren wissenschaftlichen Ausbildung erkannte, im Jahre 1884 die Johns Hopkins-Universität und bald darauf, 1886, die Universität Leipzig. Sein Aufenthalt in Deutschland gab ihm Gelegenheit, die Rheinpfalz zu be-

reisen, wo er seine Studien über die pennsylvanischen Deutschen, die ja bekanntlich der Pfalz und dem Schwabenland entstammen, ergänzen konnte.

Zurückgekehrt nach Amerika, promovierte er im Jahre 1887 an der Johns Hopkins-Universität, worauf er in den Lehrkörper der deutschen Abteilung dieser Hochschule eintrat und bis zur Übernahme der Professur für Germanistik und Leitung der deutschen Abteilung an der Universität Pennsilvanien, als Nachfolger Seidenstickers, im Jahre 1895 verblieb. Diese Stellung bekleidet er noch heute. Sein Umzug nach Philadelphia in die Atmosphäre, die Oswald Seidensticker geschaffen, bildet einen bedeutsamen Wendepunkt in seinem Leben. Es gährte damals in Philadelphias deutschen Kreisen. Man fühlte, daß das Wohl des Landes ein engeres Zusammengehen von Germanias Söhnen zur Verteidigung deutscher Lebensauffassung, deutscher Sprache, deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit gebieterisch fordere. Man rief zur Fahne. Der Deutschamerikanische Nationalbund entstand. Und Learned, der anglokeltsche Nankee, wurde einer der Rufer im Streit! Auf deutschen Tagfeiern, auf nationalen und internationalen Veranstaltungen, deutsch oder englisch redend, sehen wir ihn bald hier, bald dort das Banner deutscher Ideale stolz entfalten. Und dann verschwindet er wieder hinter den Archiven amerikanischer und deutscher Universitäten¹⁾ und gibt sich in stiller Klausur ernster Arbeit und Sammlung hin. Mögen wir bald wieder von ihm hören.

Prof. Dr. Albert J. W. Kern in Newyork.

Das deutsche Sprachgebiet in Südungarn.

Von

Dr. Richard v. Pfaundler in Wien.

(Mit zwei Sprachenkarten.)

I. Das deutsche Siedlungsgebiet am rechten Donauufer (Gespannschaften Tolnau, Baranya und Schimeg.

2. Die Sprachgrenze.

(Fortsetzung.²⁾)

Das deutsche Gebiet bildet eine langgestreckte Sprachinsel, welche südlich von Simons-turm beginnt und bis Eugenidorf an der Drau bei Esseg reicht³⁾. Es ist dies die größte zusammenhängende deutsche Sprachinsel in Ungarn. Während die Begrenzung dieses Gebiets auf der der Donau zugekehrten Ostseite ziemlich einfach verläuft, schließen sich im Westen im Hügel-land zwischen der Kapos und dem Mezőföldgebirge an eine vom deutschen Hauptgebiet ausgehende Sprachzunge eine Reihe zum Teil zusammenhängender deutscher Gemeinden, die einen fast ununterbrochenen Kreis um das vorwiegend madjarische Talgebiet des bei Dombóvár in die Kapos mündenden Baranyer Kanals und seiner Nebenflüsse bilden. Die letzten Ausläufer dieser deutschen Ansiedlungen liegen schon in der Gespannschaft Schimeg, die auch sonst noch von manchen deutschen Inseln durchzogen wird. Auch gegen die Donau zu und im Südwesten sind dem deutschen Gebiet noch einzelne abgetrennte deutsche Gemeinden vorgelagert.

Die Deutschen wohnen in der Gespannschaft Tolnau fast nur unter Madjaren, in der Baranya vielfach gemischt unter Madjaren und Serbokroaten.

Bei der nun folgenden Schilderung der Sprachgrenze muß man sich wohl vor Augen halten, daß nicht immer das Kartenbild in der Sprachenkarte für die Frage entscheidend ist, ob eine Gemeinde als Sprachinsel erscheint oder nicht. Es gibt zahlreiche Fälle, in welchen das Gebiet einer anderssprachigen Gemeinde sich zwischen zwei gleichsprachige und an einer Straße oder in unmittelbarer Nachbarschaft gelegene Ortschaften schiebt. Ist dieses Gebiet unbewohnt und liegt der anderssprachige Wohnplatz etwa weit abseits, so wäre es ganz verfehlt, wegen der öffentlich-recht-

1) Letztes Jahr durchsuchte er z. B. auf Veranlassung und auf Kosten des Carnegie-Instituts deutsche Universitäts-, Staats- und städtische Archive, um weiteres Material zu sammeln für deutschamerikanische Geschichte. Die Erträge sollen reich ausgefallen sein, sind indessen noch nicht veröffentlicht.

2) Den Anfang s. Heft 2, S. 43 ff.

3) Das deutsche Gebiet, zu dem auch die überwiegend deutsche Stadt Esseg gehört, setzt sich jenseits der kroatischen Grenze fort. Dieser Teil fällt aber nicht mehr in den Rahmen der Darstellung.

lichen Zugehörigkeit einiger Äcker oder Waldteile zu einer anderssprachigen Gemeinde den Zusammenhang zwischen den beiden gleichsprachigen Gemeinden für unterbrochen anzusehen.

Das deutsche Sprachgebiet beginnt in der Tolnauer Gespanschaft dort, wo sich die letzten Ausläufer des Hügellandes zum Sio- und Kaposkanal herabsenken, südlich von Simonsturm mit einer Sprachzunge, die weit in madjarisches Gebiet hineinreicht und aus den Gemeinden Nagyszékely und Udvari besteht. Südlich von Udvari gewinnt das deutsche Sprachgebiet an Ausdehnung und bildet nun bis zur Drau bei Esseg einen im Durchschnitt etwa 20–25 km breiten Streifen.

Die Ostgrenze des deutschen Gebiets zieht von Udvari längs des gegen den vereinigten Sio-Kapos-Kanal zu abfallenden Hügelrandes über die deutschen Orte Varsád, Kistormás und Zomba zu dem tiefen Einschnitt, den das Tal des Wildwasserbaches knapp westlich von Szegzárd bildet. Alle am Kanal selbst, also in der Ebene gelegenen Orte, wie Sárszentlőrincz, Uzd, Borjád, Kölesd, Medina, Harecz und Agárd, bleiben auf der madjarischen Seite; doch reicht das madjarische Gebiet mit einer aus zerstreuten Ansiedlungen bestehenden Gemeinde (Döröpatlan) südlich vom Tormásberg auch in das Hügelland hinein. Vom Tale des Wildwasserbaches zieht die Sprachscheide, die Nachbarorte Kofasd und Belacz auf der deutschen Seite lassend, im Westen der madjarischen Gemeinde Szegzárd zum Trenthalerberg (300 m) und Szegzárderberg (258 m) und dann östlich von den beiden deutschen Orten Grábóc und Szálka wieder knapp an den Rand des rebenbewachsenen Hügellandes zum Riesberg (251 m). Die am Rande der Ebene hinziehende Fahrstraße von Szegzárd nach Bättaszék bildet weiter nach Süden die Sprachgrenze. Die einzige an dieser Straße liegende Ortschaft, Várdomb, ist deutsch wie auch Bättaszék selbst, während die an diesen Ort unmittelbar anschließende Gemeinde Alsónyék schon zum madjarischen Gebiet der Donauebene gehört. Südlich von Bättaszék liegen dort, wo das Hügelland auf eine kurze Strecke bis gegen Mohatsch unvermittelt an den die Margittainsel einschließenden Donauarm herantritt, an der zwischen Fluß und Bergland eingezwängten Straße zunächst die madjarischen Gemeinden Bata und Dunaszekes und weiter südlich das deutsche Dorf Bár, während das ganze Hochland mit Bozok und Somberek zum deutschen Sprachgebiet gehört. Beim Denkmal des unglücklichen Ungarnkönigs Ludwigs II. nördlich von Mohatsch verläßt die Sprachgrenze gleichzeitig mit dem Hügelland das Donauufer und beschreibt um die überwiegend madjarische Stadt Mohatsch einen nach Westen gerichteten Bogen, so daß Eacsuk im Hügelland und dann in der Ebene südlich von der Stadt Mohatsch die Gemeinden Nagynyárad, Maiß, und Udvar an der Straße nach Baranyavár auf der deutschen Seite bleiben. Von Udvar an grenzt das deutsche Sprachgebiet zunächst nicht mehr an madjarisches Land, sondern an einen großen serbokroatischen Querriegel, welcher von der Donau, nur durch eine deutsche Gemeinde unterbrochen, bis zur Drau reicht. Die Orte Bezede, Ivándárda und Illocska auf der deutschen, Dályok, Sáro, Baranyavár und Eöcs auf der serbokroatischen Seite bezeichnen die Sprachgrenze. Südlich von Eöcs wird der Querriegel durch die deutsche Gemeinde Szentistván unterbrochen, setzt sich aber unmittelbar darauf mit den Gemeinden Petárda und Bolmány wieder fort, so daß das deutsche Gebiet beinahe abgeschnürt wird. Doch dehnt es sich von Szentistván in zwei Sprachzungen nach Osten und Süden noch weiter aus. Die kleinere östliche Zunge besteht aus den deutschen Gemeinden Monostor, Bán und Kisfalud am Nordabhang eines kurzen rebenbedeckten Höhenzugs, der von Monostor bis zur Donau reicht (Steinberg 243 m), und dessen Südabhang zum madjarischen Gebiet im Donau-Drau-Winkel gehört. Die zweite größere Sprachzunge reicht über die deutschen Gemeinden Kácsfalu, Keskend, Easkafeld, Albertsdorf bis Dárda und endet mit den Esseg-Ober- und Unterstadt unmittelbar gegenüberliegenden kleinen Ansiedlungen Kisdárda und Eugenidorf. Das weiter ostwärts liegende stark versumpfte Gebiet ist madjarisch¹⁾.

Auf der Westseite des deutschen Sprachgebiets zieht die Grenzlinie von der oben angeführten Gemeinde Udvari am madjarischen Nachbarort Mészla vorbei zum Kaposkanal, wo am Rande des Hügellandes die deutsche Gemeinde Hidegkút den Vorposten bildet.

Von Hidegkút an nach Süden bildet der Kaposkanal die Sprachgrenze bis zum Langentaler Walde an der Grenze der Gespanschaft Baranya. Alle am Hügelrand liegenden Gemeinden, wie

¹⁾ Hier liegt die fast zur Hälfte deutsche Gemeinde Belye mit dem gleichnamigen, durch den Besuch des deutschen Kaisers (1910) bekannt gewordenen Jagdschloß des Erzherzogs Franz Ferdinand.

Szárász, Dúzs und Esztrák, sind deutsch, das ganze flachere linke Ufer ist mit Ausnahme des deutschen Dorfes Kurd, welches knapp am Flusse liegt, madjarisch. Vom Langentaler Walde zieht die Sprachgrenze ein kurzes Stück auf der Gespanschaftsgrenze nach Westen, beschreibt dann um Mágocs, eines der größten deutschen Dörfer in der Baranya, einen Bogen und kehrt wieder nach Osten zu den deutschen Orten Bifal und Szalatna zurück. Von Szalatna, welches an der von Dombóvár nach Battaşék führenden Bahnlinie gerade an der Wasserscheide zwischen Wildwasserbach und Kaposkanal liegt, reicht nach Südwesten eine deutsche Sprachzunge, welche aus den Gemeinden Nagyg, Tókes und Vaszar im Westen, Battyán, János und Szopok im Süden besteht. Alle diese sechs Gemeinden liegen in kleinen, sich nach Westen öffnenden Tälchen, die in ihren Verbindungen hauptsächlich auf das madjarische Gebiet am Baranyer Kanal angewiesen sind (Eisenbahn Dombóvár—Szentlőrinc mit der Zweigbahn felsömindszent—Kömölö).

Kehren wir wieder nach Szalatna zurück. Die Sprachgrenze zieht von dort zuerst knapp am Nordufer des Wildwasserbaches und dann in einem Bogen um das madjarische Györe zum Talboden, den sie bei dem deutschen Orte Nagymányok erreicht. Die nördlich von Szalatna und Györe liegenden Gemeinden Köblény, Maróc, Tófü in der Baranyer und Izmény in der Tolnauer Gespanschaft sind deutsch. Von Nagymányok steigt die Sprachgrenze zum Schäferberg (305 m) an, zieht zum Teufelsberg (594 m) und beschreibt um drei kleine deutsche Walddörferchen, Ujbánya, Szentlászló und Obánya, einen Bogen. Diese mitten in ausgedehntem Waldland gelegenen Dörfer werden von dem deutschen Gebiet bei Battyán in der obenerwähnten Sprachzunge nur durch das hier fast ganz unbewohnte Tal des Wildwasserbaches getrennt, so daß die weiter nördlich und talabwärts an diesem Bache gelegenen madjarischen Gemeinden Magyaregregy, Kárász, Vékény, Szászvár, Császt, Maza und Váralja mit Györe beinahe als Sprachinsel angesehen werden können. Von Obánya erreicht die Sprachscheide über den Kirchenberg (471 m) die von Pécsvárád in die Tolnauer Gespanschaft führende Fahrstraße südlich von Nádasd und zieht nun längs der deutschen Orte Varasd, Pusztafalu, Lovácshegy, Fazekashoda, Püspöklak, Maráza und Eptód in fast ganz gerader Linie nach Süden. Der deutsche Markt Pécsvárád, welcher südlich vom Kirchenberg an der erwähnten Fahrstraße liegt, hängt zwar mit dem Gebiet der deutschen Walddörferchen (Szentlászló) zusammen, muß aber als Sprachinsel bezeichnet werden, da diese Verbindung durch den Zengovár (682 m) unterbrochen ist, die beiden ins deutsche Sprachgebiet führenden Straßen nach Nádasd und Fazekashoda aber durch die madjarischen Gemeinden Várkony und Nagypall¹⁾ gesperrt sind. Von Eptód biegt die Sprachgrenze wieder nach Westen aus, indem sie den Karaschhauptkanal zwischen dem serbokroatischen Kátoly und dem deutschen Kéménd überschreitet, und kehrt über die deutschen, am Csapagraben gelegenen Orte Hássagy, Hidor und Olasz dort wieder zum Kanal zurück, wo ihn die Straße Fünfkirchen—Mohatsch beim deutschen Szederkény überschreitet. Nun folgt sogleich ein zweiter, westwärts gerichteter Bogen über die deutschen Orte Nagybudmér, Kassa, Devecser, Rácpetre, Vókány, Nemetpalkonya und Kövesd. Die beiden letztgenannten Dörfer liegen am Mühlbachgraben, an dessen Südseite sich die berühmten Rebenhügel von Villány erheben (Schwarzberg 340 m), die also zum Teil „deutsche Erde“ sind. Von Villány, am Ostende dieses gesegneten Weinberges, zieht die Sprachgrenze nun in der Drauebene nach Süden zum deutschen Beremend und dann in östlicher Richtung nach Szentistván. Von Beremend an grenzen deutsches und serbokroatisches Gebiet aneinander. Auf die noch südlich von Szentistván gelegenen deutschen Sprachzungen wurde bereits hingewiesen.

Die schon an sich wenig übersichtliche Westgrenze des deutschen Gebiets wird aber durch die eigentümliche Mischung deutscher und madjarischer Gemeinden im Bezirk Hegyhát noch viel verwickelter. Streng genommen handelt es sich hierbei allerdings schon um deutsche Sprachinseln.

Westlich von dem früher erwähnten deutschen Dorfe Mágocs liegen nämlich zu beiden Seiten des Baranyer Kanals gegenüber von Dombóvár die Gemeinden Eszostóttós und Kaposzsekeő, welche beide erst bei der Volkszählung von 1900 madjarische, 1890 aber noch deutsche Mehrheiten aufwiesen²⁾. Diese Gemeinden bilden die Verbindung mit den auf der anderen Talseite, schon in

1) Hier ist die madjarische Mehrheit allerdings sehr schwach; würde sie einer deutschen weichen, dann wäre nicht Pécsvárád eine deutsche, sondern Várkony eine madjarische Insel.

2) Die deutschen Minderheiten betrugen im Jahre 1900 gegen vier Zehntel.

der Schimeger Gespanschaft gelegenen deutschen Orten Kercseliget und Kisberki, mit welchen ein Kreis deutscher Gemeinden beginnt, der sich bei Szopók dem deutschen Hauptgebiet wieder sehr stark nähert. Das deutsche Gebiet erstreckt sich zunächst über das Tal des Wiesenbaches in der Baranyer Gespanschaft mit den deutschen Gemeinden Jenő, Palé und Gödre und biegt dann durch unbewohntes Waldland nach Süden zu den deutschen Gemeinden Szágy, Tsebény, Horváthertelend, Ibafa, Korpád, Tótkeresztúr, Kán und Goricza ab. Hier durchbricht die Bahnstrecke Dombóvár—Szentsőrinéz am Büköderbach das Bergland. Die drei in der Enge am Westufer des Baches gelegenen Dörfer Ökörölg, Hetvehely und Bükösd sind alle deutsch. Jenseits des Einschnittes reicht der deutschsprachige Landstreifen am Nordabhang des Mecsekgebirges bis Tekeres, Abaliget, Kákos und Orfű und setzt sich nach einer kurzen Unterbrechung durch die madjarischen Gemeinden Szakál und Bános wieder über Barátúr bis Németszők und Kishertelend fort. Nur die madjarische Gemeinde Magyarfő trennt die drei zuletzt genannten Orte vom deutschen Sprachgebiet bei Szopók. In der Mitte des so von einem schwachen Kranze deutscher Gemeinden umgebenen madjarischen Sprachgebiets am Baranyer Kanal und seinen Zuflüssen liegen noch zwei benachbarte deutsche Gemeinden: Godisa und Orozsló. Die deutschen Gemeinden liegen zum größten Teile auf den das Talgebiet umgebenden bewaldeten Höhenzügen, während die madjarische Sprache vom Haupttal aus nur in die tiefer gelegenen Teile der vielen kleinen Seitentälchen vorgedrungen ist.

Am Westrand der Gespanschaft Baranya grenzt an die obengenannte deutsche Gemeinde Ibafa die Gemeinde Almamész in der Schimeger Gespanschaft. In dieser Gemeinde, welche noch im Jahre 1890 eine deutsche Mehrheit aufwies, ergab sich im Jahre 1900, offenbar nur infolge eines noch später richtig zu stellenden Irrtums, bei der Zählung eine schwache madjarische Mehrheit. Dieser Ort stellt die Verbindung mit einer weiteren Gruppe deutscher Gemeinden her, die an der von Kaposvár nach Sziget führenden Bahnstrecke liegen. Es sind dies die Orte Szentlázsló, Szulimán, Nagyhárságy, Boldogaszonyfa und Böszénfa. Sie bilden den letzten westlichen Ausläufer des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets.

Innerhalb des so abgegrenzten deutschen Hauptgebiets liegt eine einzige fremde Sprachinsel: die madjarische Gemeinde Szébény nördlich von Mohács.

5. Die deutschen Sprachinseln.

Die Zahl der deutschen Sprachinseln ist auch, abgesehen von der besprochenen großen und nur durch Orte mit sehr fragwürdigen madjarischen Mehrheiten vom deutschen Hauptgebiet abgetrennten Gemeindegruppe und den schon erwähnten Gemeinden Godisa und Orozsló, noch recht bedeutend.

Diese mit dem deutschen Hauptgebiet in keinerlei räumlichem Zusammenhang stehenden Sprachinseln gliedern sich in drei Gruppen.

1. Im Norden der Gespanschaft Tolnau liegen an der Donau um die große madjarische Gemeinde Paks herum die deutschen Gemeinden Dunakömlőd, Némethér, Györköny und Vifács. Sie werden vom deutschen Hauptgebiet hauptsächlich durch das madjarische Gebiet zu beiden Seiten des Sio-Kapos- und Sarvizkanals getrennt.

Etwas weiter südlich bildet die Gemeinde Mőzs, ein Vorort des fast zur Hälfte deutschen Tolnau, eine deutsche Sprachinsel.

2. Eine zweite Gruppe deutscher Gemeinden liegt im Nordwesten des Hauptsprachgebiets.

Noch in der Gespanschaft Tolnau wäre die deutsche Gemeinde Pári in dem sonst rein madjarischen Bezirk Tamási und unweit dieses Ortes am Koppánykanal gelegen, zu erwähnen. Sie liegt versteckt in einem einspringenden Winkel des einzigen größeren Waldbestandes im ganzen Bezirk.

Eine größere Sprachinsel, welche aus den Gemeinden Jics (Zich), Miskőci, Szorosad in einem nördlichen Seitengraben des Koppánytals und den Gemeinden Döröcske und Gadács südlich von diesem Tale besteht, liegt schon in der Gespanschaft Schimeg. Die Verbindung zwischen den Gemeinden Miskőci und Szorosad sowie Döröcske wird durch die seit 1900 angeblich madjarische Gemeinde Kára unterbrochen. Der einfache Vergleich mit den Zählungsergebnissen von 1880 und 1890 beweist aber, daß es sich hier ebenfalls nur um eine irrige Zählung in dieser offenbar

deutschen Gemeinde handeln kann. Etwas weiter westwärts liegen noch zwei deutsche Gemeinden, Bonnva und Ecseny, und auch Szomajom und Homok an der Kapos ober- und unterhalb Kaposvár haben deutsche Mehrheiten.

5. Die letzte Gruppe deutscher Sprachinseln liegt im Südwesten des deutschen Sprachgebiets. Es sind dies zunächst die vereinzelt deutschen Gemeinden Hird, Árpád, Gyöd und Széked östlich und südlich von Fünfkirchen. Außerdem liegen aber auch noch zwei deutsche Ortschaften weit vorgeschoben im Süden der Schimeger Gespanschaft: Teklafalu und Szulok beim Eisenbahnknotenpunkt Barcs.

Von der angeblich madjarischen Volkszählmehrheit der Gemeinde Vize in der Gespanschaft Schimeg wird noch später die Rede sein.

Schließlich sei noch kurz auf die serbokroatischen Sprachinseln hingewiesen. Die schon mehrmals erwähnte größere serbokroatische Gruppe in der schwäbischen Türkei beginnt mit Darázs, Herczegmárok, Izsep und Dályok an der Donau und zieht über Sárolo nach Baranyavár, Eöcs und Venge; nach der Unterbrechung durch die deutsche Gemeinde Szentistván dehnt sich das slawische Gebiet mit den Gemeinden Petárda, Bolmány, Kásád, Torjancz und Drávašzentmárton in den Niederungen längs der Drau aus. Südlich und östlich von Fünfkirchen liegen noch zwei größere serbokroatische Gruppen (Udvard, Pogány, Kőfén, Nemeti, Szalánta und Nagykozár, Magyarfőros, Szemely) sowie zwei vereinzelt Gemeinden (Birján und Kátoly). Östlich von Barcs in der Schimeger Gespanschaft überschreitet das geschlossene serbokroatische Gebiet mit acht Gemeinden die ungarisch-kroatische Draugrenze.

4. Die Gespanschaft Tolnau.

Die Gespanschaft Tolnau, auf welche etwa ein Drittel des ganzen deutschen Sprachgebiets am rechten Donaaufer entfällt, umfaßt sechs Bezirke. Hiervon liegen zwei, Dunaföldvár und Kőzpont (Amtsitz Szegvár), in der Ebene an den Ufern der Donau und sind, von einzelnen deutschen Gemeinden abgesehen, fast ganz madjarisch. Zwei Bezirke, Simonsturm und Völgyfő (Amtsitz Bonyhád), bilden das Hügelland zwischen dem Kapos- und dem Schiofanal, welches überwiegend von Deutschen bewohnt wird. Nur die nördlichsten Gemeinden des Simonsturmer Bezirks und noch einige verstreute Dörfer gehören zum madjarischen Sprachgebiet. Westlich von der Kapos liegen auf einer Hochebene die beiden Bezirke von Dombóvár und Tamási, welche wieder fast nur von Madjaren bewohnt werden.

Im Zusammenhang mit der Gespanschaft Tolnau sollen auch die angrenzenden nördlichen Bezirke der Schimeger Gespanschaft (Igal, Tab, Marczali und Lengyeltóti) besprochen werden, in welchen noch einzelne deutsche Vorwerke liegen.

Vom Flächeninhalt der Gespanschaft Tolnau, welcher 3546 qkm umfaßt, sind rund 917 qkm oder etwas über ein Viertel deutsches Land. Unter 121 Ortsgemeinden sind fast die Hälfte, nämlich 56, zur Mehrheit deutsch, der größere Rest zur Mehrheit madjarisch. Hierzu kommen noch sieben deutsche Gemeinden in den oben angeführten Bezirken der Gespanschaft Schimeg.

Die Abgrenzung der beiden Nationalitäten ist insofern keine scharfe und bei weitem nicht so ausgeprägt wie etwa in den westungarischen Gespanschaften, als die Deutschen nur in dem inneren Kern des deutschen Sprachgebiets ganz oder fast ganz unvermischt leben, während eine große Anzahl deutsch-madjarisch gemischter Gemeinden den Übergang zum madjarischen Gebiet bilden.

Sprachlich gemischt ist auch die Bevölkerung im größten Teile der abgesprengten und durch die Gespanschaften Tolnau und Schimeg verstreuten Sprachinseln.

So kommt es, daß nur 37¹⁾ deutsche Gemeinden zu mehr als neun Zehnteln, 10²⁾ nur zu mehr als vier Fünfteln deutsch sind, während die deutsche Mehrheit in 16²⁾ Gemeinden, also bei einem Viertel der Gesamtzahl, unter diese Grenze herabsinkt.

1) Darunter in der Schimeger Gespanschaft drei Gemeinden.

2) Darunter in der Schimeger Gespanschaft je zwei Gemeinden.

Das madjarische Sprachgebiet ist im Gegensatz hierzu fast frei von fremder Beimischung. Unter vier Fünftel sinken die madjarischen Mehrheiten nur in zehn Gemeinden, wovon drei in der Gespanschaft Schimeg liegen.

Während somit ein großer Teil des deutschen Landes als deutsch-madjarisches Mischgebiet erscheint, wären als madjarisch-deutsch gemischte Örtlichkeiten in der Hauptsache nur Tolnau selbst, wo sich beide Nationalitäten die Wage halten, ferner die große Gemeinde Paks an der Donau und die im Tale des Wildwasserbaches in das deutsche Gebiet einschneidende madjarisch-deutsche Sprachzunge (Máza, Váralja, Györe) zu nennen.

Von der gesamten Zivil- und Militärbevölkerung, welche bei der Volkszählung vom Jahre 1900 in der Gespanschaft Tolnau erhoben wurde und die sich auf 255 182 Köpfe belief, waren nahezu sieben Zehntel (172 967 oder 68,3 v. H.) Madjaren, drei Zehntel (77 293 oder 30,5 v. H.) Deutsche; der kleine Rest verteilte sich auf slawische, hauptsächlich serbokroatische Minderheiten. In den nördlichen Bezirken der Gespanschaft Schimeg, hauptsächlich Igal und Tab, leben noch 6746 Deutsche.

Der Anteil der beiden Hauptnationalitäten an der Bevölkerung der einzelnen Bezirke ist aus der folgenden Übersicht zu entnehmen:

Bezirke	Deutsche		Madjaren	
	absolut	Gemeinden	in Verhältniszahlen (v. H.)	
Dombóvár	5 225	5	18,3	81,2
Dunaföldvár	9 498	4	17,0	82,7
Kőzpont	13 559	4	26,0	70,6
Simonsturm	18 770	15	47,1	52,0
Tamási	1 598	1	3,0	96,0
Völgység	28 643	29	80,4	18,6

Aus dieser Aufstellung ist ersichtlich, daß die Deutschen nur im Bezirk Völgység eine starke (Vierfünftel-)Mehrheit ausmachen, während sie im Simonstürmer Bezirk die Hälfte nicht ganz erreichen. Im Bezirk Kőzpont beträgt der deutsche Teil der Bevölkerung nur mehr ein Viertel, in den beiden Bezirken Dombóvár und Dunaföldvár nicht einmal mehr ein Fünftel, während die deutsche Minderheit des Tamásier Bezirks verschwindend zu nennen ist.

Im Norden der Schimeger Gespanschaft bilden die Deutschen nur im Bezirk Igal, der eine größere deutsche Sprachinsel umfaßt, eine ansehnliche Minderheit von 15,2 v. H.

Die deutschsprechende Bevölkerung der Gespanschaft Tolnau ist zu sechs Zehnteln römisch-katholisch (rund 46 750), zu drei Zehnteln (31 v. H., rund 23 760) evangelisch (A. B.), 7 v. H. (rund 5200) sind evangelisch-helvetischen Bekenntnisses und ein kleiner Rest (über 1500) Juden.

Da die amtlichen Veröffentlichungen über die Volkszählung die Ergebnisse der Erhebungen über Muttersprache und Religion für die einzelnen Gemeinden nicht miteinander in Verbindung bringen, begegnet die Feststellung der Zugehörigkeit der deutschen Gemeindeinsassen zu den einzelnen Konfessionen überall dort Schwierigkeiten, wo es sich nicht um ganz überwiegend deutsche Gemeinden oder um Gemeinden handelt, in welchen die Zahlen für Muttersprachen und Konfessionen eine so auffallende Übereinstimmung zeigen, daß mit größter Wahrscheinlichkeit daraus Schlüsse gezogen werden können.

Und doch wäre gerade eine gemeindeweise Feststellung der Anteile der einzelnen Konfessionen unter der deutschen Bevölkerung von großer Wichtigkeit; einmal aus geschichtlichem Interesse, weil sich daraus vielfach folgerungen auf die Abstammung der deutschen Ansiedler ziehen lassen, dann aber vor allem deshalb, weil erfahrungsgemäß die Deutsch-Evangelischen des Augsburger Bekenntnisses eine wesentliche Widerstandskraft gegenüber den amtlich betriebenen Madjarisierungsversuchen besitzen und daher als zuverlässigere Stützen deutschen Volkstums erscheinen als ihre römisch-katholischen oder reformierten Volksgenossen. Die deutschsprechenden Juden können überhaupt in Ungarn nicht ernstlich als Deutsche bezeichnet werden, treten sie doch alljährlich in Scharen zum Madjarentum über, um dann den Kampf gegen die Rechte der deutschen Sprache mit besonderem Eifer zu führen, der ihre Herkunft vergessen lassen soll.

Insofern sich also die konfessionellen Verhältnisse der deutschen Gemeinden überhaupt feststellen

lassen, sei folgendes bemerkt: Ganz oder doch überwiegend evangelisch ist die deutsche Bevölkerungsmehrheit nur in 20 Gemeinden der Tolnauer Gespanschaft und in drei Sprachinseln der nördlichen Schimeger Gespanschaft. Die deutsch-evangelischen Gemeinden des Augsburger Bekenntnisses bilden in der Tolnauer Gespanschaft zunächst im Bezirk Simonsturm eine größere Gruppe, welche von Udvari, Hidegkút, Szarász und Gyöng über Varsád, Kistormás und Kalazná bis Felsőnána, Murga und Kéty reicht. Eine zweite solche Gruppe liegt im Völgyseger Bezirk und besteht aus den deutschen Gemeinden Mucsfa, Izmény, Kismányok, Majos und den deutschen Minderheiten von Györe und Váralja. Beide Gruppen werden durch eine Reihe rein deutsch-katholischer Dörfer getrennt. Augsburgischen Bekenntnisses sind ferner noch die deutschen Gemeinden Alsónána und Apáti im Süden der Gespanschaft, ein großer Teil der Deutschen in Bonyhád und Börzöny, die Gemeinden Békás und Györköny bei Paks und die deutsche Minderheit dieses Ortes selbst.

In der Schimeger Gespanschaft wird die deutsche Sprachinsel im Tgaler Bezirk in den Gemeinden Döröcske, Ecseny und Gadács fast nur, in Bonnya zum Teil von Evangelischen des Augsburger Bekenntnisses bewohnt und das gleiche gilt auch von den deutschen Minderheiten in Polány, Rákfi, Szabadi und Szill.

Evangelisch-reformiert sind nur zwei deutsche Gemeinden: Nagyszékely, die nördlichste, und Morágy ganz im Süden der Tolnauer Gespanschaft.

Die Juden, von denen sich in dieser Gespanschaft vier Fünftel zum Madjarentum bekannt haben, spielen unter der deutschen Bevölkerung nirgends eine besondere Rolle.

Alle Einzelheiten in der Verteilung der Nationalitäten auf die Gemeinden sind der Sprachkarte zu entnehmen, welche nach den gleichen Grundsätzen entworfen wurde wie die im Jahrgang 1910 dieser Zeitschrift erschienenen Karten der westungarischen Gespanschaften. Aus der Karte ist insbesondere auch zu ersehen, daß die Slawen nur in wenigen Gemeinden in nennenswerter Zahl vorkommen und auch dort nur kleine Minderheiten bilden.

Ihrer Berufsgliederung nach gehört die Bevölkerung der Gespanschaft Tolnau sowie jene der angrenzenden Schimeger Bezirke ganz überwiegend — zu etwa sieben Zehnteln — der Landwirtschaft an. Am reinsten tritt der landwirtschaftliche Charakter in den überwiegend madjarischen Bezirken Tamási und Dombóvár zutage, weniger ausgeprägt im ganz vorwiegend deutschen Bezirk Völgyseger und noch weniger im Bezirk Kőzpont, wo die landwirtschaftliche Bevölkerung gar nur mehr sechs Zehntel ausmacht. Die Industrie im engsten Sinne (mit Ausschluß des Kleingewerbes usw.) bietet in allen Bezirken nur sehr geringen Bevölkerungsanteilen Arbeitsgelegenheit und Lebensunterhalt. Der Hundertsatz der Angehörigen der Industrie und ihrer Familienmitglieder schwankt zwischen 3,5 und 7 v. H. und ist in den Bezirken Kőzpont, Simonsturm und Völgyseger bedeutend größer als in den übrigen. Hauptsitze der industriellen Tätigkeit sind vor allem die größeren Orte, als Simonsturm (Ledernerzeugung), Tolnau und Szegzárd (Seidenindustrie), Bättaszék, Paks, Dunaföldvár, Bonyhád, Hőgyész, Dombóvár, und dann insbesondere die deutschen Gemeinden am Kaposkanal. Im Völgyseger Bezirk kommt auch dem Bergbau auf Kohle eine starke Bedeutung zu, welcher den Bewohnern der Gemeinden von Izmény bis Kismányok und Máza Erwerbsgelegenheit bietet.

Die Bevölkerung¹⁾ der Gespanschaft Tolnau ist, wie die der meisten überwiegend ackerbau-treibenden Gegenden, nur in sehr langsamer Zunahme begriffen. Im Jahre 1850 betrug sie rund 204 000, 1880 234 650, 1890 252 100 Köpfe und nahm dann bis zum Jahre 1900 nur mehr um 500 Personen zu. Die Vermehrung beträgt sonach in den Jahren 1880—1900 nur etwas über 7 v. H., während die Bevölkerung ganz Ungarns (ohne Kroatien-Slawonien) im gleichen Zeitraum um 21 v. H. gestiegen ist, sich also dreimal so rasch vermehrt hat. Wie aus den oben angeführten Zahlen ersichtlich ist, ist mit dem Jahre 1890 überhaupt ein vollständiger Stillstand in der Volkszunahme eingetreten.

Die einzelnen Bezirke weisen in diesem Belang sehr verschiedene Verhältnisse auf. Weitaus am stärksten hat sich noch die Bevölkerung in den überwiegend madjarischen Bezirken Dombóvár

1) Nur Zivilbevölkerung.

(14 v. H.) und Központ (12 v. H.) vermehrt; die rasche Bevölkerungszunahme im erstgenannten Bezirk ist jedoch nur auf die Entwicklung der beiden Gemeinden O. und Uj-Dombóvár (Eisenbahnknotenpunkt) zurückzuführen, deren Einwohnerzahl sich seit 1869 mehr als verdoppelt hat. Die Mitte in der Volksvermehrung halten die gleichfalls überwiegend bzw. ganz magyarischen Bezirke Dunaföldvár und Tamási (Zunahme 6 v. H.). Im magyarisch-deutschen Simonstúrmer Bezirk betrug die Vermehrung nur mehr 4 v. H. und im fast ganz deutschen Bezirk Völgyfőg sank sie sogar auf 2 v. H.

Von den 56 deutschen Gemeinden der Tolnauer Gespanschaft sind seit 1880 fast die Hälfte (25) rückläufig, während sich die gleiche Erscheinung nur in 16 magyarischen Gemeinden unter 65 zeigt. Im Jahrzehnt 1890—1900 stieg die Zahl der deutschen Gemeinden mit abnehmender Volkszahl sogar auf 35! Auch in den deutschen Sprachinseln im Norden der Gespanschaft Schimeg ist zumeist ein Rückgang der Bevölkerung festzustellen.

Es ergibt sich sonach, daß sich das Schwergewicht der Bevölkerung immer mehr nach den überwiegend magyarischen Landschaften verschiebt, während das vorwiegend deutsche Gebirgsland innerhalb der Gespanschaft der Bedeutung seiner Volkszahl nach immer mehr in den Hintergrund tritt.

Diese Erscheinung ist selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf den Hundertsatz der Deutschen in der ganzen Gespanschaft geblieben.

Die in der folgenden Übersicht zusammengestellten Zählungs- und Schätzungsergebnisse der beiden in der Gespanschaft Tolnau vertretenen Nationalitäten aus älterer Zeit beruhen auf den in dem Aufsatz über das deutsche Sprachgebiet in Westungarn (Deutsche Erde 1910, Heft 2, S. 41 f.) näher erläuterten Quellen. Hier sei nur abermals darauf hingewiesen, daß nur die Ergebnisse der drei Volkszählungen von 1880, 1890 und 1900 auf gleicher Grundlage beruhen und daher völlig vergleichbar sind, daß aber die Schätzungen von Fényes und noch mehr jene Keletis keinen Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben können.

Die Nationalitäten der Gespanschaft Tolnau.

Quelle und Berichtsjahr	Bevölkerung	Darunter in absoluten Zahlen			In Verhältniszahlen (v. H.)		
		Deutsche	Juden	Magjaren	Deutsche	Juden	Magjaren
Acsády, 1720/21	1435 (steuerpflichtige Haushaltungen)	178	—	1177	12,4	—	82,0
Fényes, 1839—41	183 586	54 010	5890	122 925	29,5	2,1	67,0
Volkszählung 1850	203 978	68 740	7602	125 748	33,7	3,7	61,6
Ficker-Ejöring, 1857	215 658 (Einheimische)	74 618	—	138 884	34,6	—	64,4
Keleti, 1869	220 740	80 457	—	139 595	36,4	—	63,2
Volkszählungen { 1880 } { 1890 } { 1900 }	234 643	75 549	—	156 570	32,2	—	66,7
	252 098	80 114	—	169 546	31,8	—	67,2
	252 566	77 222	—	172 795	30,6	—	68,4
Zivil und Militär, 1900	255 182	77 295	—	172 967	30,3	—	68,3

Zu den Zahlen Acsády's über die steuerpflichtigen Haushaltungen wäre insbesondere noch daran zu erinnern, daß sie sich auf eine Zeit beziehen, in welcher die ganze Bevölkerung der Gespanschaft infolge der deutschen Einwanderung in Umbildung begriffen und daß diese Bewegung damals noch lange nicht zum Abschluß gelangt war.

Im übrigen ergibt sich aus dieser Übersicht, daß die Zahl der Deutschen bis zum Jahre 1890 in einer wenn auch langsamen Zunahme begriffen war, seither aber um fast 3000 Köpfe gesunken ist. Die Magjaren weisen eine ununterbrochene und mitunter sehr starke Zunahme auf, die im Jahrzehnt 1890—1900 allerdings auch nicht entfernt an jene in den vorhergehenden zehn Jahren heranreichte. Infolge dieser Erscheinung ist der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung nicht unbedeutend zugunsten der Magjaren gesunken¹⁾.

Die Verschiebungen im zahlenmäßigen Kräfteverhältnis zwischen Deutschen und Magjaren zeigen sich vor allem in den überwiegend magyarischen Bezirken, in denen es nur ver-

1) Von der Gespanschaft Schimeg wird im nächsten Abschnitt, welcher den Hauptteil dieser Gespanschaft im Zusammenhang mit der Gespanschaft Baranya behandelt, die Rede sein.

einzelte deutsche Gemeinden und sonst nur verstreute deutsche Minderheiten in madjarischer Umgebung gibt.

In dem hauptsächlich von Deutschen bewohnten Völgységer Bezirk, welcher den Kern des deutschen Sprachgebiets in der Gespanschaft bildet, haben hingegen zwischen 1880 und 1900 beide Nationalitäten gleich schwach zugenommen, so daß der Anteil der Deutschen mit 80,3 bzw. 80,4 v. H. und jener der Madjaren mit 18,6 v. H. ganz unverändert geblieben ist. Im Simonstürmer Bezirk haben die Deutschen aber die Bevölkerungsmehrheit, die sie im Jahre 1880 gerade noch besaßen (50,5 gegen 48,5 v. H.), verloren, da ihre Zahl um 3 v. H. gesunken, die der Madjaren aber nicht unbedeutend gestiegen ist (um 11 v. H.). Der madjarische Hundertsatz hat daher im Jahre 1900 die Hälfte mit 52,0 überschritten, während der deutsche auf 47,1 zurückgegangen ist. Im Bezirk Kőzpont sind die Deutschen absolut ein wenig und relativ bedeutend mehr zurückgegangen. Die absolute Abnahme betrug nur 2 v. H.; da aber die Madjaren um 17 v. H. zugenommen haben, so ist der deutsche Anteil von 30,3 auf 26,0 v. H. gesunken, der madjarische von 66,6 auf 70,6 v. H. gestiegen. Im Dombóvárer Bezirk sind die Deutschen trotz einer absoluten Zunahme von 6 v. H. von 21,2 im Jahre 1880 auf 18,5 v. H. im Jahre 1900 gesunken, da die Madjaren eine sehr starke Zunahme (25 v. H.) aufweisen und damit ihren Hundertsatz von 78,6 auf 81,2 gebracht haben. Die kleine deutsche Minderheit im Bezirk von Tamási hat bei schwacher Zunahme beider Nationalitäten ihre Stellung unverändert bewahrt. Eine auffallende Erscheinung zeigt sich hingegen im Bezirk Dunaföldvár. Hier ist die Zahl der Deutschen zwischen 1880 und 1900 sehr stark (um 22 v. H.), die der Madjaren nur um 4 v. H. gestiegen; infolgedessen betrug der deutsche Hundertsatz im Jahre 1900 17,0 gegen 14,8 im Jahre 1880, der madjarische im Jahre 1900 nur mehr 82,7 gegen 84,7 im Jahre 1880. Das Vordringen der deutschen Sprache ist auf die rasche Zunahme der deutschen Bevölkerung in Paks zurückzuführen, während die Zahl der Madjaren in diesem Orte seit 1880 fast unverändert geblieben ist. (Fortsetzung folgt.)

Die Schwabengemeinde Csátád im Banat,

die Geburtsstätte von Nikolaus Lenau.

Von

Alois Krisch in Wien.

Wenn auch der Dichter der Schwermut, Nikolaus Lenau, nicht den Banater Schwaben im eigentlichen Sinne entsproß, so erblickte er doch bei den Vorfahren der heutigen „Banater Schwaben“ das Licht der Welt. Sie können ihn heute um so mehr als den ihrigen beanspruchen, als es ja längere Zeit dauerte, bis die von verschiedenen Gegenden des römischen Reiches deutscher Nation eingewanderten Kolonisten zum Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, gewissermaßen zu einer Gemeinbürgerschaft kamen. Zweifellos ist, daß aus Lenau ebenso ein regelrechter „Schwabe“ geworden wäre, wie es alle anderen Kolonisten wurden, wenn ihn das Schicksal an seine Geburtsstätte gefesselt hätte.

Csátád¹⁾ liegt in der Torontaler Gespanschaft auf der Heerstraße Hagfeld—Groß-St. Nikolaus. Der Ort besitzt eine wohlhabende und — trotz des Madjarisierungsdrucks — noch immer fern-deutsche Bevölkerung, wohlgenährte, kräftige, oft geradezu herkulisch gebaute Männer und meist untersekte, robuste Weiber, die von Gesundheit strotzen. Ein reicher Kindersegen gibt Kunde davon, daß der deutsche Stamm hier blüht und gedeiht.

Nach dem Frieden von Passarowitz wurde die fruchtbare, aber damals gänzlich versumpfte und verödete Heide vom Temesvarer „Militärgubernium“ für das kaiserliche Militärärar in Besitz genommen und zu Zwecken der Viehzucht unternehmungslustigen Fleischhauern in Pacht gegeben. Am 20. November 1741 richtete die Wiener Hofkammer einen Erlaß an den Gouverneur des Temeßer Banats, laut welchem in der von den Türken zurückeroberten Provinz das Wirtschafts-

¹⁾ Das Wort »csátád« bedeutet in madjarischer Sprache „dein Kampf“, auf welches Wortspiel der Dichter oft hingewiesen haben soll.

system magyarischer Großgrundbesitzer nicht mehr Platz greifen dürfe und deren Festsetzung verhindert werden müsse, dagegen sollten diese ärarischen „Praedien“ licitando verpachtet werden. Die kaiserliche Hofkanzlei sah sich am 10. Mai 1749 veranlaßt, diesen Erlaß in besonders eindringlicher Weise zu erneuern, aus welchem Grunde, kann nicht festgestellt werden.

Bereits damals strömte die Einwanderung aus dem deutschen Reiche stark in dieses Gebiet, dessen Fläche verwüstet und leer, dessen Boden sumpfig und fieberbringend und dessen Luft mit Miasmen geschwängert war. Deutsche Kolonisten hatten bereits unweit der Residenz Temesvár rings um die Csatáder Pušta einige sehr anmutige Dörfer gegründet. Bloß dieses Puštengebiet, dessen Graswuchs unter den sengenden Strahlen der Sonne verdorrte, die Strecke zwischen Beregşó und Varjas, zwischen Bogáros und Hagfeld, blieb auch fernerhin eine von Menschen gemiedene Einöde. In Wien leitete die kaiserliche Hofkanzlei die deutsche Einwanderung und erteilte die Weisung, daß die Kolonisten nur auf jenen ärarischen Pušten angesiedelt werden dürften, welche zu einer Kameral-Güterverwaltung gehören und genügend mit Wasser und Nußholz versehen seien. Die Csatáder Pušta entsprach diesen Anforderungen nicht; sie blieb daher auch weiterhin eine Viehweide.

Im Jahre 1750 nahm sie die „Banatische Praedien-Societät“ — die aus griechischen und armenischen Viehhändlern bestand — mit je zehnjährigem Erneuerungsrecht für jährlich 455 Gulden in Pacht. Daß die fast 7000 Katastraljoch betragende Fläche nur ein so geringes Erträgnis abwarf, ist in den damaligen primitiven wirtschaftlichen Verhältnissen Südungarns zu suchen, als noch ein Mægen (etwa 56 Eiter) schönster Weizen für 30 Kreuzer (etwa 2 Mark nach heutigem Geldwert) zu kaufen war. Übrigens konnten sich die Pächter ihres Viehbestandes nur erfreuen, wenn sie hiervon einen großen Prozentsatz herumstreichenden Marodeuren und sonstigem raublustigen Gesindel „gutwillig“ überließen. Auch die Wölfe nahmen sich ihren Anteil an den Schaf- und Kälberherden. Demnach war es schon als ein Zeichen kulturellen Fortschritts zu begrüßen, als endlich im Jahre 1761 eine „Cambiatúra“ errichtet wurde, welche an der Stelle des heutigen Csatáds stand. Die darin unterhaltene militärische Besatzung hatte die Aufgabe, einen Teil der über Mokrin nach Komlos führenden Straße bis Temesvár zu bewachen und die Reisenden mit bewaffneten Begleitern zu versehen. Dieser Wachtposten hieß auf der Landkarte vom Jahre 1761 „Cetatie“ (rumänisch „Stadt“).

Das am 25. Februar 1763 von der tatkräftigen Kaiserin Maria Theresia erlassene berühmte Ansiedlungspatent erweckte endlich die unter dichtem Gestrüpp in Trümmern liegende Gemeinde Csatád abermals zu neuem Leben. Die Beendigung des Siebenjährigen Krieges bot der großen Kaiserin nunmehr die ersuchte Gelegenheit, die Besiedlung des Banats tatkräftig in Angriff zu nehmen. Durch den geschlossenen Frieden wurden viele Truppenteile der kriegführenden Teile entbehrlich und bildeten daher einen willkommenen Kern für Siedlungen. Da sich aber nur ein Bruchteil der Mannschaften zur Ansiedlung willig fand, erließ die Kaiserin öffentliche Aufrufe in deutschen Landen, bot Vergütung der Reisekosten, Anweisung auf Land und Haus, Bau- und Brennholz sowie sechsjährige (Handwerkern zehnjährige) Steuerfreiheit. Allerorten im heiligen römisch-deutschen Reiche meldeten sich nun Auswanderungswillige. Inzwischen wurden im Banat die weitestgehenden Anordnungen zum Empfang der mit großer Ungeduld erwarteten neuen Ankömmlinge getroffen. So ward im Jahre 1766 in Temesvár eine besondere Ansiedlungskommission ins Leben gerufen, deren Präsident Graf Lamberg wurde. Als diese in Tätigkeit trat, wurde der Banatischen Praedien-Societät der Vertrag gekündigt und diese mußte schon im Frühjahr 1767 die Pušta der besagten Kommission zur freien Verfügung überlassen.

In den Monaten Mai, Juni und Juli 1767 kamen die Schiffstransporte deutscher Einwanderer auf der Donau bis Titel. Von hier aus wurden die Ankömmlinge auf die ihnen zugewiesenen Besiedlungsplätze weitergeführt. Waren die Auswanderer auf ihrem Wege auch nicht auf Rosen gebettet, so war doch dieser letzte Abschnitt der martervollste und fürchterlichste der ganzen Reise. Auf dem unwegsamen und sumpfigen Gebiet konnte infolge der brennenden Tageshitze nur nachts marschiert werden, die Transporte kamen wegen der hemmenden Weiber- und Kinderschar nur langsam vorwärts, viele versanken im Morast und andere mußten, von unheilbarem Sumpf- fieber gepackt, sterbend ihrem traurigen Schicksal überlassen werden. Zudem waren die armen

Wanderer schutzlos allen auf der weiten Einöde mit verheerender Gewalt auftretenden Elementarereignissen preisgegeben. Sonach waren die ersten Eindrücke, welche die neue Heimat auf die Ankömmlinge machte, gewiß nicht angenehm, und viele bereuten es auch tief, ihr altes Vaterland verlassen zu haben.

Mit der Leitung der Besiedlung Csátáds war der Banatrat Hildebrand betraut, der die neue Gemeinde rings um die postalische Cambiatura auf dem höchsten Nivellierungspunkt mit 202 Häusern für ebenso viele deutsche Familien nebst einem Pfarrhof und einer Schule von Grund auf baute und nach eifriger Arbeit bis zum Herbst 1767 fertigstellte¹⁾. Es wurden nur katholische Kolonisten zur Besiedlung zugelassen. Es stammten laut Matrikelbuch der Csátáder Pfarre die ersten Ansiedler aus folgenden Gebieten: aus Luxemburg kamen die Familien Keller, Kleer, Schmidt, Nicola, Benedict, Weißgerber, Frisch, Noél, Hemmen, Aller, Klein, Lorentz, Massoni, Reitter, Leithelm, Kanten; aus Lothringen: Flander, Blum, Altmaier, Becker, Raimert, Gehl, Brett, Bohn, Anton, Jakobi, Mary, Janz, Moser, Lang; aus dem Kurfürstentum Trier: Stefan, Hochstraßer, Till, Bart, Kronsberger, Brand, Heich, Kühlburger, Endres, Kehl, Maus, Priß, Funf, Bücher, Martin, Balbierer, Weirich, Steinmetz; aus Nassau: Meijner, Maier, Herzog; aus Virenfeld: Heckl, Uhl.

Alle diese Familiennamen kommen auch heute noch nicht nur auf der Fläche des Banats, sondern zum großen Teile auch in Kroatien-Slawonien vor; allerdings müßte man sich erst der mühevollen Arbeit unterziehen, diese Namensverwandtschaft auch blutsverwandtschaftlich näher zu untersuchen.

Hildebrand war in seiner Art ein sehr wackerer Mann und erzielte mehrfach die Anerkennung Kaiser Josefs II., doch beging er den Fehler, den neuerbauten, mit deutschen Einwohnern besetzten Ort auf den madjarischen Namen Csátád zu taufen, obwohl der einstige Besitzer des Bodens im 15. Jahrhundert, das längst untergegangene Chatagegeschlecht, mit dieser Neugründung gar nichts zu tun hatte.

Die Ortsgemeinde gehörte anfangs zur Hatzfelder Pfarre, doch schon Ende 1767 erhielt sie als provisorischen Administrator einen madjarisierten slawophilen Seelsorger, dessen Wirken sich nicht als sehr segensreich erwies.

Auf Anordnung des Grafen Clary, Gouverneurs der banatischen Provinz, wurde 1769 die Aufteilung des Grundbesitzes vorgenommen. Jedes einzelne Haus erhielt 32 Katastraljoch Bodenfläche zugemessen. Nachdem hierdurch die Stabilität des Besitzes sichergestellt war, wurde zur Errichtung einer selbständigen Pfarre geschritten und aus dem „administrator“ wurde ein „parochus“. Aber die Pfarrer lösten sich ununterbrochen ab, denn die Csátáder Diözese wollte bei den deutschen Gläubigen durchaus einen madjarischen oder zumindest madjarenfreundlichen Seelenhirten unterbringen. Dieser Umstand trug viel zur Unzufriedenheit der Kolonisten bei, da diese Pfarrherren — der deutschen Sprache nicht mächtig — mit dem Volke nicht in seelischem Verkehr standen, sich um die geistigen und kulturellen Bedürfnisse der ihnen anvertrauten Seelen nicht kümmerten, ja die Ansiedler als „hergelaufenes minderwertiges Gesindel“ offenkundig verachteten. Hinzu trat noch der Umstand, daß die ohnehin sehr spät zugemessenen Felder erst gerodet, entsumpft und urbar gemacht werden mußten, um Früchte tragen zu können. Da aber inzwischen alle Vorräte und der von der Urheimat mitgebrachte Sparpfennig aufgezehrt waren, trat eine große Hungersnot auf, deren Andenken unter dem Volke auch heute noch lebendig ist. Als die Gemeinde sah, daß sie in ihrem Pfarrherrn keine Stütze in ihrer Not finden konnte, riß förmliche Anarchie ein. Den Behörden wurde kein Glauben mehr geschenkt, ihre Verordnungen nicht mehr beachtet; die Dienste des volksfremden „parochus“ nicht in Anspruch genommen und ihm das zustehende Deputat verweigert²⁾. Aber den staatlichen österreichischen Oberbehörden ist hieraus weiter kein Vorwurf zu machen, da die Kaiserin Maria Theresia mit Rücksicht auf diese Vorkommnisse in ihrer „Instruktion“ vom 14. November 1772 ausdrücklich befahl, von nun an zumindest deutschsprechende Seelsorger anzustellen.

1) Grisellini, „Versuch einer Geschichte des Temescher Banats“. Die Häuser ähnelten den Bauten der böhmischen Bergwerkskolonien.

2) Eine solche Gesittung brachten die Schwaben aus ihrer Urheimat! (Budapesti Hirlap, 7. Jan. 1900.)

Nach der im Jahre 1774 erfolgten Abdankung des Grafen Clary ward Freiherr v. Brigido dessen Amtsnachfolger. Der mit großem organisatorischen Talent begabte neue Gouverneur ließ ein neues Distriktsystem Platz greifen. Statt der bisherigen elf wurde das Gebiet in vier Bezirke geteilt und die Gemeinde Ešatád zur Residenz eines dieser Kreise bestimmt. Nach dem Muster der österreichischen Erblande wurde an deren Spitze je ein Kreishauptmann gestellt, dem das „Kreisamt“ nebst den anderweitigen Zivilbehörden untergeben waren. Das vor acht Jahren gegründete deutsche Gemeinwesen, welches im Jahre 1776 bereits 1045 Köpfe zählte, ward hierdurch zum Mittelpunkt einer Gebietsfläche von der beiläufigen Größe des heutigen Königreichs Sachsen. Hierher wurde der Strafgerichtshof und das Rentamt verlegt, hierher mußten Steuern und Reluten eingeliefert werden, hier befand sich der Appellationshof des freien Distrikts Groß-Kiskinda, wogegen heftiger Protest erhoben wurde. Mittels Dekret vom 18. Dezember 1777 wurden hier auch die Posten installiert.

Die kleine, provisorisch im Jahre 1767 erbaute Kirche war bereits baufällig geworden, der Gottesdienst fand schon seit 1771 im geräumigen Schulgebäude statt. Zur neuen Kirche spendete die Kaiserin einen namhaften Beitrag und bereits ein Jahr später (1778) war die noch heute bestehende schöne Kirche fertiggestellt, in welcher Nikolaus Lenau getauft wurde. Sie ward zu Ehren der Kaiserin der heiligen Theresia geweiht. Die noch heute verwendeten Meßgeräte (Monstranz, Ciborium, Kelch) und die drei Altäre stammen aus dem Besitz eines aufgelassenen Jesuitenlosters Oberösterreichs und sind ebenfalls eine Spende der Kaiserin.

Die Brigidische Kreiseinteilung dauerte leider nur einige Jahre. Denn schon im Jahre 1779 hörte die bisherige „Banatische Provinz“ zu existieren auf und der politische sowie administrative Wirkungskreis des bisher deutsch und ehrlich verwalteten, den Kolonisten wohlwollenden Kreisamtes ging in die verderbte und machthaberische Verwaltung des nach madjarischem System geleiteten „Komitats“ (Gespanschaft) über. Ešatád wurde, im Gegensatz zu seiner alten Zugehörigkeit, dem Torontaler Komitat einverleibt. Bereits im Jahre 1780 bekam die Gemeinde die veränderte Ordnung der Dinge zu fühlen. Der Vorsteher der Komitatsverleihungskommission, Graf Christof Nisžy, — der den deutschen Einwanderern überhaupt sehr übelwollend gegenüberstand — ließ den der Gemeinde Ešatád gehörigen Grundkomplex von den bisherigen kaiserlichen Ärarialgütern durch einen Graben trennen mit der offenkundigen Absicht, die den Einwanderern überlassenen Ländereien als ein dem Mutterland Ungarn wieder heimgefallenen, aber den Kolonisten „zu unrecht“ erteilten Besitz der öffentlichen Feilbietung preiszugeben¹⁾.

Auf dem Gebiet wurde die madjarische Urbarialgewalt eingeführt²⁾. Die Verwaltung des Gebiets hatte im Jahre 1781 die ungarische Hofkanzlei vom kais. österreichischen Ärarialgubernium übernommen. An der Spitze der Verwaltung stand der Hofrat Graf Franz Vásonkeő-Zichy, der eine „Temejer Kameraladministration“ ins Leben rief. Die bisherigen deutschen Beamten wurden abgelöst und nun begann die Rechtswirksamkeit der Leibeigenschaft bei den bisher freien Einwanderern. In Ešatád entstand statt des bisherigen Kreisamtes ein Rentamt, welches dem nach Temesvár verlegten Kreisamt untergeordnet ward.

Für den 10. Dezember 1781 wurde in Wien die öffentliche Feilbietung der zweiten Kategorie ärarischer Praedien für Südungarn ausgeschrieben. Unter diesen befand sich auch der Grundkomplex der Gemeinde Ešatád. Zum Glück für die Kolonisten meldeten sich nur wenig Kaufliebhaber und das als besonders fieberbringend verschrieene Gebiet der Gemeinde fand keinen Käufer. Diesem

1) Diese Maßregel war eine geradezu empörende Ungerechtigkeit. Jetzt, nachdem das sumpfige Odland endlich urbar gemacht wurde, weckte es die Begehrlichkeit der Komitatsgewaltigen! Die Kommission stellte sich auf den Standpunkt, daß die frühere österreichische Verwaltung nicht berechtigt war, das — hauptsächlich durch deutsche Krieger rückeroberte — Land „zu verschenken“, und da es nunmehr dem rechtmäßigen Mutterland wieder heimgefallen war, dürfe über dasselbe „zum Wohle des Ganzen“ ohne Rücksicht auf die Kolonisten verfügt werden.

2) Deren Einführung, d. i. Wiedereinführung, die Kaiserin Maria Theresia in ihren Reskripten vom 20. November 1741 und 10. Mai 1749 verboten hatte! Die Urbarialgewalt bestand aus den Rechten des ungarischen feudalen Adels, die sich aus folgenden Privilegien zusammensetzten: a) Grund und Boden gehörte dem Grundherrn; b) die Bauernschaft war zum Robott verpflichtet; c) der Grundherr besaß das „jus gladii“; d) das „jus primae noctis“; e) der Adel war bis zum Jahre 1848 von allen Abgaben frei, er leistete nur Kriegsgesolgenschaft mit der in der von König Andreas II. im Jahre 1222 erteilten „Goldenen Bulle“ enthaltenen Einschränkung.

Zufall ist es zu verdanken, daß die Ortschaft nicht in die Gewalt habgieriger Grundbesitzer geriet. Das ungarische Ärar überließ den Kolonisten ihr bisheriges eigenes Gebiet gegen einen stets zu erneuernden fünfjährigen Vertrag um einen Pachtzuschilling von $17\frac{1}{2}$ Kreuzern per Joch und Jahr mit Ausnahme eines Gebiets, welches zu Versuchszwecken für Gewinnung von Indigo, Baumwolle und Tabak dem Ärar vorbehalten, d. h. dem bisherigen Inhaber ohne jede Entschädigung weggenommen wurde.

Infolge völligen Mangels an geeignetem Baumaterial und wegen der mit großer Eile betriebenen Arbeiten war die im Jahre 1778 fertiggestellte Kirche bereits 1784 baufällig geworden. Dach und Gewölbe zerdrückten mit ihrem Gewicht die Seitenwände. Das Gotteshaus ward daher wiederhergestellt und erhielt, des leichteren Gewichts wegen, einen Dachstuhl aus Holz.

Die Gunst des Himmels und der Segen der Natur belohnten reichlich den mühevollen Schweiß der deutschen Einwanderer. Die Gemeinde wurde allmählich wohlhabend, in allen Wohnhäusern herrschte peinliche Sauberkeit. Als Kaiser Josef II. in den Jahren 1784–87 weitere Ansiedlungsedikte erließ, beriefen die Csatáder ihre Reichsverwandten und alsbald konnte an die Gründung der Gemeinden Lovrin und Blumenthal geschritten werden. Ja sie nahmen auch die in der Kaschauer Diözese fast Hungers gestorbenen Stammesgenossen mit offenen Armen auf und sorgten edelmütig für ihr ferneres Fortkommen¹⁾.

Im Jahre 1791 erhielt die Gemeinde eine Kompanie Württemberg-Drägoner als Garnison zugewiesen und 1797 endlich den ersten deutschen aus ihrer Mitte hervorgegangenen Seelsorger namens Josef Gruber.

Das Jahr 1802 ist mit unvergänglichen Lettern in die Geschichte Csatáds eingetragen. In diesem Jahre wurde Nikolaus Lenau im Erdgeschoß des einstöckigen Amtsgebäudes am 12. August geboren und in der Kirche des Ortes von Pfarrer Gruber am 13. August getauft. Denn dieser Tag ist im Taufregister eingetragen²⁾. Der spätere Dichter verlebte in Csatád nur seine ersten fünf Kinderjahre. Dennoch blieb der Eindruck seiner südungarischen Heimat für immer in seiner Seele haften, er besang sie in unübertrefflicher Weise in seinen herrlichsten Gedichten. Sein Andenken wurde zuerst im Jahre 1876 durch den Csatáder Landmann Mathias Gehl durch eine am Geburtshaus Lenaus angebrachte Gedenktafel mit deutschem Text (In diesem Hause wurde Nikolaus Lenau am 13. August 1802 geboren. Weltbefreien kann die Liebe nur. [Lenau.] Gewidmet durch Mathias Gehl aus Vaterlandsliebe dem Dichter Lenau am 13. August 1876) verewigt. Die Angabe des Geburtstags des Dichters ist auch hier falsch. Vor dieser Gedenktafel wurde am 13. August 1902 der Grundstein des Lenaudenkmals gelegt und ein Jahr darauf das Denkmal selbst enthüllt.

Im Jahre 1820 wurde die bisherige Dorfgemeinde zu einem Marktflecken erhoben und erhielt damit das Recht, je einen Wochenmarkt und drei Jahrmärkte abzuhalten. 1831 erhielt der Ort eine Apotheke, weil die Cholera alljährlich ziemlich bedeutende Opfer forderte.

In den Revolutionsjahren 1848/49 mußte das Gemeinwesen viel unter den Eintreibungen und Kriegssteuern leiden, welche ihm beide kriegsführende Teile abwechselnd auferlegten. Nach dem für die Insurgenten unglücklichen Treffen bei Csatád am 4. August war die Ortschaft mit Verwundeten überfüllt; das Gemeindehaus, die Kirche und die Schule sowie Privatwohnungen wurden zu Lazarettten umgewandelt. In Ermangelung eines Arztes mußte der Gemeindecirurg die Pflege der Verwundeten leiten. Auf Anordnung der Ortsvorsteherung mußte täglich eine andere Gasse die Speisen für die Verwundeten liefern, und die wackeren Schwaben ließen sich auch nicht spotten, sondern machten ihrem guten Herzen alle Ehre.

Nach der ungarischen Niederlage von Világos (unweit Arad) sollte auch in Csatád der Sieg der österreichisch-russischen Waffen gefeiert werden. Doch der damalige — wieder einmal madjarische — Pfarrer Josef Brassay weigerte sich, das Tedeum zu zelebrieren und wies diese „freche

1) Wen es interessiert, zu erfahren, wie einzelne Bischöfe und madjarische Grundbesitzer mit den von der Urheimat wegelocten Kolonisten umsprangen, lese den Artikel Nikolaus Alts: Wer brachte die Deutschen nach Neu-Pazua (Volksblatt für Syrmien, 11. Jan. 1908, Ruma).

2) Es sollte noch beizeiten für eine photographische Wiedergabe des betreffenden Matrikelblattes gesorgt werden, solange das Matrikelbuch noch existiert.



Das am 2. September in Potsdam enthüllte Denkmal des amerikanischen Generals
Friedrich Wilhelm v. Steuben

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Zumutung" entrüstet zurück. Das Hochamt zelebrierte danach der Pfarrer von Triebswetter und auf dem nachfolgenden Bankett bekannten sich alle Csatáder als unbedingte Anhänger des Erzhauses Österreich. Am 1. Oktober wurde Pfarrer Brassay wegen einer Predigt, welche eine schwere Beleidigung des Herrscherhauses enthielt, nach Schluß des Gottesdienstes verhaftet. Seine Aburteilung erfolgte in Temesvár, doch wurde er bereits am 18. Januar 1850 begnadigt.

Am 2. November 1850 wurde in Billed eine von den Csatádern angeregte Versammlung der südungarischen Schwaben abgehalten. Die Vertreter von 35 deutschen Gemeinden erteilten dem Bogaroscher Pfarrer Josef Novak die Vollmacht, sie in ihren politischen Angelegenheiten den Behörden gegenüber zu vertreten. Damals tauchte bei den mit der madjarischen Führung des Landes unzufriedenen Schwaben zum erstenmal der Plan auf, das Banat von Ungarn loszureißen und Österreich anzugliedern. Diesem Plane schloß sich im Jahre 1861 auch das Deutschtum der Batschka an. Die politischen Forderungen gingen dahin, das Banat nebst der Batschka als „Deutsche Grafschaft“ zu vereinigen und diese unter den unmittelbaren Schutz Österreichs zu stellen. Dieser Plan wurde aber durch den im Jahre 1867 stattgefundenen „Ausgleich“ zwischen Österreich und Ungarn vereitelt.

Die heutige Gemeinde Csatád ist ziemlich wohlhabend, zählt (1900) 3210 Seelen und ist trotz eifrigster Madjarisierungsbestrebungen der Behörden noch immer kerndeutsch. Aber seine einstige Bedeutung hat der Ort längst verloren, denn die Eisenbahnbauten der fünfziger Jahre lenkten den Verkehr nach Hatfeld und Temesvár. Csatád wurde hierdurch zu einem abgelegenen Orte, seine Märkte verfielen. Heute besitzt die Ortschaft einen Landwirtschaftlichen, einen Schützen- und einen Leseverein, ferner einen Leichenverein und zwei Sparkassen. Der schöne Wald, welcher noch in den achtziger Jahren die Ortschaft umgab, wurde vom ungarischen Ärar als Eigentum eingezogen, veräußert und abgeholzt.

Die Deutschen in Bosnien.

Von

Dr. Hans Pokorny in Cowce (Galizien).

Wenn in Posen oder in Amerika Land an Ansiedler übergeben wird, so ist es entsumpft und ausgerodet, Wohn- und Wirtschaftsgebäude stehen darauf, die Ansiedler können ihre fruchtbringende Arbeit sofort beginnen. Die Art und Weise, wie die österreichisch-ungarische Regierung Bosnien und Herzegowina seit der Okkupation dieser Länder (1878) besiedelte, war von der in Preußen und Amerika geübten grundverschieden. Man lockte Leute heran, steckte sie in weit-entlegene Urwälder und Sümpfe, die sie auf eigene Kosten und eigene Gefahr roden und entsumpfen mußten. Dieses Land, das sie im wahrsten Sinne des Wortes erarbeiteten und eroberten, wurde nicht einmal ihr Eigentum, sie sitzen auch jetzt zumeist nur als Pächter der Regierung darauf. Die Leiden dieser zum Teil deutschen Ansiedler sind kaum zu beschreiben. Zu der schweren Arbeit kam, daß es an diesen abgelegenen, von jedem Verkehr abgeschnittenen Orten an Trinkwasser, an Nahrungsmitteln, an ärztlicher Hilfe fehlte. Häufig, wie in der Kolonie Branjevo an der Drina, die im Jahre 1891 von Schwaben aus der Batschka (Südungarn) gegründet wurde, stellte sich Malaria ein. Damals verließen viele Ansiedler ihre Blockhäuser und kehrten fluchtartig in ihre alte Heimat zurück. Es gab Familien, die gänzlich ausstarben, und fast die Hälfte der Erban siedler erlag der Seuche, diejenigen aber, die zurückblieben, rodeten, ausgehungert, blutleer, von der Malaria entsetzt, vor Schwäche und Fieber sich kaum noch auf den Beinen haltend, den Urwald weiter. Unverdroffen, opferbereit und arbeitsstark quälten sie sich lange Jahre damit ab, aus den bosnischen Urwäldern und Sümpfen wohlgeordnete und beackerte deutsche Heimstätten zu schaffen. Ähnliche Zustände gab es vielleicht nur noch in Südrußland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als Katharina II. deutsche Ansiedler zur Urbarmachung der den Tataren abgenommenen weiten Länderstriche herbeirief. Sehr viele der deutschen Siedlungen in Bosnien und Herzegowina entstanden auf diese Weise und heute wohnen an 20000 Deutsche in diesen Ländern.

Josef Heimfelsen, ein in Sarajewo ansässiger Schriftsteller, macht uns in einer verdienstvollen Schrift, „Die deutschen Kolonien in Bosnien“ (Wien, Gerold u. Ko.), mit den Verhältnissen und Schicksalen dieser Ansiedler bekannt, wobei er allerdings nur die im Norden und Nordosten Bosniens gelegenen deutschen Siedlungen im Auge hat. Diese Deutschen stammen aus den verschiedensten Ländern; es sind Deutsche aus Ungarn, Galizien, Rußland, Westfalen, den Niederlanden, aus Preussisch- und Österreichisch-Schlesien. Auf Sümpfen und Waldboden zauberten sie durch zähe Arbeitskraft und unermüdlichen Eifer Häuser, Dörfer, Gärten, Ackerfelder hervor, aber diese so überaus erfolgreiche Arbeit wird ihnen von der Regierung nicht gelohnt, sie werden ganz sich selbst überlassen und finden weder Entgegenkommen noch Unterstützung. Eigentümer des von ihnen urbar gemachten Bodens können sie nur unter der Bedingung werden, daß sie die bosnisch-herzegowinische Landeszugehörigkeit erwerben, die ihnen von der Regierung nach Belieben gewährt oder verweigert werden kann. Die Unsicherheit dieser Rechtsverhältnisse mindert die Kreditfähigkeit, denn unter solchen Umständen ist die Aufnahme von Hypothekarschulden ausgeschlossen. Der Kulturträger von ehemals ist für die Regierung zum Steuerträger geworden, dessen wichtigste Aufgabe ist, die Abgaben pünktlich zu leisten; ob und wie er sein Leben fortfristen mag, das ist seine Sache ganz allein. Zwar stehen in den meisten Kolonien Ackerbau und Viehzucht auf hoher Stufe, aber diese Siedlungen sind von allem Verkehr abgeschnitten, die nächsten Marktplätze sind meilenweit entfernt, keine Eisenbahn, sondern nur äußerst schlechte, bei ungünstiger Witterung ganz unbenutzbare Wege führen hin. Die Folge ist, daß die Kolonisten nur so viel erzeugen, als sie für den eigenen Gebrauch benötigen, daß nicht nur die Ausfuhr, sondern auch der Fortschritt aufhört.

Zum Teil sehr schlecht ist es mit den Schulen bestellt. Nur die reicheren Kolonien sind in der Lage, ihre Schulen selbst zu erhalten und diese sind sehr gut geleitet. Es gibt aber Siedlungen, welche der Schulen gänzlich entbehren, so daß die Kinder Analphabeten zu werden drohen, was um so schädlicher wäre, als zahlreiche der aus Rußland eingewanderten Deutschen — z. B. in der Kolonie Urbaska — des Lesens und Schreibens unkundig sind. Die Landesbehörden sind dem deutschen Schulwesen nicht geneigt. Die Unterstützungen, die früher den deutschen Schulen gewährt wurden, wurden in letzter Zeit gestrichen, selbst von den deutschen Privatlehrern wird die Lehramtsprüfung verlangt, was mit Rücksicht auf die Verhältnisse des 80 v. H. Analphabeten zählenden Landes als Schikane bezeichnet werden muß, ja es ist zu befürchten, daß die vom Staate bereits übernommenen deutschen Schulklassen im Herbst dieses Jahres kroatische Lehrer und kroatische Unterrichtssprache erhalten werden. Dies wäre wohl ein Vertrauensbruch schlimmster Art, denn niemals würden die deutschen Ansiedler ihre Schulen der Staatsverwaltung übergeben haben, wenn sie geahnt hätten, daß daselbst die kroatische Unterrichtssprache eingeführt werden sollte. Weit schlimmer als die Kinder der Bosniaken, denn völlig unterrichtslos, würden dann in Bosnien hundert und aberhundert deutscher Kinder aufwachsen. Als gelegentlich einer Inspizierung der Lehrer die Schüler deutsch singen ließ, sagte der Schulinspektor: „Sie brauchen nicht mehr deutsch singen und beten zu lassen. In 10–20 Jahren wird von diesen Kindern sowieso keines mehr deutsch sprechen.“

Die deutschen Ansiedler sind politisch gänzlich entrechtet. Als der bosnisch-herzegowinische Landtag geschaffen wurde, bewarben sie sich vergeblich um eine einzige Virilstimme. Gegenwärtig werden sie im Landtag durch einen katholischen Kroaten vertreten, und dies ist um so eigentümlicher, als sie zumeist evangelischen Bekenntnisses sind. Und doch besaßen sie in ihrer Heimat als vollwertige Staatsbürger die ihnen zukommenden politischen Rechte.

Trotzdem haben es zahlreiche deutsche Siedlungen, besonders die Schwestergemeinden Windthorst und Rudolfstal an der Heeresstraße Banjaluka—Bosnisch-Gradiska — allerdings ganz ausschließlich durch eigene Kraft —, zu schöner Blüte gebracht.

Die Kolonie Windthorst ist die älteste und höchstentwickelte unter den deutschen Siedlungen. Im Herbst 1878 veröffentlichte der Prior Franz vom Trappistenkloster Maria Stern bei Banjaluka im „Christlichen Pilger“ einen Aufsatz, worin er darauf aufmerksam machte, daß es vorteilhaft sei, sich im Urbastal in Bosnien niederzulassen. Daraufhin erwarben im Jahre 1879 die Badenser Brenzinger, Freiseis und Spohn von Sahlibeg Ibrahimbegovic ein Anwesen im Urbastal um den Betrag von 500 Dukaten. Nach ihnen kauften Galleman aus Preußen, der Rheinländer te Best

und zahlreiche andere Ansiedler, insbesondere aus dem Industriebezirk Essen, Grundbesitzungen im Urbastal an. Es ist unrichtig, daß sie vom österreichischen Ärar Rodungsland unentgeltlich erhielten, sie kauften das Land, wenn auch um billiges Geld, von den früheren Eigentümern, zumeist Mohammedanern. Unterstützt wurden sie nur von den Trappisten des Klosters Maria Stern, insbesondere von dem Prior Pater Franz und von Pater Beda, einem ehemaligen Dragoneroffizier, der die ersten Satzungen für die neu entstandene Gemeinde ausarbeitete. Sie erhielt, dem deutschen Zentrumsführer zu Ehren, den Namen Windthorst. Die Ansiedlung hat heute eine Ausdehnung von 17 km, zählt 2000 Einwohner, besitzt ein schönes und geräumiges Schulhaus und die schönste gotische Kirche Bosniens. Die Einwohner sind wohlhabend. Windthorst ist in bezug auf Ackerbau und Viehzucht für ganz Bosnien musterträchtig. Das gleiche gilt von der Nachbarkolonie Rudolfstal und dem einige Kilometer entfernten Königsfeld, wo Deutsche aus Südbungarn, Galizien, Mähren und den Niederlanden auf rund 3000 Joch musterhafte Wirtschaften führen. Würde dieses Gebiet durch eine Bahnlinie größeren Marktplätzen nähergebracht, so würde es zur bosnischen Kornkammer werden, während infolge des Mangels dieser Verbindung die Zufuhr der landwirtschaftlichen Maschinen, des Kunstdüngers u. dgl., aber auch die Ausfuhr der Bodenfrüchte erschwert und verteuert, ja zum Teil unmöglich wird — so gibt es für das im Hause nicht verbrauchte Obst keine andere Verwendung, als damit die Schweine zu füttern. Der Mangel der Bahnverbindung hat zur Folge, daß es Fabrikindustrien in größerem Maßstab nicht gibt, wodurch der Überschuß der Bevölkerung zur Auswanderung genötigt wird. Die Sorglosigkeit der Regierung ist auch in anderer Hinsicht von übelsten Folgen. So ist die Postverbindung eine derart unvernünftige, daß ein Brief von Windthorst eher nach Wien als nach der Nachbarkolonie Königsfeld gelangt. Weiter hat Windthorst zwar einen eigenen Gemeindefeldarzt, aber weder Apotheke noch Krankenhaus. Die Heilmittel müssen aus Bosnisch-Gradiska (105 km Entfernung) geholt werden. Das nächste Krankenhaus wäre wohl in Banjaluka, da es aber zu klein ist, das Landeshospital in Sarajewo infolge der schlechten Straßenverbindung schwer erreichbar ist, pflegt man die Kranken in das Spital nach Agram zu bringen.

Die Mißstände, die durch die Nachlässigkeit und Teilnahmslosigkeit der Regierung entstehen, sind aber dort noch weit größer, wo die wirtschaftliche Entwicklung nicht so günstige Grundlagen hat wie in Windthorst und Umgebung. Mit vollem Recht sagt daher Heimfelsen: „Indifferenz, Indolenz, Rücksichtslosigkeit der Regierung gegen alle deutschen Ansiedler tun das ihrige, um den Deutschen das Dasein möglichst zu verleiern. Man möchte den ‚deutschen Dünge‘ haben für ein neu erwachtes Kulturland Bosnien, aber die deutschen Pioniere des Beamten-, Ackerbau-, Industrie- und Arbeitertums aufgegangen im slawischen Volkselement der Einheimischen. Oder dem, der deutsch bleiben will, ein kräftiges, aber unabänderliches ‚Hinaus‘ — als letzten Gruß und letzten Dank eines Landes, einer Regierung, der seit mehr als dreißig Jahren deutsche Kultur und deutscher Fleiß, deutsche Arbeitsfähigkeit — Handlangerdienste leisteten im Einführen dieser Länder in die Rangordnung europäisch-zivilisierter Staaten.“ Die Deutschen in Bosnien werden eben in ganz der gleichen Weise behandelt wie die gleichfalls von der Regierung herbeigelocten deutschen Ansiedler in Galizien, in Ungarn. Kennzeichnend für dieses Vorgehen sind folgende Worte eines deutschen Ansiedlers, der aus Rußland nach Bosnien kam: „Als es in Rußland nicht mehr möglich schien, Religion und Sprache unseren Kindern und Kindeskindern zu erhalten, da kehrten wir in die Länder des Kaisers Franz Josef zurück. Wir erwarteten dort Schutz. Leider kam es und blieb es bis jetzt bei einer großen Enttäuschung. Es geht uns moralisch und materiell in Bosnien viel schlechter als in Rußland. Wir sind hier nichts anderes als Steuerobjekte, ohne halbwegs brauchbare Wege, haben keine oder nur ganz ungenügende Schulen und müssen es uns zu wiederholten Malen von den Beamten sagen lassen, daß unsere Zeit als Deutsche so viel wie herum ist.“

Die Schuld an diesen Übelständen müssen wir aber nicht nur der bosnischen Regierung, sondern auch der deutschen Nation selbst beimessen, die es noch immer nicht versteht, die Auswanderung aus den Mutterländern national zu organisieren. Heimfelsen behauptet, daß der „politische Standpunkt“ nachhaltig für die Weitererhaltung der deutschen Kolonien in Bosnien spricht, weil die Österreichisch-Ungarische Monarchie, weil Bosnien und die Herzegowina solcher Elemente nicht entbehren können. Diese Behauptung beweist, daß selbst Deutsche, die so national empfinden

wie Heimfelsen, noch nicht gelernt haben, national zu denken. Es handelt sich ja ganz und gar nicht darum, ob Österreich-Ungarn, ob Bosnien und Herzegowina deutsche Kolonien benötigen, sondern nur darum, ob diese Kolonien der deutschen Nation zum Vorteil gereichen. Und da muß mit einem entschiedenen „Nein!“ geantwortet werden. „Nicht zum Germanisieren,“ sagt Heimfelsen, „kamen unsere Stammesbrüder in das Land, sondern zum Kolonisieren und Kultivieren. Der deutsche Bauer zeigte sich überall als bester Lehrmeister, wo es galt, Ackerbau, Viehzucht, Industrie zu gründen und zu heben.“ Vom deutschen Standpunkt ist es vollständig gleichgültig, ob Bosnien ein kultiviertes Land ist oder nicht. Auf Grund tausendjähriger Erfahrungen sollten wir es vollständig satt haben, anderen Völkern als Kulturdünger zu dienen, wir ernten dafür nicht Dank, sondern nur Feindseligkeit und Haß. Das Tragen deutscher Kultur in die Fremde bedeutet eine ungeheure Vergendung unserer Volkskräfte — Tausende unserer Söhne sind im Slawentum untergegangen, haben ihr Bestes, das Deutschtum, eingebüßt. Wir halten es deshalb auch für unrichtig, wenn jetzt unter den Deutschen in Südungarn der Ruf laut wird, nach Bosnien auszuwandern. Die bosnische Regierung, die das Slawentum bevorzugt, erschwert das Dasein nicht nur den Deutschen, sondern auch den Mohammedanern, die deshalb nach Kleinasien auswandern. Die sog. „Türken Güter“ sind um billiges Geld zu erwerben und an ihrer Stelle entstehen in kurzer Zeit polnische und ruthenische Dörfer. Was den Polen und Ruthenen gelingt, so sagt man, könnten doch auch die Deutschen zuwege bringen, und „mit einigen tausend Gulden kann man in Bosnien ein großer Bauer werden“. Hierbei wird aber gänzlich übersehen, daß die Deutschen in Südungarn wirtschaftlich auf hoher Stufe stehen, daß sie, in geschlossenen Massen wohnend, national zu erstarken beginnen, eine Abwanderung sie national nur schwächen könnte. Eine Abwanderung der Deutschen aus Bosnien aber halten wir für keinen Abseitsstand, nur soll sie nicht nach Amerika, sondern nach den deutschen Grenzländern gerichtet sein, wo das Deutschtum der Kräftigung bedarf, nach Posen, Schlesien, Untersteiermark. Dort sind sie nicht in der Fremde, sondern in der Heimat, dort halten die deutschen Schutzvereine die schirmende Hand über ihnen, dort tragen sie, indem sie für ihre eigene wirtschaftliche Stärkung sorgen, auch zur Hebung des Deutschtums bei.

Deutsche und Romanen in der Schweiz.

Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1910.

Von

Realschuldirektor Prof. Dr. Johannes Semmrich in Plauen i. V.

Die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 sind nach Kantonen und Bezirken bereits veröffentlicht worden. Bis zur Bekanntgabe der Ergebnisse für die einzelnen Gemeinden werden voraussichtlich noch einige Jahre vergehen. Es sollen deshalb an dieser Stelle die wichtigsten Ergebnisse, die sich aus der vorliegenden Veröffentlichung ergeben, mitgeteilt und soweit als möglich mit den Ergebnissen der früheren Zählungen verglichen werden. Was über die statistisch nicht faßbaren Verhältnisse zu sagen ist, hat sich in keinem wesentlichen Punkte gegen früher geändert. Es sei deshalb auf den unter gleicher Überschrift in dieser Zeitschrift (Jg. 1902, Heft 2) veröffentlichten Aufsatz hingewiesen. Noch ausführlicher ist die Sprachenfrage von mir im Globus (LXXV, 1899) behandelt worden. Auch das dort Gesagte gilt fast durchweg noch heute.

Als das wichtigste Ergebnis der Zählung von 1910 kann festgestellt werden, daß die Bevölkerungsbewegung der Deutschen und Franzosen in der Schweiz sich im letzten Jahrzehnt umgekehrt wie im vorhergehenden gestaltet hat. Die Zunahme der deutschen Bevölkerung ist erheblich stärker geworden, die der französischen zurückgegangen. Mit der allgemeinen Zunahme der Deutschen geht Hand in Hand ein erneutes Einstürmen deutscher Zuwanderer in die französische Schweiz und entsprechendes Anwachsen des deutschen Bevölkerungsanteils im französischen Sprachgebiet. Von der Zunahme der französischen Bevölkerung entfällt ein Teil auf das deutsche Sprachgebiet, und zwar derart, daß die in der Verstreung wohnenden Franzosen innerhalb der rein deutschen Gebiete zugenommen haben.

Die verhältnismäßig stärkste Zunahme zeigen, wie vor zehn Jahren, die Italiener. Hierbei handelt es sich aber nicht um eine Erweiterung des italienischen Sprachgebiets, sondern um eine starke Zuwanderung namentlich italienischer Arbeiter. Zum erstenmal übertrifft auch die absolute Zunahme der Italiener mit 79000 Köpfen die der Franzosen, die sich nur um 63000 vermehrt haben.

Bei den nachfolgenden statistischen Angaben ist zu beachten, daß die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung die ortsanwesende Bevölkerung berücksichtigen, während die gemeindeweise veröffentlichten endgültigen Ergebnisse seit 1888 sich auf die Wohnbevölkerung beziehen. Der besseren Vergleichbarkeit halber sind im folgenden auch für die früheren Zählungen, soweit es irgend möglich war, die Ergebnisse für die ortsanwesende Bevölkerung zugrunde gelegt. Die ortsanwesende Bevölkerung ist in der ganzen Schweiz nur um 23031 Köpfe höher als die Wohnbevölkerung. Noch geringer ist der Unterschied für die Gesamtziffern der Deutschen und Franzosen. Er betrug bei der Zählung von 1900 für die Deutschen nur rund 6000, für die Franzosen nur wenig über 2000 Köpfe. Auch die für längere Zeit beschäftigten italienischen Arbeiter werden der Wohnbevölkerung zugerechnet. Der Hauptunterschied entfällt auf die Ausländer, die in der Schweiz nicht einheimische Sprachen reden und sich während des Winters zumeist als vorübergehend Anwesende in den Winterkurorten und Wintersportplätzen aufhalten. Ein wesentlicher Unterschied zwischen ortsanwesender und Wohnbevölkerung ist deshalb nur in dem Kurortbezirk Vivis des Waadtlandes und einigen Bezirken Graubündens festzustellen.

Die Gesamtbevölkerung der Schweiz stellte sich am 1. Dezember 1910 nach der Muttersprache wie folgt:

Deutsche	2599154 = 69,0 v. H.	Italiener	301525 = 8,0 v. H.
Franzosen	796244 = 21,1 "	Rätoromanen	39834 = 1,1 "

Verhältnismäßig am stärksten haben sich die „anderen“, d. h. in der Schweiz nicht einheimischen Sprachen vermehrt. Die Zahl der ihnen Zugehörigen beträgt 28445 = 0,8 v. H., die Zunahme in zehn Jahren 102 v. H.

Die erste Erhebung der Muttersprache für jede einzelne Person erfolgte 1880. Seitdem fanden Volkszählungen 1888, 1900 und 1910 statt. Die absolute und relative Zunahme für die vier Landessprachen stellt sich wie folgt:

	1880—1888	1888—1900	1900—1910
Deutsch	61758 = 3,0 v. H.	226575 = 10,8 v. H.	280049 = 12,1 v. H.
Französisch	29965 = 4,9 "	95248 = 14,9 "	63024 = 8,6 "
Italienisch	—5317 = —3,3 "	65641 = 41,9 "	79078 = 35,6 "
Rätoromanisch	—350 = —0,9 "	302 = 0,8 "	1157 = 3,0 "

Der Anteil der vier Landessprachen an der Gesamtbevölkerung stellt sich nach diesen vier Zählungen wie folgt:

	1880	1888	1900	1910		1880	1888	1900	1910
Deutsch	71,2 v. H.	71,4 v. H.	69,7 v. H.	69,0 v. H.	Italienisch	5,7 v. H.	5,3 v. H.	6,7 v. H.	8,0 v. H.
Französisch	21,3 "	21,8 "	22,0 "	21,1 "	Rätoromanisch	1,4 "	1,3 "	1,2 "	1,1 "

Aus diesen Ziffern ergibt sich, daß in den letzten zehn Jahren alle vier Sprachstämme zugenommen haben. Die absolute Zunahme ist natürlich bei den Deutschen am stärksten, da sie ja den größten Teil der Bevölkerung stellen. Besonders erfreulich ist das stärkere Ansteigen dieser Zunahme im letzten Jahrzehnt. Die französische Bevölkerung zeigt im letzten Jahrzehnt eine auffallende Verminderung der Zunahme, die nur noch zwei Drittel von der in den zwölf vorhergehenden Jahren betragen hat. Diese verminderte Zunahme betrifft das französische Sprachgebiet selbst. Die Zunahme der Italiener ist immer von dem Bedarf an Arbeitskräften abhängig. Die vorübergehende Abnahme im Jahre 1888 erklärt sich daraus, daß 1880 beim Bau der Gotthardbahn sehr zahlreiche Italiener beschäftigt waren, die 1888 wieder abgewandert waren. Jeder große Bahn- und besonders Tunnelbau läßt ihre Zahl sofort anschwellen. Daneben verbreiten sie sich aber immer gleichmäßiger über alle wirtschaftlich günstig dastehenden Landesteile, die großen Bedarf an Arbeitskräften für schwere Handarbeit haben. Die Rätoromanen erhalten sich ungefähr auf der gleichen Zahl.

Die Zahl der Italiener spiegelt sich auch in der der Ausländer wieder, deren Zahl jetzt 565 296 = 15 v. H. beträgt, 181 872 mehr als 1900. Es läßt sich zwar nicht genau feststellen, wieviel Ausländer auf jede der Sprachen entfallen, aber doch annähernd berechnen. Etwa die Hälfte, 270 bis 280 000, sind Deutsche, 180 bis 190 000 Italiener, etwa 75 000 Franzosen, der Rest kommt auf die landesfremden Sprachen. Von den Italienern ist also mehr als die Hälfte staatsfremd. Ihre Einwanderung ist in der italienischen Schweiz verhältnismäßig ebenso stark wie in der deutschen und französischen Schweiz.

Am stärksten sind die Ausländer in den Bevölkerungsmittelpunkten und den industriereichen Gegenden vertreten. Obenan steht unter den Kantonen der fast ganz städtische Kanton Genf mit 63 866 Ausländern = 41 v. H. der Bevölkerung. In der Stadt steigt die Verhältniszahl auf 42 v. H. Die Zuwanderung kommt hier zumeist aus Frankreich. Fast ebenso stark ist Basel Stadt mit Ausländern durchsetzt. Ihre Zahl beträgt in diesem städtischen Kanton 52 025 = 37 v. H. Hier sind es zumeist Reichsdeutsche, die mindestens ein Drittel der Bevölkerung bilden. Der Kanton Tessin beherbergt 44 545 Ausländer = 29 v. H. der Bevölkerung. Hier strömen Italiener zu. Die größte absolute Zahl weist der Kanton Zürich mit 102 904 Ausländern auf. Das macht mehr als ein Fünftel der Bevölkerung. Von diesen Ausländern im Kanton Zürich sind etwa 75 000 Reichsdeutsche. Sehr starke Zuwanderung von Ausländern haben noch die Kantone St. Gallen (53 208 = 18 v. H.) und Thurgau (25 969 = 19 v. H.). In diesen beiden an den Bodensee grenzenden Kantonen kommt etwa ein Drittel auf die Italiener, zwei Drittel auf die Deutschen. Die große Zahl der Italiener erklärt sich hier aus den Bahnbauten, die gegenwärtig ihrer Vollendung entgegengehen. Die zugewanderte reichsdeutsche Bevölkerung ist zumeist in der Textilindustrie tätig. Endlich ist im Kanton Waadt die Zahl der Ausländer mit 50 393 = 15,5 v. H. sehr beträchtlich. Hier finden sich die meisten Angehörigen der landesfremden Sprachen, zumeist Winterkurgäste in den Kurorten am Oberen See.

Da die Ausländer 15 v. H. der Gesamtbevölkerung bilden, fallen sie auch für die Verteilung der Bevölkerung nach der Muttersprache ganz erheblich ins Gewicht. Die Zunahme der drei Hauptsprachstämme ist zum großen Teil durch die Zahl der gleichsprachigen Einwanderer bedingt. Geht man auf die Zahlen für die Bezirke zurück, so läßt sich feststellen, daß in vielen Bezirken die Zunahme der Bevölkerung wie ihre sprachliche Gliederung viel mehr durch die staatsfremde als durch die einheimische Bevölkerung bestimmt wird. Im Bezirk Zürich z. B., also im wesentlichen in der Stadt Zürich, wohnen 72 652 Ausländer = 32 v. H. der Bevölkerung. Hier sind sie ebenso wie im Bezirk Schaffhausen mit 31 v. H. Ausländern und in dem an die badische Grenze bei Konstanz anschließenden Bezirk Kreuzlingen mit ein Drittel staatsfremder Bevölkerung zum allergrößten Teil Reichsdeutsche. Auch in den Bezirken St. Gallen und Rorschach bilden die Ausländer nahezu ein Drittel der Bevölkerung. Hier strömen auch vorwiegend Reichsdeutsche zu, die in der Stickereiindustrie beschäftigt werden. In dem Nachbarbezirk Tablat sind sogar über ein Drittel der Bevölkerung Ausländer, unter ihnen jedoch 4549 Italiener, die wohl zumeist Arbeiter beim Bau der neuen Alpenbahn sind. In den Bodenseebezirken Arbon und Bischofszell bilden die Staatsfremden noch 28 v. H. der Einwohner.

Die italienische Zuwanderung erhält auch im italienischen Sprachgebiet der Schweiz allein die Zahl der Italiener auf ihrer Höhe. Der Kanton Tessin zeigt ein starkes Anwachsen der Zuwanderung aus dem Königreich Italien. Die der Grenze am nächsten gelegenen Bezirke haben schon über ein Drittel, Lugano fast ein Drittel, Bellinzona und Locarno über ein Viertel, der Bezirk Leventina ein Viertel ausländischer Bevölkerung, die auch hier fast durchweg der reichsitalienischen gleichzusetzen ist. Nur in die Hochgebirgstäler dringt diese Zuwanderung nicht in nennenswertem Maße ein.

Der Fremdenverkehr bestimmte zur Zeit der Volkszählung im Winter die Zahl der Ausländer und zum größten Teil auch der Sprachfremden nur in wenigen Bezirken. Der Bezirk Visis hat 30 v. H., Lausanne ein Viertel Ausländer; in Graubünden haben die Bezirke Oberlandquart (mit Davos) und Maloja (mit St. Moritz und Pontresina) auch im Dezember über ein Drittel ausländischer Bevölkerung.

Die Zunahme der deutschen und der französischen Bevölkerung entfällt natürlich

zum allergrößten Teil auf ihr eigenes Sprachgebiet, aber es haben sich auch die sprachlichen Minderheiten beiderseits im Gegensatz zu der letzten Volkszählung vermehrt. Ob Verschiebungen der Sprachgrenze im statistischen Sinne vorgekommen sind, wird sich erst nach Veröffentlichung der Ergebnisse für die einzelnen Gemeinden feststellen lassen. Aber schon aus den für die Bezirke vorliegenden Zahlen läßt sich entnehmen, daß irgendwelche wesentliche Verschiebungen nicht erfolgt sein können. Rechnet man den Bezirk Saane mit der von der Sprachgrenze durchschnittenen Stadt Freiburg und den Walliser Bezirk Siders, in dem nur der Hauptort Siders sprachlich strittig ist, während alle anderen Gemeinden rein französisch sind, ganz zur französischen Schweiz und stellt man anderseits den von der Sprachgrenze durchschnittenen, zum größeren Teil deutschen Seebezirk im Kanton Freiburg für beide Sprachgebiete außer Rechnung, so ergeben sich 103 734 Deutsche für das französische Sprachgebiet, ohne die Bezirke Saane und Siders sind es 93 619. In den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl der Deutschen in der französischen Schweiz um rund 16 500 vermehrt (ohne die Stadt Freiburg). Auch die französische Bevölkerung zeigt trotz ihrer stark verminderten allgemeinen Zunahme doch noch ein Anwachsen ihrer Minderheiten. Im deutschen Sprachgebiet wohnen jetzt rund 37 000 Franzosen, 9900 mehr als vor zehn Jahren. Von der Zunahme entfallen aber nur 3800 Köpfe auf den deutschen Teil des Kantons Bern, also das wesentlichste deutsche Sprachgrenzgebiet, dagegen 6100 auf die übrigen Kantone.

Im italienischen Sprachgebiet hat sich die deutsche Minderheit um 2600 Köpfe erhöht. Auf die romanischen Bezirke Graubündens entfällt eine Zunahme der Deutschen um rund 2100 Köpfe, so daß die Zunahme der Deutschen außerhalb ihres Sprachgebiets auf 21 200 anzu-
 zusehen ist.

An der deutsch-französischen Sprachgrenze ist die Stadt Biel als wirtschaftlicher Mittelpunkt am Eingang zum Berner Jura von jeher das Hauptziel der französischen Zuwanderung in das deutsche Sprachgebiet gewesen. Während nun Biel bei der vorletzten Volkszählung die ungewöhnliche Zunahme von 41,5 v. H. aufwies, hat es im letzten Jahrzehnt seine Bevölkerung nur um 1567 = 7,1 v. H. vermehrt. Wirtschaftliche Gründe sind die Ursachen dieser geringeren Vermehrung; wo aber die wirtschaftlichen Verhältnisse sich ungünstig gestalten, flaut auch stets die Zuwanderung und damit die Zahl der aus fremden Sprachgebieten Zuwandernden ab. Dies gilt für die deutschen Bezirke ebenso wie für die romanischen. Im Bezirk Biel, der außer der Stadt nur wenige Orte umfaßt, wohnen jetzt 8699 Franzosen, 879 mehr als 1900. Die Zunahme ist geringer geworden. Immerhin hat sich die französische Bevölkerung verhältnismäßig noch etwas stärker als die deutsche vermehrt, so daß ihr Anteil von 30,9 auf 31,9 v. H. gestiegen ist. Im Nachbarbezirk Nidau, dessen Hauptort ein industrieller Vorort von Biel ist, hat sich dagegen die französische Bevölkerung nur um 16 Köpfe (auf 1275) vermehrt. Ihr Anteil ist von 7,2 auf 6,9 v. H. gefallen, so daß man sagen darf, daß in Biel samt Vororten das Verhältnis der beiden Sprachstämme ziffernmäßig nahezu dasselbe geblieben ist.

Die übrigen Berner Bezirke, die auf deutscher Seite an der Sprachgrenze liegen, sind rein deutsch geblieben. Eine etwas stärkere welsche Zuwanderung als früher weist die Bundeshauptstadt Bern auf. Im Bezirk Bern hat sich die Zahl der Franzosen von 3243 auf 5109, ihr Anteil von 3,5 auf 4,3 v. H. erhöht.

Im ganzen Kanton Bern beträgt die Zunahme der Deutschen 44010 = 9,1 v. H., die der Franzosen nur 6280 = 6,4 v. H. Diese im Gegensatz zu früheren Zählungen wesentlich geringere Zunahme des französischen Sprachstammes liegt in der Bevölkerungsbewegung von Welsch-Bern, also des Juragebiets, begründet. Dieses hat von jeher eine starke deutsche Zuwanderung gehabt, die aber in ihrem Nachwuchs infolge des Fehlens deutscher Schulen und aus anderen, schon früher (Jg. 1902) geschilderten Ursachen verwelkte. Diesmal zeigt französisch-Bern wieder ein Anwachsen der deutschen Kopfzahl, ja sogar im Durchschnitt eine etwas stärkere Vermehrung der Deutschen gegenüber den Franzosen. Eine weitere beträchtliche Abnahme ist nur im St. Immer-Tal (Bezirk Courtelary) zu verzeichnen. In diesem Uhrmacherbezirk dauern die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse an, die vor zehn Jahren schon eine noch viel stärkere Abnahme der Deutschen verursachten. Hier nimmt die deutsche Zuwanderung beständig ab. Dieselbe Erscheinung werden wir bei den Uhrmacherbezirken im Neuenburger Jura finden. Im St. Immer-Tal nimmt nicht nur

die deutsche, sondern auch die französische Bevölkerung ab. Der Bezirk hat 939 Köpfe verloren. Die Abnahme entfällt mit 491 auf die Deutschen und mit 471 auf die Franzosen. Nur die Italiener haben sich noch um 20, die „anderen“ um 3 Köpfe vermehrt.

Französisch-Bern zählt jetzt 108 220 Einwohner. Von diesen sind 86 000 Franzosen, nahezu 20 000 Deutsche, 2200 Italiener. Die französische Bevölkerung hat nur um 2800 Köpfe zugenommen. Ihre Zunahme ist verhältnismäßig etwas geringer als die der deutschen Minderheit und um 1000 Köpfe geringer als die Zunahme der französischen Bevölkerung im deutschen Teile des Kantons Bern, wo sie, wie oben gezeigt, zur Hälfte auf die Bundeshauptstadt entfällt.

Die absolute und relative Bewegung der Deutschen in den Bezirken von Französisch-Bern ergibt sich aus nachstehender Tabelle:

Bezirk	Deutsche	Zu- u. Abnahme der Deutschen		Anteil der Deutschen v. H.			
		1900—1910	1888—1900	1880	1888	1900	1910
Delsberg	4 564	+ 585	+ 477	25,1	25,1	24,8	25,4
Münster	6 652	+ 469	+ 52	57,1	58,3	51,9	28,9
Courtclary	5 142	— 491	— 2252	56,3	29,1	20,4	19,2
Neuenstadt	856	— 15	— 272	28,6	25,5	20,2	20,4
Freibergen	579	+ 7	— 32	4,7	5,6	5,4	5,5
Pruntrut	1 953	+ 269	— 151	6,6	7,1	6,3	7,6
Französisch-Bern 19 746		+ 826	— 2158	22,6	21,5	18,2	18,3

Auf der deutschen Seite der Sprachgrenze kommt der Kanton Solothurn hier in Betracht. Er zeigt günstigere wirtschaftliche Verhältnisse, infolgedessen auch ein Zufließen fremdsprachiger Einwanderung. Die Zahl der Franzosen hat sich um 901 auf 2818 erhöht, nahezu die Hälfte entfällt auf den Bezirk Lebern mit 1239 (+ 418). Hier hat sich der Anteil der Franzosen von 5,8 auf 6,9 v. H. erhöht. Vielleicht ist darin der Einfluß des neuen Weissensteintunnels zu erkennen, der die erste direkte Bahnverbindung zwischen Französisch-Bern und Solothurn geschaffen hat. Aber viel größer als die Zunahme der Franzosen ist im Kanton Solothurn die der Italiener, deren Zahl sich verdreifacht hat. Sie ist von 856 auf 2570 gestiegen.

In dem an Französisch-Bern angrenzenden Teile des französischen Sprachgebiets, dem Kanton Neuenburg, zeigt die Bewegung der Deutschen fast dasselbe Bild wie in Französisch-Bern. An Stelle der früheren Abnahme ist in den am See gelegenen Bezirken wieder eine Zunahme getreten. Im Bezirk Boudry haben sich die Deutschen sogar verhältnismäßig stärker als die Franzosen vermehrt. In den Bezirken Neuenburg und Traverstal haben sie mit diesen gleichen Schritt gehalten. In den übrigen Bezirken, die alle im Innern des Jura liegen, ist noch eine Abnahme der Deutschen festzustellen, jedoch ist diese wesentlich geringer als früher. Im Bezirk Rudolfstal ist sie schon nahezu zum Stillstand gekommen. Nur die ausgesprochenen Uhrmacherbezirke im hinteren Jura zeigen noch eine größere Abnahme der Deutschen. Sie bilden mit dem Berner Bezirk Courtclary wirtschaftlich ein gemeinsames Gebiet. Die Gründe für die weitere Abnahme der Deutschen sind hier dieselben, also dauernd ungünstige Lage in den Hauptorten der Uhrenindustrie. Der Rückgang in diesen an sich stark bevölkerten Bezirken drückt sich in der Gesamtziffer für den Kanton noch durch ein Herabdrücken des Anteils der Deutschen aus. Die italienische Zuwanderung hat im Kanton Neuenburg ganz wesentlich abgenommen. Die Zunahme der Italiener beträgt nur 83 Köpfe, d. i. 2,8 v. H.

Die Verteilung der Deutschen auf die einzelnen Bezirke und die früheren Verhältnisse zeigt folgende Tabelle:

Bezirk	Deutsche	Zu- u. Abnahme der Deutschen		Anteil der Deutschen v. H.			
		1900—1910	1888—1900	1880	1888	1900	1910
Neuenburg	6 723	+ 686	— 520	50,5	27,7	21,3	21,3
Boudry	2 257	+ 382	— 416	16,6	17,4	12,8	14,0
Traverstal	1 449	+ 70	— 521	12,4	11,4	8,0	8,0
Rudolfstal (Val de Ruz)	1 134	— 46	— 981	28,7	25,6	12,6	11,8
Chaux-de-Fonds	4 549	— 1129	— 1915	30,6	25,8	14,9	11,5
Le Locle	1 213	— 296	— 1491	17,6	14,0	8,9	6,5
Kanton 17 305		— 353	— 5644	25,6	20,9	14,0	13,0

Der Kanton Freiburg wird von der Sprachgrenze durchschnitten. Der Seebezirk besteht zum größeren Teil aus deutschem, zum kleineren Teil aus französischem Sprachgebiet. Hier hat

bisher eine Verschiebung der Sprachgrenze zugunsten des Deutschen stattgefunden. Ob diese weiter angehalten hat, wird sich erst aus den Ziffern für die einzelnen Gemeinden erkennen lassen. Für den ganzen Bezirk ist das Verhältnis beider Sprachen gleich geblieben. Die Bevölkerung hat abgenommen, und zwar um 120 Deutsche und 81 Franzosen, was dem Verhältnis beider Sprachen für den ganzen Bezirk entspricht.

Der Bezirk Sene gehört ganz zum deutschen Sprachgebiet. Er zählt jetzt neben 20054 Deutschen 784 Franzosen. Die Zunahme beträgt bei den Deutschen fast 2000, bei den Franzosen 126 Köpfe.

Der Bezirk Saane gehört zum französischen Sprachgebiet. In ihm liegt die Hauptstadt Freiburg, die überwiegend französisch ist, aber in ihrer unteren Stadt noch heute vorwiegend deutsches Gepräge hat, so daß sie gerade auf der Sprachgrenze liegt. Im ganzen Bezirk haben sich die Deutschen verhältnismäßig noch etwas stärker als die Franzosen vermehrt. Die absolute Zunahme beträgt für französisch 3845, für Deutsch 1461.

In den übrigen Bezirken zeigt sich überall ein Anwachsen des an sich nicht bedeutenden deutschen Anteils. Zum Bezirk Greierz gehört eine deutsche Gemeinde, das Dorf Jann. Das Nähere ergibt sich aus folgender Tabelle für die Bezirke des französischen Sprachgebiets im Kanton Freiburg.

Bezirk	Deutsche	1880 v. H.	1888 v. H.	1900 v. H.	1910 v. H.	Bezirk	Deutsche	1880 v. H.	1888 v. H.	1900 v. H.	1910 v. H.
Saane	8733	22,5	22,7	22,0	22,4	Glâne	557	3,1	3,0	3,2	3,7
Greierz	1794	7,4	6,9	6,4	7,1	Divisbach	154	1,4	1,3	1,4	1,7
Broye	1065	4,8	6,8	6,1	7,0						

Die größte Überraschung zeigt der Kanton Waadt. Hier ergab sich vor zehn Jahren ein Stillstand in der Gesamtzahl der Deutschen, in den meisten Bezirken sogar eine Abnahme. Jetzt ist wieder kräftiges Ansteigen des deutschen Bevölkerungsanteils festzustellen. Die Zahl der Deutschen beträgt 34 422, ihre Zunahme 11288 = 45 v. H. Dadurch ist der Bevölkerungsanteil der Deutschen, der vor zehn Jahren zurückgegangen war, um fast 2 v. H. erhöht worden und übertrifft noch den höchsten bisher erreichten Stand. Das starke Wachstum der Deutschen verteilt sich fast gleichmäßig über den ganzen Kanton. Ein Vergleich mit den früheren Zählungen ergibt folgende Tabelle:

Bezirk	Deutsche	1880 v. H.	1888 v. H.	1900 v. H.	1910 v. H.	Bezirk	Deutsche	1880 v. H.	1888 v. H.	1900 v. H.	1910 v. H.
Wifflisburg (Avenches)	1155	19,7	22,1	19,4	22,2	Milden (Moudon)	806	4,0	7,0	5,3	6,8
Divis (Vevey)	8681	18,5	19,8	17,5	19,5	Grandsee (Grandson)	711	6,1	6,0	4,3	5,8
Eaunanne	11041	14,4	15,0	12,7	15,8	Aubonne	454	5,5	5,2	4,1	5,7
Peterlingen (Payerne)	1149	8,1	9,4	10,4	11,3	Cossonay	668	5,0	4,8	4,5	5,5
Pays d'Enhaut	629	12,6	9,8	7,7	11,0	Orbach (Orbe)	885	4,1	5,0	3,9	4,9
Ferten (Yverdon)	1759	8,5	9,3	8,6	9,6	Ristal (Lavang)	508	4,3	4,5	4,5	4,8
Alen (Aigle)	2102	8,6	8,7	6,1	8,8	Tscherliß (Echallens)	587	2,4	3,3	2,6	4,2
Neuf (Nyon)	1120	8,0	7,7	6,5	7,5	Oron	225	3,6	3,3	1,7	3,5
Rolle	446	8,4	8,7	6,8	7,0	Jourtal (La Vallée)	208	2,1	2,4	3,2	3,3
Morfee (Morges)	1188	7,8	7,3	6,5	7,0	Kanton Waadt 34 422		9,1	9,6	8,8 ¹⁾	10,6

Die starke Zunahme der Deutschen ist im ganzen Gebiet des Genfer Sees erfolgt. Denn auch im Kanton Genf ist die Zunahme wesentlich stärker als im vorletzten Jahrzehnt. Sie ist hier von 971 auf 3690 gestiegen. Die Zahl der Deutschen beträgt jetzt im Kanton Genf 17 456, die Zunahme 26,7 v. H. Auf die drei Bezirke des Kantons verteilen sich die Deutschen wie folgt: Stadt 8594 (+295), linkes Ufer 6799 (+2633), rechtes Ufer 2063 (+764). Die Zunahme entfällt also vorwiegend auf die Vororte der Stadt Genf. Der Anteil der Deutschen an der Bevölkerung des Kantons ist von 10,3 auf 11,2 v. H. gestiegen und hat sich damit dem Höchststand von 1888 (12,0 v. H.) wieder sehr genähert.

Verhältnismäßig noch stärker als die Deutschen haben sich auch diesmal in den Kantonen am Genfer See die Italiener vermehrt. Ihre Zunahme beträgt in Waadt 6027 (56 v. H.), in Genf 5296 (72 v. H.). Ihr Anteil an der Bevölkerung hat sich in Waadt von 4 auf 5,2 v. H.,

1) Wohnbevölkerung 8,7 v. H.

in Genf von 5,5 auf 8,1 v. H. erhöht, so daß die französisch sprechende Bevölkerung in Genf nur noch vier Fünftel, in Waadt nicht viel mehr beträgt.

Der Kanton Wallis zeigt auch diesmal im unteren Rhonetal, also gleichfalls noch im Gebiet des Genfer Sees, Zunahme, im Bezirk Sitten mit der Kantonshauptstadt (ehemalige deutsche Sprachinsel) Abnahme der Deutschen. Diese hat sich jedoch im Bezirk Sitten von 494 auf 50 verringert; es wohnen in diesem Bezirk noch 1746 Deutsche. Der Anteil der Deutschen im Bezirk Sitten betrug 1880: 23,8, 1888: 23,1, 1900: 16,5, 1910: 14,9 v. H.

Im deutschen Oberwallis hat der Bau des Lötschbergtunnels eine scheinbare Verschiebung der Sprachverhältnisse durch die italienischen Arbeiter hervorgerufen. Auch im französischen Teile des Kantons zeigen die Italiener starke Zuwanderung. Ihre Zunahme ist dort im unteren Rhonetal größer als die der Deutschen. Die französische Bevölkerung im deutschen Kantonsteil war vor zehn Jahren zurückgegangen. Diesmal zeigt sie ein Ansteigen, und zwar im Bezirk Brig von 266 auf 644, im Bezirk Leuk von 95 auf 206 Köpfe. Es muß näherer Feststellung vorbehalten bleiben, ob auch diese Zunahme auf den Bau der Lötschbergbahn zurückzuführen ist, denn die gleiche Erscheinung zeigt sich an der Nordseite des Tunnels auf Berner Gebiet. Im Bezirk Siders, der mit Ausnahme des auf der Sprachgrenze liegenden Hauptorts ganz dem französischen Sprachgebiet angehört, hat sich die Zahl der Deutschen um 409 auf 1382, also verhältnismäßig stark, vermehrt. Ihr Anteil ist von 8,4 auf 9,7 v. H. gestiegen. Die rückläufige Bewegung der Deutschen im Hauptort Siders scheint demnach in erneute Zunahme sich verwandeln zu wollen.

In der deutschen Schweiz sind, abgesehen von den erwähnten Landstrichen an der französischen Sprachgrenze, überall die Italiener stärker vertreten als die Franzosen. Diesmal haben sie sogar in der Stadt Basel die Franzosen überflügelt. Ihre Zahl im deutschen Sprachgebiet hat sich mehr als verdoppelt. Sie stieg von rund 42000 auf 94000. Davon entfallen etwa 11000 auf das Baugebiet der Lötschbergbahn. Hier stieg ihre Zahl in den Walliser Bezirken Leuk von 63 auf 1456, Ardon von 313 auf 3369, im Berner Bezirk Frutigen von 426 auf 4110, während sie im Bezirk Brig nach Vollendung des Simplontunnels von 3450 auf 1991 gefallen ist. Diese immer noch hohe Zahl erklärt sich auch aus dem Bau der Lötschbergbahn, die in Brig enden wird. Besonders stark ist die italienische Zuwanderung in den Kantonen St. Gallen mit 17584 und Thurgau mit 8328 Italienern. Auch hier hat sie zum großen Teil der Bahnbau (Bodensee—St. Gallen—Toggenburg) herbeigeführt. Im Bezirk Arbon am Bodensee bilden die Italiener jetzt sogar 11 v. H. der Bevölkerung. Da hier das männliche Geschlecht nicht überwiegt, scheint auch die Textilindustrie viel italienische Zuwanderung angezogen zu haben.

Die Verteilung der romanischen Minderheiten auf die rein deutschen Kantone zeigt folgende

Übersicht:

Bezirk	Franzosen	Italiener	Bezirk	Franzosen	Italiener
Basel-Stadt	3601	4021	Glarus	66	1306
Basel-Land	1124	2548	Jug	217	1454
Solothurn	2818	2570	Luzern	1316	4808
Aargau	1532	6197	Schwyz	258	1612
Zürich	5714	19696	Uri	80	1053
Schaffhausen	379	1712	Unterwalden	97	649
Thurgau	593	8328			
St. Gallen	1099	17584	Rein deutsche Kantone	19060	74920
Appenzell	166	1582	Zunahme seit 1900 . . .	6148	41658

Die Italiener haben sich also mehr als verdoppelt, die Franzosen um die Hälfte vermehrt.

Von den rund 301000 Italienern entfällt nur die reichliche Hälfte (163000) auf das italienische Sprachgebiet, 94000 kommen auf das deutsche, 40000 auf das französische Sprachgebiet, der Rest von 4000 findet sich teils (2700 Köpfe) in den noch ganz rätoromanischen, teils (1100 Köpfe) in den deutsch-romanisch gemischten Bezirken Graubündens. Die französische Schweiz ist also verhältnismäßig noch stärker als die deutsche mit italienischer Einwanderung durchsetzt. Das französische Sprachgebiet zählt insgesamt nahezu 150000 Sprachfremde. Die Verteilung der Deutschen auf das französische Sprachgebiet ist oben eingehend dargelegt. Von den Italienern entfallen rund 16700 auf Waadt, 12600 auf Genf, 3700 auf Neuenburg, über 3200 auf französisch-Wallis, 2200 auf französisch-Bern und 1800 auf französisch-Freiburg.

Im italienischen Sprachgebiet hat sich die Zahl der Deutschen fast verdoppelt. Im Kanton Tessin beträgt sie nun 5829 (+ 2649). Besonders starke Zunahme zeigen die Bezirke Lugano mit 2206 (+ 1261) und Locarno mit 1150 (+ 736). In Locarno hat sich die Zahl der Deutschen also fast verdreifacht. Verhältnismäßig am stärksten sind die Deutschen im Bezirk Lugano, wo sie schon mehr als 4 v. H. ausmachen.

In Graubünden sind viele Bezirke sprachlich gemischt. Daher werden erst die Veröffentlichungen der Ergebnisse für die Gemeinden Verschiebungen genauer feststellen lassen. Die Rätoromanen haben diesmal ihre Gesamtziffer um 675 erhöht, während sie 1900 noch eine Einbuße von 565 aufwiesen. Abgenommen hat ihre Zahl in den fünf Bezirken Albula, Heinzenberg, Hinterrhein, Imboden und Oberlandquart. Im ganzen Kanton sind jetzt von 100 Einwohnern 48,7 (+ 1,2) v. H. Deutsche, 31,0 (— 3,5) v. H. Rätoromanen, 17,5 (+ 0,5) v. H. Italiener, 0,7 v. H. Franzosen, 2,1 v. H. andere Sprachangehörige (zusammen + 1,8 v. H.; zumeist Wintergäste). Es zeigt sich also hier andauernd ein Fortschreiten des deutschen, ein Rückgang des rätoromanischen Anteils.

Über deutsche Bauern in Rußland.

Von

Dozent **Adolf Lane** in Berlin.

(Schluß.¹⁾)

Ganz unter dem Zeichen des Landerwerbs auf einer Seite und der Auswanderung auf der anderen steht Bessarabien. Die deutschen Bauern nehmen hier einen Teil des früheren türkischen Gebiets ein, das unter dem Namen Budschak bekannt war und die jetzigen Kreise Akkermann, Ismail und einen Teil des Kreises Bender umfaßte. Die deutsche Bevölkerung mag hier etwa 60 000 Seelen betragen²). Die Kolonien kann man in etwa vier Gruppen einteilen. Zunächst die älteren Mutterkolonien, dann neuere Eigentümerkolonien und schließlich Pachtkolonien auf Privat- und Kronland. Durch die letzteren habe ich auch meinen Weg genommen. Die deutschen Mutterkolonien in Bessarabien machen einen durchaus guten Eindruck, die neuen Eigentümerkolonien sogar einen sehr guten, wohlhabenden. Aber die Pachtkolonien stimmen einen traurig. Sie sind die leidenden Opfer der in der letzten Zeit aufgekommenen starken Bodenspekulation. Vor etwa 15 bis 20 Jahren war die Pacht noch 2—3 Rubel pro Deßjatine, jetzt erreicht sie hier und da schon 15 Rubel. Die Pachtsteigerung, sinkende Ertragsfähigkeit des Bodens wegen schlechter Bearbeitungsmethoden und Verarmung treiben die deutschen Pächter manchmal in ganzen Scharen aus ihren Ansiedlungen. Diese Ansiedlungen machen im allgemeinen einen ordentlichen Eindruck und ihre niedrigen, hellblau angestrichenen Lehmhütten mit Lehmfußböden sind sauber und freundlich. Es mögen einige Angaben über diese Pachtdörfer folgen. In Sangerowka leben 41 Familien seit 1898 und zahlen für die 25—50 Deßjatinen großen Wirtschaften 5 Rubel Jahrespacht pro Deßjatine. In Kadlebug (oder Katlebug, besteht seit 1895) wurde die erste Jahrespacht (5.71 Rubel pro Deßjatine) sechs Jahre lang gezahlt, die zweite (5.22 Rubel) ist auf zwölf Jahre vereinbart worden, wird also in zwei Jahren zu Ende gehen. Die Leute erwarten Pachtsteigerung, und die Unmöglichkeit, das gepachtete Land zu erwerben, wird sie wohl zur Auswanderung zwingen. Die Ansiedlung umfaßt 36 Wirtschaften von 8, 10, 25, 75 und 100 Deßjatinen.

Die Pachtdörfer auf Kronland erneuern ihre Kontrakte von Jahr zu Jahr, so in Sarjary I, wo es 50 Wirtschaften in der Größe von 2 bis 25 Deßjatinen gibt und wo viele schon ohne Land dasitzen.

In einem Pachtdorf, das nördlicher liegt, konnte ich auch Eigenartiges, Typisches beobachten. Hier liegt das ganze Land (2080 Deßjatinen) auf drei Stellen und gehört 70 Wirtschaften an. Der Besitz der einzelnen Wirte schwankt zwischen 5 (drei Familien) und 75 Deßjatinen. Die An-

¹) Den Anfang s. Heft 2, S. 50 ff.

²) Nach W. Kludt (Die deutschen Kolonien in Bessarabien, 1900) betrug die Bevölkerung im Jahre 1859 25 050 Seelen.

siedlung besteht seit 1864/65 und zählt gegenwärtig 800 Seelen. Die Pacht war anfangs 2 Rubel und ist im Laufe der Zeit auf $7\frac{1}{2}$ Rubel gestiegen. Das Land wird den Leuten von einem jüdischen, in Odessa lebenden Zwischenpächter in Pacht gegeben, dieser will in zwei Jahren, wenn der letzte Vertrag zu Ende ist, die Pacht „nur“ auf 12 Rubel steigern, falls die Leute schon jetzt darauf eingehen. Tun sie es nicht, so wird die Pacht noch mehr steigen. Eine solche Steigerung bringt aber die Leute an den Rand des Ruins.

Die Verhältnisse in den Mutterkolonien sind ganz anders, obwohl auch hier die bedeutende Zersplitterung des Landbesitzes eine beträchtliche Klasse von wirtschaftlich schwachen Bauernhöfen und von Landarbeitern geschaffen hat. In Arzis haben die ursprünglichen 82 Wirtschaften mit einem Landanteil von je 60 Desjatinen längst andere Formen angenommen und es gibt jetzt unter den 180—85 Wirten solche, die $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$ Wirtschaft ihr Eigen nennen! 15—20 Familien in dieser Kolonie sind „Kleinhäusler“ oder „Einwohner“. Die Einwohner haben gemietete Wohnungen, gewöhnlich einen halben Hof für 40—200 Rubel jährlich. Das gepachtete Land muß mit 12—15 Rubel pro Desjatine bezahlt werden, wobei die Hälfte der Pacht im voraus entrichtet wird. Die Kolonie hat eine große Zahl von Handwerkern.

Und noch ein Beispiel für die neuen Eigentümerkolonien in Bessarabien. Friedensfeld ist 1879/80 gegründet worden. Zu den ursprünglichen 1701 Desjatinen hat die Kolonie 1886 noch 745 zugekauft. Außerdem haben einzelne außerhalb noch privatim Land gekauft. Die Vermögenslage ist von 1500 bis 90000 Rubel pro Wirt, die Seelenzahl etwa 460 bei 75 Höfen. Das Dorf ist ganz von russischen bzw. kleinrussischen Ansiedlungen umgeben, es werden bei den landwirtschaftlichen Arbeiten Russen, aber auch Deutsche als Landarbeiter beschäftigt. Die Deutschen erhalten: Knechte pro Jahr 60—110, pro Monat (Ernte) 25—45 Rubel; Mägde pro Jahr 60—90, pro Monat (Ernte) 15—25 Rubel. Diese und die folgenden Angaben verstehen sich mit Beföstigung. Die Russen erhalten in der Dreschzeit täglich: Männer 1—1.60 oder 2 Rubel, Frauen 0.80—1 Rubel, Burschen 50—80 Kopeken, Mädchen 40—50 Kopeken. Kinder werden nirgends beschäftigt.

In der Krim liegen die Pachtverhältnisse ebenso wie in Bessarabien recht ungünstig und sie werden immer ungünstiger durch die Steigerung der Bodenpreise seitens der Spekulanten. Im Kreise Eupatoria besuchte ich zahlreiche kleine sog. Zehntleransiedlungen. Ihre wirtschaftliche Lage ist sehr schwankend. Der „zehnte Teil“, der früher dem Verpächter als Naturalgegenleistung des Pächters zustand, ist längst zum Fünftel, Drittel und neuerdings auch hier und da zur Hälfte geworden. Außerdem haben die Pächter noch Ausgaben für die Mieten (Maschinen, Hausmiete) und für das Vieh. Nur ein geringer Prozentsatz (etwa 15 Proz. vom privaten Land) ist in der Krim Bauernland, wovon die deutschen Kolonisten etwa ein Sechstel besitzen. Genaueres Zahlenmaterial in dieser Beziehung zu liefern, ist fast unmöglich, weil die offizielle Statistik versagt und andere Quellen schwer zugänglich sind. Ich möchte nur für die Wolost Suja, Kr. Simferopol, einige Daten als Beispiel angeben. Vor zehn Jahren waren die Pachtverhältnisse hier wie folgt: Gesamtzahl der Familien in der Wolost 1015, davon 585 Pächter, gepachtet sind 7938,4 Desjatinen. Unberücksichtigt bleiben einige Zehntleransiedlungen auf Privatgütern.

Deutsche Bauernfamilien der Wolost	Pächter für Geld		Pächter gegen Anteil an der Ernte	
	Familien	Desjatinen	Familien	Desjatinen
203	58	691,1	122	2158,3

Im ganzen 180 Pächter mit 2849,4 Desjatinen Pachtland.

Die Pachtbedingungen werden von Jahr zu Jahr schwieriger. Der Pächter muß augenblicklich außer dem „zehnten“ Teile noch eine Reihe von anderen Abgaben zahlen. In dem Pacht-dorf Teschi müssen die Pächter 1. vier Zehntel der Ernte dem Verpächter abgeben, 2. von der Desjatine 1 Rubel, 3. von jedem Stück Vieh (mit Ausnahme des einjährigen) 5 Rubel, 4. für das Häuschen 20—30 Rubel (alles jährlich) zahlen, 5. die dem Verpächter zukommende Frucht zur Verkaufsstelle (etwa 40 Werst entfernt) fahren. Wie oben erwähnt, wirkt auf die Pachtsteigerungen die Bodenspekulation ein. Während früher die wenig vermögenden oder unvermögenden Deutschen eine leichtere Möglichkeit des wirtschaftlichen Fortkommens in der Krim fanden, müssen sie gegenwärtig außer anderem noch mit der Konkurrenz rechnen, die ihnen russische Bauern zu machen an-

fangen. Es handelt sich um die von der Regierung begünstigte und geleitete Ansiedlung russischer Bauernfamilien aus den inneren Gouvernements des europäischen Rußlands. Durch diese innere Kolonisation kann in Zukunft die Geschlossenheit der deutschen Ansiedlungen gebrochen werden. Um so mehr muß man alle die Bestrebungen begrüßen, die einen engeren kulturellen Zusammenschluß der Deutschen in der Krim zum Ziele haben. Im Raume getrennt, im Geiste vereint — so wird hoffentlich die nächste Zeit die deutschen Teile der Krim vorfinden, und die nationalistische, gegen die Deutschen gerichtete Reaktion kann diese Entwicklung der Dinge nur fördern.

Zum Schluß möchte ich noch über die drei bereisten Gebiete sagen, daß überall die Bevölkerungsvermehrung eine starke Auswanderung und das Streben nach mehr Land verursacht. Beide Erscheinungen sind in der Gegenwart wohl die brennendsten Fragen in den Kolonien. Diese Auswanderung ist nicht in allen Fällen geeignet, der Übervölkerung zu steuern, vielfach wird durch sie gerade das bewirkt, was als eine der größten Schattenseiten des Kolonistenlebens angesehen werden muß — eine völlige Verarmung der ins Ungewisse hinausgegangenen Auswanderer, die nach den ersten Mißerfolgen an der neuen Stätte (in der letzten Zeit ganz besonders in Brasilien und Sibirien) nach ihrer Heimat wieder zurückkehren und das Heer der Proletarier und das Elend vermehren. An vielen Orten habe ich solche Rückwanderer antreffen können. Wie sehr wäre es erwünscht, daß diese Leute ihre Blicke auf die alte Heimat, auf Deutschland, richteten. Viele Hunderte von deutschrussischen Ansiedler- und Landarbeiterfamilien haben hier, besonders in den letzten Jahren und durch Vermittlung des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer in Berlin, ihr Brot und Heim gefunden und blicken einer gesicherten Zukunft entgegen. Für viele Tausende wäre noch Platz da.

Vom Standpunkt der russischen Staatsinteressen dürfte eine solche Lösung der Frage nur willkommen sein, weil man die Auswanderernot lindern und die zurückbleibenden Gemeinden entlasten würde.

Noch einmal die Namen der Deutschen.

Von

Dr. Franz Winterstein in Kassel.

Mein Aufsatz im dritten Hefte dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre (S. 76—82) über „Die Namen der Deutschen bei fremden Völkern“ — vom Herausgeber angeregt und von mir dank meiner umfangreichen Beziehungen durchgeführt — brachte wenigstens im Zusammenhang etwas ganz Neues. Trotzdem er vielen genauen Kennern gerade auf diesem Gebiet zu Gesicht gekommen ist, haben diese überraschend wenig daran ausgestellt oder ergänzt. Immerhin halte ich es doch für nötig oder wenigstens für dankenswert, wenn ich im folgenden kurz alles zusammenstelle, was meiner damaligen Arbeit noch gefehlt hat. Diese Vervollständigung beruht auf willkommenen Mitteilungen eifriger Freunde und auf eigenen weiteren Beobachtungen.

Wir Deutschen selber sprechen scherzhaft von unserem Volke als dem „deutschen Michel“. Diese Bezeichnung stammt von einer geschichtlichen Persönlichkeit, einer echt deutschen Heldengestalt aus dem Dreißigjährigen Kriege, nämlich dem kurpfälzischen Ritter Hans Michel von Obentreut, der bei den Schweden, Franzosen und Spaniern als der „teutsche Michel“ allgemein gefürchtet war. Dieser Name vererbte sich auf die preußischen Grenadiere Friedrichs des Großen und später auf das deutsche Volk überhaupt.

Wie die deutschen Volksstämme eine besondere Vorliebe dafür besitzen, sich gegenseitig mit eigenen Namen zu bezeichnen, wenn nicht gar zu hänseln, dafür gab ich schon bezeichnende Beispiele. Sie mögen heute noch ergänzt werden, mit der Nebenbemerkung, daß wir Deutschen das Ausland um so sanfter behandeln und dafür kaum Spitz- und Spottnamen besitzen. Fast überall in deutschen Landen spricht man aber von „blinden“ Hessen. Sie zerfallen in „Kurhessen“ und „Darmhessen“. Der Oberbayer muß sich als „Bierbayer“ und in Tirol als „Dampfnudel“ bezeichnen lassen. Die Schlesier taufte der Volkswitz „Elsfresser“. Bei den schlauen Ostfriesen gilt der Westfale als Dummkopf und heißt daher „Feling“. Im holländischen Westfriesland spricht man von „Poeps“ und versteht darunter alle Reichsdeutschen, zunächst die zugewanderten Saison-

arbeiter. Schwaben und „königliche“ Sachsen (im Gegensatz zu den Provinz- und den Niedersachsen) haben besonders stark unter den Neckereien zu leiden, namentlich wegen ihrer auffallenden Mundarten. Man redet von „dummen“ Schwaben, von Bigott, Bliß, Suppen-, Knöpfle-, Nöstle-, Spiegel-Schwaben, Rot- und Gelbfüßlern, von den „gemietlichen, hellen, Kartoffel-, Kaffee- und Bliemchen-Sachsen“. Die ihnen stammverwandten Thüringer werden als „Heringsnasen“ und „Kloßesser“ gefoppt. Der Berliner macht sich gern breit und „mauſig“, er heißt darum „Großschnauze“, früher auch „Sündnadelschnauze“. Noch weniger harmlos spricht man im Elsaß von uns, wie schon gezeigt. Neuerdings wird da für national gesinnte Deutsche die auch in Ungarn usw. beliebte Bezeichnung „Pangermanen“ gebraucht. Ebenso wie diese ist neuen Datums die Abstufung von „Schwab“ zum Komparativ „Prüß“ und dem Superlativ „Alldietscher“.

Die einfachen Leute in den Schweizer Kantonen Bern und Oberrwalden unterscheiden jetzt durch aus zutreffend zwischen Deutschen im allgemeinen und „Deutschländern“ (Reichsdeutschen) im besonderen.

Bei den uns nicht besonders gewogenen Dänen erfreuen wir uns noch des Namens „Pölske-Tydske“ (Wurstdeutscher). Als „Sachsen“ kennen uns auch die wenigen, etwa 3000 Ewigen im nördlichen Kurland, wie mir Staatsrat v. Keußler in St. Petersburg mitteilt.

Als ich die meinem vorjährigen Aufsatz beigegebene Karte von Prof. Langhans sah, wurde es mir sofort klar, daß unser Name „Njemjetz“ u. ä. bei den Slawen und anderen Völkern Ost-europas sicher von den Nemeten abzuleiten ist, genau wie Allemands, Schwaben und Saksalain von den Alemannen, Schwaben und Sachsen als den im Westen, Südosten und Nordosten den Namengebern benachbarten deutschen Volksstämmen. Auch die Araber nennen uns danach Nemsauji und haben diese Bezeichnung bis Marokko getragen. Der Türke kennt uns dagegen als „Aliman“, der Perser als „Alman“. Wenn aber im Orient eine deutsche Reisegesellschaft auftaucht, so rufen überall die Backschisch heischenden Jungen „Baroni!“ Die Kaffern in Südafrika nennen uns auf holländisch „Deutſchmann“ (Deutschman).

Die japanische Bezeichnung „Itſchin“ (Fremder) hat — wie mir Dr. Albrecht Wirth schreibt — eine ebenso verächtliche Bedeutung wie „Bani“. Der höfliche Ausdruck im „Lande der aufgehenden Sonne“ für den Fremden überhaupt ist „Gaitoka-Jin“.

In den abgelegenen Teilen Sibiriens kennt man uns als Deutsche überhaupt nicht. Bei den Jakuten heißt jeder bessere Weiße „Toion“ (Herr, guter, großer Herr). Der Ausdruck „Amerikan“ umfaßt für die Tschuktschen alle Menschen, die nicht zu ihnen gehören; mit dem Worte „Myrki“ (Fremder) scheinen sie weniger hohe Achtung zu verbinden. Bemerkenswert ist, daß die Tamulen im südlichen Vorderindien den Deutschen als „Sime Karen“ (deutscher Mann) ansprechen. Diese Mitteilungen verdanke ich dem Sibirienforscher Jden-Zeller in Newyork.

Deutsche Ansprüche an Marokko.

Agadir, die Hauptzugangspforte zum Sus.

(Mit Karte, s. Taf. 11, und 2 Planfzzen.)

Die Entwicklung der politischen Ereignisse in Marokko hat es der Reichsregierung notwendig erscheinen lassen, den Schutz der deutschen Belange in Südmarokko selbst in die Hand zu nehmen. Die wichtigen deutschen Unternehmungen in Sus stempeln dieses wertvolle Gebiet zu einem neuen Stück wirtschaftlich „deutscher Erde“, das als Kern einer deutschen „Interessensphäre“ im atlantischen Weltmeer betrachtet werden will¹⁾. Über die Bedeutung Agadirs und des Sus äußert sich im Augustheft von Petermanns Geogr. Mitteilungen der Oberstleutnant M. Hübner, ein vortrefflicher Kenner des Landes, wie folgt:

Unter dem 1495—1521 regierenden König Manuel dem Großen, der die portugiesischen Besitzungen in Nordafrika ganz bedeutend ausdehnte, wurde etwa 300 m nördlich eines kleinen, von der herberischen Bevölkerung der Susmündung bewohnten Fischerdörfchens der Grund zu der heutigen Stadt Agadir gelegt, die unter der Herrschaft der Portugiesen den Namen Santa Cruz

¹⁾ Vgl. dazu: Heinrich Claß, Westmarokko deutsch! 80, 34 S., 1 K. München, J. F. Lehmann. 50 Pf.

trug. Die Anlage der kleinen Stadt durch Europäer spricht sich noch heutigentags durch die Regelmäßigkeit aus, in der nicht nur ihre ursprünglichen Befestigungslinien, sondern auch ihre Straßen geführt sind. Der Grundriß der Stadt ist von rechteckiger Form, die etwa 300 m messenden Langseiten sind genau von Norden nach Süden, die 200 m langen Breitseiten dementsprechend von Westen nach Osten orientiert. Die Ecken der Stadt sind als vorspringende Türme ausgebildet, nur die Südwestecke trägt den Charakter einer größeren Bastion, die ihre Fronten dem Meere zuwendet, das, einen etwa 600 m vor der Spitze dieser Bastion gelegenen Landvorsprung umschließend, von den Bastionsflanken im Süden 300 m, im Westen etwa 650 m abbleibt. Auf den beiden Langseiten sind zwischen die Eckbefestigungen der Stadt je zwei, auf der nördlichen Breitseite ein Turm als Zwischenflankierungsanlagen eingeschaltet. Ziemlich genau im Schnittpunkt der durch das Rechteck gezogenen Diagonalen liegt eine große Zisterne der im übrigen brunnenlosen Stadt.

Die ganze nördliche Breitseite der Stadt wird, der Befestigung zunächst, durch die Moschee der heiligen Alla Aicha ben Embarek eingenommen. Zwischen derselben und der Zisterne liegt die Volksstadt, die Medina. Im Süden schließt sich an die Zisterne, der Westmauer zunächst, der Palast des Sultansvertreters, des Pascha von Agadir, an, unter dessen Schutz, nach Osten zu, der Mellah, die Judenstadt, gelegen ist. Nebenbei bemerkt, betrug, nach Gerhard Rohlfs, also etwa 1880, die Zahl der Juden in Agadir nur 150. An die Judenstadt schließen sich, der Südostecke zunächst, einige Kaufläden, nach der Südwestecke zu eine Moschee. Man dürfte mit der Vermutung nicht fehlgreifen, daß die beiden genannten Moscheen sich an Stelle ehemals von den Portugiesen errichteter christlicher Kirchen erheben. Der militärische Wert dieser Festung (das berberische Agadir ist dem arabischen Melaa bzw. Kasbah gleichbedeutend) ist ein nur sehr geringer, ebenso derjenige einer etwa 100 m vor die Südwestecke nach dem erwähnten Küstenvorsprung vorgeschobenen Batterie. Trotz der hohen, dominierenden Lage der Stadt, sie erhebt sich 220 m ü. M., und obwohl auch die Batterie noch mehr als 100 m das Ufer überhöht, kann von einer Fernfeuerwirkung nicht gesprochen werden, weil es innerhalb der Werke an jedweder Art moderner Geschütze fehlt. Ganz im Gegenteil würden die Befestigungen den Geschützen eines neuzeitlichen, vor der Küste erscheinenden Kriegsschiffs sehr günstige Ziele bieten, von deren Beschließung allerdings Abstand zu nehmen ein dem religiösen Fanatismus Rechnung tragender Angreifer im Hinblick auf die durch das Feuer gefährdeten Moscheen und am Hange gelegenen Heiligtümer sich bewegen lassen dürfte. Und dies wohl um so mehr, als jedes Landungsunternehmen, das notwendig werden sollte, auch an anderen Stellen ausgeführt werden kann, an denen Heiligtümer durch Geschützfeuer nicht bedroht sind. Die im Süden von Agadir, unmittelbar am Gestade gelegene kleine Ortschaft trägt den Namen Founti, in dem mehrere Forscher die spanische Bezeichnung Fuente wiedererkennen wollen. Unter König João III. sah sich Portugal gezwungen, nicht nur Azemur und Safi, sondern auch Agadir wieder aufzugeben; Agadir kam also an Marokko zu der Zeit etwa zurück, zu der die jetzige Dynastie der Faleli zur Regierung gelangte. Unter den Portugiesen hatte Agadir infolge seiner vorzüglichen Lage sich trefflich entwickelt und eine hohe Blütezeit erlebt. Unter den Marokkanern änderten sich die Verhältnisse schnell, namentlich verstanden es die Bewohner des Hinterlandes, sich immer mehr von der Regierungsgewalt der Sultane zu befreien. Um nun dieser, in ständigem Aufstand begriffenen Bevölkerung die Waffenzufuhr von außen abzuschnitten, um aber auch in der Stadt Agadir das Land zu treffen, das jener einen nicht zu leugnenden Wohlstand verdanke, verschloß Sultan Mulei Mohammed etwa 1770 den Hafen von Agadir für den europäischen Handel. Er gründete, wie bekannt, Mogador und erhob hier die Zölle auf die nicht unbedeutende Ausfuhr aus dem Sus und war imstande, hier nicht nur die Einfuhr mit Steuern zu belasten, sondern sie auch in jeder Weise auf verbotene Waren, so vor allem auf Waffen, zu kontrollieren. Infolge jener Maßregel schwand in Agadir das europäische Element unter der Bevölkerung gänzlich. Gegenwärtig

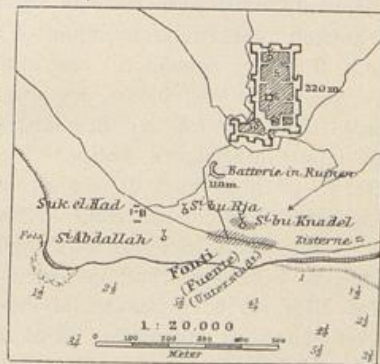


Abb. 6. Agadir und Umgebung.

Erklärung der Buchstaben:
 1. Haus des Pascha; 2. Kaufläden (Judenviertel); 3. Moschee; 4. Medina (Arabenviertel, nördlich davon Melah); 5. große Zisterne.

ist Agadir von etwa 1500 Verbern, aber von keinem einzigen Europäer bewohnt. Die Zahl der Juden beträgt, wie erwähnt, etwa 150.

Agadir gilt allgemein als einer der besten Hafenplätze an der westmarokkanischen Küste, obwohl die Stadt kein eigentliches, durch Kunst oder Natur gegen das Meer abgeschlossenes Hafenbassin besitzt. Aber die Reede hat überall genügend tiefes Wasser und ist vor allen Dingen durch das Kap Gir, in dem einige 30 km im Nordwesten der Hohe Atlas zum Ozean abfällt, und durch den mehrfach erwähnten Landvorsprung im Südwesten der Stadt gegen Nord- und Nordwestwinde sehr gut geschützt. An besonderen Hafeneinrichtungen fehlt es aber gänzlich, so daß im besonderen ein zur Landung von Mannschaften und Kriegsmaterial gezwungenes Geschwader hierzu lediglich auf eigene Hilfsmittel angewiesen sein würde.

Etwa 10 km südlich von Agadir mündet der Wadi Sus in den Atlantischen Ozean. Aber nicht während des ganzen Jahres erreichen die Gewässer dieses die Provinz Sus in ihrer ganzen Länge durchfließenden Flusses das Meer. Der Wadi Sus hat seine Quellen im Massiv „Glaui“,

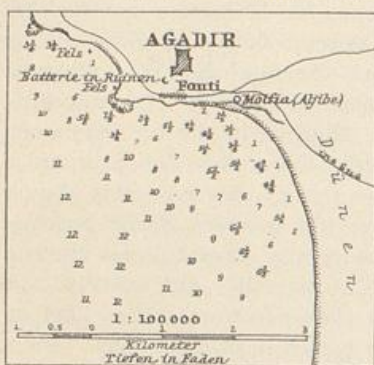


Abb. 7. Tiefenverhältnisse der Bucht von Agadir.

jenem Teil des südmarokkanischen Berglandes, in dem die im Kap Gir zum Ozean abfallende Kette des Hohen Atlas und der dem Hohen Atlas südlich vorgelagerte AntiAtlas zusammenhängen. Die von den beiden Gebirgsketten umschlossene Ebene, die nach G. Rohlf's „regelmäßigen Winterregen hat“ und deren Klima nach demselben Forscher „etwa dem Tripolitaniſchen“ entspricht, ist sehr wasserreich; nur macht sich dieser Wasserreichtum, weil nicht geregelt, nicht immer geltend. Dr. W. Lenz berichtet beispielsweise, daß er auf seiner Reise Tarudant—Timbuktu das „sehr breite, aber flache Bett“ des Wadi Sus überschritten habe; es war dies unmittelbar im Süden von Tarudant, der nur etwa 70 km stromauf und östlich von Agadir gelegenen Hauptstadt des Sus. Lenz hatte an dieser Stelle nur einen „schmalen, 10 f. breiten und nicht viel über 1 f. tiefen“ Wasserstreifen zu queren. Der Wadi Sus fließt nahe den steil nach Süden fallenden Hängen des Großen Atlas hin. Die von diesen abfallenden zahlreichen Zuflüsse sind deshalb kurz und außerdem sehr wasserreich. Die länger entwickelten Zuflüsse, die der Wadi Sus vom AntiAtlas erhält, bringen ihr Wasser nicht immer bis zum Hauptfluß, sind aber in regenreichen Zeiten oft schwer zu überschreiten. In der gartenreichen Umgegend von Tarudant werden die Gewässer der Flüsse oft zur Berieselung ihrer Kulturen verwendet, Kanäle sind zu finden. Obwohl Straßen, wie im übrigen Marokko, nicht bestehen, ist die Wegsamkeit nicht als schlecht zu beurteilen. Das Land ist mäßig angebaut, liefert aber trotzdem sehr reiche Ergebnisse an Feldfrüchten und Obst. Die Viehzucht ist bedeutend, der Mineralreichtum groß. Der Marquis de Segonzac erwähnt, von dem Handel nach Mogador sprechend, „les grains, les dattes, les oranges, les écorces de grenadier, les fruits d'arganier, les pois chiches, les peaux de chèvre et le cuivre“. Der Einfuhrhandel ist nicht minder groß. Dagegen soll der Transithandel in den letzten Jahren infolge der Maßnahme der Franzosen im Tuat nachgelassen haben. Die „Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Bd. I“ schätzten nach A. Colas in Oran und Dr. Olive, Arzt in Mogador, den Wert einer TimbuktuKarawane auf etwa 775 000 fr.

Die Bewohner des Sus, fast nur Berber und nur sehr wenig Araber, sind kriegerisch. Dr. W. Lenz hebt wiederholt in seinen Berichten die ihm hierdurch entstandenen Schwierigkeiten hervor, und Marquis de Segonzac sah sich durch diesen Umstand gezwungen, seine Forschungsreisen in der Verkleidung als Ahmed ben Mjad auszuführen. Auch Dr. Lenz reiste nicht als „Deutscher“, sondern als „Türke“. Es erübrigt sich bei dieser militärischen Skizze, weiter auf diese Verhältnisse einzugehen. Nur ist noch zu erwähnen, daß ein französischer Offizier, General Luzeaux, bei einer militärischen Würdigung Marokkos sich wie folgt über den Sus ausspricht: „Le Sous, chef-lieu Taroudant, est un pays plus berbère qu'arabe; le sultan est obligé d'y faire des expéditions périodiques, afin de percevoir l'impôt. C'est une annexe de l'empire du Maroc, mais il serait irrational d'en faire une base contre cet empire, parce que les communications entre ces deux pays sont très difficiles.“

On ne pourrait en déboucher qu'à la condition d'avoir d'abord occupé le Sous très solidement, malgré le caractère turbulent de sa population. Sur la côte, le Sous n'offre qu'un point de débarquement: c'est Agadir, près de l'embouchure de l'oued Sous. La rade est bien abritée. Agadir était le point de départ de caravanes allant au Soudan; mais, comme aujourd'hui le commerce des esclaves est à peu près aboli et qu'il jouait un très grand rôle dans les échanges, la rade est délaissée.

Koloniale Einheitsprache.

Von

Lehrer A. Walther in Dresden.

Solange die deutsche Kolonisation an der Küste und Küstennähe flehte wie in den Anfangsjahren unseres Kolonialtums, spielte die Sprachenfrage drüben in Neudeutschland nur eine wenig bemerkte Rolle. Die Unternehmer und Beamten suchten auszukommen mit Englisch, und zwar oft mit dem „liederlichen, elenden Pidjchenenglisch (Pigeon = Englisch)“, das mehr oder weniger an allen kolonialen Handelsküsten nistet und das ein wirtschaftsfähiges Kauderwelsch darstellt zwischen Englisch und Eingeborensprachen; oder man war eben von der gütigen, aber nicht immer guten Mitwirkung eines Dolmetschers abhängig, wenn man nicht selbst die heimische Sprache des Landes verstand.

Je weiter das Unternehmertum ausgreift und je mehr sich die Verwaltung in die Hinterländer ausdehnt, desto merkbarer erscheinen sprachliche Hindernisse und desto näher rücken sprachliche Probleme dem kolonisierenden Volke. Verhältnismäßig klar liegt die Sache in solchen Gebieten, die eine einheitliche Landessprache besitzen, wie z. B. Kiautschou, einige unserer Inselgebiete in der Südsee (Samoa) und vor allen Dingen Ostafrika. Solche bodenständige Einheitsprachen bringt die Verwaltung zur Durchführung. In Ostafrika steht das ganze ziemlich entwickelte Regierungsschulwesen im Dienste des Suaheli, das zwar nach seiner Herkunft negerisch, aber durch Arabertum und Islam gehoben ist und durch Schule und Presse planmäßig gefördert wird. Die Förderung geschieht namentlich in der Weise, daß die vielen Fremdwörter des Suaheli, meist arabischen Ursprungs, ausgemerzt und durch deutsche Ausdrücke ersetzt werden (also Entarabisierung und Germanisierung des Suaheli). Aller Schriftverkehr der Einheimischen mit den Ämtern hat jetzt in Suaheli mit Lateinschrift zu erfolgen; früher bediente sich das Suaheli der ungeeigneten arabischen Lettern. Will der Europäer den Dolmetscher sparen, dann eignet er sich eben selbst das ziemlich leicht erlernbare Suaheli an. So lesen z. B. in Ostafrika viele Weiße den „Kiongozi, Nachrichten für alle Leute aus Ostafrika“, diese weitverbreitete, neuerdings illustrierte Eingeborenenzeitung, die gegen 300 eingeborene Mitarbeiter zählt und die von der Regierungsschule zu Tanga herausgegeben wird. Unsere Kolonialbeamten erhalten ihre sprachliche Vorbildung in Suaheli auf dem Orientalischen Seminar in Berlin.

Weit schwerer sind die sprachlichen Hindernisse für die Kolonisation in mehrsprachigen Gebieten. In Kamerun haben wir außer dem Duala des unsympathischen Negerstammes an der Küste, das durch die Mission künstlich ausgebreitet ist und wird, noch drei Neger Sprachen von Bedeutung. Togo hat in seinem südlichen Viertel das Ewe, das in zwei Mundarten zur Schriftsprache ausgebaut ist, im Innern aber noch zwei, das Haussa der Haussa Händler mitgerechnet drei einflußreiche Landessprachen. In Neuguinea und dem Bismarckarchipel gar treffen wir ein wahres Sprachenbabel (Sprachengewirr); so sitzen z. B. in einer Schule Neuguineas Kinder beisammen von nicht weniger als elf nach Wortschatz und Aufbau zum Teil ganz erheblich voneinander abweichenden Sprachstämmen. Nun läßt zwar die deutsche Kolonialleitung einige solche Eingeborensprachen aus mehrsprachigen Gebieten ebenfalls auf dem Orientalischen Seminar lehren, Ewe, Duala, seit neuester Zeit auch Jaunde für Südkamerun, aber damit ist natürlich die koloniale Sprachenfrage nur zu einem kleinen Teile gelöst und die Verwendbarkeit der entsprechend sprachlich vorgebildeten Beamten innerhalb eines einzigen Schutzgebiets sehr beschränkt. Will das Reichskolonialamt aber auch die einflußreichen Eingeborensprachen anderer, namentlich binnenländischer Gebiete berücksichtigen durch Einrichtung neuer Lehrstühle

auf dem Orientalischen Seminar, dann wird die kostspielige Vorbildung der Kolonialbeamten wesentlich gesteigert und die Versetzungsmöglichkeit im betreffenden Landesdienst steht dennoch zweifelhaft.

Wie stellt sich nun unsere Kolonialleitung zur Sprachenfrage! Die englische Weltsprache läßt sich natürlich nicht umgehen, und englische Sprachkenntnis ist immer eine Empfehlung für Leute, die sich dem Kolonialdienst widmen wollen. Englisch wird auf dem Orientalischen Seminar in Berlin gepflegt. Englisch wird als Fremdsprache in den höheren Schulen unserer Kolonien für weiße Kinder unterrichtet. Aber in den Erziehungsanstalten für Eingeborene hat Englisch keine Stätte mehr. Die staatlichen Schulen haben es nie getrieben, und aus den Missionschulen ist es verwiesen, zum Teil mit gesetzlichem Nachdruck. Daß Englisch nicht ausgebreitet wird in deutschen Kolonien, gebieten nationalwirtschaftliche Gründe. In den Schulen für Eingeborene sind auch andere Kultursprachen verpönt, ausgenommen Chinesisch in Kiautschou. Französisch, das in Ostafrika von zahlreichen Vertretern der katholischen Missionen bevorzugt wurde, hat gar keine Bedeutung mehr in unserem Kolonialgebiet. Spanisch ist von unseren ehemals spanischen Besitzungen in der Südsee (Karolinen, Marianen, Palauinseln) spurlos verweht wie fast die ganze spanische Kulturarbeit oder Kulturverwüstung dort. Nach Englisch beansprucht das Burisch die Aufmerksamkeit. In Südwestafrika halten Buren, Bastarde, Afrikaner ziemlich zäh an der holländischen Volkssprache fest, und Burisch wird sogar vielfach in den halbblütigen Familien deutscher Männer gesprochen. Die Missionen aber können, wenn sie nicht noch mehr Burenfiedlungen an die holländisch-reformierte Kirche mit holländischen Predigern aus der Kapkolonie verlieren wollen, nicht ganz von der holländischen Kirchensprache abgehen. Der sprachliche Wandel in Südwestafrika zugunsten des Deutschen ist jedoch nur eine Frage kurzer Zeit. Die staatliche deutsche Zuwanderung und das aufstrebende staatliche Schulwesen werden den Wandel unauffällig schaffen, werden die Eindeutschung des Burentums vollziehen.

Kulturarme Eingeborenensprachen finden bei der deutschen Verwaltung wenig Rücksicht. Sie werden in den staatlichen Schulen nur soweit gepflegt, wie es der Wirtschaftsverkehr erfordert und wie es nötig ist, um Deutsch zweckmäßig darauf aufzubauen. Dementsprechend kommen solche Sprachen gewöhnlich nur in der untersten oder höchstens in den zwei untersten Klassen der Regierungsschulen zur Geltung. Wo aber Kinder verschiedener stammesfremder Sprachgebiete gesammelt sitzen, da wird gewöhnlich sofort Deutsch als einheitliche Unterrichts- und Schulsprache aufgepfropft. Bei den Missionschulen finden die Eingeborenensprachen weils mehr Duldung, weil sie für den religiösen Zweck gut passen.

„Das Bestreben der Verwaltung geht dahin, einer verhältnismäßig kleinen Zahl auserlesener Schüler eine möglichst gründliche Ausbildung, namentlich im Deutschen, zu geben.“ Was hier der neueste Jahresbericht über Togo schreibt, gilt mehr oder weniger für die Regierungsschulen in allen unseren Schutzgebieten und gibt die Wegrichtung, in der die Kolonialleitung das Sprachtum unserer Kolonien beeinflusst. **Deutsch wird als Einheitsprache angebahnt**, entweder als volkstümliche Landessprache, wie in Südwestafrika und in einigen Südsee-Inselgruppen, oder als Verständigungsmittel zwischen den Weißen und der gebildeten geistigen Oberschicht der einheimischen Bevölkerung. Deutsch will die weißen Bewohner unserer Schutzgebiete für sich gewinnen und von der einheimischen Bevölkerung vor allen Dingen die Verwaltungs- und Kulturhelfer, damit Beamte und Unternehmer nicht auf Schritt und Tritt vom Dolmetscher abhängen. Daß aber Deutsch allgemeine Volkssprache unserer farbigen Reichsbürger in Neuddeutschland wird, daran liegt der Verwaltung wenig.

Das Ziel, Deutsch als einheitliche und vorherrschende Kultursprache einzubürgern, hat unsere Kolonialleitung von Anfang an im Auge gehabt und planmäßig verfolgt. Am nächsten lag es, die Mithilfe der Missionschulen zu erreichen. Es geschah und geschieht jetzt noch durch unentgeltliche Abgabe der nötigen Schulmittel, Fibeln, Lesebücher, Sprachhefte. Aber das allein mochte wenig ausrichten. Viel wirksamer haben sich die staatlichen Schulbeihilfen erwiesen, die nach englischem Muster, nicht aber nach englischer Höhe, bei uns eingeführt sind, die aus der Etatquelle „Schul- und Bildungswesen“ fließen und die im wesentlichen auf Missionschülerfolge in der deutschen Sprache gewährt werden. Wenn Gouverneur v. Rechenberg in Ostafrika, wie bei der Kommissionsberatung im Reichstag zur Sprache gekommen, Gelder aus dieser Quelle der deutschen

Presse zugewendet haben sollte, so erscheint mir die Sache um deswillen nicht so schlimm, weil eben dort die Missionen vielfach noch immer auf die Schulbeihilfen verzichten, da sie nicht deutsch unterrichten wollen. Allezeit willige Helfer aber hat sich die Regierung selbst herangezogen in den Regierungsschulen, die, von deutschen Volksschullehrern geleitet, vorwiegend im Dienste unserer Muttersprache stehen, mit Ausnahme von Ostafrika, wo Deutsch erst in den Oberstufen eingeführt wird.

Den sprachlichen Absichten der Kolonialleitung stimmen jetzt fast durchweg auch unsere Kolonisten zu. Sie wissen, wie Engländer und Franzosen schon immer, den Nutzen wohl zu schätzen, den die Nationalsprache als Wirtschaftshelfer leistet. Deutsche Schulvereine in den verschiedenen Gebietsgruppen geben davon Zeugnis und bringen dafür ansehnliche Opfer. Die früher häufigen Klagen, der Deutsche setze auch in unseren Schutzgebieten seine Muttersprache hinten an, sind seit einigen Jahren ganz verstummt. Ein halbamtlicher Bericht nimmt sogar Anlaß, einen Schöfiling deutschen Herrenstolzes zu beschneiden: „Unsere lieben Landsleute (Südwestafrika) stehen auf dem Standpunkt, daß so ein Kaffer oder Hottentott überhaupt nicht zur Schule zu gehen brauche. Trotzdem aber verlangen sie, daß er das Deutsch sämtlicher Bundesstaaten beherrschen soll.“ Die Meinung, daß dem Eingeborenen die deutsche Sprache ferngehalten werden muß, um den Herrenstandpunkt der deutschen Rasse gut zu wahren, verliert immer mehr an Boden. Daß der Deutsche, den der farbige mit Deutsch anspricht, mit einer Ohrfeige quittiert, ist eine Ausnahmeerscheinung und eine Überspannung des Herrengefühls.

Eine andere Stellung als Verwaltung und Unternehmertum in der kolonialen Sprachenfrage nehmen die Missionen ein. Das ist recht deutlich zum Vorschein gekommen auf dem deutschen Kolonialkongreß 1910. Nach Vorschlag des Kongreßvortrags soll die deutsche Sprache nur in den Gebieten als Einheitsprache durchgeführt werden, wo die weiße Rasse ein zahlenmäßiges Gewicht hat, wie in Südwestafrika. Man sieht aber keinen rechten Grund dafür, daß Deutsch nicht mit demselben Recht wie Englisch sich in den kolonialen Wirtschaftsgebieten festsetzen soll, mag nun die weiße Rasse in der Minderheit sein oder nicht. Man sieht keinen rechten Grund ein, warum die deutsche Sprache nicht Hand in Hand gehen soll mit deutschen Maßen und Münzen, mit deutschen Gesetzen und Beamten, mit deutschen Bahnen und Unternehmungen. Hat Englisch nicht Togo und Kamerun und andere Gebiete erreicht, obwohl die weiße Rasse ehemals dort noch mehr in der Minderheit war als jetzt? Weiter hat der Kongreßvortrag „Praktische Bedeutung der Einheitsprachen“ den Vorschlag verfochten, das Sprachtum solcher Volksstämme zur allgemeinen Geltung zu bringen, die dem Christentum zuneigen, Erwe für Togo, Duala für Kamerun. Nun ist es gewiß nur zu begrüßen, wenn mit christlich beeinflussten Eingeborenen Sprachen auch die christliche Kultur vordringen kann, aber man darf nicht außer acht lassen, daß der in Ostafrika, Togo und Kamerun unaufhaltsam vordringende Islam der Christianisierung einen starken Damm entgegensetzt. Volkssprachen islamitisch-arabischen Anklangs werden sich nie beugen vor Neger Sprachen, mögen diese auch christlich gefärbt und gefördert sein. Ganz anders ist es mit der deutschen Sprache. Die wird als Ausdruck höherer Kultur durchweg von allen Eingeborenenstämmen hoch gewertet und freundlich aufgenommen. Auch der selbstbewußte Islam und der religionsstolze Moslim macht darin keine Ausnahme, er erkennt die Überlegenheit der deutschen Kultur und der deutschen Kultursprache willig an.

Gegenüber der großen Vorliebe mancher Missionen für Eingeborenen Sprachen, selbst solcher Sprachen, die weder kulturellen noch wirtschaftlichen Wert haben, sei die Ansicht eines englischen Oberrichters angeführt, der bei mangelhafter Dolmetscherei vor Gericht zu einem Missionar geäußert hat: „Nicht das bedauern wir, daß unsere (farbigen) Unterbeamten nicht ihre Muttersprache verstehen, sondern daß sie nicht genügend Englisch können.“ Diese Ansicht sollte jeder deutsch-koloniale Kulturträger beherzigen und auf sein Sprachtum übertragen.

Ein Vorschlag eigener Art geht von den Esperantojüngern aus. Sie wollen ihre Kunstsprache in unsere Kolonien verpflanzen. Ohne den Stab brechen zu wollen über die koloniale Zukunft des Esperanto, müssen wir doch an seiner Verwendbarkeit in kulturarmen Ländern zweifeln.

Voraussichtlich wird sich Deutsch mit der Zeit eben in allen Gebietsgruppen als einheitliche und vorherrschende Kultursprache einbürgern. Das bringt schon die zunehmende Wirt-

schaftstätigkeit des kolonialen Deutschtums mit sich. Daß aber Deutsch nicht einer Verstümmelung anheimfällt, wie in Südwestafrika, wo es zum sog. Afrikanerdeutsch auswachsen will, dafür müssen besonders die deutschen Schulen sorgen, sowohl die Anstalten für Weiße wie die für Eingeborene. Da nun aber die sprachliche Bildungswilligkeit der farbigen vielfach an dem religiös gefärbten Missionsunterricht Anstoß nimmt, so muß unsere Kolonialleitung eben das bewährte paritätische Regierungsschulwesen ruhig und naturgemäß weiter ausbauen wie bisher.

Die Tätigkeit der Kgl. Ansiedlungskommission in Westpreußen und Posen 1910¹⁾.

Von Realschuldirektor Prof. Dr. Moritz Gehre in Werdau i. S.

Im Jahre 1910 wurden der Ansiedlungskommission 342 Güter mit 103 448 ha und 525 bäuerliche Grundstücke mit 17 755 ha, zusammen 867 Besitzungen mit 121 201 ha Fläche zum Kauf angeboten oder als angeblich verkäuflich angemeldet. 1909 betrug das gesamte Landangebot 126 614 ha, 1908 125 595 ha, 1907 166 537 ha und 1906 150 259 ha. Die Durchschnittsgröße der angebotenen Güter war 1910 302 ha, 1909 348 ha, 1908 405 ha, 1907 359 ha und 1906 278 ha.

Erworben wurden eine Herrschaft, 7 Rittergüter — darunter zwei Staats- und zwei Stiftsdomänen —, 12 sonstige Güter — darunter drei Staatsdomänen und eine Stiftsdomäne — mit einem Flächeninhalt von 15 160 ha und 33 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 1738 ha, zusammen 14 898 ha für 16 595 669 M. Ein Grundstück wurde in der Zwangsversteigerung erstanden, die übrigen Besitzungen im freien Grundstücksverkehr gekauft. Im Jahre 1909 wurden 21 085 ha für 26 827 616 M., 1908 14 093 ha für 16 644 475 M., 1907 9390 ha für 14 160 774 M. und 1906 29 670 ha für 42 214 151 M. erworben.

Von den 1910 gekauften Besitzungen liegen im Regierungsbezirk Marienwerder 7020 ha, im Bezirk Posen 3110 ha und im Bezirk Bromberg 4768 ha. Nur drei Güter und 13 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 1566 ha wurden von polnischer Hand erworben.

Seit 1886 wurden im ganzen 683 Güter mit einer Fläche von 358 455 ha und 537 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 27 005 ha, zusammen 385 460 ha oder 67 $\frac{1}{2}$ Geviertmeilen für 366 769 048 M. angekauft. Aus deutscher Hand stammen 492 Güter und 314 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 274 546 ha, aus polnischer Hand 191 Güter und 223 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 110 914 ha.

Der Durchschnittspreis stellte sich im Jahre 1910 bei den Gütern auf 1034 M., bei den Grundstücken auf 1718 M., bei dem gesamten Erwerb auf 1114 M. für das Hektar. 1909 betrug der Durchschnittspreis 1272 M., 1908 1181 M., 1907 1508 M., 1906 1423 M. und 1905 1184 M.

Im Regierungsbezirk Danzig wurde bisher in den Landkreisen Danziger Niederung, Elbing, Marienburg, Neustadt und Putzig kein Grundbesitz erworben, wohl

aber in den Kreisen Berent (7511 ha), Preuß.-Stargard (4216 ha), Dirschau (4078 ha), Danziger Höhe (2198 ha), und Karthaus (1932 ha).

Im Regierungsbezirk Marienwerder wurde nur in den zwei Kreisen Deutsch-Krone und Stuhm kein Gut angekauft, in allen übrigen Kreisen wurden Rittergüter und Bauernwirtschaften erworben, am meisten in den Kreisen Briesen (18 167 ha), Schwetz (16 225 ha), Königsberg (9664 ha), Thorn (9338 ha), Strasburg (9077 ha), Tuchel (8184 ha), Graudenz-Land (7902 ha), Ebbau (6968 ha), Kulm (6926 ha), Flatow (5489 ha) und Rosenberg (2960 ha).

Im Regierungsbezirk Posen wurde nur in den zwei Kreisen Neutomischel und Schwerin a. W. kein Grundbesitz erworben, in allen übrigen 26 Kreisen erfolgten Ankäufe, am meisten in den Kreisen Obornik (15 781 ha), Wreschen (11 404 ha), Posen-Ost (9645 ha), Bomst (8726 ha), Samter (6508 ha), Schmiegel (6302 ha), Jaroschin (5527 ha), Schroda (5178 ha), Pleßchen (5085 ha), Posen-West (4967 ha), Koschmin (4508 ha) und Adelnau (4132 ha).

Im Regierungsbezirk Bromberg haben Ankäufe in allen Landkreisen stattgefunden. Es umfaßt der Besitz der Ansiedlungskommission jetzt in den Kreisen Wągrowitz 22 559 ha, Gnesen 21 954 ha, Żnin 19 735 ha, Mogiła 15 251 ha, Wirsitz 13 699 ha, Bromberg-Land 10 398 ha, Schubin 10 453 ha, Strehlo 5925 ha, Wittkowo 5205 und Kolmar i. P. 5086 ha.

Die Nachfrage nach Ansiedlerstellen ist gegen das Vorjahr gestiegen; es wurden 8276 Ansiedlungsanträge gestellt gegen 7565 im Jahre 1909 und 7015 im Jahre 1908. 1598 Stellen wurden endgültig vergeben, und zwar 1369 Renten- und 229 Pachtstellen. 1909 waren es 1386, 1908 1526, 1907 1660 und 1906 1568 Stellen. Bis Ende 1910 sind im ganzen 18 127 Ansiedlerstellen, und zwar 15347 Renten- und 2780 Pachtstellen, vergeben worden. Dazu kommen 380 Mietverträge über staatliche Arbeitermietfamilien. Von den 18 127 Ansiedlerfamilien stammen aus Posen 2854, aus Westpreußen 2104, aus Ostpreußen 93, aus Brandenburg 916, aus Pommern 1178, aus Schlesien 512, aus der Provinz Sachsen 1566, aus Schleswig-Holstein 21, aus Hannover 700, aus Westfalen 1546, aus Hessen-Nassau 246, aus der Rheinprovinz 188, aus anderen deutschen Ländern 2036 und aus dem Ausland (deutsche Rückwanderer aus Rußland und Galizien) 4587. Evangelisch sind 17 496, katholisch 631 Ansiedlerfamilien. Das Besiedlungsergebnis von 1910 kommt etwa der Gründung von 46 Dörfern mit je 1600 Morgen Stellenland gleich.

Rechnet man die Ansiedlerfamilie zu sechs Köpfen,

1) Nach: Denkschrift für das Jahr 1910 über die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Beförderung deutscher Ansiedlungen in den Provinzen Westpreußen und Posen, vom 26. April 1886 und seiner Ergänzungsgesetze. 40. XX u. 409 S. Anlagen zu der Denkschrift. Berlin 1911.

so ist die gesamte deutsche Bevölkerung der Ansiedlungsgemeinden und Ansiedlungsgüter auf 111 000 Köpfe zu schätzen. In Wirklichkeit mag sie noch etwas größer sein, da in vielen neuen Gemeinden sich auch Handwerker und Verwandte der Ansiedler niedergelassen haben.

Von den 18 127 Ansiedlerstellen haben eine Größe bis zu 2 ha 1548, von 2–5 ha 1101, von 5–10 ha 2589, von 10–15 ha 5515, von 15–20 ha 4568, von 20–25 ha 1515, von 25–50 ha 1089, von 50–100 ha 141 und über 100 ha 61. Im Jahre 1910 sind in eigener Verwaltung des Staates 100 Gebäude zu öffentlichen Zwecken für 1322 800 M. (4 Kirchen, darunter zwei für katholische Gemeinden, 1 Bethaus, 3 Pfarrgebäude, 56 Schulgehöfte und 56 Gebäude für Gemeindefürsorge) und 1027 Gebäude zum Einzelgebrauch für 3 959 600 M. gebaut worden. 1909 waren es 1355 Gebäude, die 5 322 400 M. kosteten. Von dem Beginn der Tätigkeit der Ansiedlungskommission bis Ende 1910 wurden 47 Kirchen, 30 Bethäuser, 50 Pfarrgehöfte und 5 Ergänzungsbauten, 421 Schulgehöfte und 15 Schulerweiterungsbauten und 494 Gebäude für Gemeindefürsorge hergestellt. Die dafür aufgewendeten Kosten beliefen sich auf 15 589 950 M.

Der wirtschaftliche Wohlstand der Ansiedler entwickelte sich unter der Fürsorge des Staates und gestützt auf das Genossenschaftswesen in erfreulicher Weise weiter. Es entstanden 1910 neue Brennerei- und Milchgenossenschaften, 5 landwirtschaftliche Vereine und 16 Spar- und Darlehnskassenvereine. 342 Pächter konnten ihre Stellen zu eigen gegen Rente erwerben. Von dem 8 350 000 M. betragenden Gesamtlohn an Renten, Rückzahlungen und Zinsen von Restaufgeldern, Darlehen und verauslagten Kosten sowie an Pacht und Mietzinsen ist am 31. Dezember 1910 nur ein Rest von 62 100 M. (0,74 v. H.) verblieben.

Die Obstbaumzucht wurde weiter nach Kräften gefördert. Es wurden 12 322 Obstbäume an Ansiedler geliefert, für die Pachtstellen unentgeltlich, für die Rentenstellen gegen eine Vergütung von 40 Pf. für den Baum. Im ganzen sind in den Ansiedlungen 418 868 Obstbäume gepflanzt worden. In Zukunft werden die Obstbaum-

pflanzungen in den Hausgärten, in Mustergärten und an Wegen unter der Aufsicht und Mitwirkung der bei den Landwirtschaftskammern angestellten Sachbeamten ausgeführt werden. Im Jahre 1910 sind schon nach diesen neuen Bestimmungen 1132 Hausgärten mit 20 496 Obstbäumen und 52 Mustieranlagen mit 2703 Obstbäumen bepflanzt worden. An 123 Wegen hat man 11 569 Obstbäume und 2301 andere Bäume angepflanzt. Zu Obstbaumwärttern sind bisher 20 Ansiedler und Ansiedleröhne ausgebildet worden; weitere 25 Ansiedler werden jetzt ausgebildet. Dränagen, Moorkulturen und Wiesenmeliorationen wurden auch 1910 ausgeführt. Im ganzen wurden bisher auf 519 Gütern 52 954 ha mit einem Kostenaufwand von 9 192 722 M. dräniert; auf 5 Gütern ist die Dränage von 705 ha in der Ausführung begriffen, auf einem Gute die Dränage von 50 ha eingeleitet. Bis Ende 1910 wurden im ganzen 4632 ha Moorkulturen und 305 ha sonstige Wiesenmeliorationen ausgeführt.

Von den neuen Ansiedlungen (rund 570) sind etwa drei Fünftel in selbständige Landgemeinden umgewandelt worden und haben einen deutschen oder der deutschen Sprache angepassten Namen erhalten. Etwa zwei Fünftel sind mit älteren Landgemeinden oder kleinen Landstädten vereinigt worden. Reichlich zwei Drittel der neuen Ortschaften liegen in der Provinz Posen, ein knappes Drittel in Westpreußen. Die neuen Ansiedlungen haben ganz verschiedenen Umfang. Neben Orten mit nur 10–25 Stellen gibt es stattliche Gemeinden mit mehr als 100 Stellen, z. B. Wittenburg (131 Stellen) und Osterbüz (126) im Kreise Briesen, Bartschin (117) im Kreise Schubin und Margoninsdorf (104) im Kreise Kolmar.

22 neue Orte sind mit deutschen Katholiken besiedelt worden, in weiteren drei Orten wohnen evangelische und katholische Ansiedler. Die größte deutsche katholische Gemeinde ist Marienbrunn mit 81 Ansiedlern im Kreise Pleschen. Wertvoll ist in den Anlagen der Denkschrift der Nachweis der geänderten Ortsnamen.

Die Gesamtausgaben des Ansiedlungsfonds betrugen bis Ende 1910 685 585 300 M., die Gesamteinnahmen 207 452 700 M., die reinen Ausgaben mithin 478 132 600 M.

Die Zahl der Tschechen in Wien.

Von Dr. Richard v. Pfandler in Wien.

Die Zahl der Wiener Tschechen ist seit dem Jahre 1880 von einer Volkszählung zur anderen nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnis zur deutschen Stammbefölkerung gestiegen. Die Volkszählung vom 31. Dezember 1910 hat in dieser Richtung zum erstenmal einen Rückschlag gebracht: die Wiener Tschechen sind unter der staatsangehörigen Bevölkerung, von welcher allein die Umgangssprache erhoben wird, von 102 974 im Jahre 1900 auf 98 400 gesunken, obwohl die Gesamtbevölkerung Wiens im gleichen Zeitraum von rund 1 700 000 auf über zwei Millionen gestiegen ist. Die Abnahme ist um so auffällender, als das Jahrzehnt 1890–1900 eine tschechische Zunahme von 39 140 Köpfen gebracht hatte.

In der umstehenden Übersicht ist die Zahl der Tschechen in den zwanzig schon im Jahre 1900 bestehenden Stadtbezirken für die Jahre 1900 und 1910 nebeneinander gestellt.

Im XXI. Bezirk, welcher neben der früher selbständigen Arbeiterstadt Floridsdorf auch überwiegend ländliche Gemeinden, wie Aspern usw., umfaßt und am linken Donauufer liegt, wurden im Jahre 1910 2707 Tschechen gezählt.

Die Zahl der Tschechen hat in den meisten Bezirken absolut, wohl in allen mit Ausnahme der Brigittenau auch relativ abgenommen.

Die Gründe der Abnahme sind im allgemeinen in der fortgesetzten Eindeutschung der tschechischen Kinder durch die Schule, in der Abschwächung der Zuwanderung aus den tschechischen Gebieten der Sudetenländer und im Abflauen der wirtschaftlichen Konjunktur zu suchen, die der starken Vermehrung der industriellen Arbeiterschaft Einhalt getan hat. Außerdem wurden zur Zeit der Volkszählung vom Jahre 1900 gerade größere Arbeitermengen beim Bau der Hoch- und Untergrund-

bahn (Stadtbahn) beschäftigt, welche Wien mittlerweile verlassen haben.

Die Zunahme der Tschechen in Hiezing und in der Brigittenau ist auf die zunehmende Verbanung beider

Bezirke mit von Proletariern bewohnten Kleinwohnungshäusern zurückzuführen. Ähnlich erklärt sich auch die schon minder bedeutende Zunahme in Simmering und in der Leopoldstadt (Entstehen der „Donaustadt“).

Bezirk	1900	1910
I. Innere Stadt (City, Geschäfts- und vornehmes Wohnviertel)	950	1 097
II. Leopoldstadt (alte Judenstadt mit stark jüdisch-proletarischer Bevölkerung)	5 532	6 329
III. Landstraße (vorwiegend bürgerlicher Wohnbezirk)	9 244	7 165
IV. Wieden (rein bürgerlicher Wohnbezirk)	1 595	1 386
V. Margarethen (bürgerlich-proletarischer Bezirk)	5 667	4 760
VI. Mariahilf (bürgerliches Geschäftsviertel)	2 018	1 641
VII. Neubau (bürgerliches Geschäftsviertel)	2 398	2 118
VIII. Josefstadt (bürgerlicher Wohnbezirk; „Quartier Latin“)	1 722	1 669
IX. Alsergrund (bürgerlicher, stark verjudeter Bezirk)	2 968	3 155
X. Favoriten ¹⁾ (reiner Proletarierbezirk, Industrieviertel mit halb tschech. Ziegeleiarbeiterschaft)	23 437	18 489
XI. Simmering (proletarisch-ländlicher Bezirk)	2 079	2 606
XII. Meidling (bürgerlich-proletarischer Bezirk)	3 852	4 148
XIII. Hiezing (vornehmer Villenbezirk [Schönbrunn] neben Proletariervierteln)	1 960	2 877
XIV. Rudolfsheim (kleinbürgerlich-proletarischer Bezirk)	5 908	5 953
XV. Fünfhaus (kleinbürgerlich-proletarischer Bezirk)	2 294	1 721
XVI. Ottakring (reiner Proletarierbezirk)	11 039	10 957
XVII. Hernals (teils proletarisch-kleinbürgerlicher, teils vornehmer Villenbezirk)	6 568	6 268
XVIII. Währing (bürgerlicher Bezirk mit vornehmer Villenviertel)	3 343	2 216
XIX. Döbling (bürgerlich-ländlicher Bezirk mit vornehmer Villenviertel)	1 284	632
XX. Brigittenau (rein proletarischer, stark verjudeter Bezirk)	6 874	9 269

¹⁾ In diesem Bezirk bildeten die Tschechen im Jahre 1900 ein Fünftel der Bevölkerung.

Die Pastoren der evangelisch-lutherischen Kirche in Südrussland von 1789 bis 1910.

Von Dozent Adolf Lane in Berlin.

Es ist eine warm zu begrüßende Erscheinung, daß unter den deutschen Kolonisten in Rußland ein reges Interesse für ihre eigene Geschichte allmählich erwacht¹⁾. Von einer ganzen Reihe neuer Versuche, Beiträge für diese Geschichte zu liefern, kann man in der letzten Zeit sprechen. Die neuere Forschung wendet sich anscheinend immer mehr monographischen Untersuchungen zu, was meines Erachtens von besonderem Werte ist. Ich weiß nicht, inwiefern bei dieser Tatsache zufällige Momente mitgespielt haben, jedenfalls aber habe ich noch nirgends von methodologischen Gründen gehört oder gelesen, die diese Arbeiten hervorgerufen haben. Indessen täte gerade jetzt eine eingehende methodologische Erörterung dieses Gegenstandes not. Gegenwärtig arbeitet man meines Wissens an etwa acht verschiedenen Orten in Rußland an der Geschichte der Kolonien, ohne daß eine Verbindung zwischen den Forschern bestände. Ich will an dieser Stelle die Frage nicht weiter verfolgen, und bemerke nur, daß der jetzige Zustand der Forschung sehr viel zu wünschen übrig läßt, und wenn er nicht in der nächsten Zeit (etwa durch regelmäßige Zusammenkünfte der in Frage kommenden Forscher, durch ständigen Gedankenaustausch und gegenseitige Hilfe, die so dringend ist, weil die betreffenden geschichtlichen Quellen über Rußland und Deutschland verstreut sind) zum besseren verändert wird, kann für die Wissenschaft ein großer, schwer oder kaum zu beseitigender Schaden entstehen. Hier will ich nur auf einen interessanten Aufsatz von

dem Herausgeber des „Christlichen Boten“, Pastor Th. Meyer (Nikolajew), über die südrussischen evangelischen Pastoren aus dem Oktober-November-Heft 1910 der von Bischof Dr. Ullmann begründeten „Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland“¹⁾ aufmerksam machen. Dieser Aufsatz ist als Entwurf zu einer größeren monographischen Arbeit über ein wichtiges Spezialgebiet der Geschichte der südrussischen Kolonien zu betrachten.

Pastor Meyer nennt seine Arbeit eine noch „ziemlich unfertige“ und hat sie für das Jubiläumshft der Zeitschrift dem Herausgeber zur Verfügung gestellt, „da damit ein Beitrag eines außerhalb Kurlands im Pfarramt stehenden Kurländers . . . geboten werden sollte“. Später soll daraus ein größeres Werk entstehen. Aus der Feder des Verfassers besitzen wir bereits eine geschichtliche Arbeit „In der Diaspora“ (Geschichte des evangelisch-lutherischen Kirchspiels Nikolajew-Cherson)²⁾, dessen gewissenhafte und nach wissenschaftlicher Exaktheit strebende Darstellungsart in uns die besten Hoffnungen auf das zu erwartende, oben erwähnte Werk erweckt.

Pastor Meyer geht von der Voraussetzung aus, daß die evangelisch-lutherische Kirche in Südrussland ein besonderer, in sich abgeschlossener Teil der evangelisch-lutherischen Kirche im Russischen Reiche ist. Er sieht in

¹⁾ Redaktion: Pastor G. Hillner in Pinkenhof. 82 S. Riga, Jond u. Polienewsky.

²⁾ Odessa 1902. Druck von A. Schulge, Langgerronstr. Nr. 36. Der Beitrag ist für ein zu gründendes Pfründhaus des Kirchspiels bestimmt. Der Verfasser hat u. a. das Pfarrarchiv und die einschlägigen Akten des Zentralarchivs der Flotte des Schwarzen Meeres benutzt.

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz in Deutsche Erde 1910, Heft 1; f. auch meinen Aufsatz über „Deutsche im Kaukasus“ in Zeitschr. f. Kolonialpolitik, Kolonialrecht u. Kolonialwirtschaft, Berlin, 1910, Augustheft.

ihr eine eigenartige Volkskirche, die das Gebiet der Gubernements Bessarabien, Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien und das Land Donischer Kosaken umfaßt und hier augenscheinlich ebenso weit reicht wie die nationale Eigenart des deutschrussischen Südens.

Pastor Meyer hat das biographische Material der während der 120 Jahre beamtet gewesenen 151 Pastoren zusammenzubringen versucht. Obwohl die Vollständigkeit der Angaben über viele Personen noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, kann man schon jetzt sagen, daß das Gebotene einen ziemlich guten Einblick in die in Frage stehenden Verhältnisse ermöglicht. Die Amtsdauer kann, wenn auch bedingt, ein Gradmesser dessen sein, wie stark der Einfluß des betreffenden Geistlichen auf die Bevölkerung sein konnte. Das älteste Kirchspiel Josepsthäl hatte im Verlauf von 118 Jahren (1789—1907) nur vier Pastoren, die 10, 26, 33 und 43 Jahre tätig gewesen sind. Das Kirchspiel Arzis in Bessarabien zeigt im Gegenteil, daß hier die Pfarre seit 1819 den ersten Pastor hat. Die Pastoren lösten hier einander häufig ab und oft blieb die Pfarre auch unbesetzt. Die Amtsdauer war hier 16, 3, 4, 5, 3, 9, 7, 5, 3, 8 und 11 Jahre. Auf volle 50 Amtsjahre brachte es in Südrussland ein Pastor, 8 standen 40 Jahre lang im Amte, über 30 Amtsjahre erreichten 10 Pastoren, über 20 Jahre wirkten 15, weniger als 5 Jahre 34 Pastoren. Gegenwärtig sind 34 Pastoren in Südrussland tätig, unter ihnen hat Propst Alber in Großliebenthal das 40. Amtsjahr überschritten, ein zweiter Pastor, Peters, in Klöstitz (Bessarabien) ist ebenso lange im Dienste, vier sind über 30 Jahre, elf über 20 Jahre, neun über 10 Jahre, zwölf unter 10 Jahren tätig. Nahezu die Hälfte der Pastoren verließ nach kurzer oder längerer Amtstätigkeit Südrussland, in weiteren neun Fällen war das Ausscheiden aus dem Dienste nicht freiwillig. Die evangelisch-lutherische Kirche Südrusslands hat gegenwärtig 43 Pfarrstellen, von denen nur 34 besetzt und 9 vakant sind.

Nach der Abstammung waren 45 aus Deutschland, 54 waren Balten, 24 stammten aus den Residenzen und dem Innern des Reiches, 13 Pastoren waren nicht deutscher Abstammung (Schweden, Letten, Esten) und nur 15 kamen aus den deutschen Kolonien selbst. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überwogen die aus Deutschland stammenden Pastoren, jetzt sind es nur noch zwei im Amte. In den siebziger Jahren erscheinen die ersten aus den Kolonien stammenden Pastoren. 1890 waren sieben tätig und gegenwärtig sind es ihrer elf — ein Drittel der Gesamtzahl. Pastor Meyer ist der Mei-

nung, daß der Ablauf des ersten Jahrhunderts der evangelisch-lutherischen Kirche Südrusslands auch innerlich einen Wendepunkt bedeute. Die Geistlichen aus den deutschen Ländern und die Balten hätten ihre geschichtliche Rolle erfüllt, jetzt kommt die Reihe an die Geistlichen aus der Mitte der Kolonisten selbst.

Es war zu Anfang des 19. Jahrhunderts für die Seelsorger eine überaus schwere Zeit. Das Synodalprotokoll des ersten Bezirks vom Jahre 1839 spricht von den „mancherlei Trübsalen, die die ersten Pastoren zu erdulden hatten, und daß sie sehr kümmerlich leben mußten“.

Von besonderer Bedeutung war die Wirksamkeit der Basler. „In der Person der Missionszöglinge hatten die Kolonien christgläubige, fleißige, anspruchslose Seelsorger erhalten. Sie haben sich das Vertrauen der Gemeinden in hohem Maße erworben und konnten sich auch viel besser in die Verhältnisse hineinfinden... Besonders unter den pietistisch gesinnten Schwaben fanden die ehemaligen Missionszöglinge mehr Anerkennung als die immer noch mit dem alten Rationalismus ringenden Theologen. Und in späterer Zeit nahm wieder der Umstand für die Basler ein, daß sie weniger streng in konfessioneller Hinsicht waren als die Dorpatenser, die zu Füßen eines Sartorius, Philippi, Kurtz und Keil gesessen hatten.“

Mit den vorstehenden Angaben und Hinweisen will ich mich begnügen und denke, daß sie für den Meyerschen Aufsatz Interesse erwecken werden.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine Quelle hinweisen, die, allem Anschein nach, Pastor Meyer noch nicht verfolgt hat und die gerade für das biographische Material eine der wesentlichsten Stützen ist: das sind die genealogischen Beziehungen der einzelnen Pastoren. Der Zusammenhang mit der Zeit wird ja erst durch diese Beziehungen völlig klar. In einer großen Anzahl von Fällen wäre dieses Material nicht allzu schwer zusammen zu bekommen. Zum mindesten wäre es für die gegenwärtig tätigen Pastoren doch mit Leichtigkeit zu haben. Auf diese Weise würde der Verfasser noch vollständiger seiner Aufgabe genügen. Er sagt: „Wie sie (die Pastoren) waren und wie wir sind, darüber steht einem, der sich selbst mit Stolz Kolonistenpastor nennt, kein Urteil zu. Aber wer wir sind und wer unsere Amtsvorgänger waren, darüber dürfen wir wohl eine Auskunft geben.“ Die Erforschung der Familiengeschichte jedes einzelnen Geistlichen wäre sicherlich eins der wichtigsten Mittel zur befriedigenden Lösung dieser vom Verfasser sich selbst gestellten Aufgabe.

Die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien.

Von Reg.-Rat Dr. Karl Reiffenberger in Graz.

Unter obigem Titel veröffentlicht Dr. Emil Fischer, seit dreißig Jahren als Arzt in Rumänien und über ein Jahrzehnt in Bukarest ansässig, durch zahlreiche Aufsätze ethnographischen und kulturhistorischen Inhalts über dieses Land bekannt, einen stattlichen Band (Gr. 8^o, 398 S., Hermannstadt 1911, W. Krafft). Das Buch enthält mehr, als die Aufschrift besagt. Denn es gibt auch eine breitere Darstellung der Verhältnisse des rumänischen Volkes, unter dem sich jene Kulturarbeit vollzog, und der Kulturzustände des siebenbürgischen Sachsenvolkes, von dem sie bis zum 19.

Jahrhundert vornehmlich ausging. Besonders war Kronstadt an dieser deutschen Kulturarbeit beteiligt, die Vaterstadt des Verfassers, der er darum auch zur Festfeier ihrer vor 700 Jahren erfolgten Gründung sein Werk widmet.

Überaus fleißige, sachgemäße Sammlung des weit verstreuten Stoffes, selbständiges, freimütiges Urteil, das mitunter auch vor scharfem Ausdruck nicht zurückdreht, und neben der Liebe zum engeren Heimatland eine begeisterte Hingabe an das deutsche Gesamtvolk und seine hohen nationalen Güter charakterisieren dieses Buch.

Von den Siebenbürger Sachsen wurden schon in früher Zeit (meist im 13. Jahrhundert) deutsche Niederlassungen in der nördlichen Moldau und nördlichen Walachei gegründet. Sie sind für die Entwicklung der rumänischen Fürstentümer, denen bis zum 16. Jahrhundert das nationale Bürgertum abging, von Bedeutung geworden, aber allmählich im Rumänentum aufgegangen. Doch erinnern noch Familien- und Ortsnamen, Inschriften auf Grabsteinen, manche Rechtsgewohnheiten und Einrichtungen im Hausbau an das erloschene Deutschtum.

Als im 14. Jahrhundert unter den Siebenbürger Sachsen Gewerbe und Handel zu hoher Blüte gedieh, blieb das auch auf die Rumänen in den Fürstentümern nicht ohne Einfluß. Da diese über Ackerbau und Viehzucht sowie die einfachste Hausindustrie nicht hinaus kamen, so arbeitete für sie der sächsische Handwerker daheim oder jenseits der Karpathen, wohin er ausgewandert war, und der sächsische Kaufmann, der damals ferne Straßen zog, nahm seinen Weg auch über die rumänischen Fürstentümer. Auch in den späteren Jahrhunderten, als Gewerbe und Handel bei den Sachsen nicht mehr die Rolle spielten wie ehemals, blieben Moldau und Walachei noch deren Absatzgebiete bis zum Jahre 1887, in dem der Zollkrieg zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien ausbrach, der erst mit diesem Jahre endete. Siebenbürgisch-sächsische Handwerker verlegten ihre Werkstätten nun wohl auf rumänischen Boden, siebenbürgisch-sächsische Großindustrielle gründeten drüben auch einige Fabriken, die vortrefflich gediehen. Aber im 19. Jahrhundert waren auf dem Gebiet des Handels und der Industrie auch andere Staaten und Nationen in den Wettbewerb eingetreten. An der Spitze steht jetzt Deutschland, welchem der Handel, den seine Angehörigen anregen, vermitteln, ausführen, nach Fischer, jährlich 142 Millionen Mark einträgt.

Im Kriegswesen der älteren Zeit haben die rumänischen Hospodare als Freunde und Feinde von den Siebenbürgern einiges gelernt, aber in neuester Zeit dankt das rumänische Königreich die vorzügliche Einrichtung seines Heeres und dessen glänzende Erfolge seinem deutschen Herrscher aus dem Hause der Hohenzollern. Welche Fortschritte hat Rumänien überhaupt unter Karl I. und seiner hochgesinnnten Gemahlin, der deutschen Dichterin, gemacht! Man vergleiche die Zustände vor 1866 mit den heutigen!

Zahlreich sind die deutschen Ärzte und Apotheker, die in Rumänien gewirkt haben und noch wirken, und groß ist der Einfluß der deutschen Wissenschaft auf die Entwicklung der rumänischen. Der Forschungen deutscher Gelehrter in Rumänien erwähnt Fischer gleichfalls. Er hätte auch hervorheben können, daß die schönste unter den alten griechischen Kirchen der Walachei, die von Argisch, eine glückliche Weiterbildung des byzantinischen Stiles (aus dem Jahre 1526), von einem siebenbürgisch-deutschen Fachmann im Jahre 1860 zuerst eingehender Würdigung unterzogen und dadurch in die Kunstgeschichte eingeführt wurde. Auf die bescheidenen und spärlichen rumänischen Schulen der älteren Zeit dürfte das sächsische Schulwesen einigermaßen eingewirkt haben. Die im 16. Jahrhundert erfolgte Gründung der höheren Schule zu Cotnari in der Moldau, an die Lehrer aus Deutschland berufen wurden, geht unmittelbar auf die protestantisch-humanistische Strömung in diesem Lande

zurück. Heute bestehen in Rumänien 20 deutsche (evangelische) Schulen. An erster Stelle ist jene der Bukarester evangelischen Gemeinde, die stets ein wichtiger Sammelplatz des Deutschtums, am Ende des 18. Jahrhunderts von Siebenbürgern gegründet, heute etwa 9000 Seelen umfaßt. Die Bukarester evangelische Schule gliedert sich in Volksschule, höhere Töchterchule, höhere Handelsschule und die erst im Jahre 1912 ganz ausgebauten achtklassige Oberrealschule. Das Deutsche Reich spendet dafür jährlich 30000 M. und übt durch seine fachmännischen Organe die Oberaufsicht aus, Österreich-Ungarn stencert 8000 fr. bei. Die Schülerzahl betrug am Anfang dieses Schuljahres (1910/11) 2063, darunter sind etwa 700 Nichtdeutsche.

Fischer zählt die deutschen Dramen auf, die gegenwärtig in Übersetzungen über die rumänische Bühne gehen, und nennt jene Werke des deutschen Schrifttums, die derzeit in Bukarest im Urtext oder in Übertragungen am meisten gelesen werden. Ich möchte es hier aber nicht unterlassen, auf den Einfluß hinzuweisen, den unter den westeuropäischen Literaturen neben der französischen die deutsche auf die Entwicklung der rumänischen Nationalliteratur genommen hat. Was insonderheit die Gegenwart betrifft, so mag daran erinnert werden, wie Alexici in seiner „Geschichte der rumänischen Nationalliteratur“ (Leipzig 1906, S. 188) urteilt. Es ist gewiß kein Zufall, sagt da der genannte rumänische Fachmann, daß der Kreislauf, den die rumänische Literatur darstellt, von Siebenbürgen ausgeht und wieder in ihm mündet, d. h. also in einem Lande, das von protestantisch-germanischer Kultur durchtränkt ist. Slavici und Cosbuc (Coschbuc) nennt er die beiden größten Vertreter der jüngeren rumänischen Literatur, jener Richtung, die sich liebevoll in das Volksleben und in den darin ruhenden Schatz der Volkspoesie versenkt und unter solchem Einfluß die rumänische Eigenart in der Poesie schön zur Entfaltung bringt. Auch im einzelnen weist Alexici an den beiden literarischen Persönlichkeiten — die auch bereits in Rumänien Nachahmer gefunden haben — Beziehungen zu deutschem Wesen und Schrifttum nach, besonders aber bei Cosbuc, der „einem alten deutschen Kulturzentrum entstammt“.

Auch um bildende Kunst und Musik haben sich unsere Volksgenossen in Rumänien immer aufs neue verdient gemacht. Es sind im ganzen 50000 Deutsche, die gegenwärtig dort wohnen; davon entfällt etwa die Hälfte auf Bukarest. Hier sind sie durch ihre Bildung, ihr entwickeltes Vereinswesen und ihre Sitte auch am meisten richtungsgebend für die Rumänen geworden.

In der Schlußbetrachtung seines lehrreichen Buches gibt Fischer einen Ausspruch des rumänischen Viitorul vom 10./25. Februar 1909 wieder: „Die Größe und Bedeutung der deutschen Kultur darzustellen, ist gerade so unnötig, als wenn jemand die Höhe der Alpen und die Majestät des Meeres noch einmal beweisen wollte.“ Diese Überzeugung bricht sich trotz mancher Gegenströmungen in Rumänien immer mächtiger Bahn. Unter den siebenbürgischen Rumänen konnte ich — in der alten Sachsenstadt Hermannstadt geboren — die Hochachtung vor und die Empfänglichkeit für deutsche Bildung schon vor einem halben Jahrhundert beobachten. Die guten Früchte blieben ihnen auch nicht aus.

Die Iglauer Sprachinsel nach dem Ergebnis der Volkszählung vom 31. Dez. 1910.

In Heft 8 des Jahrgangs 1910 der „Deutschen Erde“ wurde die Iglauer Sprachinsel kurz geschildert und dabei auf das allmähliche Zusammenschrumpfen derselben hingewiesen. Leider hat die Volkszählung vom 31. Dezember 1910 neuerdings diese Tatsache aufgewiesen.

Die Gesamtbevölkerung beziffert sich nach dieser auf 50 462 gegen 48 263 im Jahre 1900. Der Zuwachs von 2199 ist zugunsten der tschechischen Nationalität erfolgt, welche in diesem Zeitraum um 2124 Personen zugenommen hat. Die Deutschen sind hingegen um 105 zurückgegangen.

Es gaben als Umgangssprache an ¹⁾:

im Jahre	im Landgebiet		in Iglau		in der ganzen Sprachinsel	
	Deutsch	Tschech.	Deutsch	Tschech.	Deutsch	Tschech.
1900	19 589	4 259	19 765	4 228	39 354	8 489
1910	18 724	5 801	20 525	5 210	39 249	10 611

Die Landbevölkerung der Sprachinsel ist in den letzten zehn Jahren von 23 876 auf 24 548 gestiegen. Der geringe Zuwachs von 672 Personen kommt aber nicht den Deutschen zugute, denn deren Zahl hat um 865 abgenommen. Wie aus der Tabelle ersichtlich ist, gingen die Deutschen von 19 589 auf 18 724 zurück. In dem gleichen Zeitraum haben die Tschechen um 1542 zugenommen. Es sind jetzt 23,6 v. H. der Bevölkerung des flachen Landes tschechisch gegen 17,8 v. H. vor einem Jahrzehnt. Die Wucht des tschechischen Vorstoßes drückt sich demnach in 5,8 v. H. aus.

In 44 Orten ist die Zahl der Tschechen größer geworden, nur in 20 hat sie sich verringert, in 7 ist sie gleich geblieben. Die Deutschen haben hingegen in 47 Ortschaften abgenommen, in 2 erhielten sie sich in gleicher Höhe, in 22 hat ihre Zahl eine Erhöhung erfahren.

In vier Orten sind die Deutschen in diesem Jahrzehnt in die Minderheit gedrängt worden: in Deutsch-Schützenhof, Frauental, Steindorf und Preitenhof²⁾. Eine tschechische Mehrheit haben außerdem vier andere Ortschaften im deutschen Sprachgebiet: Antoniental (zur deutschen Gemeinde Schritzenz gehörig), Lerchenhof (zur tschechischen Gemeinde Scheibeldorf gehörig), Lufau (zur deutschen Gemeinde Deutsch-Gießhübl gehörend) und Heinzendorf. In fast gleicher Zahl stehen sich Deutsche und Tschechen in Rotenfrenz und Obergoß gegenüber.

In der Stadt Iglau hat sich das Bild nach den Ziffern der letzten Volkszählung nicht wesentlich verändert. Die Gesamtbevölkerung beträgt 25 914 (darunter 1289 Mann Militär) gegen 24 387 im Jahre 1900.

¹⁾ Die Volkszählungsdaten stammen von den einzelnen Gemeindeämtern und sind daher zuverlässiger als die in obengenanntem Heft der „Deutschen Erde“ für 1900 mitgeteilten.

²⁾ Preitenhof gehört jedoch zur deutschen Gemeinde Gießhübl.

Davon bekannten sich 20 525 zur deutschen und 5210 zur tschechischen Umgangssprache. Es sind daher gegenwärtig 20,1 v. H. der Stadtbewohner tschechisch gegen 17,33 v. H. vor zehn Jahren. Ohne Militär ist der Hundertsatz der Tschechen in der Stadt 17,66.

In der ganzen Sprachinsel (Stadt und Land) kommen bereits auf 100 Deutsche 21 Tschechen. Im Jahre 1900 waren letztere durch 17,33 v. H. vertreten.

Die Ursachen des Rückgangs des Deutschtums wurden hier bereits erwähnt und namentlich auf die Zuwanderung tschechischer Arbeiter in Industrieorte und auf den Großgrundbesitz hingewiesen, ferner auf die zielbewußten Vorstöße der Tschechen sowie eine gewisse Schwerfälligkeit der Deutschen. Hinzuzufügen wäre noch die ausgedehnte Landflucht, die besonders in den reinen Ackerbaudörfern, die ja die Mehrzahl der Orte der Sprachinsel bilden, besonders stark auftritt. Mindestens 1500 Personen sind im letzten Jahrzehnt abgewandert, davon wohl 90 v. H. nach Wien.

Dr. Anton Altrichter in Iglau.

Die nationalen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 im österreichischen Küstenland.

Die Ergebnisse der bei der letzten Volkszählung erfolgten Erhebung über die Umgangssprache der staatsangehörigen Bevölkerung im Küstenland sind in der untenstehenden Übersicht mit den Ergebnissen vom Jahre 1900 verglichen.

Aus dieser Zusammenstellung ist ersichtlich, daß sich die Hoffnungen, welche von deutscher Seite an die Betriebseröffnung der neuen Alpenbahnen geknüpft wurden, bis jetzt nicht erfüllt haben. Die Stellung des Deutschtums in Görz-Gradiska und Triest hat trotz der absoluten Zunahme der deutschen Volkszahl keine wesentliche Stärkung, in Triest sogar eine kleine Schwächung erfahren. Hingegen scheint die Lage der italienischen Mehrheit in Triest gegenüber dem Andrängen der slawischen Minderheit immer schwieriger zu werden. Die Stadt ist in ihrer Zuwanderung auf ein ausschließlich slawisches Hinterland angewiesen, da die italienisch-slowenische Sprachgrenze durch den Sonzo gebildet wird. Auffällig ist die verhältnismäßig sehr starke Zunahme der Deutschen in Istrien. Sie dürfte vor allem auf die Entwicklung Pola als Kriegshafen und auf die Zunahme des Fremdenverkehrs an der „österreichischen Riviera“ (Abbazia, Lovrana, Brioni usw.) zurückzuführen sein.

Es muß übrigens ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die Umgangssprache von den im Küstenland, insbesondere in Triest, zahlreich lebenden Ausländern, vor allem Reichsitalienern und Reichsdeutschen, nicht erhoben wird. Die tatsächliche Zahl der Angehörigen der deutschen und italienischen Nation dürfte also nicht unwesentlich größer sein.

Gebiet und Berichtsjahr	Deutsche				Italiener				Slowenen				Kroaten			
	absolut				vom Hundert											
Stadt Triest und Gebiet	1900	8880	116825	24679	451	5,88	77,36	16,34	0,30							
	1910	9689	142113	37063	1422	5,08	74,44	19,41	0,75							
Gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska	1900	3498	81136	140582	94	1,55	56,00	62,37	0,04							
	1910	4488	93143	151167	180	1,80	37,30	60,50	0,07							
Markgrafschaft Istrien	1900	7076	136191	47717	143057	2,11	40,54	14,20	42,58							
	1910	11725	147429	57576	166756	3,03	38,16	14,89	43,15							

Dr. Richard v. Pfandner in Wien.

Der Fremdenbesuch in der Tatra und die deutsche Sprache.

In Ungarn und Sipser wird immer mehr über den geringen Fremdenbesuch des Zipser Schneegebirges, der Hohen Tatra, geklagt. Nach den Angaben eines Zipser Blattes hatte die Tatra 1892 5000 Gäste (3600 aus Ungarn, 1400 aus dem Ausland), 1901 8000 (4900 und 3100), 1903 10500 (6200 und 4300), 1910 16500 (11500 und 5000). Vor zehn Jahren waren also von 100 Gästen 40 Ausländer, voriges Jahr nur 31. Als Gründe für den geringen Fremdenbesuch werden die mangelnden Reklamen, die Unbekanntheit der Tatra im Ausland, die große Teuerung, der Mangel an billiger Unterkunft, besonders für Touristen, angeführt. Daß aber auch der törichte magyarische Chauvinismus, der die deutsche Sprache gerade auch in der seit 700 Jahren deutschen Tatra überall verdrängt, daran mit schuld ist, will man nicht einsehen. Verschämt deutet das in dem Zipser Blatte Dr. Posewitz dadurch an, daß er die Forderung aufstellt, es sollen alle Aufschriften nicht bloß magyarisch, sondern auch deutsch, und falls noch eine dritte Sprache dazugenommen wird, auch polnisch oder (da die Polen alle französisch können) französisch sein. Ein Zuwachs der ausländischen Gäste könne nur aus Deutschland kommen, da die 300 Franzosen und 400 Engländer, die innerhalb acht Jahren in die Tatra gekommen sein sollen, nicht ins Gewicht fallen. Wenn man die Hälfte (wohl zu wenig!) der nach der Tatra gekommenen Österreicher als Deutsche annimmt und zu den Reichsdeutschen zählt, so sind 1903 3400 Deutsche (2800 Reichsdeutsche), im Jahre 1910 3800 Deutsche (2900 Reichsdeutsche) in der Hohen Tatra gewesen — die zahlreichen Deutschungarn gar nicht mitgerechnet. Wie Posewitz betreibt feststellt, bedeutet das eine prozentuelle Abnahme (die Deutschen machten 1903 32 v. H., 1910 nur 24 v. H. der Gesamtzahl der Tatrabesucher aus). Vielleicht wird der Geldbeutel die Herren Chauvinisten dazu bringen, der deutschen Sprache ihr Recht zu geben. Freilich hängt auch von den Deutschen selbst viel ab. Die Zipser Sachsen sind allerdings leider so sehr ohne volkstümliches Bewußtsein, daß sie ihr Recht nicht wahren. Aber die Reichsdeutschen und Deutschösterreicher könnten im Interesse der Erhaltung des Deutschtums in der Tatra sehr viel tun, wenn sie überall ihre Sprache zur Geltung brächten und nie vergäßen, daß die Tatra deutsche Erde ist, zum größten Teil — sowohl das Poppertal wie auch das Göltnitztal — noch heute von Deutschen bewohnt wird, daß also hier die deutsche Sprache kein fremder Eindringling, sondern samt den alten deutschen Berg- und Ortsnamen heimatberechtigt ist.

Die deutsche St. Martini-Schule in Kapstadt.

Die deutsche evangelisch-lutherische Gemeinde in Kapstadt besitzt neben einer eigenen stattlichen Kirche und einem daneben gelegenen freundlichen Pfarrhaus auch ein gut eingerichtetes deutsches Schulhaus.

Diese deutsche St. Martini-Schule, im November 1883 von dem um das dortige Deutschtum hochverdienten Pastor Georg Wilhelm Wagener eingerichtet und bis Ende 1903 von der Kirchengemeinde erhalten, ist seit dem 1. Januar 1904 in eine von dieser unabhängige Anstalt umgewandelt worden, welche von einer bejon-

deren Schulgemeinde unterhalten und verwaltet wird, wenn auch das Schulgebäude selbst bislang noch Eigentum der Kirchengemeinde ist.

Die Schule entspricht einer deutschen Volks- und Mittelschule, steht noch heute unter der Direktion des Pastors Wagener und lehrt folgende Fächer: Religion, Deutsch, Englisch, Latein, Französisch, deutsche Geschichte und Geographie, englische und koloniale Geschichte und Geographie, deutsche und englische Literatur, Rechnen und Mathematik, Physik und Naturkunde, Anschauung, Zeichnen, Schönschreiben, Singen, Turnen, weibliche Handarbeiten und Schnitzen.

Die Anstalt umfaßt einen Kindergarten und sieben Klassen, in denen im ganzen wöchentlich 154 Unterrichtsstunden erteilt werden, davon 86 in deutscher und 68 in englischer Unterrichtssprache; außerdem gibt der Schulvorstand den Schülern Gelegenheit, auch Holländisch zu erlernen.

Im November 1910 wurde die Schule von 165 Kindern besucht, nämlich von 92 Knaben und 73 Mädchen, und von dieser Zahl waren 144 deutsch-evangelisch, 6 jüdisch, 4 katholisch, 2 Baptisten und 11 gehörten zu englischen Religionsgemeinschaften.

Die Gesamteinnahmen der Schule im Jahre 1910 betrugen 1548, die Gesamtausgaben 1539 Pfund Sterling.

Die Anstalt hat bislang auswärtige Unterstützungen empfangen seitens der deutschen Reichsregierung, der Landeskonfessionen in Hannover, Württemberg und Sachsen, der Senate von Lübeck und Bremen, des Deutschen Schulvereins, des Alldeutschen Verbandes, des Marburger Hilfskomitees u. a., ist aber angesichts der im allgemeinen nicht glänzenden finanziellen Verhältnisse der deutschen Kolonie in Kapstadt auch noch auf weitere Hilfe aus der alten Heimat angewiesen, um die von ihr angestrebte Erhaltung des Deutschtums im Ausland durchführen zu können.

Moritz Schanz in Chemnitz.

Das deutsche Städtchen Sauk City in Wisconsin.

Am Wisconsinfluß, in Sauk City und dem gleichnamigen County wohnen viele Deutsche; die Stadt zählt ungefähr 500 Einwohner, beinahe alle deutsch. Als Niederlassung von Achtundvierzigern zeigt sie den Einfluß gebildeter deutscher Einwanderer, deren Kinder und Kindeskindestinder der Sprache ihrer Eltern treu geblieben sind. Viele erwachsene Abkömmlinge sind auch weiter gezogen nach Madison, Milwaukee und anderen Großstädten und haben den guten Ruf ihrer Heimat verbreitet.

Einer der Gründer von Sauk City im Jahre 1852 war der Sprecher Eduard Schroeter, ein seltener wahrheitsliebender Mann, der Sonntags vor der Gemeinde Vorträge hielt und den Jugendunterricht erteilte, auch als Schriftsteller Tüchtiges geleistet hat. Er wohnte in einem bescheidenen Hause am Wisconsinfluß hinunter nahe der Stadt, wo er, wie seine Nachbarn, mit Pflug und Spaten seinen Ackerplan bearbeitete. Bei der Gründung der republikanischen Partei in Madison im Jahre 1854 waren Eduard Schroeter und der Präsident der Gemeinde, Hals, als Teilnehmer zugegen; etwas später beteiligten sich viele von Schroeters Schülern am Bürgerkrieg und kämpften für die Union der Vereinigten

Staaten. Auf dem Friedhof nahe bei der Stadt liegen schon viele Pioniere zur letzten Ruhestätte versammelt und die Nachkommen pflegen tren die Gräber der Hingegangenen. Eduard Schroeters Grab wird durch einen Granitblock, auf dem eine Weltkugel steht, kenntlich gemacht und die Inschrift auf der einen Seite besagt, daß dies Denkmal dem Kämpfer für Wahrheit und Recht von seinen Freunden und der Witwe errichtet worden ist; auf der anderen Seite des Granitblocks steht kurz eingemeißelt: Eduard Schroeter, geb. 4. Juni 1811, gest. 22. April 1888.

Sauk City wird während der heißen Jahreszeit viel von Sommergästen besucht, weil der Wisconsinsluß, abwechselnd von Prärieland und Höhenzügen eingeengt, sehr malerische Gegenden zeigt und das Klima im Sommer angenehm ist.

Parf Hall, das Gemeindehaus der deutschen Humanisten, liegt in einem großen Parke und ist ein schönes Gebäude mit einer stattlichen Bibliothek deutscher Bücher.

Im Bibliothekszimmer finden wir die Bilder deutscher Geisteshelden und auch ein schönes Bild von Eduard Schroeter.

Seit fünfzig Jahren haben viele fremde Redner hier verkehrt; in der Liste, welche 65 Namen angibt, finden sich berühmte Namen von Deutschamerikanern und auch zugereiste Gelehrte aus dem alten Vaterland nebst einigen ichöngestigen deutschen Frauen. In letzterer Zeit haben häufig die Professoren der deutschen Abteilung an der Staatsuniversität von Wisconsin in Madison in Sauk City gesprochen. Ich selbst sprach im September v. J. über „Julius Minding, ein vergessener deutschamerikanischer Dichter“.

Sauk City ist ein ganz hübsches Städtchen, es hat auch eine deutsche Zeitung, und wer aus dem Treiben der Großstadt sich zur Sommerszeit gerne in die Stille und Geräuschlosigkeit zurückzieht, findet hier unter biederer Deutschen gemütvoller Aufnahme.

Dr. W. A. Fritsch in Evansville (Indiana).

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Friedrich Seiler. III. Teil: Das Lehnwort der neueren Zeit. Erster Abschnitt. 89, XVI u. 430 S. Halle a. S. 1910, Buchhandlung des Waisenhauses. 6 M.

Wenn ein Volk von einem anderen Kulturgüter, materielle oder geistige, übernimmt, so übernimmt es auch (und das scheint eine Art Naturgesetz zu sein, zu allen Zeiten und bei allen Völkern) fast immer die Worte dafür und verleiht sie, weniger oder mehr umgewandelt, seinem eigenen Sprachschatz ein. Je größer der (wirkliche oder gefühlte) Abstand zwischen der Kulturhöhe beider Völker, desto stärker der Zustrom von Lehnwörtern, und die Massenaufnahme französischer Wörter in die d. Sprache, die im 17. und 18. Jahrhundert erfolgte, wird uns um so begreiflicher, je deutlicher wir uns vorstellen, wie es in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege ausah. Wir mögen zu den Fremdwörtern stehen wie wir wollen: die Geschichte lehrt uns, daß wir unseren Vorfahren deswegen, weil sie unsere Sprache so mit fremdem Gute durchsetzt haben, nicht ohne weiteres den Vorwurf der Ausländerei und mangelnden Nationalgefühls machen dürfen.

Seiler, der in den beiden ersten Teilen seines Buches¹⁾ bis zum Ende des Mittelalters gelangt ist, will im dritten und vierten Teile die neuere Zeit, von etwa 1500 ab, behandeln; der dritte, die ersten sieben Kapitel umfassend, liegt vor; er bringt nach allgemeinen Erörterungen die Abschnitte Das häusliche Leben, Das wirtschaftliche Leben, Literatur und Kunst, Wissenschaft und bietet, in geschmackvoller Darstellung, eine reiche Fülle kultur- und sprachgeschichtlicher Belehrung. Besonders anziehend, zum Teil den Laien überraschend, ist, was er z. B. mitteilt bei den Wörtern Körper und Kämpfer, foidel (niederd. für Scheuertuch, S. 92), Mummenschanz, Poffenreißer, Paß, Rasch (arras), Porzellan, Kanapee,

Redoute, Kaspar, Fifematent, Harlekin (aus dänisch Elfenkönig, das wir d. meist durch Erfkönig wiedergeben), Elfir, Gas, Atlas, Ära, Mansarde, Pompadour, Gobelin, fiacre, Pantalon (die letzten fünf Sachwörter alle aus Namen entstanden).

Das ganze Buch, an sich ein geschichtlich-wissenschaftliches, ist zugleich ein sprachpolitisches: ein wertvoller Beitrag zu der Frage, ob unsere Sprache durch die Aufnahme fremden Sprachguts reicher geworden ist und fähiger, ihre weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen.

E. Nörrenberg.

Allgemeines. Der Anteil des Niederdeutschen am Lehnwörtertschatz der westslawischen Sprachen. Von Dr. C. Vorchling. (S. A.: Festschrift des Vereins f. niederd. Sprachforschung an Chr. Walther, S. 75–95. Norden 1911, Soltan.)

Von kundiger Hand ein Beitrag zu einer interessanten Frage. Bei den nahen Beziehungen von Polen und Kaschuben zu Niederd. (in Pommern und Westpreußen) würde man im Polnischen und Kaschubischen einen reichen Niederschlag niederd. Elemente erwarten; in der Wirklichkeit tritt fast das Gegenteil ein, nur das Mitteldeutsche ist in Lehnwörtern stark vertreten, namentlich im Polnischen. Auf die Gründe dieser auffälligen Erscheinung dringt der Verfasser und beleuchtet die wenigen scheinbaren oder wirklichen Ausnahmen; es lagen hier eben die Verhältnisse anders als im hannoverschen „Wendisch“, das in der Tat von niederd. Einflüssen völlig zerfetzt ward.

Berlin.

Prof. Dr. Alexander Brüdner.

Nordalbingien. Ausbreitung und Ende der Slawen zwischen Niederelbe und Oder. Ein Beitrag zur Geschichte der Wendenkriege, zur Charakteristik Helmolds sowie zur historischen Topographie und Namenkunde Nordalbingiens. Von Prof. Dr. Wilhelm Ohnesorge. 89, 404 S. Lübeck 1911.

Der bekannte Forscher altslawischer und holsteinischer Geschichte und Geschichtsquellen erörtert die Frage, ob

¹⁾ Teil I, II, 2. Aufl. (Vgl. D. Erde 1907, S. 100.)

im Lübeckischen und in Holstein die Slawen, Wagrier und Obotriten, faktisch, wie vielfach behauptet wird, ausgerottet worden wären. Wie nicht anders zu erwarten war, kommt er zu einer scharfen Leugnung dieses angeblichen Vorganges: im Mittelalter überwogen stets materielle Rücksichten nationalen Chauvinismus; es lag nun im Interesse der Landesherren, die ihnen zinsenden und frohnenden Slawenreste zu erhalten. Natürlich hinderte sie dieses Interesse nie, die Slawen von ihrem Grund und Boden zu verdrängen, wo z. B. d. Kolonisation darauf traf: die Slawen mußten dann die fruchtbaren Striche aufgeben und wurden an öderen Ländereien angesiedelt; sie auszurotten, daran dachte niemand. Verfasser weist nun die Reste dieser Slawen, die bis in das 14. Jahrhundert hineinreichen, auf Fehmern, in Holstein und Lübeck nach, sowohl ganze Ortschaften mit ihren slawischen Namen und dem slawischen Rundlingsbau wie einzelne Personen, namentlich in Lübeck. Dabei wird eine Menge topographischer und historischer Fragen angeschnitten oder zur Entscheidung gebracht, die Anfänge z. B. von Kiel, die Ausdehnung der „zwölf“ Gaue im wagrischen Lande, die Verlässlichkeit des Helmold usw. Das Beherrschen des gesamten Quellenmaterials, ein vorsichtiges Abwägen aller Umstände, ein gut geschärftes kritisches Gewissen zeichnen diesen neuen, dankenswerten Beitrag des Verfassers gerade so aus wie seine vorhergegangenen. Nur die sprachliche Seite dieser Ausführungen bleibt lückenhaft: mancher Versuch, Orts- und Eigennamen als slawisch zu deuten (Kiel, Faldere, Fehmern u. a.) ist irrig, doch wird an dem Gesamtergebnis dadurch nur wenig geändert.

Berlin.

Prof. Dr. Alexander Brückner.

Brandenburg. Landeskunde der Provinz Brandenburg. Unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Ernst Friedel und Robert Mielke. Bd. II: Die Geschichte. Von Dr. Gustav Albrecht, Dr. Theodor Meinerich, Dr. J. G. Gebauer, Kammergerichtsrat Dr. Friedrich Holze usw. Gr. 8^o, XII u. 496 S., 71 Abb., 2 Tab. u. 5 K. Berlin 1910, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Die Kolonisation und Germanisation des Landes kommt in diesem groß angelegten und vortrefflich ausgestatteten Werke an verschiedenen Stellen zur Sprache, namentlich im Zusammenhang mit der territorialen Entwicklung, der Religions- und der Verwaltungsgeschichte. Immer aber nur in großen Zügen und ohne Hinausgehen über das in der Literatur Gebotene. Die Urgermanentheorie schimmert noch sehr stark durch (S. 7) und selbst die „germanischen Eintützen“ des 11. Jahrhunderts bleiben uns nicht erspart (S. 117; vgl. D. Erde 1905, S. 106, Nr. 74).

Während von der wendischen Bevölkerung der Provinz nur noch der bescheidene Rest von 34 793 Personen mit ausschließlich wendischer Muttersprache übrig geblieben ist (Zählung von 1905), haben neuere Wanderbewegungen, namentlich das starke neuzeitliche Einstromen des Polentums, das auch in der auffälligen Vermehrung der Katholiken zum Ausdruck kommt (S. 159 ff.), neue Nationalitätsmischungen bewirkt. Von den 96 705 Personen, die 1905 mit nur nichtd. Muttersprache gezählt wurden, entfielen außer den Wenden 46 457 auf die polnische, 2525 auf die tschechische und

1896 auf die russische Sprache. Neben diesen Angehörigen slawischer Sprachen treten noch mit nemnenswerten Zahlen auf das Englische (2668), das Italienische (1507), das Madjarische (1241) und das Französische (1189). In Berlin sprachen von 44 944 Personen mit nur fremder Muttersprache 23 885 Polnisch, von 12 557 Personen mit d. und fremder Muttersprache 8745 D. und Polnisch (S. 89).

Schwerin i. M.

Dr. Hans Witte.

Westpreußen. Von einem unbekannten Volke in Deutschland. Von Ernst Seefried-Gulgowski. 8^o, 228 S. Berlin 1911, Deutsche Landbuchh. G. m. b. H.

Sprachinseln inmitten einer anderen Nation, insbesondere einer überlegenen, werden mit Naturnotwendigkeit langsam überschwemmt. Und wenn Agitatoren künstlich der absterbenden Sprache den Garaus machen oder neues Leben einblasen wollen, kommen sie nicht auf ihre Rechnung. Deren Sprache wird siegen, die den Insulanern wirtschaftliche Hebung, Erleichterung im Lebenskampf, Stählung der Seelenkräfte, Ausbildung des Gemüts, der Geselligkeit, der Daseinsfreude bringen und aus dem Volkstum herausbauen. Was in dieser Hinsicht die d. Kultur im allgemeinen getan hat, kann der Einzelne in gehobener Stellung im bescheidenen Kreise mit viel sichtbarerem Erfolg erreichen. Wer den Leuten in Orsova oder in der Kaschubei befehlt: „Du mußt von jetzt ab aus dir nur zum Segen gereichenden Gründen diese oder jene Sprache reden,“ mag von den besten Gedanken und Gefühlen befeelt sein, er verfehlt sein Ziel, wie Beispiele beweisen. Wenn aber jener lebakuschibische oder slowinzische Lehrer seiner Gemeinde erst einmal vormacht, wie man inmitten von Sand und Meer Gärten anlegen, Früchte gewinnen, aus der Wüste Geld ziehen und ständige Einnahmen erzielen und zugleich etwas Herzerhebendes schaffen kann, so wird er ungehört seiner Muttersprache sicheren Vorstoß leisten und Führer werden, ohne sich vorgedrängt zu haben (vgl. mein Werk „Die Slowinzen und Lebakuschiben“, S. 171 f., und „Die Slawen in Deutschland“, S. 406–15). Es wäre ja sehr hübsch, wenn die Kaschuben ihre alten Häuser stilvoll weiter und eine bodenständige Kunst entwickelten. Sie werdens kaum tun. Wie der Litauer die Marginnen mit billigen Fähnchen vertauscht, wird der Kaschube statt der niedergerissenen Klücken häßliche profaische Neubauten hinsetzen, weil sie billig und bequem sind. Das Volk liebt nun einmal die Bazarware, und erst reifere und wohlhabendere Leute werden mit Erfolg an das Bodenständige anknüpfen. Die gute Leistung durchs Beispiel, nicht durch bloße Lehre, vermag viel. Der Kulturbesitz unserer fremdsprachlichen Volksstämme in Deutschland ist doch nicht etwa nationale Sonderartlichkeit und besondere Eigenart. Was es davon etwa gab, ist nur noch in Museen zu finden. Und Feuerböcke, Häckselbänke, Schulzenstäbe, Webstühle, Spinnräder, Kriwulen, Handmühlen, Tabakmahler u. dgl. sind weder etwas besonderes Baltisches oder Slawisches noch Deutsches; ja nicht einmal die besondere Beschaffenheit dieser Geräte kann als etwas Nationales, sondern höchstens als etwas Individuelles gelten. Wer nun noch unter polnischem oder kaschubischem Gesichtswinkel, vielleicht gar ohne Beachtung der allgemeinen Völker- und Volkskunde, Sprachpolitik mit Kulturbestrebungen verquickt und Wirklichkeit mit Ansichtsfrage verwechseln würde,

könnte auf den Dank der Wissenschaft wie des Vaterlandes nicht rechnen.

Ernst Seefried-Gulgowski hat in diesem Buche, wie ich glaube, diese gefährliche Klippe bei Betrachtung der Kaschuben vermieden. Er hat seine Aufgabe anscheinend ähnlich erfüllt wie der obengenannte Lehrer, auch ein Dorfmuseum gegründet, zu dem sein Buch ein von höheren Gesichtspunkten aus geschriebener Führer sein mag. Seine Bestrebungen auf dem Gebiet der Heimatkunst und Heimatarbeit verdienen den Beifall, den er von berufener Seite gefunden hat. Über einige statistische und philologische Arbeiten scheint er mir nicht ausreichend unterrichtet zu sein. So ist die angeführte polnische Sprachkarte und Statistik für Hinterpommern abzulehnen und die ziemlich willkürliche Abgrenzung eines so großen sprachlich geschlossenen Kaschubenreichs eben gerade nicht in dem Sinne, den Sohrtrey in einem trefflichen Geleitwort zum Ausdruck bringt. Gegenüber dem vorletzten Satz auf der Seite 29 möchte ich noch betonen, daß zwar hier wie auch von anderen die von mir gesammelte Literatur benutzt, aber nicht ausgenutzt ist. Was würde u. a. der fleißige Treichel sagen, da seine Lebensarbeit, soweit ich gesehen habe, gar nicht erwähnt ist.

Das Seefriedsche Werk bleibt ein wertvoller Beitrag zur kaschubischen Volkskunde, es ist das Ergebnis einer jahrelangen Arbeit, einer Arbeit mit Kopf und Herz, ein Rechenschaftsbericht eines Lehrers, wie er sich mit der Umwelt abgefunden hat, in die er versetzt ward.

Leipzig.

Prof. Dr. Franz Tegner.

Ostpreußen. Über die Herkunft der Masuren. Mit besonderer Berücksichtigung der Kreise Osterode und Neidenburg. Ein Beitrag zur Besiedlungsgeschichte des Ordenslandes Preußen. Von Dr. phil. Artur Döhring. 80, 163 S., 1 K. Königsberg i. Pr. 1910, Ferd. Beyer.

Döhring stellt sich in einen scharfen, stark betonten Gegensatz zu Ketrziński, der 1882 versucht hatte, den Nachweis zu führen, der D. Orden habe sich bei der Besiedlung Masurens vorzugsweise der Polen bedient; d. Volksteile hätten dabei nur eine ganz untergeordnete Rolle gespielt und die bei Beginn der Besiedlung noch ziemlich zahlreich vertretenen alten Preußen wären schon im 14. oder 15. Jahrhundert im Polentum aufgegangen.

Wenn nun auch Döhring anerkennen muß, daß der Orden in der Besiedlung dieser bis dahin als Grenz- wüste behandelten Gebiete sich nicht von nationalen Gesichtspunkten leiten ließ, daß er das verfügbare Land außer an D. sehr häufig auch an Preußen und Polen, ja in einzelnen Fällen an Litauer und Russen anstat, so ist ihm doch der Nachweis gelungen, daß von einem entschiedenen Überwiegen des Polentums bei diesem Siedlungswerk keineswegs die Rede sein kann. Sehr stark tritt nach seinen sorgfältigen und eingehenden Untersuchungen besonders die Beteiligung des Preuentums hervor. Und daneben kommt auch das Deutschtum nicht allein in den Städten, sondern auch auf dem platten Lande als wesentlicher Bevölkerungsbestandteil zur Geltung.

Aber wie im Norden des Ordenslandes das in manchen Gegenden noch zahlreich erhalten gebliebene altpreußische Volkstum dem d. Wesen erlag, so wurde es im Süden — nur noch viel rascher — eine Beute

des ihm nach Sprache und Kultur weit näher stehenden Polentums. Durch solchen Gewinn und durch eine seit der Mitte des 15. Jahrhunderts gesteigerte Einwanderung aus Masowien gewann allerdings das Polentum ein entschiedenes Übergewicht, dem schließlich auch die eingeprengten d. Volksbestandteile erlagen.

So sind die heutigen Masuren keineswegs aus rein polnischem Blute entsprossen, sondern aus einer Mischung altpreußischen, polnischen und d. Blutes. Das ist in aller Kürze das Ergebnis, zu dem Döhring in seiner sorgfältigen Quellenforschung gelangt, deren besonnenes Abwägen — zumal bei einer Erstlingsarbeit (Dissertation) — alle Anerkennung verdient. Mit welcher Vorsicht hat er — auch hierin im bewußten Gegensatz zu Ketrziński — die Vornamen, Familiennamen und Ortsnamen als Quelle zur Nationalitätsbestimmung verwertet! So bleiben mancherlei ungelöste Reste, von denen sich manche wohl einem erneuten Andringen des Forschergeistes erschließen werden. Kleine Irrtümer haben sich trotz aller Bedachtsamkeit eingeschlichen, so z. B., wenn er als Personen unzweifelhaft preußischer Herkunft, deren Namen aber „nicht unbedingt als preußisch anzusehen sind“, u. a. anführt Nemoy und Priczlaw (S. 64 f.). Diese Namen sind zweifellos slawisch. Sie kommen auch in Mecklenburg vor. Warum ihre Träger preußischer Herkunft sein sollen, läßt sich nicht erkennen.

Manchmal wäre doch ein kräftigeres Zufassen besser als ein gar zu ängstliches Abwägen. S. 66 heißt es: „Ebenso unzulässig ist die Annahme, ein polnischer, von einem Ortsnamen unserer Gegend abgeleiteter Zuname mit der Endung -ski, z. B. Sakrzewski, Borowski, Grabowski, Krokowski usw., zeige in jedem Falle die nationalpolnische Herkunft seines Trägers an. Ein solcher Name besagt weiter nichts, als daß der ihn führende Mann aus Sakrau, Borowen, Grabowen, Krokau usw. stamme. Seiner Nationalität nach kann er sehr wohl auch ein (polonisierter) Preuße oder D. gewesen sein.“

Sehr richtig! Was hier gesagt wird, gilt nicht allein von diesen Namen auf -ski, sondern in einer Gegend so starker nationaler Mischung, wo sich die Zunamen erst während der Dauer dieses Mischungsverhältnisses gebildet und festgesetzt haben, so ziemlich auch von den nicht mit Ortsnamen gebildeten Zunamen. Die urdeutschen Zunamen können in Orten, wo ein starkes zahlenmäßiges oder auch nur kulturelles Übergewicht der D. bestand, Menschen preußischer oder polnischer Volksangehörigkeit beigelegt worden sein und sind es zweifellos häufig genug.

Der wesentlichste Gewinn, den wir aus den Familiennamen für die Bestimmung der Nationalitätsverhältnisse ziehen können, ist nicht der, daß wir sagen können: die einzelne Person muß d., polnischer oder altpreußischer Volksangehörigkeit gewesen sein, weil sie einen d., polnischen oder altpreußischen Zunamen führte. Das bleibt, zumal in Gegenden so starker Mischung, meist unsicher. Wir können aber den viel wichtigeren Schluß ziehen, daß in Orten, wo sich d. oder polnische Zunamen gebildet haben, zu der Zeit die d. oder die polnische Sprache im Gebrauch gewesen sein muß. Und so können auch diese Namen auf -ski, mögen sie auch für die Nationalitätsbestimmung des einzelnen Trägers keine sicheren Handhaben bieten, doch als echt polnische Namengebung

für die Orte, in denen sie sich gebildet haben, das Leben der polnischen Sprache bezeugen.

Die vom Verfasser in Aussicht gestellte weitere Behandlung dieser Dinge läßt uns, namentlich wenn sie unter Heranziehung der hierfür vorhandenen ausgedehnten Materialien näher auf den Vorgang der Polonisierung eingeht, wenn sie sich auf ein breiteres Namenmaterial gründet und vor allem auch die bisher völlig unbenutzten Flurnamen heranzieht, eine weitere Klärung der älteren Nationalitätsverhältnisse des Landes erhoffen.

Schwein i. M.

Dr. Hans Witte.

Schweiz. Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung. Von J. Hunziker. V. Abschnitt: Das dreistöckige Haus; VI. Abschnitt: Das schwäbische Haus. Aarau 1908 u. 1910, Sauerländer.

Von dem breit angelegten Werke ist nach des Verfassers Tode der fünfte und sechste Band herausgegeben worden durch den Rektor der Bündner Kantonschule, C. v. Jeklin, der mit großem Geschick seine Aufgabe gelöst hat. Die beiden Bände behandeln das dreistöckige Haus der Schweizer Hochebene von der Saane bis zur Thur mit dem Deutsch sprechenden Jura und das schwäbische Haus der nordöstlichen Schweiz¹⁾. Ein fast tagebuchartig gehaltener Reisebericht bildet die Grundlage des Werkes; an ihn schließt sich die wissenschaftliche Verarbeitung des gewaltigen Materials an, das durch zahlreiche Bilder und Grundrisse vortrefflich veranschaulicht wird. Das Buch bildet eine wertvolle Fundgrube der Volkskunde sowohl als auch für den Sprachforscher. Die Schweiz ist weder den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges ausgesetzt gewesen, noch hat sie später so oft als Tummelplatz fremder Heere gelitten wie das D. Reich, daher weist sie zahlreiche alte Bauernhäuser auf, die zum Teil bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen, vom Volke als „Heidenhäuser“ bezeichnet, und die Entwicklung der verschiedenen Formen des Hausbaues deutlich und lückenlos erkennen lassen. Auffallend ist der starke Einfluß, den das fektoromanische Haus auf das d. schweizerische ausgeübt hat, wie denn überhaupt im ganzen Lande Mischformen zahlreich vertreten sind. Auch hierin erweist sich eben die Schweiz als ein Grenzgebiet, in dem hüben und drüben manche Kulturstoffe aufgenommen worden und, als fremde Reiskein dem heimischen Stamme aufgepfropft, zu selbständigen Gebilden ausgewachsen sind. So erklärt sich die nach Gesittung, Geschichte und staatlicher Einrichtung eigentümliche Entwicklung des durch Jura—Alpen—Genfer See und Bodensee umrahmten, zu geographischer Selbständigkeit geprägten Schweiz.

Basel.

Dr. R. Hogerländer.

Italien. Die deutsche evangelische Gemeinde in Venedig in Vergangenheit und Gegenwart. Von K. Gelschorn. 80, 77 S. Potsdam 1911, Stiftungsverlag. Eine d. evangelische Gemeinde hat sich in Venedig

¹⁾ Als dreistöckig oder dreiflüßig bezeichnet der Verfasser das Haus, weil es, übereinstimmend mit dem fektoromanischen der welschen Schweiz, die Wohnräume in drei hintereinander liegende Gemächer, Stube, Küche, Hinterstube (oder Keller oder Stod), einteilt.

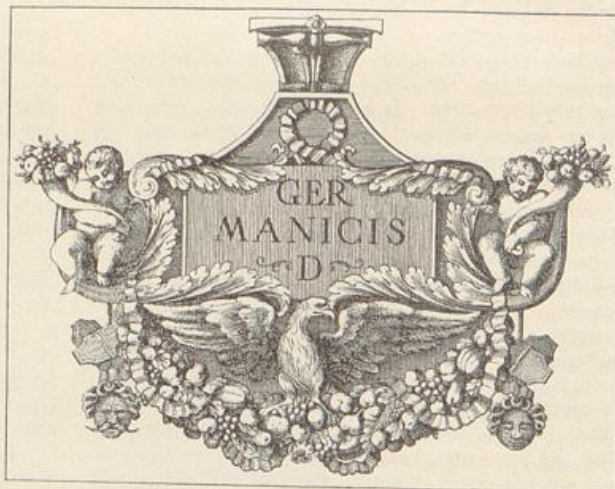


Abb. 8. Widmungstafel
über dem Hauptportal des Fondaco de' Tedeschi
(nach dem großen Kanal zu).

Aufschrift: Germanicis D'icatum, den Deutschen gewidmet.

erst bilden können, seit Anfang des 17. Jahrhunderts unter Einfluß Paolo Sarpis und des Streits der Republik mit Papst Paul V. der Grundsatz der Toleranz wenigstens für Ausländer durchgedrungen war. So erscheinen seit Mitte des 17. Jahrhunderts die evangelischen D. in zwei Gemeinden organisiert: einer reformierten, die die sich aber nicht über das Ende des 17. Jahrhunderts behauptete, und einer lutherischen; letztere hatte lange einen festen örtlichen Mittelpunkt am Fondaco de' Tedeschi, nahe der Rialtobrücke, bekanntlich der Hauptstätte d. Lebens in Venedig schon während des Mittelalters. An Verfolgungen und Zurücksetzungen hat es unseren evangelischen Landsleuten allerdings bis zur Einverleibung in das Königreich Italien (1866) nicht gefehlt; das hat dann aber nur bewirkt, daß die wenig zahlreiche Gemeinde mit der unterscheidenden Konfession auch das nationale d. Element um so zäher behauptet hat. Über die innere Entwicklung der Gemeinde ergeben die meist noch erhaltenen Kirchenbücher das Einzelne. Eine eigene Kirche (die sog. Scuola dell'Angelo Custode am Campo Santi Apostoli) besitzt die Gemeinde, die 1806 den Fondaco hatte herausgeben müssen, seit 1812. Gegenwärtig ist sie an die Preussische Landeskirche angeschlossen. Sie zählt etwa 120 Seelen; vereinzelt evangelische D. befinden sich ferner in Mestre, Mira, Padua, Conegliano, Treviso, Pordenone. Vielfach beteiligen sich die D. des venetianischen Gebiets an kommerziellen und industriellen Unternehmungen, im Speditionsgeschäft und in der Vertretung d. Schifffahrtslinien, im Hafengewerbe usw. — Das ansprechende Schriftchen des Pfarrers Gelschorn, dem wir diese Angaben entnehmen, erhält noch einen besonderen Schmuck durch zahlreiche, in den Text eingestreute Abbildungen aus der Markusstadt.

Stettin.

Prof. Dr. W. Friedensburg.

Rußland. Das Deutschtum in Rußland. Von Theodor Vagler. (Der Kampf um das Deutschtum, Heft 12.) 80, IV u. 93 S. München 1911, J. F. Lehmann. 1.80 M.

Eine mit Liebe und Verständnis geschriebene Schil-

derung des Deutschtums in Rußland. Sie weiß den sehr verschiedenartigen Gestaltungen dieses Deutschtums gerecht zu werden. So dem kulturell — nicht der Zahl nach — weitaus bedeutungsvollsten Teil, den D. in den baltischen Provinzen; kleine Versehen, wie etwa, daß die Polen und Schweden durch Befiegung des Ordens 1561 Herren Livlands geworden (S. 6), oder daß Pobedonoszew die Beibehaltung der d. Sprache für die Dorpater theologische Fakultät gefordert habe (S. 8), bedeuten wenig. Berechtigt ist die Anerkennung der hier seit 1905 der Erhaltung des Deutschtums gewidmeten Arbeit. Schwerer waren Irrtümer bei der Schilderung der D. an der südlichen Wolga (über eine halbe Million) zu vermeiden. Die Zeit nach Bestellung der Ausfaat ist hier doch keine behaglichen Ausruhens (S. 20), vielmehr wird dann das Brachland gepflügt und der Dünger zu Brennmaterial verarbeitet. Gerade die schwäbische Mundart (S. 21) hört man hier am wenigsten. Aber mit Recht wird (S. 22) das russische Seelenlandssystem als das Haupthindernis des wirtschaftlichen Aufschwungs des Wolgafolonien erkannt. — Der Verfasser weist zutreffend hin auf die gegenwärtige Gefährdung des Deutschtums in Rußisch-Polen und kennzeichnet gebührend das Verhalten der russischen Regierung gegen die eben um ihrer Kaisertrone willen aus Polen verdrängten tüchtigen und arbeitsamen d. Ansiedler in Wolhynien. Gegenüber der Betonung der religiösen Motive für die Auswanderung von Württembergern nach Transkaukasien hebt Baßler die wirtschaftlichen hervor. Aber wenn schon die Separatisten nur einen geringen Bruchteil bildeten, so doch schwerlich die Pietisten. Die ganze Ordnung kirchlichen Lebens in den kaukasischen Gemeinden liefert dafür den Beweis. — Mit besonderem Interesse schildert der Verfasser auf Grund eigener Anschauung die blühenden Kolonien im Norden des Schwarzen Meeres. Er bietet hier bis ins einzelne gehende Angaben, die gut orientieren. Welche Frucht d. Arbeit hier gezeitigt hat, führt er in erfreuender Weise vors Auge.

Göttingen.

Prof. Dr. Nathanael Bonwetsch.

Ostseeprovinzen. Aus baltischer Geistesarbeit. Reden und Aufsätze, neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland. Zwei Bände. Riga 1908/09, Jonck u. Poliewsky.

Aber den Zweck des vorstehenden bedeutsamen Sammelwerkes orientiert das schwungvoll geschriebene „Vorwort“. Dort heißt es, es wolle „zu gleicher Zeit ein Denkmal und ein Mahnzeichen sein. Ein Denkmal dessen, was die Vergangenheit geschaffen; ein Mahnzeichen für uns, diese Schöpfungen uns geistig anzueignen“. Denn heutzutage, wo die Balten an den Wiederaufbau ihrer schwer geschädigten Kultur gehen dürfen, macht es sich schmerzlich fühlbar, wie sehr während der letzten Jahrzehnte, welche die Russifizierung brachten, der Zusammenhang mit der Vergangenheit und der Tradition sich gelockert hat. Bei der Herausgabe des Sammelwerkes „Aus baltischer Geistesarbeit“ handelt es sich nun um den „Versuch, die zerrissenen Fäden zwischen dem Gestern und Heute wieder anzuknüpfen und in weiteren Kreisen das Bewußtsein dafür zu wecken, welch einen Schatz wir baltischen D. an unseren hervorragenden Schriftstellern besitzen“. Dieser „Versuch“ erscheint durchaus glücklich. Es kommen nacheinander

die sozusagen klassischen baltischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts zu Wort, und jeder von den hier mit einer oder zwei Publikationen Vorgeführten erfährt von berufener Seite in einer „Einleitung“ eine Würdigung, die den Leser zugleich mit seinem Lebenslauf und seinem Entwicklungsgang vertraut macht. Der erste Band, in einem Umfang von 357 Textseiten, ist geweiht den Publizisten Julius Eckardt († 1908) und Ernst von der Brüggen († 1903) (ersterer handelt über den livländischen Staatsmann „Hamillar Fölkersjahn“ und ein „Livländisches Stilleben“, letzterer über „Dynamit“ und „Erboden“), ferner dem Kulturhistoriker Viktor Hahn († 1890, „Über die Physiognomie der italienischen Landschaft“), dem großen Naturforscher Karl Ernst v. Baer, dessen Bildnis dem Bande beigefügt ist († 1876, „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?“), dem bedeutendsten baltischen Historiker Karl Schirren († 1910, „Walter von Plettenberg“ und „Frau von Krüdener“) und dem ungewöhnlich vielseitigen Schriftsteller Hermann v. Samson, der in allem seine eigenen Wege gegangen ist († 1908, „Gregor von Helmerßen“). Der zweite Band, mit 317 Textseiten, ist gewidmet den Theologen Moritz v. Engelhardt († 1881, „Johann Calvin und seine Reformation“) und Alexander v. Göttingen († 1905, „Bildung und Sittlichkeit“), den Historikern Georg Bergholz († 1885, „Festvortrag bei Enthüllung des Herder-Denkmal“ in Riga 1864 und „Geschichte des Wortes baltisch“) und Friedrich Bienemann († 1903, „Reval um 1500“), dem Sprach- und Religionsforscher Leopold v. Schroeder („Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung“), den Naturforschern Arthur v. Göttingen („Die Eigenschaften des Wassers in ihrer Bedeutung für das Verständnis der Natur“) und Gustav v. Bunge („Vitalismus und Mechanismus“), dem Essayisten Gregor v. Glasenapp („Duplizität im Ursprung der Moral“ und „Geistreich und taktlos“) und dem Schulmann und Generalsuperintendenten Friedrich Hallmann († 1900, „Die Volksschule in Livland“). Ein dritter und auch ein vierter Band ließen sich gewiß an schwer zustande bringen, aber eine Fortsetzung des Unternehmens wird fürs erste nicht geplant. Schon mit der Herausgabe der beiden vorliegenden Bände, die einen ebenso mannigfaltigen wie gediegenen Inhalt aufweisen, hat der Deutsche Verein in Livland sich ein großes Verdienst erworben, und es wäre nur zu wünschen, daß die mit so viel Umsicht bearbeitete Publikation auch wirklich die erwartete Verbreitung fände, vor allem bei der jüngeren Generation in den Ostseeprovinzen, die durch sie in die Geisteswelt und die innerlich gefestigte, vornehme Denkart der geistig hervorragenden Balten des 19. Jahrhunderts eingeführt werden möge! Aber Interesse wird sie auch auswärts bei allen finden, welche sich mit dem Wesen dieser geistigen Elite baltischer D. bekannt machen wollen, zumal die Thematika selbst vielfach dem baltischen Leben angehören.

Petersburg.

Friedrich v. Reußler.

Rußland. 200jähriges Jubiläum der St. Petri-Gemeinde (1710—1910). Festbericht. 80, 59 S. St. Petersburg 1911, Nicolai Uhl.

Der vorstehende „Festbericht“ über das am 11., 12. und 13. Dezember 1910 begangene 200jährige Jubiläum

der St. Petri-Gemeinde in St. Petersburg hat mit allen geschichtlichen Angaben, die er enthält, sehr wohl ein Anrecht auf ein weitergehendes Interesse, zumal er eine anschauliche Vorstellung von der Bedeutung gewährt, welche dieser ältesten und größten d. evangelischen Gemeinde seit der Gründung der neuen Hauptstadt des Russischen Reiches als einem Sammelpunkt und Stützpunkt ihrer zahlreichen d. evangelischen Bevölkerung zugefallen ist. Die St. Petri-Gemeinde hat sich bereits im Jahre 1704 gebildet, hielt zunächst ihre Gottesdienste im Hause des Vizeadmirals Cornelius Cruys ab, der für sie 1708 aus eigenen Mitteln eine Kirche erbauen ließ, und erhielt diese mit dem ganzen Inventar im Jahre 1710 als Geschenk, so daß sie sich damals als selbständige Gemeinde organisieren konnte. Aus demselben Jahre datiert auch die große St. Petri-Schule, seit vielen Dezennien ein Komplex von fünf großen d. Schulen, einem Gymnasium, einer Realschule mit einer Handelsabteilung, einer höheren Mädchenschule und einer Knaben- und einer Mädchen-Bürgerschule, mit im ganzen etwa 1700 Schülern und Schülerinnen, die alle eine gründliche d. Bildung erhalten, und die Lehrenden und Lernenden aller dieser Anstalten genießen dieselben staatlichen Rechte wie diejenigen der Regierungsschulen. Die St. Petri-Kirche und ihre große Schule sind stattliche, schöne Gebäude im Zentrum der Stadt (am Newski-Prospekt), und dabei verfügt die St. Petri-Gemeinde auf Grund alter Stiftungen über ein bedeutendes Vermögen und unterhält dementsprechend sehr viele Wohltätigkeitsanstalten. Gibt über alles das weit ausführlichere Kunde eine anlässlich des 200jährigen Jubiläums herausgegebene, mit vielen interessanten Abbildungen versehene Festschrift von 499 Druckseiten in Folioformat, auf die auch im vorstehenden „Festbericht“ hingewiesen wird („Die St. Petri-Gemeinde. Zwei Jahrhunderte evangelischen Glaubenslebens in St. Petersburg. 1710–1911“), so birgt der Bericht über die Jubiläumsfeierlichkeiten zugleich ein glänzendes Zeugnis für das hohe Ansehen, dessen die evangelischen Deutschen St. Petersburgs sich in den weitesten Kreisen bei der russischen Bevölkerung und namentlich bei der Regierung erfreuen.

Petersburg.

Friedrich v. Kuegler.

Persien. Deutsche Kulturarbeit in Persien. (Nach: H. Grothe, Wanderungen in Persien. 8^o, 366 S. mit 50 Abb. Berlin 1910, Allgem. Verlag für Deutsche Literatur.)

An unabhängigen d. Schulanstalten, d. h. Schulen mit persischer und d. Unterrichtssprache, besteht in Persien nur die sog. D. Schule in Teheran (s. Taf. 15), die vom D. Reich und von der persischen Regierung geldlich unterstützt wird. Sie zählt 15 Lehrer (davon 6 d.) und 300 Schüler (fast sämtlich Perser), ist vorläufig dreiklassig, soll aber nach Art einer d. Realschule ausgebaut werden. In Täbris ist im Anschluß an auszuführende Fabrikanlagen einer d. Firma eine d. Industrieschule in Aussicht genommen unter Leitung von fünf d. Handwerkern. Die d. Orientmission unterhält Schulen in Choi (30 Kin-

der) und Armia (100 Kinder) sowie andere technische Lehrbetriebe in diesen Orten und in Sjäudjbulak, die aber gegenwärtig infolge der Unruhen geschlossen sind. — D. Ärzte sind zwei in Teheran vorhanden (von denen einer, der Gesandtschaftsarzt, das persische Regierungshospital leitet), d. Apotheken bestehen in Teheran, Täbris, Reicht, Kermanschah, Hamadan, Ssenneh und Barfurusch.

Südbrasilien. Das Itahjaty-Tal. Deutsche Siedlung im brasilianischen Urwald. Blumenau und Hansa. Von Dr. Aldinger. 8^o, 23 S. Hamburg, Hanseatische Kolonisationsgesellschaft. 40 Pf.

Die Schrift orientiert in anschaulicher Weise über die gegenwärtige Lage der d. Siedlungen im Itahjaty-Tal und kann dadurch Auswanderungslustigen, die noch vor der Wahl eines Reiseziels stehen, ein wichtiger Ratgeber werden, ist aber auch von allgemeinem landeskundlichen Interesse.

Der Verfasser ist einer der ältesten Bewohner der Blumenauer Hansa, woselbst er sich im Jahre 1901 niedergelassen und später als Pfarrer, Lehrer und Schulinspektor gewirkt hat. Er hat alle Kämpfe und Sorgen der ersten Kolonisten und der kolonisierenden Gesellschaft miterlebt und ist Zeuge davon gewesen, daß letztere die berechtigte Hoffnung, ihre Arbeiten und Geldopfer für Straßenbauten durch eine entsprechende Gegenleistung der brasilianischen Regierung anerkannt zu sehen, zu Grabe tragen mußte, statt dessen aber von den Nativisten als „d. Gefahr“ verdächtigt und dementsprechend behandelt wurde.

Der Verfasser hat aber auch miterlebt, daß die vorwärtsstrebenden Kolonisten allmählich zu einem bescheiden Wohlstand gelangt sind und nun als freie Männer auf eigener Scholle ein zufriedenes Leben führen, und er kann bestätigen, daß die Ansiedlung, nachdem die Eisenbahnverbindung mit Blumenau durch die d. „Santa Katharina-Eisenbahn-Aktien-Gesellschaft“ hergestellt worden und deren Verlängerung nach dem Hochland des Innern gesichert zu sein scheint, ein sehr wichtiger Stützpunkt für die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Südbrasilien werden wird.

Der Verfasser, der — was hier besonders hervorzuheben sein mag — als wahrhaft d. denkender Mann allgemein bekannt ist, war darum mehr als irgend ein anderer geeignet, die vorliegende Abhandlung zu schreiben, und er hat sich dieser Aufgabe in sehr geschickter Weise erledigt. In der Einleitung beschäftigt er sich mit der d. Siedlungsarbeit im allgemeinen, dann mit der in Brasilien im besonderen, um schließlich zur Darstellung seines eigentlichen Themas überzugehen, und frei von jeder Schönfärberei die Verhältnisse auf der Hansakolonie so zu schildern, wie sie gegenwärtig jedem sachkundigen und unparteiischen Beurteiler erscheinen werden.

Dem Schriftchen sind einige wohlgelungene Abbildungen beigegeben, die geeignet sind, das Interesse an dem Inhalt noch zu erhöhen.

München.

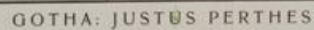
A. W. Sellin.

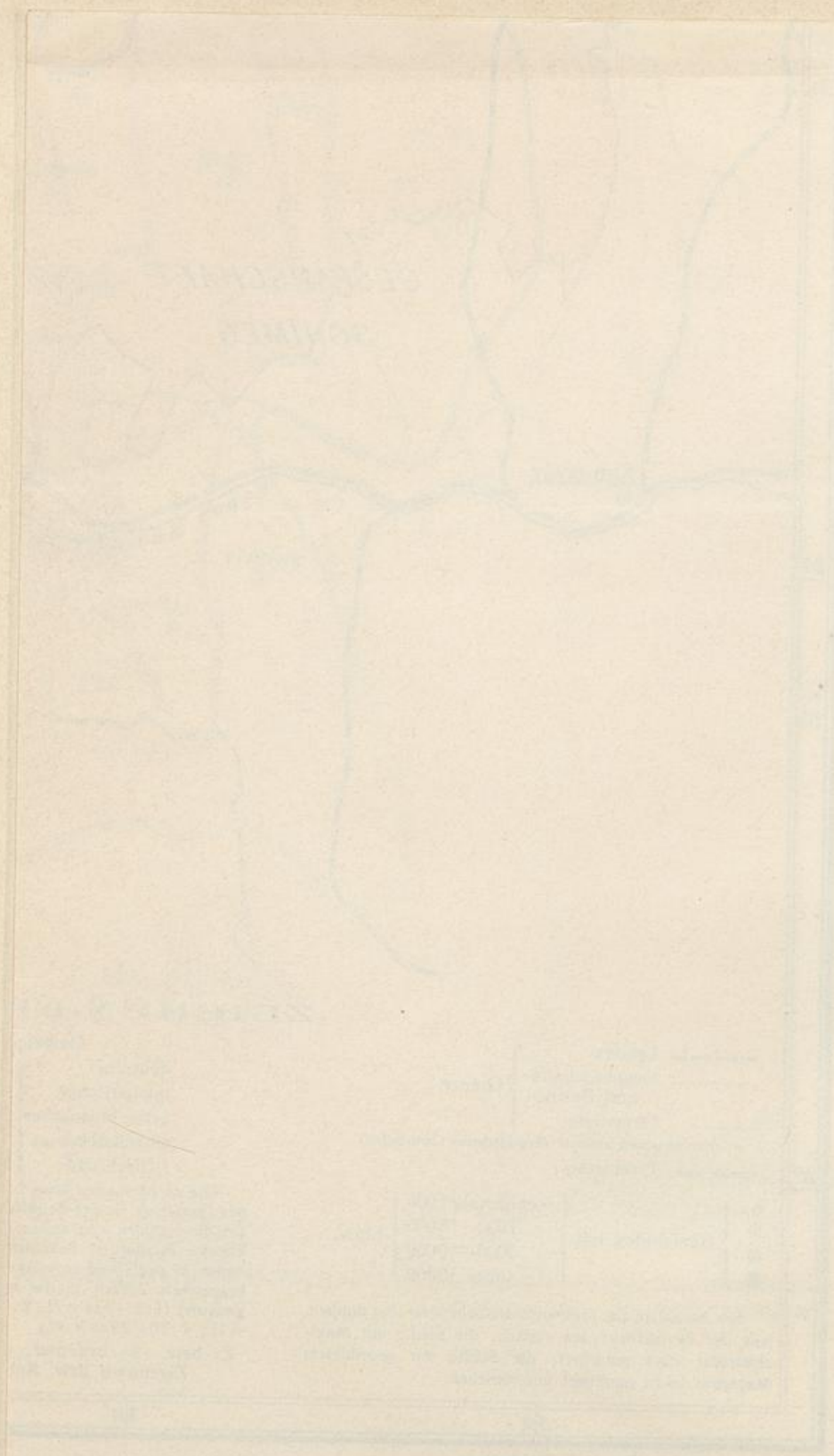
he
ie
en
s.
s.
n.

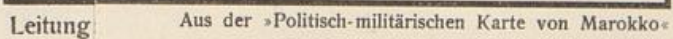
o.
a.
i.
e
tl
r
r
n

r
q
t
e
k
e

Jahrgang 1911. Tafel 6.









Leitung: Prof. Paul Langhans

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Aus der «Politisch-militärischen Karte von Marokko»



Einklassige Schule in Kreuzwehr, Kreis Meseritz
(Deutsches katholisches Ansiedlungsdorf von 17 Stellen)



Pfarrhaus in Pakoswalde (früher Pakoslaw), Kreis Rawitsch
(Größe des 1903 angekauften Gutes 1397 ha, Preis 1475 000 M., 38 mit Evangel. besiedelte Stellen)

Aus: Aus dem Posener Lande
1911, Heft 5

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Lissa i. P.: Oskar Eulitz

Edmund Steinacker.

Wer sieht es dem jugendfrischen Kopf an, daß sein Träger im 72. Lebensjahr steht? Noch weniger zuverlässig erscheint diese, nur gerade auf den Geburtschein sich stützende Altersangabe dem, der mit Edmund Steinacker spricht. Rede, Miene und Bewegung, Gedankengänge, Zukunftspläne und gegenwärtiges Handeln dieses Mannes zeigen uns einen Vierzigjährigen, der sich aus-

gezeichnet erhalten hat; so sprüht er von Leben. Und was hat ihm diese wunderbare Elastizität gegeben? Die Arbeit allein, zähe, keine Ermüdung kennende Arbeit, zumeist im Dienste seines Volkstums: das war der Jungbrunnen der stets aus sich selbst sich erneuernden Kraft, die ihm auch hier in der Reihe der für deutsche Erde, für das geistige Deutschland schaffenden Männer seinen Platz anweist.

Einer Familie entsprossen, die vor 300 Jahren vom Harz nach Magdeburg auszog, von dort nach Brandenburg wanderte und über Halle, Dessau und Wien ins Ungarland verschlagen wurde, ist Steinacker am 23. August 1839 im stockmadjarischen Debreczin geboren, wo sein Vater 1838–42 als Direktor einer höheren Mädchenschule wirkte, um von dort als Pfarrer nach Göllnitz in der Zips und 1846 nach Triest berufen zu werden. Einige Jahre besuchte der junge Steinacker das Gymnasium in Ödenburg (Westungarn); in Weimar fand seine Schulbildung ihren Abschluß, da sein Vater 1853 wegen seiner kirchlichen und politischen Haltung des Amtes entsetzt wurde und als Schuldirektor in Weimar eine neue Lebensstellung erhielt. Hier hat der spätere deutschungarische

Abb. 8.

Edmund Steinacker

Reichstagsabgeordnete anderthalb Jahre in Goethes Gartenhaus gewohnt. Seinen Studien als Ingenieur lag er an der Technischen Hochschule in Stuttgart und an der Universität Tübingen ob. Beruflich war er zunächst bei den Vorarbeiten zur Gotthardbahn, dann bei der Eisenbahndirektion in Stuttgart tätig. Im Jahre 1866 finden wir den beweglichen Mann als Sekretär der Direktion des kais. französischen Conservatoire des arts et métiers in Paris beschäftigt, dann kehrt er, wie eine Selbstbiographie in den „Karpaten“ berichtet, „im Glauben an den madjarischen Liberalismus erzogen“ nach Ungarn zurück, wo er 1868 zum Direktor des Ungarischen Landesindustrievereins gewählt wird, dessen erster Direktor in den vierziger Jahren Ludwig Kossuth gewesen war, beteiligte sich an der Neugestaltung der Ofenpester Handels- und Gewerbekammer und wurde später deren erster Sekretär. Als solcher hatte er 1871 die Teilnahme Ungarns an der Londoner Internationalen Ausstellung in die Wege zu leiten und nahm deshalb längeren Aufenthalt in England; 1873 ernannte ihn die ungarische Regierung zum Generalsekretär für die Beteiligung Ungarns an der Wiener Weltausstellung. Durch seine amtliche Tätigkeit in Ofenpest wurde er ganz von selbst der Vertrauensmann deutscher Gewerbetreibender in Ungarn und kam so auch in engere Fühlung mit den Siebenbürger Sachsen, für deren führendes Blatt in Hermannstadt er drei Jahrzehnte lang ebenso fleißig mitarbeitete wie für die Kronstädter Zeitung und eine ganze Reihe anderer deutsch-ungarischer Blätter. Als Verfechter nationaler Gleichberechtigung und des Zusammenschlusses der nicht-madjarischen Nationalitäten gegen die in den siebziger Jahren mächtig einsetzende Madjarisierungspolitik erwarb er sich das Vertrauen der siebenbürgischen Volksgenossen, die ihn wiederholt in den ungarischen Reichstag als ihren Vertreter entsandten. Madjarische Verfolgungssucht, die den eifrigen

Korrespondenten auswärtiger Zeitungen und Zeitschriften zum Vaterlandsverräter stempelte, zwang ihn 1888 zur „vertragsmäßigen“ Pensionierung als Handelskammersekretär; Unstimmigkeiten in seinem Wahlkreis veranlaßten ihn im selben Jahre auch zur Niederlegung seines Abgeordnetenmandats, das er mit seltener Treue verwaltet hatte. Zur Zeit des Kampfes zwischen „Grün“ und „Schwarz“ wurde er von den Vertretern der schärferen nationalen Tonart unter den Siebenbürger Sachsen, einige Jahre nachher auch zweimal von den Banater Schwaben als Abgeordneten kandidat aufgestellt, leider ohne Erfolg. Seine reiche parlamentarische Erfahrung wäre der jungen deutschen Bewegung in Ungarn gewiß sehr zuustatten gekommen. Nichtsdestoweniger hat er ihr zu jeder Zeit mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Sein Name ist den deutschen Bauern in Südungarn aus der Zeit der Wahlkämpfe, die Steinacker noch als Siebzigjähriger mit dem ihm eigenen Feuereifer mitmachte, so geläufig, als ob er unter ihnen aufgewachsen wäre. Mit der Geschichte der Erweckung dieses noch vor wenigen Jahren stumm schlafenden „schwäbischen Meeres“ ist der Name Steinacker unlöslich verbunden.

Trotz seiner unanfechtbar korrekten Stellung zum richtig verstandenen ungarischen Staatsgedanken und trotz seiner aufrichtigen Zuneigung zum Madjarentum alter unverfälschter Prägung ist Steinacker dem Schicksal eines Prozesses wegen „Aufreizung zum Haß gegen die madjarische Nation“ nicht entgangen. Im Jahre 1903 verbüßte er eine achttägige Haft im Waigener „Nationalitätenhotel“, wie der Galgenhumor der Betroffenen das ungarische Staatsgefängnis getauft hat.

Steinackers Familie ist ein Abbild seiner persönlichen Vielseitigkeit. Die treue und verständnisvolle Lebensgefährtin des nach Weimar verpflanzten Debreziners entstammt einer Pester deutschen Familie, sein älterer Sohn ist deutsch-evangelischer Pfarrer in einer oberungarischen Gemeinde, der jüngere Sohn Professor an der Universität Innsbruck, gegenwärtig wohl der beste Kenner und Kritiker des ungarischen Staatsrechts in seiner geschichtlichen Entwicklung und Umbildung.

Euz Korodi in Berlin-Schöneberg.

Die polnische Bevölkerung in Rheinland und Westfalen.

Von

Karl Klosterhalfen in Göttingen.

(Mit Karte, s. Tafel 16.)

Seit zwanzig Jahren gibt es eine Polenfrage nicht nur in der Ostmark, sondern auch im Westen der preussischen Monarchie; das Wachstum der polnischen Bevölkerung in Rheinland und Westfalen ist ein Thema, das in jüngster Zeit eine ganze Reihe von Bearbeitern aufzuweisen hat¹⁾; aber diese Bearbeiter beschränken sich darauf, den Anteil der Polen an der Belegschaft des Ruhrkohlenbergbaues festzustellen und in mehr oder minder ausführlicher Weise die wirtschaftlichen, konfessionellen, sozialen und politischen Folgen der polnischen Einwanderung darzulegen. In ihren statistischen Übersichten stützen sie sich größtenteils auf die vom Allgemeinen Knappschaftsverein zu Bochum jährlich herausgegebenen Übersichten, so z. B. Bredt auf die vom 1. Juli 1907, Schulze auf die vom 1. Juli 1905; in diesen Übersichten werden für jedes einzelne Bergwerk und für jede Schachtanlage gesondert nachgewiesen von den Inländern die aus Ostpreußen, Westpreußen, Posen und die aus dem Regierungsbezirk Oppeln stammenden, von den Ausländern die aus Österreich-Ungarn, Rußland, Holland, Belgien, Italien und dem sonstigen Ausland stammenden. Auf diese Weise werden aber zahlreiche Vergleiche deutscher Abstammung zu den Polen gerechnet, weil man im Ruhrkohlengebiet alle aus den östlichen Provinzen Preußens stammenden Einwanderer als Polen zu bezeichnen pflegt²⁾; dagegen wird die „zweite Generation“, die nach Bernhard

¹⁾ Die jüngsten mir vorliegenden Veröffentlichungen, in denen auch die ältere Literatur aufgezählt ist, sind: Joh. Viktor Bredt, Die Polenfrage im Ruhrkohlengebiet, Leipzig 1909. — Franz Schulze, Die polnische Zuwanderung im Ruhrrevier und ihre Wirkungen. Münchener staatswissensch. Diss., Bände 1910. — Ludwig Bernhard, Das polnische Gemeinwesen im preussischen Staate: Die Polenfrage, Leipzig 1910, 15. Kap.: Die polnischen Arbeiter in Rheinland-Westfalen, S. 187 ff. — Joseph Altkemper, Deutschum und Polentum in politisch-konfessioneller Bedeutung, Leipzig 1911.

²⁾ Vgl. Schulze, S. 29, Anmerkung.

bereits 16 v. H. ausmacht, als in Rheinland-Westfalen geboren, nicht mitgezählt¹⁾. Für eine genaue Erfassung des polnischen Anteils der Bevölkerung sind also diese Zusammenstellungen nicht brauchbar; wir müssen auf die amtlichen Ermittlungen über die Muttersprache zurückgreifen. Die preussische Statistik wies die Muttersprache der Bevölkerung nach für 1861 nach Regierungsbezirken, für die Volkszählungen von 1890 und 1900 nach Kreisen (nach Gemeinden 1900 nur für die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien veröffentlicht²⁾ und für die von 1905 nach den einzelnen Gemeinden. Die letzte Nachweisung findet sich im Gemeindelexikon für das Königreich Preußen, dessen hier in Betracht kommenden Teile (Heft 10: Westfalen und Heft 12: Rheinprovinz) 1909 herausgekommen sind. Im Gemeindelexikon werden für sämtliche Gemeinden bei den Evangelischen und Katholiken gesondert aufgeführt diejenigen Personen, welche Deutsch sprechen, sodann diejenigen, welche die beiden in dem betreffenden Kreise am häufigsten vorkommenden Fremdsprachen sprechen, sowie endlich diejenigen, welche gleichzeitig Deutsch und eine andere Sprache sprechen (dies letzte ist eine recht unglücklich gewählte Kategorie³⁾; bei den „anderen Christen“, den Juden und den Personen „anderen und unbestimmten Bekenntnisses“ werden nur die Personen mit deutscher Muttersprache gesondert aufgeführt.

Besonders bemerkenswert ist nun das schnelle Wachstum des slawischen, insbesondere des polnischen Anteils an der Bevölkerung der Provinzen Westfalen und Rheinland. Während 1890⁴⁾ nur der Kreis Gelsenkirchen mit 7,84 v. H. und der Kreis Recklinghausen mit 6,55 v. H. mehr als 5 v. H. Polen zählten, während 1900⁵⁾ nur zwölf Kreise der beiden Provinzen unter 95 v. H. deutschsprechender Bevölkerung hatten (es waren dies Stadtkreis Recklinghausen mit 19,60 v. H., Landkreis Gelsenkirchen mit 15,14 v. H.⁶⁾, Landkreis Recklinghausen mit 15,00 v. H., Stadtkreis Gelsenkirchen mit 11,48 v. H., Landkreis Bochum mit 9,65 v. H., Landkreis Dortmund mit 7,64 v. H. und Stadtkreis Oberhausen mit 6,76 v. H. Polen, dazu die Kreise Ahaus, Kleve, Rees und Stadtkreis Duisburg mit 5—8 v. H. der stammverwandten holländischen Bevölkerung und der Kreis Malmedy mit 29,20 v. H. Wallonen), hatten 1905 schon vier rheinische und sieben westfälische Kreise mehr als 5 v. H. Polen, Masuren und Kassuben⁷⁾, neun rheinische und neun westfälische Kreise weniger als 95 v. H. Deutsche. In der nachfolgenden Übersicht gebe ich für sämtliche Kreise der beiden Provinzen, die mehr als 1/4 v. H. Polen, Masuren und Kassuben zählen, die absoluten Zahlen für diese einerseits, für die anderen fremden Sprachen zusammen andererseits sowie die von mir berechneten Promillezahlen für diese beiden Gruppen und die Deutschen; es ist nämlich notwendig, schon den kleinsten Anteilen der polnischen Bevölkerung Aufmerksamkeit zu schenken, weil die Vergangenheit gelehrt hat, daß sie sich leicht zu höheren Anteilen auswachsen.

Kreise	Muttersprache		Vom Tausend der Gesamtbevölkerung sprechen		
	Polnisch, Kassubisch	Masurisch, eine andere Fremd- sprache	Deutsch	Poln., Masur., Kassubisch	eine andere Fremdsprache
Stadtkreis Duisburg	4282	9959	924	22	52
" Oberhausen	4919	1875	870	94	56
" Mülheim a. Ruhr	1289	2751	957	14	29
Landkreis Mülheim a. Ruhr	1769	975	922	50	28
Kreis Dinslaken	11839	10874	824	92	84
Stadtkreis Essen	2706	3529	965	12	15
Landkreis Essen	13927	4787	922	58	20
Kreis Mörns	737	7558	925	7	68
Stadtkreis Düsseldorf	967	4750	978	4	18
Landkreis Düsseldorf	985	2844	966	9	25
Kreis Mettmann	350	2877	969	3	28

1) Bernhard, S. 187. — 2) In der Festschrift des Kgl. Preuss. Statist. Bureaus, Berlin 1905, II. Teil, S. 11—21, findet sich eine Einteilung der Gemeinden in verschiedene Klassen (50—75 v. H. deutsch, über 75 v. H. deutsch, 50—75 und über 75 v. H. polnisch, masurisch und kassubisch bzw. mährisch, tschechisch, litauisch), ohne daß aber die genauen Zahlen für die einzelnen Gemeinden gegeben werden. — 3) Über die Erhebung der Doppelsprachigen und die Schwankungen in den amtlichen Erhebungsvorschriften insbesondere vergleiche man den Artikel „Sprachenstatistik“ von Prof. Broesike in: Die Statistik in Deutschland nach ihrem heutigen Stande (Ehrengabe für Georg v. Mayr zu seinem 70. Geburtstag), München 1911, Bd. I, Kap. X, S. 282—306. — 4) Eigene Hundertsatzberechnung nach Preuss. Statistik, Bd. CXXI. — 5) Festschrift des Kgl. Preuss. Statist. Bureaus II, S. 9. — 6) Es schieden aus ihrem Kreisverband aus und bildeten eigene Stadtkreise: Gelsenkirchen am 1. April 1896, Recklinghausen am 1. April 1901. — 7) In den Kreisübersichten findet sich stets diese Zusammenstellung.

Kreise	Muttersprache		Vom Tausend der Gesamtbevölkerung sprechen		
	Polnisch, Masurisch, Kaschubisch	eine andere Fremdsprache	Deutsch	Poln., Masur., Kaschubisch	eine andere Fremdsprache
Kreis Lennep	234	446	991	3	6
" Grevenbroich	159	302	991	3	6
Stadtkreis Mülheim a. Rhein	223	548	989	4	7
Landkreis Mülheim a. Rhein	265	1206	979	4	17
" Köln	678	776	985	7	8
Kreis Beckum	166	324	991	3	6
Stadtkreis Münster	248	595	990	3	7
" Recklinghausen	9390	1944	744	212	44
Landkreis Recklinghausen	30590	8168	825	140	37
Kreis Warburg	182	32	993	6	1
" Höxter	198	102	995	3	2
Stadtkreis Hamm	155	179	991	4	5
Landkreis Hamm	1019	676	981	12	7
Stadtkreis Dortmund	5810	1484	959	35	8
Landkreis Dortmund	20088	4820	862	111	27
Kreis Hörde	2649	757	975	21	6
Stadtkreis Bochum	5541	720	947	47	6
Landkreis Bochum	9494	1511	890	95	15
Stadtkreis Witten	1274	138	960	36	4
" Herne	10226	414	781	211	8
" Gelsenkirchen	18198	1326	872	119	9
Landkreis Gelsenkirchen	18921	1711	828	158	15
Kreis Hattingen	2476	1655	955	28	19
Landkreis Hagen	616	1089	978	8	14
Kreis Schwelm	266	745	988	3	9

Für die höheren Verwaltungseinheiten, die Regierungsbezirke und Provinzen, stellen sich die betreffenden Daten wie folgt:

Regierungsbezirke und Provinzen	Muttersprache		Vom Tausend der Gesamtbevölkerung sprechen		
	Polnisch, Masurisch, Kaschubisch	eine andere Fremdsprache	Deutsch	Poln., Masur., Kaschubisch	eine andere Fremdsprache
Regierungsbezirk Düsseldorf	45623	80917	958	15	27
" Köln	2556	10084	989	2	9
Regierungsbezirk Münster	40723	19957	926	50	24
" Minden	874	1137	997	1	2
" Arnsberg	97703	21159	944	46	10
Rheinprovinz	49171	115154	974	8	18
Westfalen	139300	42253	950	38	12
Rheinland-Westfalen	188471	157387	965	19	16

Zwei Tatsachen lassen sich sofort aus diesen Ziffern entnehmen: einmal die, daß in den westfälischen Kreisen im Gegensatz zu den rheinischen die polnische Sprache die anderen Fremdsprachen fast überall überwiegt, und zum anderen die, daß die Polen keine besonders große Vorliebe für die großen Städte haben.

[1861] wurden in den beiden westlichen Provinzen nur 16 Polen im Regierungsbezirk Düsseldorf nachgewiesen; eine fremde Sprache hatten als Muttersprache 234 Personen im Regierungsbezirk Düsseldorf, 9 Personen im Regierungsbezirk Köln, 12 im Regierungsbezirk Minden, 47 im Regierungsbezirk Arnsberg, während im Regierungsbezirk Münster alle Deutsch sprachen¹⁾; allerdings ist diese erste preussische Statistik der Muttersprache recht dürftig, da sie nur fünf fremde Sprachen (außer der polnischen die wendische, die „böhmische und mährische“, die litauische und die wallonische) kennt und die am Niederrhein zahlreich auch schon damals gesprochene holländische Sprache unberücksichtigt läßt. Außer den Regierungsbezirken Stettin, Stralsund, Potsdam mit Berlin, Magdeburg, Merseburg, Erfurt, Koblenz, Trier und Sigmaringen zählten [1861] auch die oben angeführten Bezirke Düsseldorf, Köln, Münster, Minden und Arnsberg weniger als 1 v. T. fremdsprachlicher Bevölkerung. Als nach 29 Jahren zum erstenmal wieder die Muttersprache bei

1) Jahrbuch für die amtliche Statistik des preussischen Staates I, Berlin 1863, S. 607.

der Volkszählung erhoben wurde, gab es im niederrheinisch-westfälischen Industriegebiet bereits einige 25 000 Polen, so daß 1890 vom Tausend der Bevölkerung sprachen¹⁾:

	Deutsch	Polnisch	Polnisch, Masurisch und Kaschubisch
Regierungsbezirk Münster . . .	983	10	10
„ Minden . . .	999	1	1
„ Arnsberg . . .	981	14	15
„ Düsseldorf . . .	984	2	2
„ Köln . . .	995	1	1

Von allem Anfang an wandte sich der Strom der polnischen Einwanderer mehr den westfälischen wie den rheinischen Kreisen zu, und in diesen vorzüglich den Kreisen jungen Kohlenbergbaues; dort, wo in den Kreisen Gelsenkirchen und Recklinghausen sowie im Norden der Kreise Bochum und Dortmund neue Schachtanlagen in großer Zahl entstanden, siedelte sich der größte Teil der polnischen Zuwanderer an, während die Kreise des alten Ruhrkohlenbergbaues, Hattingen und Hörde, sowie der Süden der Kreise Bochum und Essen fast polenfrei blieben; so zählten 1890 von Norden nach Süden der Kreis Recklinghausen, der damals erst im Anfang seiner industriellen Entwicklung stand, 65 v. T., der schon weiter fortgeschrittene Kreis Gelsenkirchen 78 v. T., Landkreis Bochum 38 v. T., endlich im Süden der Kreis Hattingen mit seiner alteingesessenen Bergarbeiterbevölkerung und mit seinen einer Erweiterung nur wenig fähigen Magerkohlenzechen nur 8 v. T. Polen; weiter östlich zählten Landkreis Dortmund 25 v. T., Stadtkreis Dortmund 7 v. T. und Kreis Hörde 6 v. T. Schon diese niedrigen Zahlen deuten an, daß in diesen Kreisen die industrielle Entwicklung noch nicht so weit fortgeschritten war als in den westlicher gelegenen. Dieser starke Einschlag polnischer Bergarbeiter bewirkte, daß die Regierungsbezirke Arnsberg und Münster 1890, was den prozentualen Anteil polnischer Bevölkerung anbetrifft, nur von den Regierungsbezirken der Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Posen sowie den Bezirken Breslau und Oppeln übertroffen wurde, nicht aber von Berlin mit 8 v. T. und den beiden Bezirken Magdeburg und Merseburg mit je 10 v. T. Polen; die beiden letzten Ziffern erklären sich durch die in der Provinz Sachsen seit langem übliche starke Verwendung von polnischen Landarbeitern.

Den stärksten Anstoß erhielt die polnische Einwanderung in das Ruhr- (besser wäre hier zu sagen Emischer-) Kohlengbiet durch die wirtschaftliche Hochkonjunktur in den Jahren 1895–1900; immer neue Menschenmassen setzte der Zug nach dem Westen in Bewegung, das Land zwischen Emischer und Lippe sah und sieht noch eine industrielle Entwicklung, die bis dahin in unserem Vaterland beispiellos dastand. Auch 1900 hat der Kreis Gelsenkirchen noch den größten Anteil Polen aufzuweisen, doch ist der sich mächtig entwickelnde²⁾ Kreis Recklinghausen dicht auf.

Von 1900 bis 1905 hat sich der Anteil der Polen wieder vergrößert. Während es 1900 19 „Polenzechen“ gab³⁾, d. h., wie schon oben erklärt, Zechen mit mehr als 50 v. H. Bergarbeitern, die aus den östlichen Provinzen stammen, waren es 1905 bereits 30 Schachtanlagen und 6 Kofereien⁴⁾, die mehr als die Hälfte aus dem Osten stammender Belegung hatten. Der größte Teil dieser Zuwanderer wird auch Polnisch sprechen.

Gemeinden mit geringem polnischen Einschlag gibt es heute in ganz Norddeutschland; auch in Rheinland und Westfalen finden sie sich zerstreut fast überall. Bei dem stark ausgeprägten industriellen Charakter der westlichen Provinzen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Polen in Zukunft mehr und mehr außer (der Landwirtschaft und) dem Ruhrkohlenbergbau auch in anderen Industrien Beschäftigung finden, etwa in der sich schnell entwickelnden rheinischen Braunkohlenindustrie. Nach dem Gemeindelexikon habe ich für alle Gemeinden der beiden Provinzen den prozentualen Anteil der Polen berechnet; ich lasse eine Übersicht der Kreise folgen, die Gemeindeeinheiten (Städte, Landgemeinden und Gutsbezirke) mit mehr als 1/2 v. H. Polen enthalten.

1) Nach dem im Statistischen Handbuch für den preussischen Staat II, Berlin 1893, S. 118 f., gegebenen absoluten Zahlen.

2) Sehr gut unterrichtet hierüber: Kaspar Hartl, Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Kreises Recklinghausen im 19. Jahrhundert. Münstersche staatswissensch. Diss., München 1909.

3) Vgl. Deutsche Erde I, Geographischer Anzeiger 1901, S. 59.

4) Nach Schulze, S. 95–102. Über die Vorliebe der Polen für die Kofereien, a. a. O. S. 29.

Kreise und Regierungsbezirke	Gemeindeeinheiten überhaupt	Gemeindeeinheiten mit polnischer Bevölkerung von				
		1/2-1 v. H.	1-5 v. H.	5-10 v. H.	10-20 v. H.	über 20 v. H.
Kreis Kleve	45	1	—	—	—	—
" Rees	44	1	—	—	—	—
Stadtkreis Duisburg	1	—	1	—	—	—
" Oberhausen	1	—	—	1	—	—
" Mülheim a. Ruhr	1	—	1	—	—	—
Landkreis Mülheim a. Ruhr	6	—	1	—	1	—
Kreis Dinslaken	18	2	3	1	1	—
Stadtkreis Essen	1	—	1	—	—	—
Landkreis Essen	21	2	8	4	1	—
Kreis Mörz	54	1	5	1	—	—
" Kempen	27	2	1	—	—	—
Landkreis Düsseldorf	31	6	5	—	—	—
Kreis Kempen	10	—	1	—	—	—
Landkreis Solingen	20	—	1	—	—	—
Kreis Neuß	21	2	2	—	—	—
" Grevenbroich	26	2	4	—	—	—
Regierungsbezirk Düsseldorf	405	19	34	7	3	—
Siegkreis	55	2	2	1	—	—
Landkreis Mülheim a. Rhein	8	1	1	—	—	—
Köln	27	7	5	—	—	—
Kreis Euskirchen	48	2	1	—	—	—
" Rheinbach	50	1	1	—	—	—
Regierungsbezirk Köln	288	15	10	1	—	—
Landkreis Koblenz	38	1	—	—	—	—
Kreis Simmern	106	1	—	—	—	—
" Wehlar	82	—	—	—	1	—
Regierungsbezirk Koblenz	1040	2	—	—	1	—
Kreis Saarbrücken	58	—	1	—	—	—
" Prüm	140	—	1	1	—	—
Regierungsbezirk Trier	1118	—	2	1	—	—
Kreis Eifel	25	3	—	—	—	—
" Schleiden	76	1	1	—	—	—
Regierungsbezirk Aachen	588	4	1	—	—	—
Rheinprovinz	5257	38	47	9	4	—
Kreis Beckum	25	2	2	—	—	—
" Lüdighausen	24	1	1	—	—	—
Landkreis Münster	26	1	—	—	—	—
Kreis Koesfeld	28	2	—	—	—	—
Stadtkreis Recklinghausen	1	—	—	—	—	1
Landkreis Recklinghausen	29	2	7	4	3	2
Regierungsbezirk Münster	274	8	10	4	3	3
Kreis Minden	76	3	1	1	—	—
" Herford	63	3	1	—	—	—
" Bielefeld	53	3	2	—	—	—
" Warburg	52	4	6	1	1	—
" Höxter	77	3	5	2	—	—
Regierungsbezirk Minden	502	16	15	4	1	—
Kreis Arnberg	58	3	1	—	—	—
" Meschede	30	—	3	1	—	—
" Brilon	65	—	4	1	1	—
" Lippstadt	58	3	1	2	—	—
" Soest	106	8	10	1	—	—
Landkreis Hamm	77	8	8	2	—	—
Stadtkreis Dortmund	1	—	1	—	—	—
Landkreis Dortmund	56	8	15	18	9	4
Kreis Hörde	30	7	6	1	—	—
Stadtkreis Bochum	1	—	1	—	—	—
" Witten	1	—	1	—	—	—
" Herne	1	—	—	—	—	1
Landkreis Bochum	15	1	2	5	5	1
Stadtkreis Gelsenkirchen	1	—	—	1	—	—
Landkreis Gelsenkirchen	12	1	2	5	2	2

Kreise und Regierungsbezirke	Gemeindeeinheiten überhaupt	Gemeindeeinheiten mit polnischer Bevölkerung von				
		1/2-1 v. H.	1-5 v. H.	5-10 v. H.	10-20 v. H.	über 20 v. H.
Kreis Hattingen	28	2	7	3	—	—
Landkreis Hagen	21	1	3	—	—	—
Kreis Schwelm	16	3	—	—	—	—
Landkreis Iserlohn	28	2	2	—	—	—
Regierungsbezirk Aunsberg	821	47	67	40	17	8
Westfalen	1597	71	92	48	21	11
Rheinland-Westfalen	4834	109	139	57	25	11

Man erkennt, daß ein großes, zusammenhängendes Gebiet mit hohen Sätzen polnischer Bevölkerung sich zwischen Ruhr und Lippe vorfindet. Um die Verhältnisse in diesem Gebiet des Kohlenbergbaues und seiner Umgebung klarer hervortreten zu lassen, habe ich die beigegebene Karte im Maßstab 1:200000 gezeichnet; dieselbe gibt in den beigeetzten Ziffern für jede Gemeinde (es sind deren über 400 auf der Karte) den Hundertsatz der Polen und den der anderen Fremdsprachen, letzteren in Klammern, an; fehlt eine Ziffer, so macht der betreffende Bevölkerungsanteil weniger als 1/2 v. H. aus. Dabei ist zu beachten, daß als wichtigste außereuropäische Fremdsprache am Niederrhein das Holländische, in den Emscherkreisen die südslawischen Sprachen, außerdem in manchen Kreisen das Italienische in Betracht kommt. Ein großes zusammenhängendes Gebiet mit über 20 v. H. Polen breitet sich zwischen den Städten Buer, Recklinghausen, Castrop, Herne und Gelsenkirchen aus; den höchsten Anteil hat die Gemeinde Habinghorst im Nordwesten des Landkreises Dortmund mit 39 v. H. Polen und nur 56 v. H. Deutschen aufzuweisen. Von den elf westfälischen Gemeinden mit über 20 v. H. Polen liegen zehn räumlich zusammen; ihr Gebiet gehört zu den dichtest besiedelten des ganzen schon außerordentlich dicht bewohnten Industriebezirks; auf 97 qkm wohnen in ihnen bei einer durchschnittlichen Dichte von 2000 im Jahre 1905 184000, im Jahre 1910 219000 Menschen; die Zunahme von annähernd 20 v. H. in diesem Jahrzehnt läßt erlauben, wie rasch hier das wirtschaftliche Leben voranschreitet. Mit verschwindenden Ausnahmen weisen sämtliche Gemeinden der Kreise Gelsenkirchen, Bochum und Dortmund sowie des südlichen Teiles von Recklinghausen mehr als 1/2 v. H. Polen auf. Der Landkreis Recklinghausen, der mit 46,63 v. H. im verfloßenen Jahrzehnt die stärkste relative Zunahme unter allen preussischen Landkreisen besaß¹⁾, hatte schon 1905 den größten Anteil fremdsprachlicher Bevölkerung unter allen Landkreisen des Industriegebietes; mit dem Vordringen des Kohlenbergbaues gegen Norden wird dieser Satz in den kommenden Jahrzehnten noch steigen, wie schon das Vordringen des Bergbaues nach Nordosten den Satz des Landkreises Dortmund von 7,6 v. H. in 1905 auf 11,1 v. H. in 1910, den des Landkreises Hamm von 0,8 auf 1,2 v. H. steigen ließen. Immerhin hat sich das Tempo der Polonisierung des Westens verlangsamt; nach den Verwaltungsberichten des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum (von denen der letzte für 1910, der die Herkunftsstatistik der Bergarbeiter nach dem Stande vom 1. Januar 1911 angibt, zu Anfang August erschien) hat sich seit 1908 die Zahl der aus dem Ausland und den östlichen preussischen Provinzen stammenden Bergarbeiter relativ etwas verringert²⁾; es hängt dies damit zusammen, daß nach dem Konjunkturrückgang im Jahre 1907 der Zuzug überhaupt nachgelassen hat. Am 1. Januar 1911 gab es 49 Zechen und 12 Kokereien, bei denen die Zahl der aus den östlichen preussischen Provinzen Zugewanderten die der übrigen Reichsdeutschen überstieg, weitere 23 Zechen und 3 Kokereien, bei denen sie zusammen mit den aus dem Ausland, vorzüglich aus Österreich-Ungarn, stammenden Knappen die Mehrheit bildeten³⁾. Bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 ist wiederum die Muttersprache erhoben; ob sie aber gemeindeweise veröffentlicht wird, ist sehr fraglich, da erst nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1915 wieder ein Gemeindelexikon erscheint; erst diese Zahlen würden ein klares Bild davon geben, wie sich die polnische Welle fortgepflanzt hat. Hier möchte ich für einige in den letzten Jahren entstandene neue Schachtanlagen zeigen, wie schnell sich die Polen in vorher rein deutschen Gemeinden einnisten; denn von den aus den östlichen Provinzen

1) Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 im Königreich Preußen und in den Fürstentümern Waldeck und Pyrmont, Berlin 1911.

2) Allgemeiner Knappschaftsverein zu Bochum. Verwaltungsbericht für das Jahr 1910, Bochum 1911, I. Teil, S. 49 f.

3) A. a. O. 2. Teil, S. 407-11.

stammenden Bergleuten und ebenso von den Ausländern wird ein sehr großer, wenn auch nicht genau angegebener Teil die polnische Sprache sprechen.

Zeche	Gemeinde	Kreis	Belegschaft 1905			Belegschaft 1911		
			ins- gesamt	aus dem Osten	Ausld	ins- gesamt	aus dem Osten	Ausld
de Wendel	Herringen	Hamm	417	60	72	1813	578	335
Radbod	Hövel	Lüdinghausen	132	15	3	1935	528	363
Achenbach I/II	Brambauer	Dortmund	1822	590	187	2680	865	398
Adolf v. Haufemann	Mengede	Dortmund	1842	626	270	2858	1203	352
Ewald V/VI	Recklinghausen (Edgem.)	Recklinghausen (Landfr.)	244	41	18	1638	510	334
Auguste Viktoria	Recklinghausen (Edgem.)	Recklinghausen (Landfr.)	382	48	5	2769	1129	298
Emischer-Lippe I/II	Datteln	Recklinghausen (Landfr.)	153	9	2	2871	1253	276
Bergmannsglück I/II	Buer	Recklinghausen (Landfr.)	209	42	12	3171	1468	215

In vier von den 19 (Kohlen-)Bergrevieren des Oberbergamtsbezirks Dortmund (Ost- und Westrecklinghausen, Herne und Gelsenkirchen) übertrafen am 1. Januar 1911 die aus den östlichen Provinzen Preußens Zugewanderten die aus den übrigen Teilen des Deutschen Reiches stammenden Bergleute, in zwei weiteren (Westessen und Duisburg) machten die letzteren weniger als die Hälfte der gesamten Belegschaft aus. Von den insgesamt 352 156 Knappen stammten 129 303 = 36,7 v. H. aus den östlichen Provinzen Preußens, 27 511 = 9,2 v. H. aus dem Ausland, davon 18 750 = 6,8 v. H. aus Österreich-Ungarn.

Auf weitere Einzelheiten kann ich mich hier des beschränkten Raumes willen nicht einlassen; weiteres wird in einer demnächst erscheinenden größeren Arbeit zu sagen sein¹⁾. Aber auch außerhalb des Ruhrkohlengebiets gibt es einige Gemeinden mit bemerkenswert hohen Anteilen polnischsprechender Bevölkerung; da sie nicht auf der Karte verzeichnet sind, will ich sie hier namentlich anführen. Über 10 v. H. Polen haben 1905:

Gemeinde	Kreis	Gesamtbevölkerung	Polen	v. H. Polen
Altenberg	Weslar	142	28	19,9
Dalheim	Warburg	197	26	13,2
Bornsteden	Brilon	171	20	11,7

Zwischen 5 und 10 v. H. haben folgende, auf der Karte nicht zur Darstellung gekommene Gemeinden und Gutsbezirke:

Gemeinde	Kreis	Gesamtbevölkerung	Polen	v. H. Polen
Stoßem	Siegkreis	62	6	9,7
Halbeswig	Meschede	62	6	9,7
Abbenburg-Böckerhof, Gutsbezirk	Hörter	67	5	7,5
Hinnenburg	Hörter	109	8	7,3
Alme, Gutsbezirk	Brilon	125	9	7,2
Döllinghausen	Lippstadt	512	35	6,8
Balken	Soest	90	6	6,7
Kostedt	Minden	284	18	6,3
Eringerfeld, Gutsbezirk	Lippstadt	89	5	5,6
Menne	Warburg	502	27	5,4
Binscheid	Prüm	215	11	5,2

Als besondere Eigentümlichkeit ist noch zu erwähnen, daß die Polen, deren Heimat ein Flachland ist, die gebirgigen Gegenden meiden; in den Kreisen des Rheinischen Schiefergebirges trifft man sie nicht an; so zählen die drei die Südspitze der Provinz Westfalen bildenden Kreise Olpe, Siegen und Wittgenstein, die auf den Abhängen des Rothaargebirges in den oberen Abflußgebieten der Lenne, Sieg, Eder und Lahn liegen, unter 175 535 Einwohnern 1905 nur 40 Polen.

1905 hatten von preussischen Regierungsbezirken nur Allenstein, Danzig, Marienwerder, Posen, Bromberg und Oppeln einen höheren Anteil polnischer Bevölkerung (ohne Masuren und Kassuben) als die beiden westfälischen Bezirke Münster und Arnberg²⁾; Breslau ist längst überholt. Von den gesamten 3325 717 polnischsprechenden Personen, die es 1905 in Preußen gab, wohnten 86 369 = 2,6 v. H. im Regierungsbezirk Arnberg, 43 435 = 1,3 v. H. im Regierungsbezirk Düsseldorf und 38 657 = 1,2 v. H. im Regierungsbezirk Münster, in ganz Rheinland und Westfalen 172 805 = 5,2 v. H.

1) Karl Klosterhalfen, Der Regierungsbezirk Arnberg, eine statistische Untersuchung über den Aufbau der Bevölkerung und die wirtschaftliche Entwicklung im letzten Jahrhundert.

2) Statistisches Jahrbuch für den preussischen Staat VIII, 1910, Berlin 1911, S. 10.

Die Ansiedlung deutscher Rückwanderer.

Von

Willy Kofj in Hamburg.

Im nächsten Jahre werden zweieinhalb Jahrzehnte verflossen sein seit der Ansiedlung der ersten deutschen Rückwanderer in der Ostmark. Die Königl. Ansiedlungskommission befand sich damals in einer gewissen Zwangslage insofern, als ihr das gesuchte deutsche Material für die Besetzung der neu zu schaffenden Ansiedlerstellen im Inland nicht in genügendem Umfang zur Verfügung stand. Aus diesen anfänglichen Versuchen ist im Laufe der Jahre ein Strom deutscher Rückwanderer in unsere Ansiedlungsprovinzen geleitet und so dem Deutschtum erhalten worden, dem sie sonst zum größten Teil verloren gewesen wären. Besonders aus den Grenzgebieten Rußlands, aus dem Süden und Westen, wo die deutschen Kolonisten am meisten unter dem russischen Chauvinismus zu leiden haben, wanderten viele Ansiedler aus, um sich, fern von ihrer Heimat, eine neue Existenz zu schaffen. So haben sich an beiden Seiten des Uralgebirges neue deutsche Dörfer gebildet. Auch in den asiatischen Steppenprovinzen, am Altai, in West- und Ostsibirien, sind deutsche Kolonisten auf der Suche nach neuen Niederlassungen. Meist mit negativem Erfolg. Das überall erwachende nationale Bewußtsein bringt es naturgemäß mit sich, daß die einheimische Bevölkerung eifersüchtig über die Besitzverhältnisse wacht und die Deutschen als Eindringlinge betrachtet, die hinwegzuekeln als eine verdienstliche Tat angesehen wird. An Unterstützung seitens der Behörden fehlt es dabei nicht. Die Folge davon ist, daß nur wenige in sich gefestigte Gemeinden diesen vereinten Ansturm überdauern und ihre deutsche Art bewahren. Die Mehrzahl der neuen Siedlungen löst sich bald wieder auf oder sie geht im fremden Volkstum unter. Andere deutsche Kolonisten in den alten Niederlassungsgebieten versuchen nicht erst, sich im Lande selbst eine neue Existenz zu gründen, sondern wandern aus, besonders nach den transatlantischen Ländern, wo sie mit offenen Armen aufgenommen werden. Diese Staaten wissen den deutschen Pionier wohl zu würdigen und erleichtern ihm in jeder Art und Weise die Niederlassung über den Ozean. Aber auch diese unsere Landsleute sind, wie zur Genüge bekannt ist, dem Deutschtum zum größten Teil verloren.

So kam der Ruf der preussischen Kolonisation unseren Landsleuten in den Kolonien Südrußlands, Wolhyniens und Galiziens sehr gelegen. Viele werden sich gewundert haben, daß in dem so bevölkerten Deutschland noch Land für Bauern vorhanden sei; hatten doch die früheren Auswanderungen zum Teil in der Übervölkerung ihren Grund.

Es sind mehrfach Stimmen laut geworden, die vor einer Ansiedlung deutscher Rückwanderer warnten. Vor allen Dingen wurde ihre kulturelle Minderwertigkeit als Grund angegeben, sie von dem Kolonisationsgebiet in unseren Ostmarken fernzuhalten. Nun müßte es aber traurig um unsere Kultur bestellt sein, wenn es uns nicht gelingen sollte, versprengte ausländische Volksgenossen, die sich als Deutsche fühlen und die das lebhafteste Verlangen haben, wieder in ihrer alten Heimat zu leben, alsbald mit unserer deutschen Kultur zu durchdringen, sobald wir sie in den Grenzen haben. Ferner wurde angeführt, daß sich die Rückwanderer mit den neuen Verhältnissen, der straffen Ordnung, den Anforderungen der Schule und der intensiven Wirtschaftsart nur schwer würden befreunden können. Erfreulicherweise waren alle diese Zweifel unbegründet. Die Kolonisten haben sich wirtschaftlich ganz tüchtig erwiesen und stehen im allgemeinen auch auf einer ziemlich hohen Bildungsstufe. Daß der Ansiedler aus Westdeutschland mit einer gewissen Überlegenheit auf seinen „exotischen“ Vetter und Nachbarn blickt, ist leicht erklärlich, kommt übrigens auch unter den engeren Landsleuten vor, wo der Sachse auf den Westfalen, der Schwabe auf den Schlesier und umgekehrt herabsieht. Auch hat niemand erwartet, daß unsere Landsleute mit einem bedeutenden Ballast an Kultur zurückkehren würden. Aber darauf kommt es ja auch erst in zweiter Linie an. Die Hauptsache ist, daß sie uns deutsches Blut, deutschen Sinn und deutsche Herzen bringen; und das haben sie getan. Die Gegensätze zwischen den Einheimischen und den Eingewanderten schleifen sich übrigens bald ab; die nächste Generation, die gemeinsam die Schulbank drückt und den Tanzboden besucht, wird nichts mehr davon wissen. Daß dies zum Teil heute schon der Fall ist, beweisen

am besten die Mischeiraten, die vielfach zwischen den zugewanderten russischen Familien und den Einheimischen stattfinden. Deutsche Kultur und deutschen Geist werden auf diese Weise am sichersten die neuen Reichsuntertanen für sich gewinnen.

Was nun die wirtschaftliche Rückständigkeit anbetrifft, so ist diese gar nicht so sehr groß, verschwindet auch durch die große Anpassungsfähigkeit der Zugewanderten bald ganz; ja man kann behaupten, wenn man berücksichtigt, daß die landwirtschaftlichen Grundbedingungen der Gegenden, aus denen die Rückwanderer stammen, von denen der Ansiedlungsprovinzen grundverschieden sind, daß die Eingewanderten sich mit einer überraschenden Schnelligkeit in die neuen Verhältnisse finden. Besonders lehrreich in dieser Hinsicht ist ein Besuch in der Ansiedlung Raschwege, wo in größerer Anzahl Deutschrussen angesiedelt sind. Das Dorf unterscheidet sich in bezug auf die Bauart der Gehöfte und die Bestellung der Felder in nichts von einem der umliegenden „deutschen“ Ortschaften. Ihre frühere primitive Bearbeitung des Bodens, besonders das viele „Brachen“, geben die „Russen“ bald auf, nachdem sie die Nachteile an ihrem Geldbeutel gespürt haben. Sie betrachten sich ganz als Westländer und haben sich den Einheimischen freundschaftlich genähert.

Etwas anders liegen die Verhältnisse mit den Rückwanderern aus Österreich. Schwer an die hier übliche Wirtschaftsmethode haben sich die Bosnier gewöhnt. Ihre einheimische Bauweise haben sie beibehalten, d. h. sie errichten lange schmale Häuser, in dem sich der Pferdestall befindet. Die Stuben liegen immer hinter, nicht nebeneinander. Vor der dem Hofe zugekehrten Seite liegt ein langer, noch unter dem Hausdach befindlicher Wandelgang, der bis zur Fensterhöhe aus Holz oder Steinfachwerk besteht und nach oben offen ist. Die Leute sind in erster Linie Schweine- und Geflügelzüchter. Erst wenn sie sehen, daß aus der Milch gute Einnahmen zu erzielen sind, werden Kühe angeschafft.

Die Galizier und Ruthenen sind die geborenen Pferdezüchter und Pferdehändler, lernen aber bald die intensive Bewirtschaftung. Dahingegen ist der aus der Semliner Gegend, d. h. aus dem Grenzgebiet der Save, gegenüber von Belgrad, stammende Südingar schon weiter in der Ackerbewirtschaftung fortgeschritten und gewöhnt sich sehr leicht in die hiesige Wirtschaftsweise ein.

Die Vermittlungsstelle, von der die sich meldenden Rückwanderer der Königl. Ansiedlungskommission und einzelnen Privatsiedlungsgenossenschaften überwiesen werden, ist der „Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer“ in Berlin. Dieser Verein ist aus dem „Evangelischen Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer“ in Wittenhausen hervorgegangen und im Frühjahr 1909 gegründet worden. Vorher lag die Organisation der Rückwanderung und die Verteilung der Rückwanderer dem „Evangelischen Hauptverein“ ob, der eine besondere Abteilung dafür eingerichtet hatte. Bei dem Anwachsen der Rückwanderung und dem vorwiegend nationalen Charakter der Arbeit erwies sich aber bald mehr und mehr als praktisch und notwendig, in Berlin eine besondere Rückwandererstelle zu gründen, die, mit den nötigen Geldmitteln ausgerüstet, sich ausschließlich dieser immer umfangreicher werdenden Arbeit widmen und auf breiterer Grundlage arbeiten konnte.

Neben der Ansiedlung der Rückwanderer als Bauern und Handwerker in unseren Ostmarken befaßt sich der „Fürsorgeverein“ auch mit der Vermittlung von Landarbeiterstellen, die besonders mit Deutschrussen aus dem starkbevölkerten, aber armen Wolgagebiet besetzt werden. Sollte es dem Verein gelingen, das Mißtrauen der Arbeitgeber gegen diese Rückwanderer ganz zum Schwinden zu bringen — teilweise ist es ihm bereits gelungen —, so wird die natürliche Folge sein, daß den schwierigen ländlichen Arbeiterverhältnissen und der Landflucht ein Damm entgegengesetzt wird. Aber dieses Vorgehen wird auch noch andere segensreiche Folgen mit sich bringen. Es wird die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß die deutsche Landwirtschaft sich nicht damit begnügen darf, den Bezug der ausländischen Saisonarbeiter organisiert zu haben. Dieser kostspielige Notbehelf, der Hunderte von Millionen deutschen Geldes dem Ausland zuführt, der die deutsche Ernte von dem guten Willen des Auslandes abhängig macht, ja das Deutsche Reich handelspolitisch beschwert, darf eben nur ein Notbehelf bleiben und nicht zu einer dauernden Einrichtung werden, wenn nicht die Entwicklung der deutschen Landwirtschaft zum Stillstand oder gar Rückschritt kommen soll. Ein gesicherter Zufluß deutscher Landarbeiter wird das Angebot auf dem Arbeitsmarkt verstärken und das für die Aufgaben der inneren Kolonisation notwendige Ansiedlermaterial heranzuführen.

Der „Fürsorgeverein“ hat denn auch in Verbindung mit den Arbeitsnachweisen der Landwirtschaftskammern keine Mühe gescheut, genügende Rückwanderer anzuwerben und für die Eingewöhnung dieser Leute zu sorgen. Durch Vorträge in den Landwirtschaftlichen Vereinen wird den Landwirten eingehende Auskunft über die Ziele und Zwecke der Rückwanderungsorganisation gegeben. Die eingewanderten Familien werden, soweit es erforderlich erscheint und im Einvernehmen mit den betreffenden Arbeitgebern, besucht und beraten. Eine Vereinszeitschrift, „Die Heimkehr“, die in zwangloser Reihenfolge erscheint, ist dazu bestimmt, den Rückwanderern gute Ratschläge zu geben und Mut einzusößen. Daß besonders das letztere häufig nötig ist, wird man verstehen, wenn man die gänzlich veränderte Umgebung und die andersartigen Verhältnisse in Betracht zieht. In ihrer alten Heimat sind die Rückwanderer meistens selbständig gewesen. Einen deutschsprechenden Vorgesetzten haben sie dort nicht gekannt. Wer Deutsch sprach, der war ihr Bruder und Berater, wie der Geistliche, der Lehrer und der Gemeindevorstand. Hier sind die Menschen nicht nur Brüder und Berater, sondern zum Teil gleichzeitig auch Vorgesetzte, die Gehorsam verlangen. Bezeigen diese Vorgesetzten nun noch dem Manne ihre Unzufriedenheit, so will das Maß voll erscheinen. Hinzu kommt, daß die Leute sich früher der umwohnenden einheimischen Bevölkerung überlegen gewußt haben, während hier das Gegenteil der Fall zu sein scheint. Die Einheimischen verstehen alle Arbeit, die Rückwanderer nicht. Jene leisten mehr als die Rückwanderer. Ihre Wohnungen sind freundlich eingerichtet; sie haben ihre Kuh und ihr Schwein, im Rauchfang hängt Speck und Schinken, im Pöfelsaß liegt das Salzfleisch. Alles dies möchte der Rückwanderer auch gerne haben, und nun kommt der einheimische Arbeiter, der den „Russen“ vielfach als Lohnrücker ansieht, und sagt ihm: „Da könnt Ihr lange warten, Ihr werdet es nie so weit bringen.“ Kommen nun noch die Klagen der Frau über den ungewohnten Wirtschaftsbetrieb, die Tränen der Kinder über die Spottlust anderer Schüler und die Unzufriedenheit des Lehrers, vielleicht auch ein paar barsche Worte der Gutsbeamten dazu, so fühlt sich der Rückwanderer verraten und verkauft und will weiter wandern.

Hier kann nur Geduld und Eingehen des Arbeitgebers auf die kleinen Wünsche der Eingewanderten helfen. Besonders vorteilhaft für beide Teile ist es, wenn es den Leuten durch Gewährung von Darlehen möglich gemacht wird, sich bald Vieh anzuschaffen. Daß diese Darlehen durch Kontraktbruch der Arbeiter verloren gehen könnten, wird fast niemals eintreten. Die Rückwanderer sind an die Möglichkeit des Erhaltens von Darlehen gewöhnt, die sie pünktlich mit hohen Zinsen zurückzahlen durch die Verhältnisse der bisherigen Heimat erzogen wurden.

Ein besonderes Kapitel bei den Rückwanderern ist die Sonntagsarbeit. Die Sonntagsheiligung ist für sie, auch dann, wenn sie den Gottesdienst zu vernachlässigen scheinen, ein unverrückbarer Glaubenssatz, der sich erst allmählich unter dem Einfluß hiesiger Gewohnheiten abschwächt. Da kann es sich für die Arbeitgeber nur empfehlen, die Leute gegen Zahlung eines kleinen Betrags von der Sonntagsarbeit zu befreien.

Trotz dieser anfänglichen, hier geschilderten Schwierigkeiten sind die Rückwanderer doch sehr begehrte Arbeitskräfte und bilden, wenn sie sich erst eingewöhnt haben, einen Stamm treuer zuverlässiger Arbeiter. Die meisten Gutsarbeiter sind in West- und Ostpreußen, Posen, Brandenburg und Schlesien angesiedelt. Auch Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Hannover weisen eine Anzahl Rückwandererfamilien auf.

Daneben sind viele auf fiskalischen Waldarbeiterstellen untergebracht, die sich ebenfalls gut eingewöhnt haben, so daß das Ministerium für Landwirtschaft sich an den „Fürsorgeverein“ mit dem Ersuchen gewandt hat, ihm eine möglichst große Anzahl Rückwanderer für fiskalische Waldarbeiterstellen zur Verfügung zu stellen.

Eine weitere Methode, deutsche Rückwanderer unterzubringen, besteht darin, ihnen auf den Ansiedlungsgütern Gelegenheit zu geben, sich einiges Kapital zu ersparen und damit eine vom Staate aufgebaute Stelle zu kaufen. Übrigens machen es eine ganze Reihe von Gutsarbeiterfamilien, die aus ihrer alten Heimat noch etwas Geld mitgebracht und es hier durch Fleiß und Sparsamkeit vermehrt haben, ebenso. Diese kleinen Stellen werden vom Staate aufgebaut und mit so viel Land versehen, daß eine Kuh gehalten werden kann. Als Anzahlung sind etwa 500 M. zu leisten, während das Restkaufgeld mäßig verzinst und allmählich amortisiert werden

muß. Hierdurch gelingt es, jährlich einige hundert Arbeiterfamilien, ferner Maurer, Zimmerleute, Ziegeleiarbeiter und kleine Handwerker, davon eine ziemliche Anzahl Rückwanderer, sesshaft zu machen und den Ostprovinzen zu erhalten. Noch andere Rückwanderer, besonders Handwerker, wohnen vorläufig bei den Ansiedlern zur Miete und betreiben dort ihr Handwerk, bis sie sich ein kleines Kapital erspart haben, um einen eigenen Besitz erwerben zu können.

Außer von der Ansiedlungskommission werden noch von einer Anzahl Privatsiedlungsgenossenschaften deutsche Rückwanderer angefaßt, so von der „Kleinsiedlungsgenossenschaft Ostrowo“, die in den vier Jahren ihres Bestehens 60 deutschrussische Familien als Landarbeiter in den vier Südkreisen der Provinz Posen (in den Kreisen Ostrowo, Adelnau, Schildberg und Kempen) sesshaft gemacht hat. Auch diese Gesellschaft ist mit ihren Erfolgen sehr zufrieden.

Ebenso die „Wohnungsbaugenossenschaft des Kreises Kosten-Kriewen“, die eine Ansiedlung in der Stadt versucht und gute Resultate erzielt hat.

Die „Landgenossenschaft Samter, e. G. m. H.“ hat in ihrer Ansiedlung Obersitzko von einer Anzahl Parzellen von 1 bis 4 Morgen Größe einen Teil an deutschrussische Rückwanderer verkauft. Die Leute haben beim Bahnbau und bei Bauten gute Beschäftigung gefunden und fühlen sich in ihrer neuen Heimat sehr wohl, obgleich von polnischer Seite anfangs alles versucht wurde, sie hinwegzuekeln. Insbesondere wurde ihnen immer wieder vorgehalten, daß sie viel zu teuer bezahlt hätten und auch keine genügende Beschäftigung finden würden. Es bedurfte erst der eingehendsten Vorstellungen der Genossenschaft, die Ansiedler zum Bleiben zu bewegen. Heute haben sie sich, wie gesagt, eingelebt und sind mit ihrem Los zufrieden.

Auch die „Ostpreussische Landgesellschaft Königsberg“, die mit dem 1. April 1906 ihre Tätigkeit aufnahm und seitdem etwa 80 deutsch-russische Rückwandererfamilien angesiedelt hat, ist mit den erzielten Erfolgen zufrieden. Sie erklärt, daß die Deutschrussen sich mit wenigen Ausnahmen als tüchtige Ansiedler erwiesen haben.

Ähnliche Erfahrungen haben die übrigen Privatsiedlungsgenossenschaften, z. B. die „Pommersche Ansiedlungsgesellschaft“ in Stettin, die „Baugenossenschaft Meseritz“, die „Landgenossenschaft Obornik“ u. a. gemacht.

Die Zahl der von der Königl. Ansiedlungskommission angefaßten Familien deutschrussischer Rückwanderer beträgt rund 4400, dazu kommen rund 1000 Rückwandererfamilien und etwa 200 ledige Rückwanderer, die auf den Ansiedlungsgütern beschäftigt werden. Von den Privatsiedlungsgenossenschaften sind schätzungsweise 300 Familien untergebracht. Außerdem die große Anzahl Rückwanderer, die von dem „Fürsorgeverein“ als Land- und fiskalische Waldarbeiter angesiedelt worden sind.

Wenn wir alles zusammenfassen, so müssen wir anerkennen, daß durch die Tätigkeit des „Fürsorgevereins“ einer großen Anzahl Auslandsdeutscher, und nicht den schlechtesten, der Weg in die alte Heimat erschlossen ist und sie so dem Deutschtum erhalten sind. Zugleich bilden diese Rückwanderer einen Gegendruck gegen das immer mehr fortschreitende Schwinden unserer ländlichen Arbeiterbevölkerung, eine der bedenklichsten Erscheinungen in unserem staatlichen Leben. Und schon deswegen allein müssen uns diese Leute willkommen sein, selbst wenn sie sich weniger für die hiesigen Verhältnisse eignen, als dies tatsächlich der Fall ist. Freilich laufen bei den Rückwanderern auch einzelne Leute mit unter, die als sonderlich begehrenswerte Erwerbung nicht angesehen werden können. Es gibt unter ihnen, wie unter den hiesigen Leuten auch, trunk- und streitsüchtige Männer und Frauen, faule und unleidliche Elemente. Aber der betreffende Prozentsatz ist nicht groß. Zurückweisen kann man diese Einzelnen so wenig, wie man eine Welle im Strome zurückdrängen kann; sie müssen eben mit verbraucht werden. Aber deswegen die rückwandernden Auslandsdeutschen von der Ansiedlung und ihrer alten angestammten Heimat fernzuhalten, wäre doch vollkommen verkehrt gehandelt. Im Gegenteil, gerade weil sie Deutsche sind und im fremden Lande ihr Deutschtum zu wahren verstanden haben, müssen sie zur Kolonisation genommen und dadurch dem Deutschtum erhalten werden. Um dieses Ziel zu erreichen, befindet sich der „Fürsorgeverein“ und damit die Ansiedlungskommission auf dem besten Wege.

Das deutsche Sprachgebiet in Südungarn.

Von

Dr. Richard v. Pfaundler in Wien.

(Mit zwei Sprachenkarten.)

I. Das deutsche Siedlungsgebiet am rechten Donauufer (Gespanschaften Tolnau, Baranya und Schimeg).

Noch: 4. Die Gespanschaft Tolnau.

(Fortsetzung.¹⁾)

In der Abgrenzung des deutschen und madjarischen Sprachgebiets in der Tolnauer Gespanschaft scheinen sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts keine irgendwie bemerkenswerten Veränderungen ergeben zu haben. Die Sprachgrenze, wie sie in der beiliegenden Sprachenkarte für das Jahr 1900 festgehalten wird, ist in fast ganz gleicher Gestalt in der großen ethnographischen Karte des Freiherrn v. Czörnig erkennbar, die auf Grund der Volkszählung von 1850 entworfen wurde. Genau verfolgen lassen sich die in den einzelnen Gemeinden zugunsten der einen oder anderen Nationalität eingetretenen Verschiebungen jedoch erst auf Grund der drei Volkszählungen von 1880, 1890 und 1900. Doch dürfen auch diese Einzelergebnisse nicht kritiklos hingenommen werden, denn in manchen Fällen knüpfen sich an den Vergleich der Zählungsergebnisse Zweifel über deren Richtigkeit, die um so schwerer ins Gewicht fallen, als die in Ungarn herrschende Tendenz, das „staatserhaltende“ Madjarentum gegenüber den „Nationalitäten“ besonders groß und stark erscheinen zu lassen, in der oder jener Gemeinde leicht zu Ungehörigkeiten seitens der Ortsbehörden geführt haben kann²⁾. Auf die bedenklichen Fälle, in welchen die Vermutung einer falschen Zählung naheliegt, wird hier und im nächsten Abschnitt über die Gespanschaft Baranya stets besonders hingewiesen werden.

Aus dem genauen Vergleich der drei Volkszählungen ergibt sich über die zwischen 1880 und 1900 eingetretenen Verschiebungen in der Tolnauer Gespanschaft folgendes Bild:

Verloren haben die Deutschen die Mehrheit in einer einzigen Gemeinde, nämlich in Tolnau selbst. Im Jahre 1880 machten die Madjaren mit rund 3070 Köpfen³⁾ gegenüber rund 4550 Deutschen nur 40 v. H. aus. Ihre Zahl stieg bis 1890 auf 4390 (55 v. H.), während die der Deutschen auf 3493 (44 v. H.) sank. Seither ist wieder ein Umschwung eingetreten, da im Jahre 1900 3997 Deutsche (47 v. H.) gegenüber 4075 Madjaren (48 v. H.) gezählt wurden. Die Stadt hatte zur Zeit der Volkszählung von 1900 eine überwiegend kroatische Garnison. Die geringe madjarische Mehrheit läßt für 1910 die Möglichkeit einer Rückeroberung der Stadt nicht als ausgeschlossen erscheinen, womit der Besitzstand beider Nationalitäten vom Jahre 1880 in der Gespanschaft wieder hergestellt wäre.

Im übrigen läßt sich im allgemeinen feststellen, daß die Stellung der Deutschen am Westrand des deutschen Sprachgebiets am Kaposkanal eine Schwächung, im Osten aber an der der Donau zugewendeten Seite und im Süden am Wildwasserbach eher eine Stärkung erfahren hat. Diese Behauptung stützt sich auf folgende Tatsachen:

1) Den Anfang s. Heft 2, S. 45 ff.; Heft 3/4, S. 68 ff.

2) Im Zusammenhang hiermit muß noch auf eine merkwürdige Tatsache hingewiesen werden: In der amtlichen Zusammenfassung der Endergebnisse der 1900er Volkszählung (Ungar. Statist. Mitteilungen, Neue Serie, Bd. XXVII) wird auf Seite 9* die Zählkarte in deutscher Sprache abgedruckt; danach lautet Frage 8: „Welche ist Ihre Muttersprache, das ist die Sprache, welche sie als die Ihrige einbekennen und welche sie am liebsten sprechen?“ Auf Seite 16* bei der Erläuterung der Zählkarte heißt es aber wörtlich: „Zur Erklärung der Frage nach der Muttersprache wurde eingeschaltet, daß diejenige Sprache als Muttersprache zu verstehen ist, welche der Betreffende als die seinige bekennet und welche er am besten und liebsten spricht.“ Der Widerspruch ist auffallend und wäre von größter Bedeutung für alle jene abhängigen und willensschwachen Deutschen, welche ihre Muttersprache am besten, der Not gehorchend aber die Staatsprache am liebsten sprechen oder wenigstens zu sprechen angeben. Die in der deutschen Übersetzung der Zählkarte enthaltene Fassung begünstigt entschieden die Madjarisierungsversuche auf dem Papier.

3) Die Kinder, welche noch nicht sprechen können und welche in der amtlichen Darstellung auf die einzelnen Muttersprachen nicht aufgeteilt sind, wurden, um einen Vergleich auch bezüglich der absoluten Volkszahlen zu ermöglichen, auf die beiden Muttersprachen verhältnismäßig aufgeteilt.

An der Westgrenze von Hidegkút bis Nagymányok sind die Deutschen in einigen Gemeinden bei gleichzeitiger Zunahme der Madjaren absolut und daher auch verhältnismäßig ziemlich stark zurückgegangen, in anderen Gemeinden wieder hat ihre Vermehrung mit jener der Madjaren nicht gleichen Schritt gehalten. So hat sich die Zahl der Madjaren in Hidegkút seit dem Jahre 1880 fast vervierfacht, während die der Deutschen gleich geblieben ist und die madjarische Minderheit, die im Jahre 1880 nur 5 v. H. betrug, ist auf nahezu ein Fünftel gestiegen. Fast noch bedrohlicher ist die Entwicklung, die sich — erst seit 1890 — in Hőgyész vollzogen hat. In dem diesem Jahre folgenden Jahrzehnt hat sich die Zahl der Madjaren verdoppelt, während die der Deutschen ein wenig zurückgegangen ist; demgemäß ist die madjarische Minderheit von 22 auf 38 v. H. gestiegen. Auch in den früher fast rein deutschen Gemeinden Szarász, Szakadát, Dűzs, Kalaznó, Lengyel, Mucsfa und Nagymányok sind überall infolge schnelleren Wachstums der Madjaren teilweise nicht unbedeutende madjarische Minderheiten entstanden. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade in diesen Gemeinden ein verhältnismäßig bedeutender Teil der Bevölkerung der industriellen Arbeiterschaft angehört.

Aber von diesem Gebiet abgesehen, läßt sich nur noch in zwei Gemeinden ein Vordringen der Madjaren feststellen: in Bátaszék, wo ihre Minderheit vom Fünftel auf ein Viertel gestiegen ist, und in Tabód, wo sich ihre Zahl verdoppelt hat und sie daher mit einer Minderheit von vier Zehnteln das deutsche Wesen der Gemeinde ernstlich bedrohen, während sie im Jahre 1880 nur ein Viertel der Bevölkerung ausmachten.

Umgekehrt haben die Deutschen an der Ostseite ihres Hauptgebiets in den Gemeinden Udvari und Dörpatlan entschiedene Fortschritte gemacht. In Udvari ist infolge Zunahme der Deutschen und Abnahme der Madjaren deren Minderheit von 41 auf 33 v. H. gesunken, in Dörpatlan hat sich die Zahl der Deutschen seit 1880 verdoppelt und ist gegenüber jener der Madjaren, die keine Vermehrung aufzuweisen haben, von einem Fünftel auf ein Drittel gestiegen. Die deutsche Mehrheit in Nagyszékely, der nördlichsten deutschen Gemeinde, hat ihre Stellung sehr wesentlich verstärkt und in Uzborjád ist eine deutsche Minderheit entstanden, während die madjarische in Belacz verschwunden ist.

Noch bedeutender sind die Erfolge der Deutschen in drei zur Mehrheit madjarischen Gemeinden am Wildwasserbach, Györe, Mája und Váralja, die einen ins deutsche Sprachgebiet vorgehobenen madjarischen Keil bilden und größtenteils von Bergknappen bewohnt werden. In Györe haben die Madjaren stark abgenommen, die Zahl der Deutschen hat sich verdoppelt, so daß ihr Anteil von einem Fünftel im Jahre 1880 auf vier Zehntel gestiegen ist. Ähnlich hat sich die Entwicklung in Váralja vollzogen, wo der deutsche Anteil von 37 auf 46 v. H. gestiegen ist und sich der Hälfte somit sehr stark genähert hat. Ganz eigentümlich sind die Zählungsergebnisse in Mája. Im Jahre 1880 wurden nur ganz wenige Deutsche gezählt, bei den beiden folgenden Zählungen aber über vier Zehntel.

Recht bedeutend ist außerdem die Verstärkung der deutschen Stellung um Paks. In dieser Stadt selbst hat sich die Zahl der Deutschen verdoppelt und ihre Minderheit ist von 13 auf 20 v. H. gestiegen. In Némethér hingegen ist die madjarische Minderheit von 21 auf 14 v. H. gesunken, während in Tapé und ferner im Süden in Ócsény deutsche Minderheiten neu entstanden sind. In Kiszéke, einer Gemeinde, in welcher sich beide Nationalitäten schon im Jahre 1880 die Wage hielten, haben die Deutschen bis zum Jahre 1900 ihre Mehrheit allerdings nur mit knapper Not bewahrt. Nach der Czörnigischen Karte wäre die Gemeinde im Jahre 1850 übrigens madjarisch gewesen.

Die Zählungsergebnisse in Esztrák sind nicht recht verständlich. Im Jahre 1880 ergab sich eine deutsche Vierfünftelmehrheit, zehn Jahre später wurden 536 (56 v. H.) Madjaren und 434 (44 v. H.) Deutsche gezählt (?); im Jahre 1900 ergab sich aber wieder eine schwache deutsche Mehrheit von sechs Zehnteln (619:420).

Im großen und ganzen kann man somit wohl sagen, daß sich Gewinn und Verlust auf beiden Seiten so ziemlich ausgleichen.

Wesentlich ungünstiger hat sich jedoch die Lage der deutschen Sprachinseln in den in diesem Abschnitt zu besprechenden Teilen der Gespanschaft Schimeg gestaltet. Doch sind die Zählungsergebnisse in einer Reihe von Fällen nicht sehr glaubwürdig.

Die langgestreckte deutsche Insel von Jics bis Gadács erscheint nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1900 durchbrochen, da in der Gemeinde Kára, deren deutsche Mehrheit im Jahre

1880 64 v. H. und zehn Jahre darauf 69 v. H. ausmachte, nur eine ganz kleine deutsche Minderheit gezählt wurde (36 gegen 233, d. i. 13 v. H.¹⁾). Das Ergebnis, welches mit den beiden älteren, untereinander übereinstimmenden Zählungen in so starkem Widerspruch steht, muß wohl angefochten werden. Auch in Zics und in Nagocs sind die Zählungsergebnisse unklar und schwankend. Zics hatte in den Jahren 1880 und 1900 fast gleichstarke deutsche Mehrheiten von 56 bzw. 54 v. H., war aber angeblich im Jahre 1890 mit nur 34 v. H. Deutschen verloren (?). Die Bevölkerungszahl ist ungefähr gleich geblieben. Die Zählung von 1890 versagte auch in Nagocs, wo die über 500 Deutschen, die im Jahre 1880 vier Zehntel der Bevölkerung ausmachten, im Jahre 1890 fast bis auf den letzten Mann verschwunden waren, um zehn Jahre darauf in etwas verminderter Zahl wieder aufzutauhen (35 v. H.). In den Gemeinden Bonnya und Polány sind die Madjaren nicht unbedeutend auf Kosten der Deutschen angewachsen, so daß die deutsche Mehrheit im erst genannten Dorfe bedroht erscheint.

Einen sicheren Verlust haben die Deutschen durch die Madjarisierung der südlich vom Plattensee gelegenen ehemaligen Sprachinsel Pusztaszemes²⁾ erlitten, die noch von Czörnig ausdrücklich als deutsch erwähnt wird und im Jahre 1880 auch noch 62 v. H. Deutsche zählte. Seither sind die Deutschen allmählich bis auf 24 v. H. herabgesunken.

Anders verdient der angebliche Verlust der am weitesten nach Westen vorgeschobenen deutschen Sprachinsel Bize beurteilt zu werden. Die Gemeinde wird von Czörnig ausdrücklich als Sprachinsel hervorgehoben und ist auch in der ethnographischen Karte als solche bezeichnet. Damit stimmen auch die Zählungen von 1880 und 1890 vollkommen überein, welche deutsche Mehrheiten von sechs Zehnteln ergaben. Bis zum Jahre 1900 soll sich nun die Zahl der Deutschen, welche zehn Jahre vorher noch 217 (gegenüber 165 Madjaren) betrug, bis auf 17 vermindert haben, wogegen die Madjaren auf 328 gestiegen sein sollen. Es ist wohl klar, daß die Veröffentlichung solcher Zahlen das Vertrauen in das ganze Zählungswerk stark erschüttern muß. In der Bize benachbarten Gemeinde Keleviz sowie in einigen anderen Gemeinden sind kleinere deutsche Minderheiten der Madjarisierung erlegen.

In den besprochenen Teilen der Schimeger Gespanschaft wären den Deutschen nach den amtlichen Volkszählungsergebnissen drei Gemeinden verloren gegangen. Der Verlust von Kára und Bize kann aber vorläufig noch nicht als feststehend angenommen werden und bedarf erst einer Bestätigung durch weitere Zählungen.

Das Gesamtbild aller dieser Verschiebungen im Kräfteverhältnis der beiden Nationalitäten in den Jahren 1880—1900 läßt sich dahin zusammenfassen, daß das deutsche Sprachgebiet trotz der fortwährenden Verschiebung des Schwergewichts der Bevölkerung in die madjarischen Teile der Gespanschaft im großen und ganzen unerschüttert geblieben ist.

Hervorzuheben wäre noch, daß die Serbokroaten und die Slowaken — letztere in Mös bei Tolnau — überall, wo sie überhaupt eine wesentliche Rolle spielen, zugunsten der deutschen oder madjarischen Mehrheiten zurückgehen.

Wie schon in dem die Deutschen Westungarns behandelnden Aufsatz³⁾ hervorgehoben wurde, ist es leider nicht möglich, einen Überblick über die natürliche Bevölkerungsentwicklung der ungarischen Nationalitäten in dem der Volkszählung vom Jahre 1900 vorausgehenden Jahrzehnt zu gewinnen, da die bezüglichen Zahlen nur für einige vereinzelte Jahre veröffentlicht worden sind. Wohl aber liegen nunmehr die Ergebnisse der Bevölkerungsbewegung aus den Jahren 1900 bis einschließlich 1908 vor. Die große Gleichmäßigkeit, welche sich in den Zahlen über Geburten, Todesfälle und Geburtenüberschuß offenbart und einen starken Wechsel von einem zum anderen Jahrzehnt ausschließt, ermöglicht es aber, diese Ergebnisse mit jenen der Volkszählung vom Jahre 1900 in Verbindung zu bringen. In der folgenden Übersicht sind die Hauptzahlen aus der natürlichen nationalen Bevölkerungsentwicklung der Gespanschaft enthalten und mit den Volkszählungsergebnissen von 1900 verglichen.

1) Im Jahre 1890 201 gegen 931

2) Die Gemeinde ist im Kartenbild nicht mehr sichtbar, ebensowenig die weiter unten erwähnten Gemeinden Bize und Keleviz.

3) Deutsche Erde 1910, S. 67.

Durchschnitt 1900—08	Geburten			Sterbefälle			Geburtenüberschuß		
	deutsche	madjar.	Gesamtzahl	deutsche	madjar.	Gesamtzahl	deutscher	madjar.	Gesamtzahl
absolut	2655	5825	8552	1881	4195	6145	774	1650	2409
vom Hundert	51,0	68,1	100,0	50,6	68,3	100,0	32,1	67,6	100,0
Gesamtbevölkerung vom Hundert 1900	50,5	68,3	100,0	50,5	68,3	100,0	50,5	68,3	100,0

Es ergibt sich sonach, daß die Sterblichkeit bei beiden Nationalitäten vollständig gleich stark ist und ihren Anteilen an der Gesamtbevölkerung genau entspricht. Da aber die deutschen Mütter verhältnismäßig mehr Kinder zur Welt bringen als die Madjarinnen, so ergibt sich ein deutscher Geburtenüberschuß, der, wenn auch nicht gerade wesentlich, so doch höher ist, als der deutschen Volkszahl in der Gespanschaft entspräche, während die Madjaren einen kleinen Ausfall aufzuweisen haben. Aus der natürlichen Volksbewegung ließe sich sonach ein Vordringen des Madjarentums auf keinen Fall erklären.

Wesentlich ungünstiger für die Entfaltung des deutschen Volkstums in der Tolnauer Gespanschaft sind jedoch die Ergebnisse der Wanderbewegung. Die Gespanschaft ist ein Abwanderungsland, dessen Volkszahl durch die in die Landeshauptstadt und ihre Umgebung, in die benachbarten Gespanschaften und insbesondere auch nach Kroatien wegziehenden Volksmengen starken Verlusten ausgesetzt ist, denen nur ein schwacher Ersatz gegenüber steht. Im Jahre 1900 lebten in den übrigen Gespanschaften Ungarns und Kroatien-Slawoniens 56 619 in Tolnau geborene Ungarn, wogegen in der Gespanschaft nur 25 518 im übrigen Ungarn Gebürtige gezählt wurden. Die Abwanderung richtet sich vor allem mit fast 21 000 Köpfen nach Ofen-Pest und der Pest-Piliszer Gespanschaft, dann mit nahezu 13 000 Köpfen nach der Varanya und der Stadt fünf-fkirchen. Aus diesen Gebieten Stammende leben nicht einmal 8000 Menschen in der Gespanschaft Tolnau. Ein starker Abwandererstrom von über 4000 Köpfen überschreitet die Drau und verstärkt die Einwohnerschaft der kroatischen Gespanschaften Veröcze, Pozsega, Belovár-Kreuz, Szerém und der Stadt Esseg, ohne durch eine irgendwie bemerkenswerte Gegenbewegung ausgeglichen zu werden. Der Bevölkerungsaustausch mit den Gespanschaften Schimeg, Weißbrunn und Stuhlweißenburg gleicht sich mit ungefähr 11. bis 12 000 Köpfen aus.

Die übrigen Gebiete Ungarns, insbesondere die jenseits der Donau liegenden Gespanschaften, kommen für die Zu- oder Abwanderung kaum in Betracht.

Auch die gegenseitigen Beziehungen zwischen Österreich und der Tolnauer Gespanschaft sind nur sehr lose. Im Jahre 1900 wurden in Österreich, und zwar besonders in Wien, 1551 in Tolnau geborene ungarische Staatsbürger gezählt, während in der Gespanschaft 652 Österreicher lebten.

Über die Beteiligung der einzelnen Nationalitäten an diesen Binnenwanderungen liegen bedauerlicherweise keine zahlenmäßigen Angaben vor. Wir sind darum auf Vermutungen angewiesen. Es ist als fast sicher anzunehmen, daß die Deutschen an der Abwanderung aus der Tolnauer Gespanschaft verhältnismäßig stärker beteiligt sind als die Madjaren. Dafür spricht der Umstand, daß die starke Abwanderung nach Kroatien bekanntermaßen eine ganz überwiegend deutsche ist, und der Vergleich mit den Angaben über die überseeische Auswanderung, welche bei den Tolnauer Deutschen eine bei weitem größere Wanderlust erkennen lassen als bei den Madjaren. Hierzu kommt noch, daß, wie oben erwähnt, die deutschen Gebiete der Gespanschaft trotz des günstigeren Geburtenüberschusses bei den Deutschen im Vergleich zu ihrer madjarischen Nachbarschaft stark entvölkert werden, was nur durch stärkere Abwanderung erklärt werden kann.

Ein großer Teil der deutschen Abwanderer ist nicht nur für das Deutschtum der Gespanschaft Tolnau, sondern überhaupt für das deutschungarische Volkstum verloren. Er gerät in Ofen-Pest und seiner nächsten Umgebung, wo die vielfach von Madjarisch sprechenden Juden und Überläufern aus anderen Nationalitäten eifrig betriebene Madjarisierung die größten Erfolge aufzuweisen hat, in ein Massengrab deutschen Wesens und deutscher Sprache. Besser ist es gewiß um die südwärts in der Richtung des Hauptwanderungsstroms in Ungarn ziehenden Deutschen bestellt, am besten wohl um die jungen deutschslawonischen Ansiedler, die im Verein mit den Zuwanderern aus den übrigen südungarischen Gespanschaften blühende deutsche Siedlungen zwischen Drau und Sau schaffen und sich immer weiter auf Kosten der Serbokroaten ausbreiten.



25 Arbeiter-Rentenstellen bei der Kreisstadt Znín

(Begüterung angekauft 1905 und 1907, Größe 194,15 ha, Ankaufspreis 329 024 M., besiedelt 1906—1909)
Stadt Znín zählte 1905: 1296 Deutsche und 2787 Polen



Kornhaus, Dampfbäckerei und Molkerei in der Stadt Janowitz (Kreis Znín),

dem Mittelpunkt eines über 100 000 Morgen großen Ansiedlungsgebietes
Stadt und Gutsbezirk Janowitz zählten 1905: 825 Deutsche und 1407 Polen

Aus: Aus dem Posener Lande
1911, Heft 5

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Lissa i. P.: Oskar Eulitz

Die Zuwanderung in die Gespanschaft Tolnau dürfte ihrer Herkunft nach eine ganz überwiegend madjarische sein, da ihr Großteil aus den fast ganz madjarischen Gespanschaften Pest-Pilis, Schimeg, Weißbrunn und Stuhlweißenburg kommt. Eine Zuwanderung aus überwiegend deutschen Teilen Ungarns fehlt fast gänzlich. Die Ergebnisse der Binnenwanderungen müssen darum in nationaler Hinsicht für das Deutschtum der Gespanschaft Tolnau als recht ungünstig bezeichnet werden und erklären seinen Rückgang in ausreichender Weise.

Das gleiche gilt übrigens auch von der vor allem nach den Vereinigten Staaten gerichteten überseeischen Auswanderung, die zwar keinen allzu bedeutenden Umfang angenommen hat und je nach der Wirtschaftslage in den Bestimmungsländern der Auswanderer von Jahr zu Jahr erheblichen Schwankungen unterliegt. Obwohl die Deutschen in der Gespanschaft nur drei Zehntel der Bevölkerung ausmachen, übertrifft doch die Zahl der deutschen Auswanderer jene der madjarischen fast in jedem Jahre bedeutend und ist öfters fast doppelt so groß.

Zu diesen natürlichen Ursachen für einen Rückgang des deutschen Einschlags in der Gespanschaft kommen noch äußerliche, die in ganz Ungarn bestehen, einem wenig geschlossenen Deutschtum gegenüber aber die stärksten Wirkungen äußern. Hier wären, abgesehen von dem in der ganzen staatlichen und Selbstverwaltung ausgeübten Druck, vor allem die gänzliche Madjarisierung der Volksschule und die Vernichtung des deutschen Schulwesens anzuführen. Noch im Schuljahr 1904/05 gab es in der Gespanschaft Tolnau neben 175 rein madjarischen ganztägigen Elementarschulen 54 solche, in welchen der Unterricht mit Benutzung einer Hilfsprache — wohl fast ausnahmslos der deutschen — erteilt wurde, und drei madjarisch-kroatische Schulen. Schon im nächsten Schuljahr sank die Zahl der Schulen, in welchen man sich einer Hilfsprache bediente, auf 4 (!) und im Schuljahr 1906/07 gab es neben 233 rein madjarischen Schulen nur mehr eine madjarisch-deutsche und vier madjarisch-kroatische Schulen. Aber auch diese letzte wenigstens teilweise deutsche Schule mußte schon im nächsten Jahre verschwinden und seither ist die deutsche Tolnauer Schuljugend ohne eigentlich deutschen Unterricht schutzlos der madjarisch gesinnten Lehrerschaft preisgegeben.

In der Schimeger Gespanschaft gab es schon im Schuljahr 1906/07 keine wenigstens teilweise deutsche Schule mehr.

Die Erfolge der Madjarisierung zeigen sich vor allem in der Ausbreitung der Kenntnis der Staatsprache. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Zweisprachigkeit bei den Deutschen Ungarns, so sehr sie dem Einzelnen auch wirtschaftliche Vorteile bringt, in nationaler Hinsicht oft die Vorläuferin gänzlicher Madjarisierung wird. Von den Tolnauer Deutschen sprachen im Jahre 1900 32243 oder 42 v. H. auch Madjarisch, nur ganz wenige auch Serbokroatisch. Die Staatsprache hat also unter ihnen eine ganz außerordentliche Verbreitung, und zwar insbesondere in den verstreuten Sprachinseln und in den Sprachengemeinden, gewonnen. In den Bezirken Dunaföldvár, Dombóvár, Kőzpont und Tamási sprachen über die Hälfte der Deutschen auch Madjarisch, im halbdeutschen Simonsturm Bezirk nur vier Zehntel, im überwiegend deutschen Völgyseger Bezirk nur drei Zehntel. Selbst in den meisten im Innern des deutschen Sprachgebiets gelegenen und nach außen oft recht abgeschlossenen deutschen Dörfern ist das Madjarische noch einem Sechstel oder Fünftel der Bevölkerung bekannt, ja sogar unter den 173 Einwohnern der Gemeinde Kovácsi, dem einzigen Dorfe, in welchem im Jahre 1900 auch nicht ein einziger Madjare gezählt wurde, haben sich sechs zweisprachige Deutsche gefunden.

Allerdings muß dem auch entgegengehalten werden, daß die deutsche Sprache unter den Madjaren der Gespanschaft verhältnismäßig stark verbreitet ist. 26083 Madjaren oder 15 v. H. sprachen auch Deutsch. Doch dürfte diese Zahl in Wirklichkeit nicht ganz erreicht werden, da alle jene Deutschen, die sich bei der Volkszählung als Madjaren bekennen, wenigstens die Kenntnis der deutschen Sprache nicht verschweigen können.

Das Deutschtum in der Tolnauer Gespanschaft geht gewiß noch schweren Zeiten entgegen und die Abwanderung der deutschen Bauern wie die staatlich betriebene Madjarisierung werden ihm noch manche Verluste zufügen. Daß es aber auch diese Stürme überdauern wird, ist nach der Fähigkeit, mit der es sich bis jetzt behauptet hat, wohl zu erwarten. (Fortsetzung folgt.)

Die Wiedererweckung des Deutschtums in der Zips.

Von einem Zipsler.

Weil die Zustände in Zipsen derartig sind, daß eigentlich nur von Saat auf Hoffnung geredet werden kann, ist es viel schwieriger als man denkt, das Deutschtum in der Zips zu retten, und namentlich denen, die in Zipsen wohnen, ist es sehr schwer gemacht, zum Teil sogar fast unmöglich, auch wenn sie noch so sehr es wünschten, in dieser Richtung etwas zu tun. Ein vor-schnelles, ungeschicktes Vorgehen von außen kann leicht mehr schaden als nützen. Hier ist genaue Kenntnis der besonderen Eigenart der Zipsler nötig, weniger in der eigentlichen Oberzips (Popper-tal) als in dem Gründerland (Göllnitztal, Bergstädte), wo das Deutschtum übrigens bessere Zu-kunftsansichten haben dürfte als in der eigentlichen Zips. Ganz wertlos, hoffe ich, wird das, was ich im folgenden ausführen werde, nicht sein. Was ich sage, gibt mir nicht der Augenblick ein, sondern ist das Ergebnis der Erfahrung einer langen Reihe von Jahren, redlichen stillen Bemühens für deutsches Volkstum in meiner Heimat zu wirken.

Ist das Deutschtum in Zipsen zu halten? Ist es nicht unrettbar verloren? Viele meinen es und manches spricht dafür. Hauptsächlich zwei Gründe; erstens die schwache Vermehrung (wenig-stens in Oberzipsen), verbunden mit starker Abwanderung „ins Amerika“ und „ins Ungarn“ — so sagt das Volk selbst! — und als Folge davon das Einströmen von bodenhungrigen Slowaken und Polen, die sich mit ihrem in Amerika verdienten Gelde überall einkaufen. Unstreitig befindet sich auch die Zips in wirtschaftlichem Verfall oder doch Rückgang, und dieser trifft niemand mehr als den deutschen Mittelstand, dessen Söhne studieren und als Pfarrer, Lehrer, Staats-, Post- und Bahnbeamte, Ärzte, Apotheker, auch als Gewerbetreibende für die Heimat verloren gehen trotz des regen Heimatssinnes der Oberzipsler sowohl wie der Gründer (zu denen auch die Dobshauer im Gömörer und die Stoozser und Meßenseifner im Abauj-Tornaer Komitat gehören). Das führt nun auf den zweiten Grund: den Mangel an völkischem Bewußtsein und das Übermaß „madjarischen Patriotismus“. Wer ein bewußter Deutscher ist, muß längere Zeit hier leben, bis er das ganz erfaßt, halbwegs versteht und bei aller Entrüstung, bei aller Bitterkeit, womit einen das erfüllt, doch dies deutsche Volk (denn das ist es mit all seinen Fehlern und Vorzügen) lieben und an seine Zukunft glauben kann. Jedem, der etwas für das Zipsler Deutschtum tun will, muß das eingeschärft und gesagt werden, daß er sich den Mangel der Zipsler an deutschem Bewußtsein, die Unfähigkeit, den größten und blödesten chauvinistischen Phrasen, dem Kossuthkultus zu wider- stehen, die Bereitwilligkeit, sich als Madjaren und Patrioten zu gebärden, ja sich selbst als solchen zu fühlen, sich für alles Madjarische gegen Österreich und die Habsburger zu begeistern, die Furcht, als Unpatriot, als Pangermane zu gelten, nicht groß genug vorstellen kann. Wer das nicht kennt und versteht, wird schwere Enttäuschungen erleben und alle Lust zu völkischer Arbeit verlieren. Und dennoch sage ich, die Zips ist dem Deutschtum noch nicht verloren, die Gefahr ist da, zweifels- ohne, und von selbst wird sie nicht überwunden werden, Hilfe von außen ist not, aber wie gesagt, bevor ein Arzt einen Kranken heilen kann — hier das kranke Deutschtum in Zipsen —, muß er sein Leiden kennen und wissen, woher es stammt. Wie ist die Zips so geworden? Nur kurz will ich darauf hinweisen, wie die Zipsler so geworden sind. Daß sie treu zu ihrem Lande hielten und halten, gute ungarische Staatsbürger, auch Freunde der Madjaren waren und sind, das ist zum ersten ein Ausfluß ihrer angeborenen deutschen Treue. Es hat sie das auch nicht gehindert, deutsch zu bleiben, deutsche Bildung und Sprache festzuhalten, bis in den vierziger Jahren zuerst das ungarische Fieber sie ergriffen hat und seit den letzten 10—20 Jahren ein Madjarisierungswahn fast alle Köpfe gefangen nimmt. Das meiste dazu, daß die Zipsler ins madjarische Lager übergegangen sind — die Geschichte von 1848/49 zeigt es ja deutlich —, haben die Protestantenverfolgungen des 17. und 18. Jahrhunderts beigetragen. Damals war der Glaube stärker als Sprache und Volkstum, und so ist es erklärlich, daß die armen Verfolgten, die den „Kaiserlichen“ als Ketzer, Bocskaysche und Rákóczy'sche „Heerscharen“ (oder soll man sagen Horden?) und den Adligen als Deutsche und Bürger verhaßt waren, doch noch lieber mit den Glaubensverwandten gingen. Daß heute das Hernadtal (der Hernad hieß deutsch einst „Kundert“) fast ganz slawisch ist, ist ein Werk der slawen- und

madjarenfreundlichen Gegenreformation, wie es der (katholische) Schwicker in seinem Buche über „Die Deutschen in Ungarn“ für die Zips und ganz Oberungarn nachweist. Die Anhänglichkeit an die habsburgische Dynastie, die in Südungarn, besonders in der ehemaligen Militärgrenze, aber selbst in Westungarn für die deutsche Bewegung oft die Grundlage bildet und sie vielfach fördert, fehlt in Zipsen fast ganz — abgesehen von Josef II., dessen das evangelische Volk trotz des madjarischen, also joseffeindlichen Geschichtsunterrichts doch noch dankbar gedenkt. In mancher Kirche, die unter seiner Regierung gebaut wurde, prangt über dem Altar oder sonstwo J II — zum Ärger des chauvinistisch gesinnten Schullehrers und Kantors. Die Hinneigung zum Madjarentum wurde so seit dem 18. Jahrhundert in Zipsen (und durch die Zipsen überall unter den Evangelischen in Ungarn) protestantische Tradition. Die zukünftigen Pfarrer und Lehrer, Advokaten und Notare bekommen von Haus aus oder doch in der Schule die madjarische Gesinnung eingeimpft. Madjarisch können, das ist sein höchster Stolz, dann fühlt er sich erst gebildet, Glied eines Kulturvolkes. Von oben färbt das ab nach unten. Man grüßt madjarisch, sagt nicht Herein, sondern szabad, trägt an: tessék; spricht man öffentlich Deutsch — selten genug — beim weißen Tische, so geschieht es nicht ohne madjarische Einleitung oder doch einige entschuldigende Worte oder ohne Betonung des Patriotismus der Zipsen. Das ist die Luft, die von Kind auf den Zipsen Deutschen umgibt; in „besseren“ Häusern ist sogar die Kindererziehung madjarisch. Ist es da zu wundern, wenn er ein Renegat wird, ja wenn er stolz darauf ist, wenn er den Landsmann, dem das deutsche Bewußtsein aufgeht, gleich für einen Vaterlandsverräter hält. Es ist eine Art Hypnose. Es ist unstreitig, daß ein gutes Stück von deutschem Idealismus — der auch im sonst vielfach so nüchternen, rechnerischen, sparsamen oder richtiger oft geizigen Zipsen lebt — in den Dienst des Madjarismus sich gestellt hat. Doch das ist ja bei allen Deutschen so, daß sie sich für Fremdes begeistern. Es sind allgemeine deutsche Fehler, die wir beim „madjarischen“ Zipsen finden. Man kann diese fürs erste so erbärmlichen „Halbdeutschen“ entschuldigen. Es ist ja nicht zu leugnen, viel Gewinnucht, Streberei, Feigheit spielen wie überall in Ungarn so auch in Zipsen mit, wenn die Deutschen — keine Deutschen sein wollen. Wer aber die Geschichte, die jetzigen Zustände der Zips kennt, der wird manches verstehen und auch was er mißbilligt, was er verurteilt und bekämpft, nicht immer den einzelnen Personen als Schuld anrechnen. Wer die Zipsen fürs Deutschtum gewinnen will, muß das verstehen und fühlen und berücksichtigen. Er darf nicht meinen, die Leute fühlen sich alle bedrückt, er darf nicht herabreißern, was diese in Irrtum für etwas Heiliges halten.

Aber wie soll man denn das Deutschtum in Zipsen retten, wenn es so steht? Haben dann doch nicht die recht, die dies Volk aufgeben? Nein! Hier ist deutsche Erde, deutsches Blut, deutsche Bildung und Gesittung, die darf, die soll nicht untergehen! Liebe, Glaube, Geduld, Einsicht, Vorsicht, Opferwilligkeit werden doch etwas zustande bringen. Man mag die Aussichten des Deutschtums in Zipsen noch so ungünstig beurteilen, Volksabnahme, Auswanderung, slawische Einwanderung, madjarischen Schulunterricht (die Schulen haben fast alle madjarische Unterrichtssprache, kaum ein paar Stunden Religion und Deutsch bleiben der Muttersprache), den Einfluß der madjarischen oder madjarischgesinnten „Gebildeten“, besonders der Beamten und Lehrer, die Macht der öffentlichen Meinung, der patriotischen Phrase und Verleumdung, die Feigheit, die Gleichgültigkeit noch so sehr in Betracht ziehen, den Erfolg der Madjarisierung in den Städten (besonders Neudorf, Leutschau, Käsmark, selbst in Deutschendorf und Göllnitz) noch so sehr zugeben, dennoch ist es ausgeschlossen, daß die Zips madjarisch wird. Ein Blick auf eine Völkerkarte Ungarns zeigt das jedem. Und dem Slawentum gegenüber steht doch noch ein gewisses deutsches Bewußtsein, Überlegenheit der Bildung und Gesittung, des Besitzes und — zum Teil — wirtschaftlicher Tüchtigkeit. Ja wäre der Chauvinismus nicht so hinverbrannt, so würde er erkennen, wie die Erhaltung der deutschen Inseln in Zipsen im eigenen Interesse des Madjarentums liegt. Einsichtigere wissen das auch, ja öffentlich sagt man es auch, indem man die patriotischen Zipsen Sachsen lobt, im stillen freilich ihre langsame Madjarisierung erhoffend. Doch was hilft es, wenn man es sagt, aber nicht danach handelt? Will das Madjarentum gegenüber dem Slawentum die Zipsen Sachsen halten, so kann es sie nicht zugleich durch Madjarisieren schwächen. Die slowakische Einwanderung läßt sich nicht abhalten, sie gab es übrigens allezeit, woher kämen sonst die vielen slowakischen Namen deutscher Zipsen? Aber früher (bis 1878, zum Teil 1890 und 1900) war öffentliches Leben,

Schule, Kirche alles deutsch, da lernte der Slawe Deutsch und wurde eingedeutscht. Jetzt, wo alles madjarisch ist (in Städten drängt man sogar den Kirchen madjarischen Gottesdienst auf), lernt der Slawe kaum Deutsch, eher Madjarisch, aber — bleibt Slawe, oft bewußter sogar. Jede madjarische Schule in Nordungarn ist ein Vorkämpfer des Slawentums. Nichts ist deshalb ein größerer Irrtum als die Meinung vieler Deutscher besonders im „Reiche“: Wir müssen für die Madjaren sein (ihnen die ungarländischen Deutschen gar opfern), da wir sie als Bundesgenossen gegen die Slawen brauchen. Ja wenn sie es wären! Sie sind es aber nicht und werden es nie sein, können es nicht sein, solange sie ihre jetzigen Ziele verfolgen, die gleichermaßen gegen es wie gegen Slawen und Rumänen gehen. Also von madjarischer Seite ist keine Hilfe zu erwarten, dieser Gedanke ist abzuweisen für eine bewußte deutsche Politik, wohl aber kann der Hinweis auf die slawische Gefahr gut verwendet werden bei der völkischen Rettungsarbeit, damit kann man Eingang finden. Er ist taktisch brauchbar, ein Mittel, aber kein Zweck, kein Ziel.

Worauf sollen wir dann unsere Hoffnung bauen? Erstens auf das Trägheitsgesetz. Solange und wo noch Deutsch gesprochen wird, kann noch alles gerettet werden. Und das Volk spricht noch Deutsch, selbst die Gebildeten — im Hause, verborgen, die madjarisch erzogene Jugend aber zieht doch meistens weg in andere Gegenden Ungarns, der Dialekt hat noch seine Macht (die Mundart ist eine bessere Schutzwehr als die Schriftsprache!). Fehlt auch das klare völkische Bewußtsein, dennoch lebt oder schlummert das deutsche Gefühl, die „Amerikaner“ — sie kommen doch oft heim — lernen den Wert des Deutschen schätzen. Je stärker der Druck der Madjarisierung wird, desto leichter wird man die Geister erwecken können. Freilich braucht das Zeit und Arbeit. Ohne Anstoß und Hilfe von außen geht es nicht, aber zu offenem Kampfe ist die Zeit noch nicht gekommen. Aber vorbereiten läßt er sich. Der richtige Weg wäre, wenn unabhängige, unverdächtige (d. h. dem Chauvinismus noch in ihrer deutschen Gesinnung unbekannte) Männer, die selbst Zipser sind, an Ort und Stelle die Arbeit begännen und ganz im stillen die deutschgesinnten Leute sammelten (was freilich nicht leicht wäre). Hat man die Mittel dazu, so müßte ein Tages- oder Wochenblatt geschaffen (oder ein vorhandenes aufgekauft werden) werden, das vorerst unter Vermeidung der Politik überhaupt sich Eingang verschafft, das engere Zipser Heimatgefühl bewußt kräftigt, für deutsche Sprache (auch die Mundart) eintritt, die örtlichen Interessen vertritt, die wirtschaftliche Rettung der Zipser Sachsen, die Abwehr der slawischen Übersutung verlangt. Vielleicht würde das in weiteren Kreisen Anklang finden.

Die Hauptschwierigkeit ist die „Intelligenz“, die fast ganz im chauvinistischen Fahrwasser segelt. Auch auf die Pfarrer ist nicht zu rechnen. Sie sind zwar im Herzen zum Teil deutsch gesinnt, bewußte völkisch Gesinnte gibt es nur wenig. Außerdem fürchten sich die meisten, offen gegen den Chauvinismus aufzutreten, um nicht „verdächtig“ zu werden. Die meisten sind auch durch die Kongrua, d. h. Staatsunterstützung, abhängig von den Staatsbehörden. Das Gesagte gilt von den lutherischen Pfarrern (in ganz Zipsen 35, darunter drei slowakische), bei den katholischen¹⁾ dürfte noch weniger deutsche Gesinnung zu finden sein und sie sind von den ganz madjarisch gesinnten Bischöfen in Kirchradau und in Rosenau abhängig. Beamtenschaft, d. h. fürs Land die Notäre, und noch mehr die Lehrerschaft sind gar nicht zu haben. Man müßte also versuchen, deutschgesinnte Advokaten nach Zipsen zu bringen (die Ärzte sind durch das neue Gesetz auch völlig von den Komitatsbehörden abhängig). Die Advokaten könnten am ehesten das Volk zu völkischem Bewußtsein bringen — aber woher deutschgesinnte Advokaten hervorzaubern? Die Kaufmannschaft, Fabrikanten, Gastwirte sind für völkische Zwecke kaum zu haben, stehen dazu meistens unter dem Banne des Schlagwortes vom selbstständigen Zollgebiet. Aber trotzdem, glaube ich, könnte man dem geschickte, langsame Bearbeitung des Volkes unter „Bürgern und Bauern“ und einem Bruchteil der „Intelligenz“ das deutsche Bewußtsein wecken.

Um es kurz zusammenzufassen: Noch ist das Zipser Deutschtum nicht verloren, aber es bedarf langsamer, vorsichtiger Arbeit, um es zu deutschvölkischem Bewußtsein zu bringen und der deutschen Sprache ihr Recht in der Kirche und im häuslichem Leben zu wahren, in Schule, Amt, Verkehr und

¹⁾ Zu bemerken ist, daß laut Volkszählung von den etwa 40000 Deutschen Zipsens vielleicht drei Fünftel evangelisch, zwei Fünftel aber katholisch sind.

Öffentlichkeit zurückzuerobern. Die Arbeit muß zum Teil in der Zips geschehen, von Zipsern selbst, einsehen kann sie mit Weckung des Heimatgefühls, Pflege von Sprache und Mundart, wirtschaftlicher Bestrebungen. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß das Madjarentum zur Einsicht kommt, wie sehr dies in seinem Interesse liegt als einziges Gegenmittel gegen die Slawisierung, ebenso wie die Erhaltung der Siebenbürger Sachsen ein schon weit mehr erkanntes madjarisches Interesse gegen die Romanisierung Siebenbürgens ist.

Lebensbild des Generals v. Steuben.

Von

Hauptmann a. D. **Paul Greeven** in Düsseldorf.

(Mit Abbildung des am 2. September in Potsdam enthüllten Denkmals, s. Tafel 19.)

Unter den fremdländischen Offizieren, welche die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika haben miterringen helfen, nimmt General Friedrich Wilhelm v. Steuben unstreitig einen der ersten Plätze ein, indem er den Niederschlag seiner in der Schule der befähigsten Feld-



Abb. 9.

Steuben
Major Genl.

herren des 18. Jahrhunderts gewonnenen militärischen Kenntnisse in selbständiger Stellung mit großem Geschick in den Dienst der hinter dem eigentlichen Schauplatz in aller Stille arbeitenden Kriegsvorbereitungen stellte. Um nun die großen Verdienste dieser inmitten der vielen glänzenden Persönlichkeiten seiner Zeit hochinteressanten Erscheinung um den Freiheitskampf des wichtigsten Staatsgebildes der Neuen Welt gebührend würdigen zu können, ist es unerlässlich, seinen Werdegang in der europäischen Heimat einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen.

Einer altpreussischen Soldatenfamilie entstammend, wurde Steuben am 15. November 1730 in Magdeburg geboren. Sein Vater, Wilhelm Augustin v. Steuben, war wegen seiner hervorragenden kriegswissenschaftlichen Bildung auf Befehl Friedrich Wilhelms I. in russische Dienste getreten, wo er sich 1734 im polnischen Erbfolgekrieg bei der Belagerung von Danzig sowie im Türkenkrieg bei der Armee des Feldmarschalls Münnich so auszeichnete, daß ihn die Kaiserin Anna bei der Befestigung von Kronstadt zu Rate zog. Beim Regierungsantritt Friedrichs II. nach Preußen zurückgekehrt, erhielt er für seine großen Verdienste um die Eroberung von Neiße den *pour le mérite*, mit dessen Erteilung der König sonst sehr fargte, und verteidigte im Siebenjährigen Kriege mit großer Bravour die Festung Küstrin.

So war schon die Wiege des Sohnes von Trommelschlag und Waffengeklirr umlärmt. Seine Ausbildung und Erziehung erhielt der junge Steuben da, wo der Vater gerade im Quartier lag, während er seine gediegenen Kenntnisse in Geschichte, Völkerkunde, alten Sprachen und Mathematik in erster Linie den vorzüglich geleiteten schlesischen Jesuitenschulen verdankte. Schon mit 14 Jahren machte er unter seinem Vater als Freiwilliger den Zweiten Schlesischen Krieg mit und war Zeuge der blutigen und langwierigen Belagerung von Prag. Es war daher nichts natürlicher, als daß die ersten Anschauungen und Eindrücke des Knaben auf sein späteres Schicksal entscheidend einwirkten. Kaum siebzehnjährig, trat er 1747 als Fahnenjunker in das 31. Infanterieregiment „von Tauenzien“ ein, wurde nach zwei Jahren Fähnrich und erst 1753 Leutnant. Schon als junger Offizier machte er sich mit den wissenschaftlichen Fächern seines Berufs vertraut und übertraf bald

seine Kameraden an allgemeiner Bildung wie an Fachkenntnissen, wozu er in der Festung Schweidnitz den geeigneten Platz fand.

Bald bot sich dem talentvollen Offizier die ersehnte Gelegenheit zur Auszeichnung, als zwischen dem großen Friedrich und der „großen Dame“ — wie sich Steuben in einem Briefe an einen Grafen Henkel von Donnersmark ausdrückte — der Siebenjährige Krieg seinen Anfang nahm. In der blutigen Schlacht bei Prag wurde Steuben verwundet, und noch in späteren Jahren erzählte er seinen amerikanischen Freunden mit großer Genugtuung, daß er bei Roßbach — wo sein Regiment zur Vorhut der preussischen Armee gehörte — auch mit dabei gewesen sei und die Franzosen laufen gelehrt habe. Im Jahre 1758 trat Steuben in das Freibataillon des Generals v. Mayr ein, der ihn bald zu seinem Adjutanten ernannte. Derartige Freikorps hatte Friedrich der Große ins Leben gerufen, um seine alten Regimenter durch den Kampf mit irregulären Truppen, z. B. den Panduren, nicht zu sehr zu schwächen. Als dann der von Friedrichs Feinden sehr gefürchtete Mayr anfangs 1759 in Plauen starb, trat Steuben wieder in die reguläre Armee ein und wurde Adjutant des Generals v. Hülsen, der zum Korps des Prinzen Heinrich von Preußen gehörte. Bei dieser Heeresabteilung wurde Steuben am 12. August 1759 in der verlustreichsten aller Schlachten des Siebenjährigen Krieges bei Kunersdorf verwundet. Im September 1761 wurde er Generalstabsoffizier beim General v. Knobloch, dessen Brigade zum Platenschen Korps gehörte, welches der große Friedrich aus dem befestigten Lager bei Bunzelwitz nach Polen entsandte, um dort den Russen in den Rücken zu fallen. Gelegentlich dieses gewagten Manövers, bei dem Steubens Vater als Ingenieuroffizier vom Platze in Küstrin dem Platenschen Korps den Übergang über die Warthe ermöglichte, wurde die Brigade Knobloch von einer übermächtigen russischen Abteilung in Treptow a. d. Rega eingeschlossen und mußte trotz verzweifelter Gegenwehr am 25. Oktober kapitulieren. Die Gefangenschaft in St. Petersburg währte jedoch nur wenige Wochen, da Peter III. nach dem Ableben der Kaiserin Elisabeth als unbedingter Bewunderer Friedrichs des Großen auf Preußens Seite trat. Ein Anerbieten des neuen Verbündeten, in russische Dienste zu treten, wies Steuben, den Peter sehr schätzen gelernt hatte, zurück. Bald nach seiner Rückkehr vom König selbst zum Stabskapitän und Flügeladjutanten ernannt, weil er in Schlessien ein fast aufgeriebenes Korps in kurzer Zeit rekrutiert und einernergiert hatte, machte er im Gefolge des großen Königs die berühmte Belagerung von Schweidnitz mit, dessen Übergabe den glänzenden Schlußstein der militärischen Operationen des Siebenjährigen Krieges bildete.

Bald nach dem Friedensschluß nahm Steuben wegen vermeintlicher Zurücksetzung und infolge eines Duells mit einem anderen Flügeladjutanten seinen Abschied und knüpfte von Hamburg aus, wo er mit dem damals in dänischen Diensten stehenden Grafen St. Germain — dem späteren französischen Minister — bekannt wurde, infolge eines glänzenden Angebots von Turin Verhandlungen behufs Eintritt in die sardinische Armee an. Im Mai 1764 jedoch trat er als Hofmarschall in die Dienste des fürsten Hohenzollern-Hechingen, der ihn gelegentlich eines Aufenthalts in Wildbad kennen und schätzen gelernt hatte. Als Begleiter des Fürsten bei dessen Besuchen an verschiedenen ausländischen Höfen machte Steuben 1771 eine mehrere Jahre dauernde Reise nach Frankreich mit, wo er zu verschiedenen Ministern und Generälen in nähere Beziehungen trat. Nach der Rückkehr aus Frankreich gelang es den Intriguen einiger Geistlichen und Hofleute, den Fürsten vorübergehend gegen Steuben, der Freimaurer war, einzunehmen, so daß er bald nachher als Obrist der Reichstruppen des schwäbischen Kreises in die Dienste des Markgrafen Karl Friedrich von Baden trat.

Auf gelegentlichen Reisen erneuerte er die Bekanntschaft mit dem Grafen St. Germain und trat in Südfrankreich in ein sehr freundschaftliches Verhältnis zu einigen vornehmen Engländern. Da nun das verhältnismäßig untätige Leben am Hofe in Karlsruhe und Durlach dem von Schaffensdrang beseelten Steuben auf die Dauer nicht behagte, besuchte er auf einer Reise zu seinen englischen Freunden in Paris den dort inzwischen zum Kriegsminister aufgerückten Grafen St. Germain. Diesen traf er über eine große Karte von Amerika gebückt an. Ohne Umschweife schlug der Graf, der eine ungewöhnliche Menschenkenntnis besaß, dem badischen Obristen vor, seine Dienste dem amerikanischen Kongreß anzubieten und sich durch Reorganisation der noch undisziplinierten und wirtschaftlich ohne festes System geleiteten amerikanischen Armee an dem verdienstvollen

Werke der Unabhängigkeitserringung der jungen Republik zu beteiligen. Als nun auch Beaumarchais, der bekannte Herausgeber des „Figaro“, sowie der Markgraf von Baden ihn für diese zwar abenteuerlich erscheinende, aber außerordentlich dankbare und aussichtsreiche Aufgabe erwärmten und der erstere ihm, seinem Sekretär und Dolmetscher Duponceau nebst vier weiteren Begleitern die Reisekosten zur Verfügung stellte, entschloß sich Steuben, am 26. September 1777 auf dem mit Rücksicht auf die Engländer „Le flamand“ umgetauften Sechszwanzigpfünder „L'Heureux“ von Marseille aus den Weg nach dem fernen Westen, wo ihm Ehre und kriegerischer Ruhm winkte, anzutreten. Frisch gewagt ist halb gewonnen! War es doch kein kleiner Entschluß für Steuben, gegen die behagliche und sorgenfreie Existenz in der Heimat ein Leben voller Gefahren und Entbehrungen in einem Lande umzutauschen, dessen Sprache und Sitten ihm sogar völlig fremd waren. Beim Abschied hatte ihm St. Germain die strengste Ordnung und Ökonomie in den Verwaltungsdepartements, welche mit der Verproviantierung und Ausrüstung der Armee beauftragt waren, anempfohlen und ihm die Einführung einer energischen Beaufsichtigung der regelmäßig zu formierenden Korps, Abschaffung jeglichen Paradeerzierens und größte Einfachheit in den Manövern besonders ans Herz gelegt.

Mit Empfehlungsschreiben von Beaumarchais und dem derzeit wegen Abschlusses eines Allianzvertrags in Paris anwesenden Benjamin Franklin an den Kongreß und die führenden Männer, wie Washington, Adams und Morris, traf Steuben nach einer stürmischen Überfahrt von 66 Tagen am 1. Dezember 1777 im Hafen von Portsmouth im Staate New Hampshire ein, wo er bei der Einfahrt unter Kanonendonner von der Einwohnerschaft enthusiastisch bewillkommenet wurde. Bei einem vom Kommandanten gegebenen Diner erfuhr Steuben die vorbedeutungsvolle Nachricht von dem ersten größeren Siege der amerikanischen Waffen, der Gefangennahme Burgoynes und seiner 6000 Mann starken Armee. Nach einer dreiwöchigen Reise nach York — wo zu damaliger Zeit viele Wirtshäuser „Zum König von Preußen“ benannt waren — wurde Steuben nebst Gefolge von dem dort tagenden Kongreß zum Dank für sein edelmütiges Anerbieten mit großer Auszeichnung aufgenommen. Man wünschte sich allerseits Glück zu der Ankunft eines Mannes von seinen militärischen Kenntnissen und seiner Erfahrung, zumal zu einer Zeit, wo der Mangel an Disziplin und Wirtschaftlichkeit in der amerikanischen Armee stark gefühlt und bedauert wurde. Gegen Ende Februar traf dann Steuben im Lager der Armee bei Valley Forge, nordwestlich Philadelphia, ein, wo der Obergeneral Georg Washington ihm persönlich einige Meilen entgegenritt und am Tage der Ankunft seinen Namen als Lösungswort ausgab. Dem Kongreß meldete Washington das Eintreffen des neuen Freiwilligen mit den Worten: „Baron Steuben ist im Lager angekommen. Er scheint ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes zu sein, und, soweit ich Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, vereinigt er großes militärisches Wissen mit einer bedeutenden Weltkenntnis.“

Die dankbare Aufgabe, die verworrenen und zerfahrenen Verhältnisse des amerikanischen Heeres zu ordnen, war Steuben vorbehalten, der mit großer Freude den ihm von Washington gemachten Antrag einer zeitweiligen Übernahme der Geschäfte eines Generalinspektors annahm und zunächst mit der Einführung der nötigen Mannszucht und dem Einexerzieren der Truppen begann, welches letzteres je nach Gutdünken der betreffenden Regimentskommandeure bisher nach dem englischen, französischen oder preußischen Exerzierreglement erfolgt war. Tag und Nacht arbeitete Steuben an Reformvorschlägen betreffend Neuorganisierung der Verwaltungsbehörden, bei denen er — ebenso wie bei der Truppe — durch häufige Revisionen der gesamten Buchführung eine ordnungsgemäße Verantwortlichkeit zu schaffen beabsichtigte. Gleichzeitig bildete er in kurzer Zeit eine Elitekompagnie von 120 Mann — die Stabswache Washingtons — im Exerzieren und Manövrieren aus, indem er oft selbst die Muskete in die Hand nahm, um seinen Leute Griffe wie Handhabung der Waffe zu zeigen. Bei dieser Tätigkeit leistete ihm Hauptmann Walker vom 2. New Yorker Regiment — später Steubens Adjutant — vortreffliche Dienste. Trotz seiner leidenschaftlichen Strenge wurde er bald bei den amerikanischen Soldaten, welche für die preußische Disziplin ein besseres Verständnis zeigten wie heute die Albanesen, außerordentlich beliebt. War eine Bewegung nicht nach Steubens Sinn ausgefallen, so fluchte er zuerst deutsch, dann französisch und zuletzt in beiden Sprachen. Hatte sich sein gutgemeinter Zorn dann noch nicht gelegt, dann

mußte einer seiner Adjutanten auf Englisch weiter wettern, bis ein respektvolles Lächeln durch die Reihen ging, wenn daraufhin alles vortrefflich geklappt hatte.

Schon im März 1778, wurde Baron „Stuben“ — so nannten ihn die Amerikaner — auf Washingtons Vorschlag durch den Kongreß, der die Einführung des von ihm ausgearbeiteten wohlorganisierten Inspektionswesens billigte, mit dem Range und Gehalt eines Generalmajors zum Generalinspektor der amerikanischen Armee ernannt. Diese Auszeichnung erregte naturgemäß die Eifersucht der meist älteren amerikanischen Generäle, welche dem trefflichen Reorganisator sowohl bei der Truppenausbildung als auch bei dem im Juni unternommenen Zuge gegen die englisch-hessischen Truppen des Generals Clinton manchen Ärger bereiteten. Steuben ließ sich jedoch dadurch nicht beirren und nötigte z. B. den General Lee durch eine Herausforderung zum Zweikampf zur Zurücknahme einer beleidigenden Boshaftigkeit. Auch der Kongreß brauchte infolge dieser Umtriebe fast neun Monate, um endlich im Februar 1779 Steubens Memorial über das Inspektionswesen endgültig zu genehmigen. Während dieser Zeit entwarf letzterer ein Exerzier- und Dienstreglement für die amerikanische Armee, die aus 25 Kapiteln bestehende sog. „Regulation für die Ordnung und Disziplin der Truppen der Vereinigten Staaten“, welche im April 1779 auf Anordnung des Kongresses sofort in 3000 Exemplaren in Philadelphia gedruckt wurden.

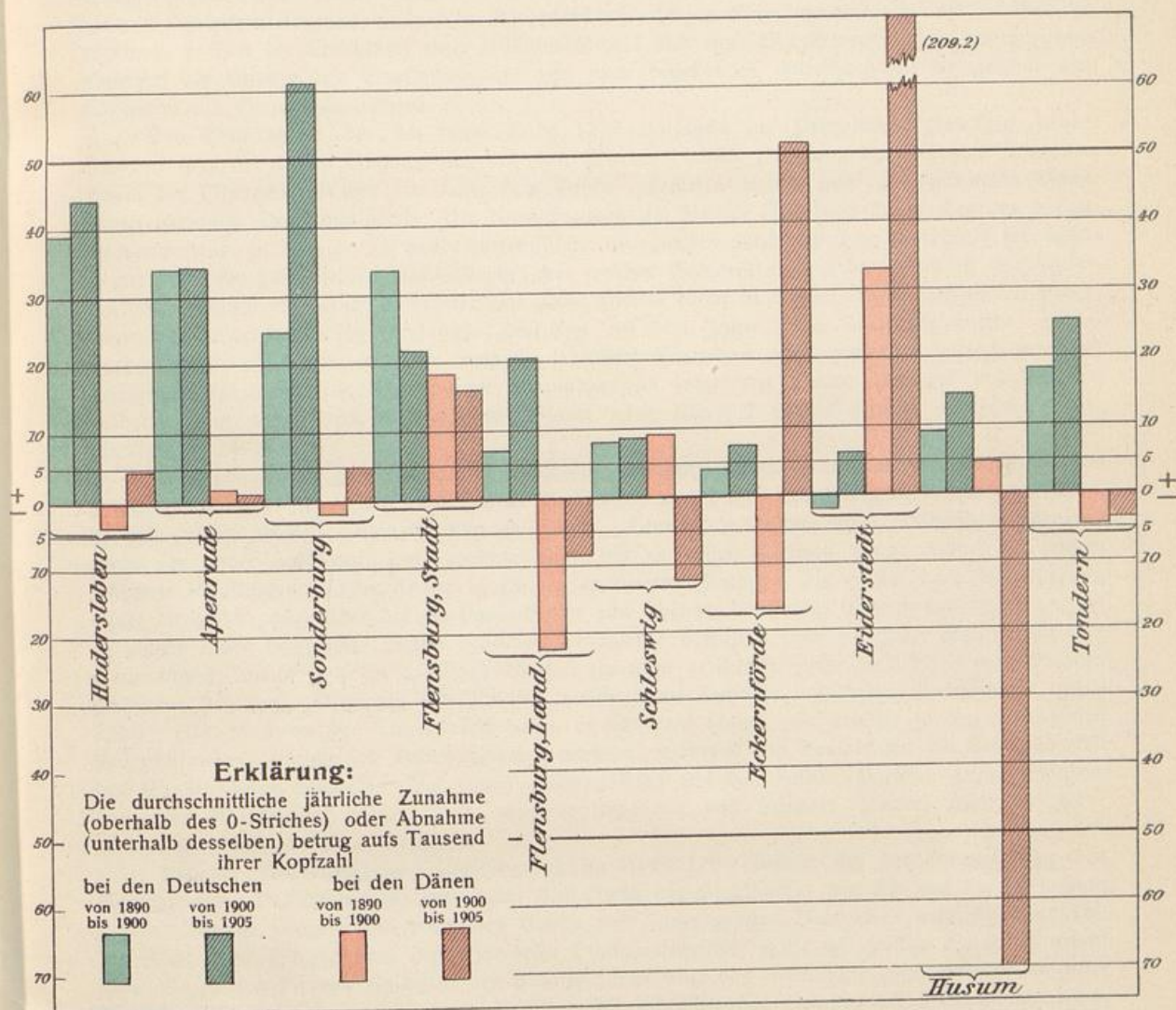
Gleichzeitig begann Steuben im Lager der nunmehr bereits aus sechs Divisionen bestehenden Hauptarmee mit der Einführung des in seinem »blue book« vorgeschriebenen Manövriersystems, indem er aus jedem Regiment die tüchtigsten Leute aussuchte und daraus acht sog. leichte Infanteriekompanien im Gefecht in der zerstreuten Ordnung ausbildete. Bei der Erstürmung des von den Engländern besetzten Stony Point im Juli 1779 hatte auch der von Steuben eingeübte Bajonettangriff einen derartigen Erfolg, daß das Bajonett, welches anfänglich bei den amerikanischen Soldaten so unbeliebt war, daß sie häufig ihre Beesteaks daran brien, von dieser Zeit ab beständig aufgepflanzt blieb, wodurch obendrein noch ein lästiger Griff in Fortfall kam. Obwohl man nun allgemein erkannte, daß nicht persönlicher Ehrgeiz, sondern das Interesse für die Soldaten seinem unermüdlichen Eifer zugrunde lag, war Steuben doch öfter genötigt, den Kongreß zu ersuchen, ihm entweder eine seinen vielen dienstlichen Nebenausgaben entsprechende Gehaltszulage auszuwerfen oder ihm seine Entlassung zu geben.

Bei den Vorbereitungen für den 1780 bevorstehenden Feldzug hatte Steuben dem Kongreß eine Denkschrift über die Reform der Aushebung in den einzelnen Staaten, über Formierung und Zusammenstellung der Regimenter, über Beigabe von Jägerkompanien an die Schwadronen, über Anlage größerer Magazine und etwaiges Zusammenwirken mit der erwarteten französischen Flotte vorgelegt. Aber erst Mitte April dieses Jahres trat zwecks deren Verwirklichung ein vom Kongreß bestimmter Ausschuß von drei Mitgliedern, Washington und der Kriegsrat mit deren Verfasser darüber in Beratung. Zu derselben Zeit fand im Hauptquartier bei Morristown zu Ehren des französischen Gesandten, Chevalier de la Luzerne, ein Truppenmanöver von vier Bataillonen sowie eine Parade durch Steuben statt, worüber der Genannte sich Washington gegenüber in den wärmsten Ausdrücken des Beifalls äußerte.

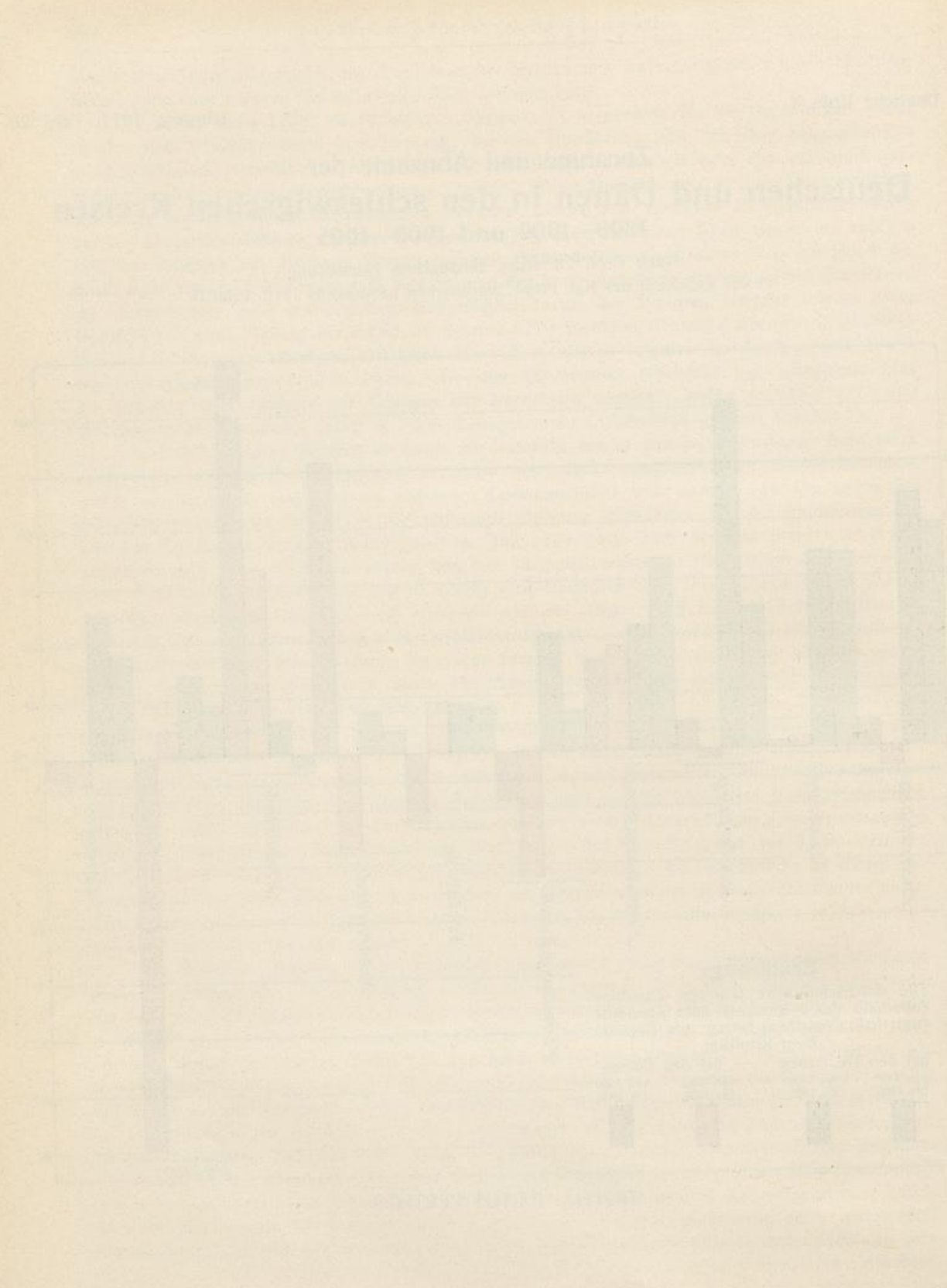
Die Tätigkeit Steubens in den folgenden Kriegsjahren war eine außerordentlich vielseitige und selbstverleugnende. Bald exerzierte er bei der Hauptarmee die leichten Infanteriekompanien ein, bald wurde er einem der selbstständig operierenden Generäle als Berater beigegeben, bald war er in Washingtons Generalstab tätig, der keine entscheidende Maßregel traf, ohne Steuben vorher um seine Ansicht zu fragen. Dabei gab es manch undankbare Aufgabe zu lösen, besonders als er dem General Greene zwecks Zuschubes von Verstärkungen aus Virginien zur Verfügung gestellt wurde, wo bei der indolenten Haltung der Bevölkerung dieselben jammervollen Zustände herrschten, die Steuben bei seiner Ankunft in Valley Forge antraf. Trotz der unglaublichsten Schwierigkeiten brachte er es fertig, nicht nur dem im Süden gegen Lord Cornwallis fechtenden Greene Soldaten, Waffen und Lebensmittel zuzuführen, sondern er bewahrte noch dazu durch seine rastlose Wachsamkeit und seine den kleinen Truppenabteilungen der Generäle Mühlenberg und Nelson gegebenen Direktiven die Kornkammer der Südararmee vor den wiederholten Überrumpelungsversuchen eines übermächtigen englischen Einfallkorps unter dem Verräter Arnold. Und das alles in einem Staate, in dem von 500 ausgehobenen Rekruten manchmal nur etwa 5 sich am befohlenen Sammelplatz einfanden!

Zunahme und Abnahme der Deutschen und Dänen in den schleswigschen Kreisen 1890—1900 und 1900—1905

Nach Prof. Dr. Max Broesikes Darstellung
in der Zeitschrift des Kgl. Preuß. Statistischen Landesamts 1911, Tafel II



GOTHA: JUSTUS PERTHES.



Im Sommer 1781 führte Steuben persönlich dem mit General Greene gegen Lord Cornwallis zusammen operierenden General Lafayette bedeutende Verstärkungen zu, so daß diese englische Heeresabteilung, welche von dem bei Newyork einen Angriff Washingtons besorgenden General Clinton durch erhebliche Angaben geschwächt war, am 19. Oktober des Jahres nach regelrechter Einschließung und mit Hilfe der rechtzeitig eintreffenden französischen Flotte in Yorktown kapitulieren mußte. Bald darauf finden wir Steuben wieder in seiner Eigenschaft als Generalinspektor bei der etwa 16000 Mann zählenden Nordarmee, die 1782 am Hudson lagerte, um für die gegen Newyork beabsichtigten Operationen zur Hand zu sein, welches der etwa gleichstarke Clinton, abgesehen von Charleston, als letztes Bollwerk besetzt hielt.

Nachdem dann am 19. April 1783 durch die Einstellung der Feindseligkeiten die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten garantiert war, wurde Steuben von Washington und dem Kriegsminister Lincoln über die mit der Auflösung der Armee verbundenen Geschäfte sowie über die zur Landesverteidigung nach dem Friedensschluß nötigen Einrichtungen sehr oft zu Rate gezogen, u. a. über die Errichtung einer Militärakademie und einer Militärwerkstatt; so hat Steubens Entwurf der Anlage und Einrichtung der jetzt noch bestehenden amerikanischen Kriegsschule von Westpoint als Grundlage gedient.

Von Washington, der sich schon Ende 1783 vorläufig ins Privatleben zurückzog, erhielt Steuben kurz vor dessen Abgang ein mit den Worten höchster Anerkennung verfaßtes Schreiben, worin der Obergeneral ihm für seine dem Lande geleisteten treuen und ausgezeichneten Dienste seinen wärmsten Dank aussprach. Als dann Steuben um dieselbe Zeit beim Freiwerden des Kriegsministerpostens, zu dem er sich prädestiniert fühlte, übergangen wurde, weil er Ausländer sei, reichte er im Frühjahr 1784 seinen Abschied ein, bei welcher Gelegenheit ihm der Kongreß als Zeichen der Anerkennung für seinen Charakter und seine Dienste einen in London zu verfertigenden Ehrendegen mit goldenem Gefäß zuerkannte, der ihm erst drei Jahre später überreicht wurde. Schon vorher waren ihm von einzelnen Staaten zahlreiche Ehrungen zuteil geworden. Noch vor dem Friedensschluß wurde er Ehrenbürger Pennsylvaniens sowie der Städte Newyork und Albany, während ihm außer dem vorerwähnten Staate noch Newyork und Newjersey erhebliche Land-schenkungen machten.

Trotzdem hat der große Reformator der amerikanischen Armee zum Dank für seine herkulische Arbeit sechs volle Jahre auf eine seinen Verdiensten angepasste Entschädigung seitens des Kongresses warten müssen. Seinen schön gelegenen, „Louvre“ getauften ersten Wohnsitz in Newyork mußte er daher bald aufgeben, wohnte dann bis zu dessen Wegzug einige Jahre bei seinem früheren Adjutanten Walker, später in einigen gemieteten Zimmern, bis er sich nach Befriedigung seiner Ansprüche gegenüber der St. Pauls-Kirche eine größere Wohnung nehmen konnte, die er bis zu seinem Tode beibehielt. Seine deutschen Landsleute bezeugten ihm bei jeder Gelegenheit ihre Hochachtung, und er war in geselligen Kreisen ein gern gesehener Gast. Seit 1785 war Steuben Präsident der sog. „Deutschen Gesellschaft“, welche arme Deutsche und deren Nachkommen unterstützte. Aber auch an der Tagespolitik nahm er lebhaften Anteil. Er gehörte zu den Föderalisten (Republikanern), welche die Unionsgewalt vertraten, während die Demokraten die Selbständigkeit der Bundesstaaten betonten. Bei einem Zeitungskrieg zwischen beiden Parteien zeigte Steuben, der einen Wahlauf Ruf verfaßt hatte, daß er nicht nur das Schwert, sondern auch die Feder schneidend scharf zu führen verstand.

Bei der Amtseinführung Washingtons im April 1789 befand sich der Baron unter den Begleitern des Präsidenten, als dieser auf dem Altan des Stadthauses den Eid auf die Verfassung leistete. Infolge seines reifen politischen Urteils und seiner großen Belesenheit war Steuben schon seit April 1787 Oberschulrat der Newyorker Staatsuniversität, hatte als solcher die Oberaufsicht über alle Akademien und Kollegien des Staates sowie über das Unterrichtssystem und die Disziplin sämtlicher übrigen Schulen und hatte außerdem jährlich über das Resultat der Gesetzgebung einen Bericht einzureichen. Der letzte Dienst, welchen Steuben seinem Adoptivvaterland leistete, war die einen ganzen Sommer in Anspruch nehmende Inspektionsreise zwecks Ausarbeitung eines Gutachtens für die Befestigung der nordwestlichen Grenze gegen das von den Engländern noch teilweise be-

setzte Kanada.

Im übrigen verbrachte Steuben die Sommerhalbjahre mit einigen seiner alten Waffen-gefährten in beschaulicher Zurückgezogenheit auf seiner Farm in Oneida County, verfolgte dort mit großem Interesse aus der *Leydenschen Zeitung* die Tagesereignisse der Alten Welt, namentlich die französische Revolution, und sorgte für die Kultivierung seiner Ländereien, bis er am 26. November 1794 frühmorgens plötzlich vom Schlage getroffen wurde. Schon nach zwei Tagen verschied er ohne sichtlichen Todeskampf im Alter von 64 Jahren und wurde, seinem Wunsche gemäß, unter einer nahe bei seiner Wohnung stehenden Tanne von seinen Freunden und Nachbarn am 30. November zur letzten Ruhe begleitet.

Mit Recht verdient Steuben einen Ehrenplatz in der dankbaren Erinnerung des amerikanischen Volkes, welches ihm in Washington in treuem Gedenken an seine großen Verdienste um den Freiheitskampf ein seiner uneigennütigen Tätigkeit würdiges Denkmal setzte, dessen Nachbildung wiederum der Kongreß der Vereinigten Staaten dem deutschen Kaiser und dem deutschen Volke als Wahrzeichen ununterbrochener Freundschaft zum Geschenk gemacht hat.

Die evangelischen Polen in Südpolen und Schlesien.

Von Staatsanwalt Richard Baumgarten in Nordhausen.

Die evangelische Diözese Schildberg in Südpolen umfaßt die Kreise Adelsau, Ostrowo, Schildberg und Kempen (ihr Superintendent Harhausen, welcher durch die russisch-deutsche Rückwanderung, durch Kleinsiedlung und seinen Stipendienverein bekannt ist, wohnt in Neu-Skalmierschütz). In dieser Diözese gehören mehrere tausend evangelischer Polen. In fast allen ihren Kirchen finden regelmäßige polnische Gottesdienste statt. Es gibt sogar rein evangelisch-polnische Dörfer. Die Geistlichen sind sämtlich Deutsche, beherrschen jedoch meist das Polnische.

Es ist wiederholt von deutscher Seite eine Einschränkung des evangelisch-polnischen Gottesdienstes angeregt worden. Man muß hierbei sehr vorsichtig und zögernd verfahren, denn die evangelischen Polen sind fast ausnahmslos treue Preußen, wählen regelmäßig zum Landtag deutsche Wahlmänner, zum Reichstag den deutschen Kandidaten. Die katholischen Polen, voran die „*Gazeta Ostrowska*“ (des Buchhändlers Rowinski) in Ostrowo, versuchen bisher vergeblich, die evangelischen Polen in das polnische Lager hinüber zu ziehen. Als in Ostrowo vor Jahren die Garnison vermehrt wurde, ließ man zugunsten des Militärs monatlich einmal den polnischen Gottesdienst ausfallen. Sofort benutzte die „*Gazeta*“ die Gelegenheit, die polnische Bewegung auf die Evangelischen zu übertragen. Den Bemühungen der beiden Geistlichen gelang es jedoch, den weit über 1000 Seelen betragenden polnischen Gemeindeteil zu beruhigen, indem sie nachwiesen, daß die Polen im Verhältnis zur Zahl der Deutschen nicht benachteiligt waren.

Die Einddeutschung der evangelischen Polen vollzieht sich ganz allmählich und kaum merklich durch die deutsche Schule, durch Sachfengängerei, Eintritt in häusliche Dienste bei deutschen Familien und Arbeit bei deutschen Unternehmern. Von den älteren Leuten verstehen noch manche kaum ein Wort Deutsch; unter der Jugend nehmen deutsche Sprachkenntnisse erfreulich zu. Man kann es daher bisweilen erleben, daß auf ausdrücklichen Wunsch der Polen bei derselben Beerdigungsfeier teilweise polnisch, teilweise deutsch amtiert wird. Eine den Beteiligten erkennbare, verstärkte Germanisierung würde sofort infolge der katholisch-polnischen Agitation den Widerstand wecken und die Entwicklung stören.

Geistliche, Lehrer und andere auf dem Lande einflußreiche Personen bemühen sich, daß die evangelischen Polen wirtschaftlich, z. B. in den Genossenschaften, und gesellschaftlich ihren Anschluß bei den Deutschen finden.

Als vor einigen Jahren ein Pastor (Rosenberg, ebenfalls bekannt durch die russisch-deutsche Rückwanderung und die Kleinsiedlung) von Latowitz nach Kempen versetzt wurde, wählte die Gemeinde Latowitz ihren Hilfsprediger (der Pastor Rosenberg während eines zweijährigen Urlaubs vertreten hatte) als Nachfolger, wiewohl der Gewählte nicht Polnisch konnte, schränkte von selbst den polnischen Gottesdienst ein und begnügte sich damit, daß die Pfarrer der Nachbargemeinden einige wenige polnische Amtshandlungen übernahmen.

Hieraus ist zu ersehen, daß langsam das Polnische in der evangelischen Kirche Südpolens zurücktritt. Der Zwang von oben würde jedoch einen Widerstand auslösen. Im Leben und Sprachkampf der Völker muß man Geduld haben. Natürlich ist in der von der Ansiedlungskommission gegründeten Gemeinde Raschkow und in der neuen Grenzbeamtengemeinde Neu-Skalmierschütz der Gottesdienst ausschließlich deutsch. Die stärkere Zuwanderung evangelischer Deutschen in die gemischt-sprachigen Kirchengemeinden wird dazu beitragen, daß auch dort das Polnische zurücktritt.

Bei der Volkszählung von 1890 wurden im Regierungsbezirk Posen neben 271 497 evangelischen Deutschen 15 659 evangelische Polen und 1575 Evangelische doppelter Muttersprache ermittelt. Im Jahre 1895 war keine Sprachzählung. Bis 1900 hatten sich die evangelischen Deutschen auf 280 144 vermehrt, die evangelischen Polen auf 11 897 und die evangelischen Doppelsprachigen auf 865 vermindert, wiewohl der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle bei den meist auf dem Lande lebenden evangelischen Polen die durchschnittliche Bevölkerungszunahme des Deutschen Reiches weit übersteigt.

Im Dezember 1905, bei der letzten Volkszählung, deren Ergebnisse vom Preussischen Statistischen Landesamt bearbeitet und veröffentlicht sind — für die Zählung von 1910 ist eine Bekanntgabe der Ergebnisse nicht vor dem Winterhalbjahr 1912/13 zu erwarten —, stieg die Zahl der Evangelischen bei den Deutschen auf 298 422,

sank sie bei den Doppelsprachigen auf 710, bei den Polen auf 10 756. An Evangelischen zählte man:

Im Jahre 1900			
im Kreise	Deutsche	Doppelsprachige	Polen
Ostrowo . . .	5 875	38	717
Adelnau . . .	2 111	206	4 140
Schildberg . . .	2 315	24	4 420
Kempen . . .	2 982	96	2 015
Zusammen	13 279	364	11 292

Im Jahre 1905			
im Kreise	Deutsche	Doppelsprachige	Polen
Ostrowo . . .	6 080	60	797
Adelnau . . .	3 392	26	3 909
Schildberg . . .	2 985	207	4 026
Kempen . . .	5 608	122	1 650
Zusammen	16 065	415	10 362

Zugenommen haben lediglich im Kreise Ostrowo die evangelischen Polen. Diese Zunahme kommt daher, daß in der Südostecke des Kreises eine Berliner deutsche Bankgenossenschaft und Polen Güter aufgeteilt haben und aus den benachbarten Schildberger Ortschaften auch evangelische Polen, z. B. in Prosnau, angesiedelt haben.

Die evangelische Kirchengemeinde Ostrowo umfaßt, da die Kreise Ostrowo und Adelnau früher einen Kreis bildeten und die Stadt Ostrowo an der Grenze beider Kreise liegt, noch einen Teil des Kreises Adelnau und der dortigen evangelischen Polen.

In Preußisch-Schlesien gibt es unter den Polen Evangelische in bedeutenderer Zahl in zwei getrennten Gebieten.

Das größere von beiden umfaßt die mittelschlesischen Kreise Namslau, Groß-Wartenberg, Teile des Kreises Brieg (Stadt- und Landkreis waren hier 1900 noch nicht getrennt) sowie die oberschlesischen Kreise Kreuzburg und Rosenberg. Dieser Verbreitungsbezirk schließt sich dem Südpolener Gebiet der evangelischen Polen an, es von zwei Seiten umfassend.

Es wurden gezählt unter den Evangelischen:

Im Jahre 1900			
im Kreise	Deutsche	Doppelsprachige	Polen
Namslau . . .	14 741	405	3 315
Groß-Wartenberg . . .	18 205	802	9 818
Brieg . . .	48 234	350	1 056
Kreuzburg . . .	15 560	875	18 258
Rosenberg . . .	2 221	190	3 546
Zusammen	96 759	2 602	35 991

Im Jahre 1905			
im Kreise	Deutsche	Doppelsprachige	Polen
Namslau . . .	14 959	415	2 553
Groß-Wartenberg . . .	19 594	1 415	7 120
Brieg (in beiden Kreisen) . . .	49 358	674	872
Kreuzburg . . .	14 869	652	18 077
Rosenberg . . .	2 127	71	5 622
Zusammen	100 687	3 225	32 224

Die Zahl der Doppelsprachigen ist für das Jahr 1905 nicht zuverlässig. Im Jahre 1900 sind die Polnisch- und Deutschsprechenden besonders berechnet. Hingegen ist nirgends für 1905 eine Trennung der deutsch- und polnischsprechenden Evangelischen von denjenigen Leuten, die Deutsch und eine fremde Sprache (z. B. auch Tschechisch) als Muttersprache angegeben haben, vollzogen.

Ich habe in dieser Arbeit für 1905 alle doppelsprachigen Evangelischen, also nicht nur die polnisch-deutschen, eingezählt. Erheblich geringer wird aber die Zahl der letzten nicht sein.

Der kleinere Bezirk ist dem österreichisch-schlesischen und galizischen Gebiet von Bielitz-Biala benachbart. Er umfaßt in Preußen nur die Kreise Pleß und Rybnik. Hier wurden unter den Evangelischen gezählt:

Im Jahre 1900			
im Kreise	Deutsche	Doppelsprachige	Polen
Pleß . . .	3 569	169	4 915
Rybnik . . .	2 275	41	1 327
Zus.	5 844	210	6 240

Außerdem gab es sowohl 1900 als auch 1905 zahlreiche, über ganz Schlesien verstreute evangelische Polen, mehr wie 500 jedoch nur in den Kreisen Breslau (Stadt), Königshütte (Stadt), Oppeln (Land), Bentzen (Land) und Kattowitz (Land).

Für das Jahr 1890 besitzen wir leider keine nach Kreisen geordnete Statistik, welche zugleich Muttersprache und Glaubensbekenntnis angibt. Für das Jahr 1905 habe ich sie durch freisweise Zusammenrechnung aus den Gemeinden nach dem Preussischen Gemeindelexikon gewonnen. Jedoch gibt es für alle drei Volkszählungen solche Zusammenstellungen nach Regierungsbezirken.

An Evangelischen zählte man:

im Regierungsbezirk Breslau			
im Jahre	Deutsche	Doppelsprachige	Polen
1890	886 659	4 443	17 615
1900	951 216	2 742	14 141
1905	997 442	unbestimmt	12 145

im Regierungsbezirk Oppeln			
im Jahre	Deutsche	Doppelsprachige	Polen
1890	101 855	1 908	35 188
1900	126 641	3 155	32 365
1905	158 906	unbestimmt, aber unter 2005	33 259

Allenthalben ergibt sich also ein Rückgang der evangelischen Polen. Nur der Oppelner Bezirk, und besonders in ihm das Gebiet Pleß-Rybnik, weist ziffernmäßig eine geringe Zunahme der evangelischen Polen von 1900 bis 1905 auf. Die Zunahme ist jedoch geringer als die der evangelischen Deutschen, sie ist im Verhältnis zur gesamten Bevölkerungszunahme Oberschlesiens so schwach, daß sie eine relative Abnahme bedeutet.

Vergleicht man freisweise die Sprachzählungen der Jahre 1890 und 1900, so findet man eine Verdeutschung der Kreise mit evangelischen Polen. Während in der Provinz Schlesien von 1890 bis 1900 der Tausendatz der deutschen Bevölkerung von 755,2 auf 723,4 zurückgegangen, derjenige der Doppelsprachigen (Polnisch- und Deutschsprechenden) von 10,1 auf 17,4 und derjenige der Polen von 250,5 auf 255,8 gestiegen ist, findet man ein Steigen des deutschen Anteils, wobei ich die Doppelsprachigen je zur Hälfte den Deutschen und Polen zurechne, in folgenden Kreisen:

Namslau . . .	von 623,8 auf 699,5 v. T.
Groß-Wartenberg . . .	521,4 " 555,5 "
Brieg . . .	951,8 " 959,3 "
Kreuzburg . . .	311,8 " 404,3 "
Rosenberg . . .	155,8 " 155,1 "
Pleß . . .	116,7 " 125,2 "
Rybnik . . .	154,6 " 161,4 "

wiewohl die natürliche Zunahme der Polen größer als die der Deutschen ist. Auch diese Vergleichszahlen sprechen für eine langsame Eindeutschung der evangelischen Polen in Schlessien.

Das Verhältnis der evangelischen Polen zu den Deutschen ist im nördlichen Verbreitungsbezirk — der südliche ist mir persönlich nicht bekannt — ein gleiches wie in Südpolen. Alle evangelischen Geistlichen sind deutsch, sie amtieren aber vielfach auch in polnischer Sprache. Bei Wahlen und in anderen politischen Sachen gehen auch im nördlichen Bezirk die evangelischen Polen mit den Deutschen. Ein gutes Beispiel hierfür ist der Reichstagswahlkreis Kreuz-

burg-Rosenberg, der zurzeit durch den konservativen Fürsten Hohenlohe als Abgeordneten vertreten wird. Der Wahlkreis hatte im Jahre 1905 100 327 Bewohner, darunter nur 27 821 Deutsche und 1635 Doppelsprachige. Trotzdem siegte der Fürst zu Hohenlohe mit 7381 Stimmen gegen 5161 polnische, 547 freisinnige und 73 sozialdemokratische. Die Stimmen der evangelischen Polen müssen sonach sämtlich dem Fürsten zugefallen sein, aber auch nicht alle katholisch-polnischen dem polnischen Gegenkandidaten. Bei der nächsten Reichstagswahl wollen die Polen besondere Anstrengungen zur Eroberung dieses Wahlkreises machen.

Des deutschen Volkes verlorene Söhne als Angelsachsen.

Von Dr. Friedrich Groffe in Newyork.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gelten gemeinhin als angelsächsische Macht, als ein Tochterstaat Großbritanniens. Deshalb konnte auch Sir Charles W. Dilke im Jahre 1868 in seinem Buche »Greater Britain« sagen: »In Amerika werden die Völker der Erde zusammengeschmolzen, aber sie werden in eine englische Form gebracht... Durch das Gebilde Nordamerikas redet England zur Welt.«

Deshalb durfte weiter noch jüngst Sims, Commander der Ver. St. Marine, jeden Mann, jedes Schiff, jeden Dollar und jeden Tropfen Blutes der Brüder jenseits des Atlantischen Ozeans England für den Fall der Not zur Verfügung stellen, ohne mehr als einen Rüffel und eine Strafpredigt abzubekommen, vorausgesetzt, daß die diesbezügliche Veröffentlichung der Bundesregierung überhaupt ernst gemeint war.

Deshalb auch der Abschluß des Schiedsgerichtsvertrags mit Großbritannien, der »Mutternation« — trotz deren Bündnisses mit Japan und trotz des Reziprozitätsvertrags mit Kanada, der doch immerhin der Anfang vom Ende der englischen Oberherrlichkeit bedeuten mag.

Deshalb endlich fährt die Welt und mit ihr natürlich der deutsche Michel fort, in den Angelsachsen die fähigsten und bewunderungswürdigsten Kolonisatoren der Geschichte anzuerkennen und fortlaufend zu fördern.

Daß die Zahl der deutschen und irischen Einwanderer in das jungfräuliche Gebiet der Vereinigten Staaten viel größer war als die der eigentlichen Angelsachsen, daß die größere Fruchtbarkeit der ersteren den Gehalt an englischem Blute seit langem verdünnt hat und mit jedem Jahre mehr vermindert, daß deutsche und irische Kräfte zahlen- und ziffernmäßig mehr dazu beigetragen, die junge Republik zu schaffen und zu erhalten, daß der zum geflügelten Worte gekehrte Rassenelbstmord vor allem die englische Nachkommenschaft trifft, daß deutsche und irische Abkömmlinge seit mehr als einem Jahrzehnt für eine richtigere Würdigung der geschichtlichen Einflüsse eintreten, so weit sie den Verdegang der Vereinigten Staaten betreffen, und daß sie immer lauter betonen, daß das junge Staatswesen der Union viel mehr deutsch-irisch als angelsächsisch ist: alles das wird noch immer nicht genug gewürdigt. Noch immer verherrlicht man im Amerikaner und Yankee den Angelsachsen, hüben und drüben. Und Gelehrte und Laien sündigen dabei in gleicher Weise.

Als nützlicher Beitrag in dieser Beziehung mag eine Zusammenstellung von Namen dienen, die Hermann Schuricht in Cobham (Virginien) aus Chroniken, Kirchenbüchern und dergleichen Quellen mehr in der Mai-nummer des »Pennsylvania German« aneinander reiht unter der Überschrift »Englizierte und verdorbene deutsche Namen in Virginia«. Jedenfalls bildet der Aufsatz einen weiteren bedeutungsvollen Beleg für die Treulosigkeit der Deutschen ihrem Volke und Blute gegenüber und zugleich für die Art und Weise, wie die Angelsachsen durch unsere Kraft und Fähigkeit zu den besten Kolonisatoren geworden sind. So wurde aus:

Adler = Eagle,	freimann = freeman,
Armistead = Armistead u.	Freund = friend,
Armisteed,	fröbel = fravel,
Bär = Bear,	frohmann = froman,
Bauer = Bower,	fuchs = fox,
Baumans = Bowman u.	fuhrmann = furman,
Baughman,	fürst = furst,
Becker = Baker,	Gärtner = Gardner,
Beier = Byer und Byers,	Gerber = Garber u. Tanner,
Berger = Barger,	Gerth = Garth,
Beß = Bates,	Göth = Gates und Nates,
Bieler = Beeler,	Goldschmidt = Goldsmith,
Blume = Bloom,	Gottlieb = Cudlipp,
Blumenberg = Bloomberg,	Grün = Green,
Boscher = Bosher,	Grünebaum = Greentree,
Brauer = Brewer,	Gute oder Gude = Goode,
Braun = Brown,	Gutman = Goodman,
Breitkopf = Broadhead,	Hafer = Haver,
Brockhaus = Brookhouse,	Harbach = Harbaugh,
Bühning = Bonhring,	Hardwich = Hardwicke,
Bürger = Burger,	Hartenstein = Hartensine,
Busch = Bush,	Hausmann = Housfeman,
Christmann = Chrisman,	Heid = Hite,
Clemenz = Clements und	Heilmann = Hileman,
Clemons,	Heiner = Hiner,
Engel = Angle und Angel,	Heinz = Hines,
Erhardt = Airheard und	Heiß = Hayes,
Earhart,	Hermann = Harman,
Fischbach = Fishbach,	Herr = Harr,
Fischer = Fisher,	Herzog = Duke,
Flemming = Fleming,	Huth = Hood,
Förster = Foster,	Jäger = Yager, Yeager
frei oder fry = fry,	und Hunter,

Jehle = Nahley,	Rothmann = Redman und
John = Jone und Jones,	Rodman,
Jung = Young,	Sauer = Sower,
Kaiser = Keyser,	Schäfer = Shafer, Shep-
Keil = Kyle,	perd, Sheppard,
Kirchman = Churchman,	Scharf = Sharp,
Kirchwall = Kercheval,	Schenk = Shank,
Klein = Kline, Kline und	Scheuner = Shewner,
Little oder Small,	Schiener = Schuoner,
Kloß und Kloss = Glaize,	Schmal = Small,
Koch = Cook,	Schmidt = Smith,
König = King,	Schnucker = Smucker,
Koinath oder Kunath =	Schneider = Snyder und
Koiner, Coyner, Koyner,	Taylor,
Coiner, Kiner, Cuyner	Schöplein = Chapline,
und Cyner,	Schreiber = Shriver,
Kohl = Cole,	Schürmann = Shurmann
Kohlmann = Coleman,	und Sherman,
Koppel = Copple,	Schüßler = Chisler,
Krämer = Creamer und	Schütz = Sheetz,
Kremer,	Schumacher = Shoemaker,
Krause = Crouse u. Krouse,	Schumann = Shuman und
Kreuger = Crigger und	Choochman,
Kreger,	Schwarz = Sowards und
Kreutzer = Crozer,	Black,
Kuhn = Coon,	Schweinfurt = Swineford,
Kunz = Coons, Kountz	Schweitzer = Switzer,
oder Coontz,	Seiler = Siler,
Küster = Custer,	Siegel = Siegle, Seagles,
Kurz = Short,	Cycle und Sicle,
Lange und Lang = Long,	Sniedt = Sneed u. Sneed,
Laube = Loube,	Spielmann = Spilman,
Lanter = Lowther,	Stahl = Steel,
Lehmann = Layman,	Staufer = Stover,
Leibrock = Lybrock,	Stein = Stone,
Lentz = Lantz,	Steinbach = Stainback,
Lieber = Liewer,	Steiner = Stiner u. Stoner,
Löwe = Lyon und Lyons,	Steinmetz = Stinemetz,
Löwenstein = Lovenstein	Stephan = Stephens und
und Livingston,	Stevens,
Lorenz = Lawrence,	Storch = Stork,
Ludwig = Lewis,	Tempel = Temple,
Marshall = Marshall,	Thalheimer = Thalhimer,
Mathews und Matthes =	Trant = Trout,
Mathew, Matthews und	Uhl = Ewel,
Mathues,	Vierländer = Verlander,
Mejo = Mayo,	Vogel = Vogle und Vogel,
Mertz = Marts,	Wächter = Wachter,
Michel = Mitchell,	Wagner = Wagener, Wag-
Moritz = Morris,	gener und Waggoner,
Neubert = Nighbart,	Wassermann = Waterman,
Neufirk = Newfirk,	Weber = Weaver,
Neumann = Newman,	Weimar = Wymar,
Ohle = Early,	Weise = Wise und White,
Puttmann = Putman,	Werner = Warner,
Reimann = Rayman,	Wieden = Weedon,
Reiner = Riner,	Wier = Wyer,
Reiß = Rice,	Wieland = Wyland,
Ried = Reed,	Wilhelm = Williams,
Riese = Rees und Reese,	Zimmermann = Simmer-
Römer = Romer,	man und Carpenter.

Die Deutschen Vereine in den Ostseeprovinzen.

Die seit dem Jahre 1906 bestehenden baltischen Deutschen Vereine pflegen außer ihren eingehenden Jahresberichten einen wohlfeilen, hübsch ausgestatteten illustrierten „Kalender der Deutschen Vereine in Liv-, Est- und Kurland“ herauszugeben, welcher außer anderen für die deutschbaltischen Leser interessanten Dingen zugleich über den Bestand und die hochbedeutende Wirksamkeit dieser Vereine in gedrängter Übersichtlichkeit orientierende Angaben bietet (Verlag von Jonck u. Poliewsky, Riga). Hier mag in Kürze über den „fünften Jahrgang“ des Kalenders fürs Jahr 1911 berichtet werden, der 136 Textseiten in Quartformat umfaßt. Auf dem mit einem bezeichnenden kolorierten Bilde geschmückten Deckel sind die Abzeichen der drei Vereine wiedergegeben: sie alle tragen auf einem dreieckigen Schild das schwarze Kreuz des alten Deutschen Ordens auf weißem Grunde (dem Deutschen Orden haben die Ostseeprovinzen bekanntlich bis zum Jahre 1561 bzw. 1562 angehört); nur das Abzeichen des Estländischen Deutschen Vereins führt in der Mitte noch das Provinzialwappen (drei übereinander gestellte Löwen). Auf einer der ersten Seiten finden sich unter der Aufschrift „Was wir baltischen Deutschen merken sollen!“ zehn hübsche Mahnworte, auf deren Wiedergabe hier verzichtet werden muß. Auf das eigentliche Calendarium und andere Angaben, die für das alltägliche Leben von Wichtigkeit sind, folgen mancherlei Gedichte und prosaische Sachen, alle baltischer Provenienz, unter den Gedichten zuerst das „Heimatlied“ von Chr. v. Mickwitz, dann kurze poetische Beiträge von Hugo Salus, Anna Grossing-Bach, C. Walter, Alex. Frhr v. Mengden. Von den prosaischen Stücken ist vor allem zu nennen die Rede Bernh. A. Hollanders, „Peter der Große und Livland“, gehalten am 22. Mai 1910 auf dem Festakt der Schulen des Deutschen Vereins in Livland. Dr. Ernst Seraphim bietet unter dem Titel „Aus alten Zeiten“ einige interessante zeitgenössische Aufzeichnungen aus den Tagen Peters des Großen, H. Diedrichs nach bisher ungedruckten Berichten und Schriftstücken eine Schilderung „Wie Herzog Jacob die Nachfolge in den Fürstentümern Kurland und Semgallen von Polen erlangte und darauf als Herzog eingesetzt wurde“, Elsa Bernewitz eine baltische Erzählung „Frühlingswasser“, und der Abschnitt „Unsere Toten“ enthält Nachrufe auf Propst Heinr. Seefemann, den Kulturhistoriker Friedr. Amelung, den Journalisten Gustav Knefler, den Gymnasialdirektor Alfred Böttner und den Vorsitzenden der Rigaschen Ortsgruppe des Deutschen Vereins, Dr. Viktor Lieden. Sind den Nachrufen auf diese verdienten Verstorbenen ihre Porträts beigelegt, so bringt der Kalender auch viele andere interessante Abbildungen, u. a. solche zu einem kurzen Artikel über die alte „Herzogstadt“ Mitau. — Einige andere Sachen von untergeordneter Bedeutung mögen unerwähnt bleiben, um auf die Daten bezüglich der Deutschen Vereine ein wenig näher eingehen zu können. Der als Präsident des Verwaltungsrats des Deutschen Vereins in Livland angegebene Dr. jur. Fr. Baron Meyendorff, ein ausgezeichnete, vielverdienter patriotischer Mann, welcher 24 Jahre hindurch (1884–1908), so lange wie noch niemand vor ihm, das höchwichtige Amt eines livländi-

schen Landmarschalls bekleidet hat, ist im April 1911 gestorben. Der Verein zählt in den 19 Ortsgruppen im ganzen 19840 Mitglieder; von ihnen entfallen auf die Ortsgruppe Riga 13524, Dorpat 2711, Pernau 900 Mitglieder usw. In Riga werden unterhalten eine Mittelschule (die Albertschule mit einer Gymnasial- und Realabteilung und 364 Schülern) und drei Bürger- und Elementarschulen für Knaben und zum Teil für Mädchen mit 615 Lernenden; unterstützt werden eine Bürgerschule mit 201 und eine Elementarschule mit 153 Lernenden, ferner zwei private „Schulkurse“, und in einem ähnlichen Verhältnis steht die Zahl der unterhaltenen und unterstützten deutschen Schulen in den anderen Ortsgruppen (in der Ortsgruppe Hirschenhof, einer vor etwa 150 Jahren von der Regierung gegründeten deutschen Ackerbankolonie, hat erst im Juni 1911 eine deutsche Schule hergestellt werden können). Auf die vielen anderen neugeschaffenen Institute, wie Bibliotheken, Kefehallen, Schülerwerkstätten, Lehrlingsheime usw., kann hier nicht eingegangen werden, aber erwähnt sei, daß alle Deutschen Vereine in Mitau ein Deutsches Lehrerseminar unterhalten, wie übrigens in Dorpat ein privates Deutsches Lehrerinnenseminar besteht. — Der Deutsche Verein in Kurland zählt in 20 Ortsgruppen 7617 Mitglieder, unterhält 22 verschiedene Schulen für Knaben und Mädchen mit 870 Lernenden und unterstützt sieben andere Schulen mit 361 Lernenden. Wie für alle Vereine die Einnahmen und Ausgaben in dem vorstehenden „Kalender“ leider nicht mitgeteilt werden, fehlt für den Deutschen Verein in Estland speziell die Angabe über die Mitgliederzahl. In den 15 vom Verein unterhaltenen und unterstützten Schulen wurden im ganzen 1239 Knaben und Mädchen unterrichtet. — Zur Vervollständigung dieser auf das Schulwesen bezüglichen Daten mag noch darauf hingewiesen werden, daß es in den Ostseeprovinzen, deren sämtliche Schulen in den achtziger Jahren und zu Anfang der neunziger russifiziert worden sind, seit dem Jahre 1906 außer den hier erwähnten Schulen und den vier ritterschaftlichen Gymnasien zu Reval, Birkenruh (bei Wenden), Goldingen und Mitau (die dortige „Landesschule“ umfaßt eine Gymnasial- und eine Realabteilung) noch viele andere deutsche Privatschulen verschiedener Ordnung gibt, die teils aus eigenen Mitteln, teils durch Unterstützung der Ritterschaften, der Banken und einzelner Wohltäter bestehen. Summa den baltischen städtischen Kommunen Subventionen für deutsche Bildungszwecke gesetzlich untersagt sind, haben die Deutschen Vereine ihr Hauptaugenmerk gerade auf die Gründung und den Unterhalt von deutschen Schulen gerichtet, wie sie überdies alles zu fördern suchen, was überhaupt zur Erhaltung des Deutschtums beizutragen vermag!

Friedrich v. Kenßler in Petersburg.

Deutsche Ansiedler in Turkestan.

In der Nummer vom 6. Juli 1911 der „Nowoje Wremja“ in Petersburg war unter dem Titel „Die Wirtschaft (Chosainitschanje = Wirtschaft mit dem Nebensinne des Eigenmächtigen) der Deutschen in Turkestan“ ein P. Gurowski unterzeichneter, im üblichen Heftton

verfaßter Sturmartikel gegen die deutschen Ansiedler in Turkestan erschienen. Fürchterliches hätten sie verbrochen. Ihre Anzahl wachse andauernd, so daß sie schon längst die vom Gesetz des Jahres 1904 für Turkestan vorgeschriebene Höchstzahl der nichtrussischen Ansiedler überschritten hätten, dank dem bekannten deutschen Drang nach dem Osten. Übersiedler aus dem Samaraschen und Saratowschen Gouvernement hätten sich schon vor der offiziellen Vermessung des der Besiedlung zu erschließenden Gebiets Turkestans dort häuslich niedergelassen gegen den Spottpachtzins von einem Rubel für die Desjatine, hätten solide Bantzen errichtet und fühlten sich dort natürlich wohler als in ihrem „Vaterland“. Allein im Syr-Darja-Gebiet gäbe es offiziell 9 deutsche Siedlungen mit einem Areal von mehr als 20 000 Desjatinen Ackerland. Und dieses Land verpachten die schlimmen Deutschen gegen die halbe Ernte an die armen russischen Übersiedler, die sie zu Sklaven erniedrigen und deren Stellung sich bloß dann bessert, wenn sie Renegaten werden, d. h. zur Sekte der Stundisten übertreten und damit auch endgültig germanisiert werden. Russen gäbe es dort bloß 1,7 v. H., Deutsche dagegen 0,166 v. H. der Gesamtbevölkerung; letztere machen also schon fast ein Zehntel der russischen Bevölkerung aus. Und wenn das in diesem Tempo weiterginge, so würde Turkestan bald ein Teil Deutschlands werden, der von treuen Söhnen des „Vaterlandes“ besiedelt wäre. Wäre es nicht an der Zeit, die Deutschen daran zu erinnern, daß Turkestan einen Teil des russischen und nicht des deutschen Reiches bilde?

Gegen diese zum Teil wörtlich wiedergegebenen Angriffe wendet sich nun in der Nummer vom 13. August d. J. der Verweser des Ansiedlungswesens im Syr-Darja-Gebiet, Sacharow, und widerlegt sie in allen Punkten.

Bloß auf 9283 Desjatinen befänden sich 376 Gehöfte deutscher Ansiedler. Die Gemeinde Nikolaipolskoje im Aulieatinskischen Kreise (begr. 1882) bestehe aus vier Ansiedlungen und umfasse auf 2013 Desjatinen 95 Gehöfte, die Gemeinde Orlovskoje in demselben Kreise (begr. 1890) enthalte auf 1285 Desjatinen 46 Gehöfte, die Gemeinde Konstantinowskoje im Taschkentschen Kreise ist 1892 angelegt, auf 4911 Desjatinen fänden sich hier 123 Gehöfte, die Gemeinde Akdschar in demselben Kreise (gegründet 1911) umschließe 112 Gehöfte mit einem Areal von 1944 Desjatinen. Es wären also im Durchschnitt bloß acht deutsche Familien im Jahre untergebracht worden, während in derselben Zeit, d. h. in den 45 Jahren russischer Herrschaft, in Turkestan 11 000 russische Gehöfte entstanden seien. Auch hätte man den Deutschen Land angewiesen, nachdem man sich von ihrer Zuverlässigkeit, Arbeitsfähigkeit und Ergebenheit, was die russischen Staatsinteressen anbelange, überzeugt hätte. Sie stammen aus den im 18. Jahrhundert begründeten Wolgakolonien, hätten sich als vollkommen nüchtern und zur Landarbeit fähig erwiesen, wären durchaus loyal, lehrten ihren Kindern die russische Sprache, hätten Militärdienst geleistet, es ließe sich also nichts gegen sie einwenden. Sie jetzt von ihren Sitzen vertreiben, hieße sie dem Elend preisgeben. S. M. der Kaiser habe auf den alleruntertänigsten Bericht des Hauptverwesers des Ansiedlungswesens hin, dem sich der Generalgouverneur von Turkestan angeschlossen hätte, gestattet, die Deutschen auf ihren Sitzen zu lassen.

Außerdem gäbe es noch drei kleinere Ansiedlungen, die aus 5 Gehöften auf 419 Dehjatinen beständen. Sie hätten sich auf Grund zeitweiliger Abmachungen mit den Kirgisen niedergelassen; es wäre nicht die Absicht der Ansiedlerverwaltung, diese Deutschen sich dauernd ansiedeln zu lassen (sie würden also mit anderen Worten wie die Deutschen im Westen des europäischen Rußlands demnächst von Haus und Hof vertrieben werden).

Im Gebiet von Fergan und Samarkand gäbe es

überhaupt keine deutschen Ansiedler. Auch wäre die Ansiedlung Kaufmannsfoje (nach dem bekannten russischen General, dem Eroberer dieses Gebiets, benannt) ein russische Siedlung und keine deutsche, wie Gurovski behauptet hatte.

Wieder einmal hat also das Sjuworinsche Blatt, seinem alten Grundsatz getreu, zum Kampfe gegen Windmühlen Sturm geblasen.

Dr. C. E. Gleye in Birkenruh.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Schleswig-Holstein. Die preussischen Dänen. Von Prof. Dr. Max Broesike. (Zeitschr. des Kgl. Preuss. Statist. Landesamts Berlin LI, 1911, S. 73–90, mit 27 graph. Darst.) (Siehe Tafel 20.)

Lehrreich für die Entwicklung des Deutschtums und seinen Kampf mit den Dänen. Eine oberflächliche Betrachtung der graphischen Darstellungen kann zu der Täuschung verleiten, als ob die Dänen stark zugenommen hätten. In einigen Kreisen der Provinz Schleswig-Holstein ist zwar die Zahl der Dänischsprechenden stark gewachsen, es handelt sich aber um kleine Zahlen; die Zunahme z. B. im Kreise Eiderstedt zwischen 1900 und 1905 um 104 v. H. beschränkt sich auf 68 Personen (65 und 133). Von Wichtigkeit ist nur das Verhältnis in Nordschleswig (das übrige Preußen zählt wenige Dänen), und hier ist die Zunahme der D. größer als die der Dänen. 1890, 1900, 1905 waren D. im Kreise Hadersleben 11,40, 15,49, 17,98 v. H., im Kreise Apenrade 16,68, 20,87, 25,65 v. H., im Kreise Sonderburg 13,46, 16,44, 20,00 v. H., im Kreise Tondern 26,83, 30,86, 34,41 v. H. An Kopfszahl haben die Dänen in Tondern stetig abgenommen, in Hadersleben und Sonderburg zwischen 1890 und 1900, sind dann aber wieder etwas gestiegen, in Apenrade zeigen sie langsame Zunahme; das Wachstum der D. ist indes regelmäßig größer. Am wenigsten Fuß faßt das D. auf dem Lande, wo eine ganze Reihe Dörfer höchst geringe Zunahme, zum Teil Abnahme zeigt. Im ganzen zählten 1905 jene vier Kreise 44 691 D. und 123 911 Dänen. Von den anderen Kreisen haben nur Stadt- und Landkreis Flensburg einen nennenswerten Bruchteil Dänen, 6,55 und 5,54 v. H. bzw. 3576 und 2559 Köpfe. Interessant ist der größere Kinderreichtum der d. Familien: 1900 waren 131,4 v. T. unter 5 Jahren, 246,6 v. T. unter 10 Jahren, 351,8 v. T. unter 15 Jahren, bei den Dänen 110,5, 207, 297,4 v. T. Dementsprechend sind die Zahlen der mehr als fünfzigjährigen bei den Dänen höher. Die Zahl der dänischen Staatsangehörigen ging von 1885 bis 1900 bei jeder Zählung zurück, in der Provinz von 29 016 auf 19 159, betrug 1905 aber wieder 19 814. Die Zählung von 1910 wird ein anderes Ergebnis bringen, da durch den Vertrag mit Dänemark vom Januar 1907 viele „Optanten“, die 1905 als Dänen galten, in den preussischen Untertanenverband aufgenommen sind. Nach der sozialen Stellung sind verhältnismäßig viele Dänen selbstständig, ein Zeichen für ihre gute wirtschaftliche Lage.

Wesloe.

Prof. Dr. Reimer Hansen.

Westpreußen und Posen. 25 Jahre Ansiedlung. Zum 25. Jahrestag der Königl. Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen 1886–1911. Herausgegeben von Dr. Georg Minde-Ponnet. 4^o, 56 S. Lissa i. P. 1911, Oskar Enlig. (S. Tafel 17 n. 18.)

Die Schrift, ein Sonderabdruck aus den Monatsblättern für Heimatkunde „Aus dem Posener Land“, enthält eine Reihe wertvoller Abhandlungen über das Ansiedlungswerk in den Ostmarken von sachkundiger Hand. Die Entwicklung des Ansiedlungsgedankens bis zu dem Gesetz vom 26. April 1886 behandelt G. v. Heyer. Ein zutreffendes Bild der Ansiedlungsarbeit der letzten 25 Jahre gibt H. v. Both. Die Zahl der neugegründeten d. Dörfer beträgt 295, davon 218 in Posen, 77 in Westpreußen. Fertig besiedelt hatten noch 50 Ansiedlungsgüter der Umwandlung in Landgemeinden. Wo sich neue Gemeinden nicht bilden ließen, ist stets der Anschluß an alte mehr oder minder d. Dörfer und Städte gesucht worden. In 500 Dörfern und 40 Städten ist so durch Eingemeindung aufgeteilter Gutsbezirke das Deutschtum gekräftigt worden. Von den 19 000 Familien, die bisher angesiedelt worden sind, entfallen rund 15 000 auf Posen und 6000 auf Westpreußen. Der Zuwachs hat in den letzten Jahren durchschnittlich 1500 Familien betragen. Da etwa drei Viertel der Ansiedler von außerhalb kamen, ist der reine Zuwachs auf mehr als 14 000, für die Provinz Posen allein auf 10 000 Familien mit 60 000 Köpfen, zu veranschlagen. Recht anziehend geschrieben ist die dritte Abhandlung von P. Fischer „Landschaftsbild und Ansiedlung“. Die „Wirtschaftsstatistik“ einer Ansiedlung von G. v. Heyer liefert den Nachweis, daß die Umwandlung eines großen Guts in ein d. Bauerndorf in jeder Beziehung ein bedeutender wirtschaftlicher Fortschritt und ein Segen für das Deutschtum ist. Besonders fesselnd ist O. Noack's Schilderung „Aus dem Leben der Ansiedler“. Es werden die Verhältnisse verschiedener neuer Ansiedlungen (z. B. von Alswede, Lettberg, Wagenau, Schlehen, Schellingen und Korntal) eingehend erörtert, auch über die d. Rückwanderer, die aus Rußland und Galizien kamen, wird ausführlich berichtet. Kleinere Aufsätze sind dem Neubau der Ansiedlungskommission in Posen und der Landflucht und Grundbesitzverteilung gewidmet. Die beigegebenen Bilder stellen Kirchen, Schulen und Gehöfte einzelner Ansiedlungen sowie die Kaiserpfalz in Posen dar.

Werdau i. S.

Prof. Dr. Moritz Gehre.

Neuerscheinungen auf deutschkundlichem Gebiet.

(* = Abbildungen, † = Karte.)

Allgemeines.

- Förstmann, E.:** Altdritisches Namenbuch. II. Bd.: Ortsnamen. 3. Aufl. von H. Jellinghaus. Bonn, P. Hanstein. 1. Kief. 5 M.
- Frank, M.:** Mathäus von Metau (Bischof von Worms 1405–10). Sein Leben, Charakter und seine Schriften zur Kirchenreform. 89, 135 S. Diss. Greifswald 1910.
- Freija, S.:** Die Deutschen und der Osten. (Die Zeitschrift, 14. Jan. 1911. Hamburg, Janssen.)
- Kaindl, R. S.:** Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. III. Bd.: Geschichte der Deutschen in Galizien, Ungarn, der Bukowina und Rumänien seit etwa 1770 bis zur Gegenwart. XIX, 497 S. Gotha 1911. S. A. Perthes. 12 M.
- Schönfeld, M.:** Wörterbuch der algermanischen Personen- und Völkernamen. XXXV, 509 S. Heidelberg, C. Winter. 8 M.

Deutsche Vor- und Frühzeit.

- Blume, E.:** Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit (Kap. I–IV). 64 S. mit 69 Abb. Diss. Berlin 1910.
- Boenigk, O. v.:** Die Grenzen der Kelten und Germanen in der La Tène-Zeit. (Beiträge z. Gesch., Landes- u. Volkskunde d. Altmark II, Heft 6, Stendal.)
- Deutsches Gesellschaft für Vorgeschichte,** Bericht über die erste Hauptversammlung der ~ zu Hannover, 6–9. Aug. 1909. (1. Erg.-Bd. zu Mannus.) 89, 106 S.*. Würzburg 1910. C. Rabigsch. 4 M.
- Howorth, H.:** The Germans of Caesar. (English Historical Review XXIII u. XXIV.)
- Pfeilschifter, G.:** Die Germanen im römischen Reich. Theoderich der Große. 89, VIII u. 137 S.*. Mainz 1910. Kirchheim u. Ko. Geb. 4 M.
- Schulz, B.:** Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna und seine Stellung in der Architekturgeschichte. (Darstellungen früh- u. vorge-schichtl. Kultur, Kunst- u. Völkentwicklung, herausg. von G. Kossinna, Heft 3.) Gr.-89, 34 S.*. Würzburg 1911. C. Rabigsch. 2.20 M.
- Wolff, K. S.:** Die Germanen als Begründer der europäischen Kultur. Mit Vorwort von Prof. Dr. G. Kossinna und Anmerkungen von Prof. Dr. Fr. Hommel. 89, 24 S. 1911. 50. 1 M.

Österreich.

- Deutsches Jahrbuch für Schlesien und Mähren 1911.** 89, 279 S.*. Stadt Olbersdorf (Öherr.-Schlesien). E. Richter. 1 Kr.
- Kaindl, R. S.:** Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts in Galizien IX–XII. (Aus: Archiv f. öherr. Gesch.) 185 S. Wien 1910. A. Hölder. 4 M.
- Kewick, St.:** Lembergs Stapelrecht. (Studien zur Geschichte des Handels in Polen I.) Lemberg, H. Altenberg. 3 M.
- Sokolowski, E. v.:** Krafau im 14. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des Magdeburger Rechts in Polen. 81 S. Diss. Marburg 1910.
- Uchinkel, H.:** Grammatik der Gottscheer Mundart. Gr.-89, XVI u. 320 S.*. Halle a. S., Niemeyer. 8 M.
- Wörndle, H. v.:** Zwei Schützenhauptleute aus dem deutschen Eischland: Josef Vigil Schweiggl von Kusatzsch und Josef Peteffi von Meran. 2. Aufl. IV u. 80 S.*. Innsbruck 1911. Vereinsbuchhandlung. 60 Pf.
- Zycha, J.:** Prag. Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte Böhmens im Beginn der Kolonisationszeit. (Mitt. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XLIX, Heft 3.)

Niederlande u. Belgien.

- Vahr, K.:** Handel und Verkehr der deutschen Hanse in Flandern während des 14. Jahrhunderts. 89, XI u. 176 S. Leipzig, Duncker u. Humblot. 5 M.
- Coopman, Th., u. J. Broekaert:** Bibliographie van den Vlaamschen Taalstrijd. VII. Doel: 1874–78, VIII. Doel: 1879–82. Herausg. v. d. Kon. Vlaamse Academie voor Taal- en Letterkunde. Gent 1909 u. 1910. [A. Siffer].
- Häpke, R.:** Der deutsche Kaufmann in den Niederlanden. (Pflanzblätter d. Hanfschen Gesch.-Vereins 1911.) 89, 66 S., 2 Tafeln. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1 M.
- Jahrbuch des Deutschen Vereins zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien.** Herausg. vom Vereinsvorstand. 89, 112 S. Arel 1910. 1.60 M.
- Lemonon, E.:** Le mouvement flamant. (Questions diplom. et colon., 16. Juni 1911.)

Frankreich.

- Behrens, D.:** Beiträge zur französischen Wortgeschichte und Grammatik. Studien und Kritiken [bezt. Einschlüsse der hoch- und niederdeutschen Elemente im französischen Wortschatz]. 89, IX u. 500 S. Halle a. S. 1910. Niemeyer. 12 M.
- Conrad, A.:** Die deutsche evangelische Kirche zu Bordeaux. (Deutsch-Evangelisch im Ausland X, Heft 4.)
- Köpf, W.:** Beiträge zur Geschichte der Messen in Lyon mit besonderer Berücksichtigung des Anteils der oberdeutschen Städte im 16. Jahrhundert. 115 S. Diss. Leipzig 1910.
- Schult, E.:** Die Germanisierung der Sorbonne? (Allgem. Stg. CXII, Nr. 19, München.)

Pyrenäenhalbinsel.

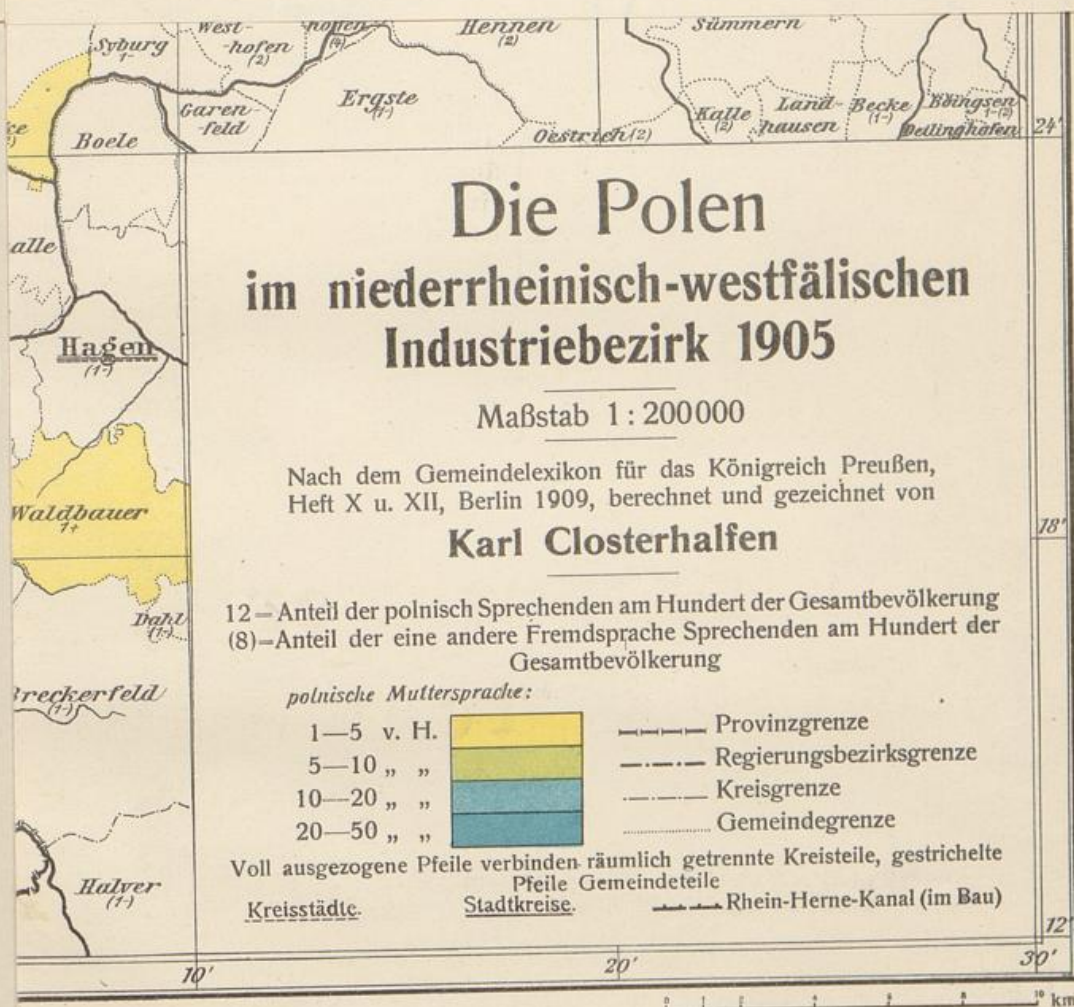
- Albrecht, W.:** Die Entwicklung des deutschen evangelischen Lebens in Madrid. (Deutsch-Evangelisch IX, Heft 10.)
- Haeckler, K.:** Zur ältesten Geschichte des Buchdrucks in Spanien. Nachträge zur Bibliografia Iberica. (Zentralbl. f. Bibliothekswesen XXVI, Heft 4. Leipzig, Harrassowitz.)
- Hinojosa, E. de:** Das germanische Element im spanischen Recht. (S. A.: Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch. 1910.) 79 S. Weimar, Böhlau Nachf. 1.80 M.
- Kurth, S.:** Der Anteil niederdeutscher Kreuzfahrer an den Kämpfen der Portugiesen gegen die Mauren. (Mitt. d. Instituts f. öherr. Gesch.-forschung, Erg.-Bd. VIII, 1909.)
- Lang, K.:** Die baskischen Truppen in Spanien in den Jahren 1808 bis 1814. (Progr. Gymn. Karlsruhe 1909/10, auch im Beiheft 4 von 1911 zum Mit.-Wochenbl.)
- Leonhard, R.:** Die deutschen Siedlungen in der Sierra Morena. (In: Agrarpolitik und Agrarreform in Spanien unter Karl III., S. 284 bis 295.) Berlin u. München 1909, J. Schönlager.

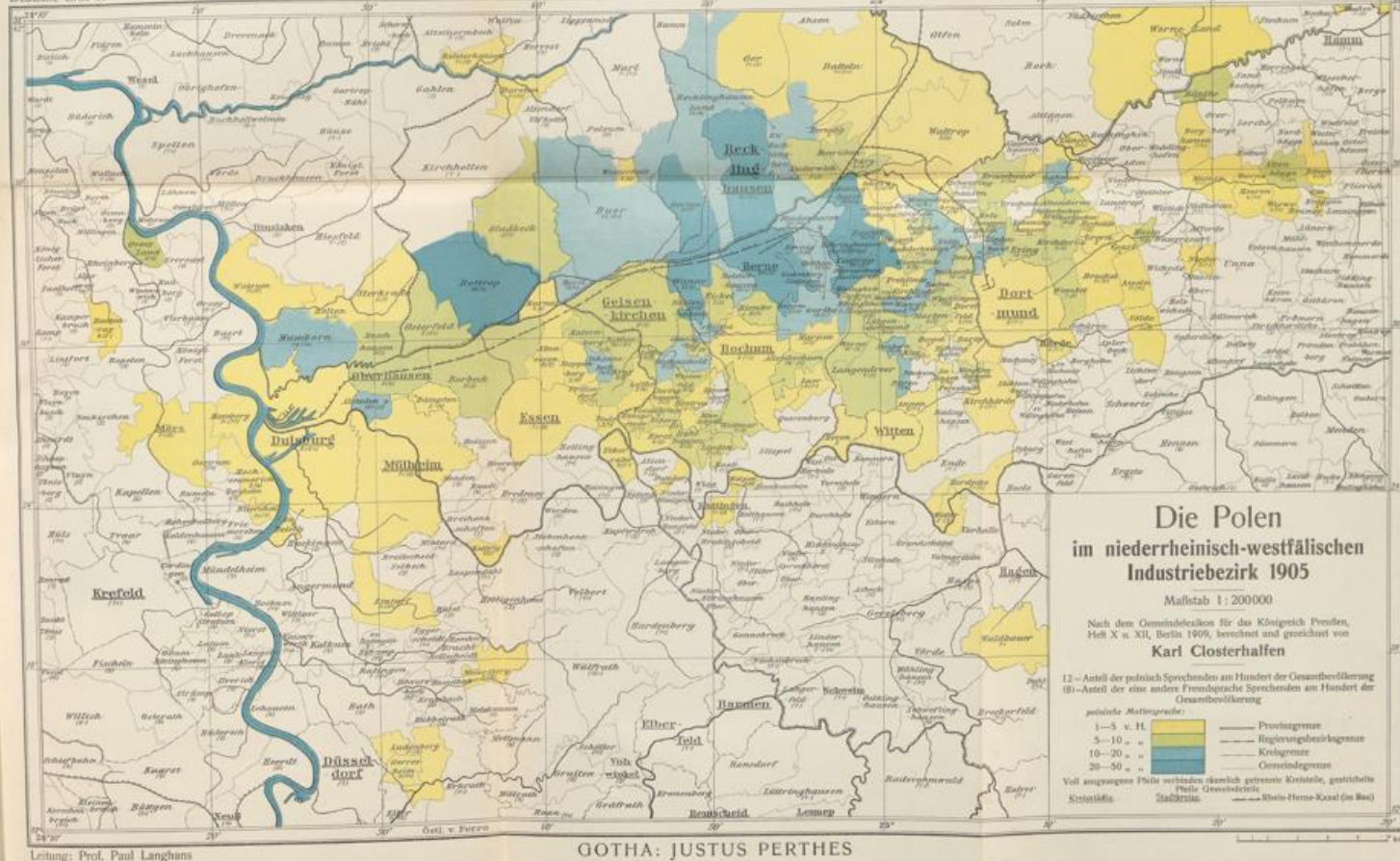
Ostseeprovinzen.

- Valtischer Kalender 1911.** Herausg. von der Buch- und Kunsthandlung E. Bruhns in Riga. (Darin: Aus altläändischer Vorzeit. Von K. v. Edwits of Menar.) 89, 24 S.*. 50 Kop.
- Valtisches Jahrbuch VII, 1911.** Gr.-89, 257 S.* (mit wertvollem Adressenverzeichnis von Behörden, Vereinen und Privatpersonen). Riga, Alex. Groff.
- Eisenhardt, A.:** Der Kleingrundbesitz des Kreises Dorpat. 114 S.*. Diss. Königsberg 1910.
- Estland, Bericht des Vorstandes über das fünfte Geschäftsjahr des Deutschen Vereins in ~ 1909/10.** 89, 72 S. Reval 1910.
- Grey, J.:** Aus der Geschichte der Universitätskirche zu Dorpat. Dorpat, J. G. Krüger. 1.20 M.
- Girgensohn, J.:** Die Stadt Dortmund vor dem Gericht der Kolonialstadt Reval. (Dortmundisches Magazin 1909, Nr. 9/10.)
- Capja, O.:** Geschautes und Erlauchtes. Allerhand Rigisches aus der Spottvogelperspektive. 89, 112 S. Riga, Hansverlag.
- Est- und Kurland, Kalender der Deutschen Vereine in ~ auf das Jahr 1911.** 5. Jg., 49, 136 S.*. (Enthält u. a.: B. Hollander, Peter der Große und Kurland. — E. Seraphim, Aus alten Zeiten. — Totengedächtnis für 1910. — Gliederung der deutschen Vereine.) Riga, Jond u. Poliewsky.
- Mettig, E.:** Illustrierter Führer durch Riga mit Umgebung und Rund. 7. Aufl. 89, 165 S.*. Riga, Jond u. Poliewsky.
- Reval, Illustrierter Führer durch ~ und seine Umgebungen.** 4. Aufl. 89, 172 S.*. Reval 1911, Kluge u. Ströhm.
- Riga, Führer durch die Sammlungen der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands in ~.** 6. Aufl. 89, 64 S.*. Riga 1911. 50 Kop.

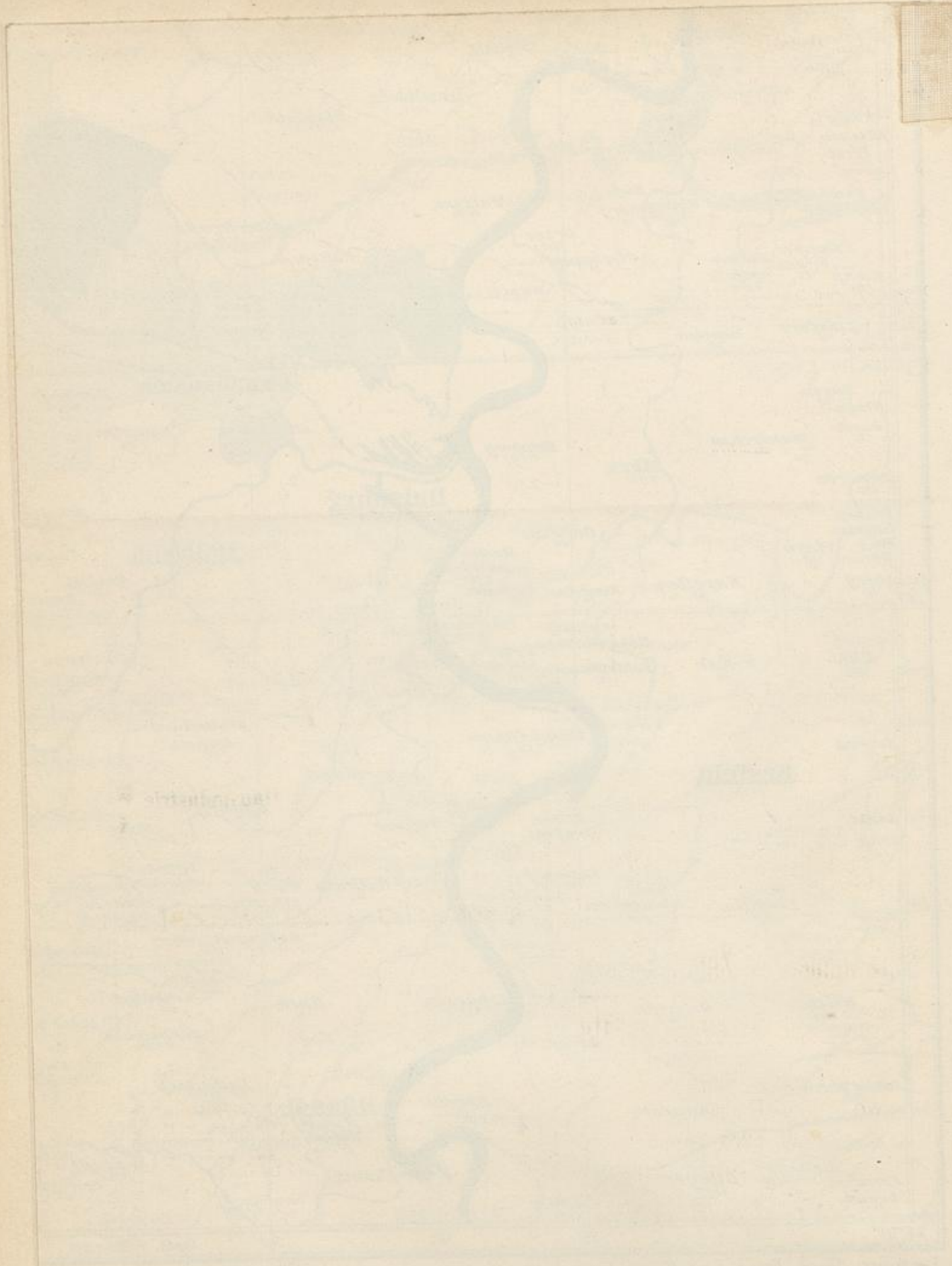
Afrika.

- Sehnsfeld, J.:** Der deutsche Dorfprediger im Kaffernland und seine Predigt. (Deutsch-Evangelisch im Ausland X, Heft 1 u. 2.) —: Unsere Landsleute im Kaffernland. (Daheim XLVI, Nr. 1.)
- Gertzenhauer, M.:** Die niederdeutsche Frage in Südafrika. (Die deutschen Kolonien X, 1911, Nr. 1.)
- Görres, Fr.:** Die vermeintliche germanische (vandallische) Abstammung einer überaus zahlreichen nordafrikanischen Bevölkerung, zumal in Marokko, am Rif und auf den Kanarischen Inseln. (Histor. Jahrb. d. Görresgesellschaft XXXII, 1911, Heft 2.)
- Muchau, H.:** Die vorgegeschichtlichen Beziehungen Nordafrikas zu Europa und den nordisch-germanischen Völkern. (Zeitschr. f. Kolonialpolitik 1911, Heft 3.)
- Nickel, J.:** Gefährdetes Deutschland in Südwestafrika. (Die deutschen Kolonien X, 1911, Nr. 4.)





Leitung: Prof. Paul Langhans



Rudolf v. Wittenburg †.

Am 14. Mai dieses Jahres hat in Grunewald bei Berlin ein Mann die Augen zur ewigen Ruhe geschlossen, der sich in stiller, rastloser Arbeit an hervorragender Stelle unvergängliche Verdienste um die Förderung des Deutschtums erworben hat.

Rudolf v. Wittenburg, in den Jahren 1891—1903 Präsident der Kgl. Preuß. Ansiedlungskommission für die Provinzen Westpreußen und Posen, war am 17. Juni 1842 zu Schlogwitz in Oberschlesien geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Breslau besucht, studierte er in Heidelberg, Berlin und Breslau Naturwissenschaften und promovierte 1863 zum Doktor der Philosophie. Die Feldzüge von 1866 und 1870/71 fanden ihn als Offizier beim 6. Husarenregiment. Nach Beendigung des ersten Feldzuges übernahm er das väterliche Gut Schlogwitz und wurde 1872 auf Vorschlag der Ritterschaft seines Heimatkreises Neustadt i. O.-S. zu dessen Landrat ernannt. Hier ward ihm infolge seiner Bemühungen um die wirtschaftliche Förderung des Bauernstandes der Ehrenname des „Bauernlandrats“, und als sein damaliger Regierungspräsident Graf Jeditz-Trübschler 1886 neben dem Posener Oberpräsidium die Leitung der neugegründeten Ansiedlungskommission übernahm, zog er alsbald Dr. v. Wittenburg nach sich, um dessen Fähigkeiten und Neigungen dem großen nationalen Werke dienstbar zu machen. So wurde Wittenburg der Schöpfer der neuen preussischen Kolonisation, um im Jahre 1891,

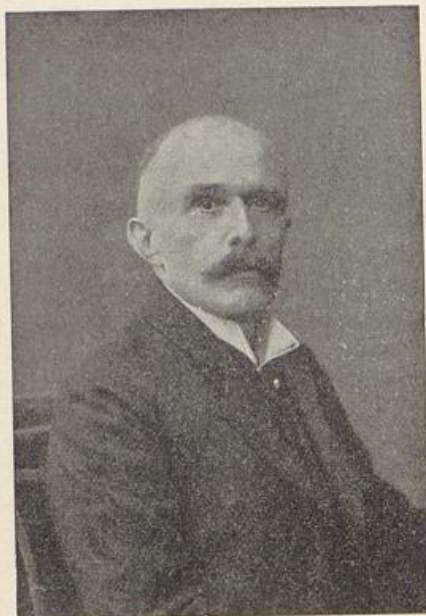


Abb. 9.

als v. Jeditz den Posener Oberpräsidentenstuhl mit dem Sessel des Kultusministers vertauschte, selbständig an die Spitze der Ansiedlungskommission zu treten, deren dauernd wachsende Geschäfte die Lösung der Personalunion mit dem Oberpräsidium erheischten. In den nun folgenden zwölf Jahren seiner Präsidentschaft hat Wittenburg das fünf Jahre vorher begonnene Werk weiter ausgebaut und durch mancherlei Anfechtungen zu einem Erfolg geführt, über dessen Echtheit und Dauer die sachverständigen Urteile im Augenblick seines Ablebens nicht mehr auseinandergehen.

Auf die hierbei angewandte Kolonisationspraxis auch nur andeutungsweise näher einzugehen, ist hier kein Raum. Wittenburg war Wirtschaftspolitiker, durch wirtschaftliche Festigung seiner Ansiedler mittelbar nationale Erfolge zu erwirken sein Ziel. Das scheint uns heute, wo wir die nationalen Kämpfe überall auf wirtschaftlichem Gebiet entbrannt sehen, natürlich. Und da der nationale Rahmen gegeben war, so hätte es mehr als eines so entschlossenen Kleinkolonisators und Freundes des Bauernstandes an seiner Stelle vielleicht auch gar nicht bedurft. Wittenburg war aber auch gleichzeitig Nationalpolitiker; mit tiefstem nationalen Empfinden und innerster Überzeugung war er bei seinem Werke. Das äußerte sich nicht nur darin, wie sein ganzes Dichten und Denken in diesem aufging, sondern viel mehr noch, wie er mit offenem Blick beobachtete und bei seinem Handeln berücksichtigte, was jenseits der Grenzen seines Arbeitsfeldes im deutschen nationalen Leben

vorging. Er, der Oberschlesier, beobachtete lange, bevor die oberschlesische Polenfrage brennend wurde, die dortigen Verhältnisse, und keinen Bewerber von dort ließ er zur Ansiedlung zu, der nicht den Nachweis erbrachte, daß sein Weggang keine Lücke hinterließ, in die der Pole einrücken könnte. Daselbe galt von Masuren. Und lange, ehe der Strom der Deutschen aus Südrußland und Galizien die Bahn nach den Grenzen der alten deutschen Heimat zurückfand, geben die Akten der Ansiedlungskommission Aufschluß über die Gedanken, die Wittenburg über die Rückgewinnung dieser zerstreuten Volksgenossen als Grenzwächter gegen das Slawentum bewegt haben. Diese Rückwanderer sind bekanntlich der Gegenstand mancher Anfeindungen geworden; und gewiß lassen manche Umstände sie nicht immer als einen unbedingt willkommenen Zuwachs erscheinen. Wittenburg verkannte diese Bedenken nicht, stellte aber die Tatsache der deutschen Volkszugehörigkeit über alle. „Sie sind Blut von meinem Blute,“ pflegte er zu sagen, „und deshalb stehen sie meinem Herzen nahe.“ Wer sich aber etwa aus den deutschösterreichischen Kronlanden meldete, der stieß auf föhle Ablehnung, da es nicht Sache der Ansiedlungskommission sein könne, ihn seinen heimatischen Volkspflichten zu entfremden.

Es mag sein, daß diese schlechthin „alldeutsche“ Auffassung in ihren letzten Folgerungen ihm nicht ursprünglich eigen war, sondern erst durch Einwirkung gleichgesinnter Mitarbeiter zur Entwicklung gebracht worden ist. Sein Verdienst daran, daß sie in seinem Wirkungskreis Geltung gewann, wird dadurch nicht geschmälert. Sein Herz schlug warm für Macht und Ansehen seines Volkes. Wenn er alltäglich mit einem oder mehreren seiner Jünger — es ist dies der richtige Ausdruck für die Mehrzahl seiner Mitarbeiter — spazieren ging, so drehte sich das Gespräch fast ausschließlich um Ziel und Wege des gemeinsamen großen Arbeitswerkes. Für Gedankenaustausch über andere politische Tagesfragen war er wenig zugänglich. Gern aber schweifte sein Sinn dann über die frühere deutsche Kolonisationsarbeit in polnischen Landen, zu den Wanderungen deutscher Pioniere allerorten und allerzeiten, und mit Wehmut gedachte er des im fremden Lande und zugunsten fremder Völker vergeudeten Germanentums bis hinauf zu den Zeiten der Westgoten und Wandalen.

Außerordentliche Anerkennungen sind Wittenburg für sein außerordentliches Wirken nicht zuteil geworden. Auszeichnungen und Rangerhöhungen hielten sich in dem Rahmen, den die Ordnung den Beamten seiner Rangklasse gesteckt hat. Er hat sie auch nicht vermifst. Für ihn galt das Wort Friedrich Wilhelms I. von der verfluchten Pflicht und Schuldigkeit, das er, wie er es selbst betätigte, auch nicht müde wurde seinen Mitarbeitern und den von ihm seßhaft gemachten Ansiedlern zuzurufen. Diese Lebensauffassung möchte hart erscheinen, wäre sie nicht gemildert worden durch einen guten Humor, der ein ganz besonders ausgeprägter Zug von ihm war. Seit dem Jahre 1900 begann ein katarrhalisch-asthmatisches Leiden ihn stärker zu quälen und nötigte ihn wiederholt, in der kälteren Jahreszeit den Süden aufzusuchen. Leider blieb ein erhoffter nachhaltigerer Erfolg aus, so daß er sich zu Beginn des Jahres 1903 veranlaßt sah, den Abschied zu nehmen.

Von Posen siedelte er nach Grunewald bei Berlin über; in einer Freundin aus Jugendzeit und Heimat fand er jetzt die Lebensgefährtin, die dem der Ruhe Ungewohnten das neue Heim zu behaglichem Ruhefifz gestaltete. Mit regem Interesse verfolgte er von dort aus die weitere Entwicklung der Ansiedlungskommission, häufig besucht von seinen früheren Mitarbeitern, denen er es angetan und mit denen er gern der Erinnerung an gemeinsame Schöpfungen lebte. Nun ist er dahingegangen, in Tagen, da sich alle Freunde einer starken Ostmarkenpolitik bang die Frage stellen, ob das von ihm begonnene Besiedlungswerk mit bisheriger Energie fortgesetzt werden wird oder nicht. Sein Werk verbürgt Ewigkeitsdauer. Aufgabe einer zielbewußten nationalen Politik wird es sein, so zu handeln, daß es nicht als Torso stehen bleibe, sondern weiter ausgebaut werde im Sinne seines ersten Baumeisters zu einem Tempel deutscher Herrlichkeit.

Dr. Max Loesener in Merseburg.

Adam Müller-Guttenbrunn.

Es ist nichts Seltenes, daß Neu- und Altland dem Mutterland gegenüber gebender Teil geworden. Das hat sich auch in unserer deutschen Geschichte wiederholt betätigt von Karl dem Großen ab, der von Westfranken aus alle deutschen Stämme in die Einheit hineingezwungen hat, bis zu der

von den einst den Slawen wieder abgerungenen Landen östlich der Elbe ausgegangenen Neuaufrichtung des Reiches.

Und so auch im Bereich der Künste, der Wissenschaften: was wäre zumal deutsche Kunst ohne die Ostmärker! Gerade die Zeit der Bedrängnis stählt ihre Kräfte und sie geben uns eben jetzt, was uns fehlte: wie Schönherr das religiöse Drama, so Adam Müller-Guttenbrunn den völkischen Roman. Ihm gebührt daher in dieser Zeitschrift auch ein Ehrenplatz. Zuerst war mir der Name begegnet in dem 1887 bei A. G. Liebeskind in Leipzig erschienenen „Trost und Trübsbüchlein der Deutschen in Österreich“, Zeitgedichte, gesammelt und herausgegeben von G. Pawlikowski und Adam Müller-Guttenbrunn, in dem Müller selbst nur durch seine flammenden Einleitungsworte vertreten war, das Deutschtum in Ungarn — von Siebenbürger Sachsen abgesehen — überhaupt nicht.

Was er geschrieben an Dramen: „Im Banne der Pflicht“, „Gräfin Judith“, „Irene“, „Haus Fourchambaults Ende“, „Streber und Komp.“, an Romanen und Novellen: „Frau Dornröschen“, „Die Dame in Weiß“, „Geseherte Liebe“, „Die Madjarin“, und insbesondere als Feuilletonist und Theaterschriftsteller: „Wien war eine Theaterstadt“, „Das Wiener Theaterleben“, „Das Rai-



Abb. 10.

mundtheater“, hatte ihm in Wien und Österreich überhaupt ja einen geachteten Schriftstellernamen verschafft, bei uns ist er wohl kaum über die literarischen Kreise hinausgedrungen. Mir waren auch seine „Deutschen Kulturbilder aus Ungarn“ (Heilbronn, E. Salzer) bis in die letzten Jahre entgangen, und mit „Ignotus“ war der Roman „Götterdämmerung“ zuerst gezeichnet gewesen, der mit einem Schlage das südungarische Deutschtum in das gesamte deutsche Schrifttum, in die große deutsche Lesewelt bis über die Meere einführte, mit dem, was nachfolgte, in einem wahren Siegeszug.

Wie ist das gekommen, daß der am 22. Oktober 1852 zu Guttenbrunn, einem deutschen Dorfe im Temescher Banat, geborene Bauernsohn, der in jungen Jahren schon nach Wien gekommen, schriftstellerisch schon seit bald vier Jahrzehnten sich betätigt — allerdings mit einer Unterbrechung durch eine beinahe zehnjährige Tätigkeit als Bühnenleiter —, auf einmal mit dem ebenso schnell aufgestiegenen Gestirn Karl Schönherr unter den ersten Größen unseres derzeitigen Schrifttums genannt werden kann, daß die neueren Werke des hoch in den fünfzigern stehenden Schriftstellers in Österreich-Ungarn nun in jedermanns Mund sind und im Deutschen Reich reißenden Absatz finden! Adam Müller hat sich auf dem Boden der Heimat zurückgefunden; die Liebe zu ihr, zu seinem durch die Madjarisierung bedrohten Volksstamm hat ihm die Feder geführt bei seinen neueren und neuesten Schriften — „seinen eigentlichen Lebensbüchern“, wie er sie selbst nennt — „Götterdämmerung“, „Der kleine Schwab“, „Die Glocken der Heimat“ und hat beinahe gleichzeitig uns die lebenswürdige Sammlung „Schwaben im Osten, ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn“, eingeleitet von Adam Müller-Guttenbrunn, verschafft, „ein bescheidener Blütenstrauß deutschen Geistes aus fernen Bezirken“, auch veranstaltet von ihm, um ein Zeugnis noch ungebrochener deutscher Volkskraft der Landsleute unten an der Donau dem Gesamtvolk zu geben. Sein fast

abenteuerlicher Bildungsweg führte über Temesvár, wo das Gymnasium plötzlich madjarisiert wurde, über Hermannstadt und Wien zu Heinrich Laube und in die deutsche Literatur (Vorwort zu den „Schwaben im Osten“); so danken wir den Siebenbürger Sachsen mit, daß den „Schwaben“ in Südungarn ein Sänger geworden, wie wir ihn auch für die anderen deutschen Auslandsstämme brauchten, von dem wir noch wertvolle völkische Gaben seiner Muße erhoffen dürfen und bereits Anregung auf mehrere seiner „Schwaben im Osten“ ausgehen sehen zu ähnlicher dichterischer Gestaltung heimatlicher Stoffe.

Dr. Wilhelm Groos in Karlsruhe.

Das deutsche Sprachgebiet in Südungarn.

Von

Dr. Richard v. Pfaundler in Wien.

(Mit zwei Sprachenkarten, siehe Tafel 6 und 21.)

I. Das deutsche Siedlungsgebiet am rechten Donauufer (Gespannschaften Tolnan, Baranya und Schimeg).

5. Die Gespannschaft Baranya.

(Fortsetzung.¹)

Der größere Teil des deutschen Siedlungsgebiets am rechten Donauufer entfällt auf die Gespannschaft Baranya, welche unter ihren Bewohnern so viel Deutsche zählt, wie nur wenig andere ungarische Gespannschaften.

Von den sieben Bezirken, in welche die Gespannschaft eingeteilt wird, liegen drei im Hügelland, und zwar Hegyhát am Nordabhang, Fünfkirchen und Pécsvár am Südabhang des Meßzelgebirges. Sie werden zum großen Teil von Deutschen bewohnt, die im Bezirk Pécsvár sehr stark überwiegen, im Bezirk Hegyhát den Madjaren an Zahl fast gleichkommen und auch in den gebirgigen Teilen des Bezirks Fünfkirchen zahlreich vertreten sind. Zwei Bezirke, Mohatsch und Baranyavár, liegen in der Donanebene. In diesen beiden Bezirken, der sog. „schwäbischen Türkei“, bilden die Deutschen neben Madjaren und Serbokroaten eine starke relative Mehrheit. Die beiden letzten Bezirke, Sisklos und Szentlőrincz, liegen in der Ebene, welche sich längs der Drau gegen die Gespannschaft Schimeg hin ausdehnt, und sind ganz überwiegend madjarisch. Außerdem liegt noch die Stadt Fünfkirchen, welche mit Municipalrecht ausgestattet ist, mitten im Gebiet der Gespannschaft.

Vom Flächeninhalt der Gespannschaft, welcher, einschließlich der Stadt Fünfkirchen, 5177 qkm umfaßt, entfallen rund 1675 qkm oder fast genau ein Drittel auf das Gebiet der Gemeinden mit absoluter oder relativer deutscher Mehrheit.

Die Zahl der Gemeinden beträgt — ohne die Stadt Fünfkirchen — 357. Hiervon sind 122, also über ein Drittel, zur Mehrheit deutsch, 24 zur Mehrheit serbokroatisch und der Rest von 211 überwiegend madjarisch.

Im Zusammenhang mit der Gespannschaft Baranya werden auch die in den südlichen Teilen der Schimeger Gespannschaft gelegenen deutschen Gemeinden besprochen werden. Es handelt sich dabei um zwölf Gemeinden, welche zum Teil mit dem deutschen Hauptgebiet zusammenhängen und sich auf die Bezirke Kaposvár, Szigetvár und Barcs verteilen. In den beiden im Rahmen dieses Aufsatzes nicht besprochenen westlichsten Bezirken der Schimeger Gespannschaft, Csurgó und Nagyatád, gibt es keine deutschen Siedlungen mehr, sondern nur ganz vereinzelte kleinere deutsche Minderheiten.

Das deutsche Sprachgebiet ist in der Baranya und in den südlichen Bezirken von Schimeg fast noch stärker mit fremden Minderheiten durchsetzt als weiter im Norden jenseits der Tolnauer Grenze. Von den 134 deutschen Gemeinden sind bloß 57, also nicht einmal die Hälfte, zu mehr als neun Zehnteln deutsch. Diese Gemeinden grenzen geschlossen an das rein deutsche Gebiet in der Tolnauer Gespannschaft an und setzen sich dann in einer oft unterbrochenen Reihe bis

¹) Den Anfang siehe Heft 2, S. 43—46; Heft 3/4, S. 68—76, Heft 5, S. 125—33.

nach Esseg fort. In 14 deutschen Gemeinden (darunter eine in der Schimeger Gespanschaft) bilden die Deutschen noch eine Vierfünftelmehrheit. Im ganzen sind also 71 Gemeinden überwiegend deutsch. In 57 Gemeinden (darunter 10 in der Schimeger Gespanschaft) bleibt die deutsche Mehrheit zwischen 50 und 80 v. H., in 6 Gemeinden (darunter eine in der Gespanschaft Schimeg) bilden die Deutschen nur relative Mehrheiten gegenüber Madjaren und Slawen.

Auch die madjarischen Gemeinden sind, soweit sie nicht dem geschlossenen rein madjarischen Gebiet der Bezirke Szentlőrincz, Siklós, Fünfkirchen und der Schimeger Gespanschaft angehören, zu einem großen Teile stark mit deutschen oder serbokroatischen Minderheiten gemischt. Weit aus am schwächsten aber ist die Stellung der nationalen Mehrheiten in den serbokroatischen Gemeinden, von welchen nur wenige überwiegend, d. i. zu mehr als vier Fünfteln, slawisch sind, während in vier Gemeinden (unter 24) die Mehrheit nur eine relative ist. Die auf der Karte verzeichneten serbokroatischen Gemeinden im Süden der Schimeger Gespanschaft gehören schon zum großen geschlossenen Sprachgebiet jenseits der Drau und werden in diesem Aufsatz nicht weiter berücksichtigt.

Das bunte Durcheinander der drei Nationalitäten hat zur Folge, daß eine ziemlich große Anzahl von Gemeinden dreisprachig ist. Nur in dem Gebietsteil nördlich des Meßekgebirges fehlen solche fast ganz, da dort nur mehr sehr wenig Serbokroaten gezählt wurden.

In manchen von Bergwerksarbeitern bewohnten Gemeinden bei Fünfkirchen spielen auch noch die Tschechen und Slowaken, in einigen anderen, meist madjarischen Orten die Zigeuner eine Rolle.

So erscheint der größte Teil des nicht rein madjarischen Gespanschaftsgebiets als ein großes deutsch-madjarisch-serbokroatisches, oder nördlich vom Meßekgebirge deutsch-madjarisches Mischgebiet ohne einheitlichen nationalen Charakter. Nichtsdestoweniger sind die Übergänge von der einen Gemeinde zur anderen oft sehr scharfe, da vielfach fast ungemischte, von verschiedenen Nationalitäten bewohnte Gemeinden aneinander grenzen¹⁾.

Unter der gesamten Zivil- und Militärbevölkerung der Gespanschaft Baranya, welche sich im Jahre 1900 auf 334 764 Köpfe belief, bilden die Madjaren mit 183 042 Köpfen oder 54,6 v. H. nur eine sehr knappe Mehrheit. Genau ein Drittel (111 051 Köpfe oder 33,2 v. H.) entfällt auf die Deutschen, der Rest fast ganz auf die Serbokroaten (37 355 Köpfe oder 11,2 v. H.). Ganz genau läßt sich deren Zahl jedoch nicht ermitteln, da die abgesondert gezählten Schokazen offenbar nur dort in der Spalte der „anderen“ Nationalitäten besonders hervorgehoben werden, wo sie in größerer Menge auftreten. Die Zahl der Serbokroaten dürfte im ganzen wohl kaum weit hinter 40 000 zurückbleiben.

Läßt man jedoch die überwiegend madjarische Stadt Fünfkirchen außer Betracht, so sinkt der madjarische Anteil auf 51,3 v. H., während jener der Deutschen bzw. Serbokroaten auf 35,5 bzw. 12,1 v. H. steigt.

In der folgenden Übersicht sind die Hauptergebnisse der Sprachenzählung vom Jahre 1900 nach Bezirken zusammengestellt.

Bezirke (Kgl. Freistadt)	Deutsche			Madjaren	Serbokroaten
	absolut	Gemeinden	in Verhältniszahlen (v. H.)		
Überwiegend deutsche Bezirke {					
Pécsváradi	25 285	26	69,8	25,7	4,4
Mohatsch	21 035	19	59,2	34,1	26,3
Baranyavár	19 810	21	42,6	33,5	22,7
Madjarisch-deutsche Bezirke {					
Hegyhat	21 789	32	48,4	50,3	0,2
Fünfkirchen	10 888	12	26,8	58,6	15,8
Madjarische Bezirke {					
Siklós	5 197	6	14,4	73,6	9,9
Szentlőrincz	2 150	6	5,7	92,7	0,3
Kgl. Freistadt Fünfkirchen	7 717	—	17,5	77,2	4,6

Es ergibt sich sonach, daß die Deutschen nur in einem Bezirk, dem Pécsvárader, eine absolute Siebenzehntelmehrheit bilden. Im Bezirk Hegyhát halten sich Deutsche und Madjaren fast die Wage. In zwei weiteren Bezirken, Mohatsch und Baranyavár, bilden die Deutschen relative Mehrheiten von vier Zehnteln gegenüber Madjaren und Serbokroaten. In den übrigen Bezirken,

¹⁾ Ein gutes Beispiel hierfür ist die rein deutsche Gemeinde Gyod südlich von Fünfkirchen in rein madjarischer Umgebung.

welche schon ganz oder teilweise im geschlossenen madjarischen Sprachgebiet liegen, gehören nur kleinere Minderheiten dem deutschen Volkstum an. Im fünfkirchener Bezirk beträgt diese Minderheit noch ein Viertel, im Sikkóer Bezirk nur ein Siebentel, im Bezirk Szentlőrincz nur mehr rund 6 v. H. Auch unter den Bürgern fünfkirchens bekennet sich fast ein Fünftel zur deutschen Muttersprache.

Die Madjaren bilden starke Mehrheiten in den Bezirken Szentlőrincz, Sikkó und in der Stadt fünfkirchen, schwächere in den Bezirken fünfkirchen und Hegyhát. Die Serbokroaten sind am zahlreichsten in der schwäbischen Türkei (Bezirke Mohács und Baranyavár) mit einem Fünftel bis zu einem Viertel vertreten und bilden überdies noch in den Bezirken fünfkirchen und Sikkó beachtenswerte Minderheiten. In der südlichen Schimeger Gespanschaft bilden die Deutschen im Bezirk Szigetvár eine Minderheit von 17 v. H., im Bezirk Barcs von 11 v. H. und im Bezirk Kaposvár von 7 v. H.

Die Deutschen der Gespanschaft Baranya bekennen sich in weitaus größerem Umfang zum römisch-katholischen Glauben als ihre Tolnauer Volksgenossen. Die Zahl der Römisch-Katholischen beträgt 90088 oder 87 v. H., die der Evangelischen Augsburgischen Bekenntnisses nur 11252 oder 11 v. H. Ein kleiner Rest verteilt sich auf Evangelische Helvetischen Bekenntnisses und Juden (1177). Die Baranyer Judenschaft hat sich schon lange fast ganz auf die Seite der Madjaren geschlagen; vier Fünftel der Juden bekannten sich im Jahre 1900 zur madjarischen Muttersprache.

In der Stadt fünfkirchen treten die Römisch-Katholischen unter den Deutschen noch stärker hervor als in der Gespanschaft: fast neun Zehntel der deutschen Stadtbewohner sind römisch-katholisch, 8 v. H. evangelisch (A. B. und H. B.), 3 v. H. jüdisch. Die Juden der Stadt wollen fast ausnahmslos als Madjaren gelten.

Die zur Mehrheit evangelischen deutschen Gemeinden ziehen sich in einer Gruppe längs der Tolnauer Gespanschaftsgrenze hin und schließen sich zum Teil an deutsch-evangelisches Tolnauer Gebiet an. Zur Mehrheit evangelisch sind die Deutschen von Nagyhajmás, Melenyes, Rácskővár, Bükal, Tófü, Nagyg, Tekes, Hidas und Jibrik. Vereinzelt liegt die deutsch-evangelische Gemeinde Borjád.

Die deutschen Ansiedlungen im Süden der Schimeger Gespanschaft sind fast durchweg römisch-katholisch.

Die Feststellung der Konfessionsangehörigkeit der einzelnen Nationalitäten nach Gemeinden begegnet bei dem wirren Durcheinander, welches in sprachlicher Beziehung in der Gespanschaft Baranya herrscht, besonderen Schwierigkeiten, und es ist wohl möglich, daß die evangelischen Bekenntnisse noch unter den Deutschen einiger anderer, nicht angeführter Gemeinden die Mehrheit für sich haben.

Die Juden haben sich in größerer Zahl außer in fünfkirchen noch in Mohács, Pécsvár, Sikkó, Szentlőrincz und in Mágocs angesiedelt.

Bezüglich der Verteilung der Nationalitäten auf die einzelnen Gemeinden muß auf die beigegebene Sprachenkarte verwiesen werden, die die verwickelten Ansiedlungsverhältnisse mit der überhaupt erreichbaren Übersichtlichkeit zur Darstellung bringt.

Die Bevölkerung der Gespanschaften Baranya und Schimeg ist ganz überwiegend, zu drei Vierteln, in der Landwirtschaft tätig. Daneben spielen auch noch in der Baranya der Bergbau (im Mészeggebirge) und das Kleingewerbe eine Rolle, während die Industrie im eigentlichen engeren Sinne sehr stark zurücktritt. Am reinsten tritt der landwirtschaftliche Charakter im madjarischen Sprachgebiet der Bezirke Sikkó und Szentlőrincz hervor, in welcher letzterem sogar vier Fünftel der Bevölkerung Landwirtschaft treiben. Verhältnismäßig am schwächsten hingegen ist die Landwirtschaft in den Bezirken Mohács und fünfkirchen vertreten. Der Anteil der industriell tätigen Bevölkerung ist in allen Bezirken äußerst gering und schwankt zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ v. H. Auch die Deutschen im Süden der Schimeger Gespanschaft sind ganz überwiegend Bauern.

In den Bezirken Hegyhát am Nordabhang und fünfkirchen sowie Pécsvár am Südabhang des Mészeggebirges werden ziemlich bedeutende Mengen von Kohle gefördert und eine ganze Reihe von Dörfern wird überwiegend oder teilweise von Bergarbeitern bewohnt. Auf der Nord-

seite erstreckt sich das Bergbauggebiet von Császtá über Komló bis Mánfa, auf der Südseite von Fünfkirchen, wo auch viele Bergleute wohnen, bis Hosszúhetény. Die Gemeinden Császtá, Szászvár, Komló, Budafa, Mánfa, Hosszúhetény werden zu einem Viertel bis zu zwei Fünfteln von Bergleuten und ihren Angehörigen bewohnt, in Szabolcs, Somogy und Vasas überwiegt dieser Berufszweig sogar unter der Gesamtbevölkerung. Einst verdankten viele blühende deutsche Ansiedlungen Ungarns ihren Aufschwung dem Bergbau und Zuzug deutscher Knappen (Zips!). Der Kohlenbergbau im Mészékgebirge scheint neben Deutschen und Madjaren vor allem slawische Arbeiter zu beschäftigen. Das beweisen die slowakischen Minderheiten in Fünfkirchen, Szabolcs und Vasas.

Hauptstütze der industriellen Tätigkeit sind, abgesehen von den Städten Fünfkirchen, Mohatsch und ihrer nächsten Umgebung, vor allem Pécsvár, Villány, Mágocs, Siskós, Szentlőrinc und die Gegend von Hercegszöllös bis Kiskőszeg.

Die Bevölkerung¹⁾ der Gespanschaft Baranya betrug im Jahre 1850 252 600 Köpfe und ist nur in schwacher Zunahme begriffen. Bis zum Jahre 1880 war sie auf rund 293 400 Köpfe angewachsen und betrug im Jahre 1890 322 300, zehn Jahre später 332 800. In diesen letzten zwanzig Jahren hat sie demnach nur um 13 v. H. zugenommen, während ganz Ungarn in der gleichen Periode einen Zuwachs von 21 v. H. aufwies. Die Hälfte des ganzen Zuwachses entfällt auf die Stadt Fünfkirchen.

Weitaus die schwächste Zunahme der Bevölkerung zeigt sich in den am reinsten agrarischen Bezirken Siskós und Szentlőrincz (5—7 v. H.), etwas stärker ist die Bevölkerung in den Bezirken Baranyavár und Hegyhát angewachsen (um 10 v. H.), am stärksten in den Bezirken Mohatsch und Fünfkirchen, wo die Entwicklung der Stadt Mohatsch und des Kohlenbergbaugebiets um Fünfkirchen ausschlaggebend war (14—15 v. H.).

Die Bevölkerung der Stadt Fünfkirchen hat sich seit dem Jahre 1880 um die Hälfte vermehrt. In mehr als einem Drittel der Gemeinden hat die Bevölkerung seit dem Jahre 1880 abgenommen. Darunter sind 32 deutsche Gemeinden. Die meisten rückläufigen Gemeinden liegen in den westlichen Bezirken, insbesondere am Nordabhang des Mészékgebirges, wo ganz besonders viele deutsche Gemeinden rückläufig sind, und in der Ebene an der Drau.

Der Bevölkerungszuwachs ist also vor allem den nördlichen und östlichen dreisprachigen Teilen der Gespanschaft zugute gekommen, während das deutsche Bergland und die madjarische Drauebene zurückgeblieben sind.

Die Ergebnisse der nationalen Bevölkerungsentwicklung der Baranya im 19. Jahrhundert sind nach bereits bekannten Quellen in der folgenden Übersicht zusammengestellt.

Die Nationalitäten der Gespanschaft Baranya²⁾.

Quelle und Berichtsjahr	Bevölkerung	Darunter in absoluten Zahlen				In Verhältniszahlen (v. H.)			
		Deutsche	Juden	Madjaren	Serbokroaten	Deutsche	Juden	Madjaren	Serbokr.
Aczady, 1720/21	4 105 (steuerpflichtige Haushaltungen)	183	—	2845	1074	4,5	—	69,2	26,1
Fényes, 1839—41	233 850	64 183	1796	128 952	38 659	27,4	0,8	55,1	16,7
Völkzählung 1850	252 580	82 700	3280	121 792	43 114	32,7	1,3	48,2	17,1
Sicker-Ezörny, 1857	258 350 (Einheimische)	85 824	—	124 008	47 103	33,2	—	48,0	18,2
Keleti, 1869	283 506	110 964	—	127 776	44 765	39,1	—	45,1	15,8
Völkzählungen	1880	295 414	101 172	—	153 067	34,5	—	52,2	11,4
	1890	322 285	112 896	—	168 376	35,0	—	52,2	11,3
	1900	332 771	110 490	—	181 845	33,2	—	54,6	11,2
Civil und Militär, 1900	331 761	111 051	—	185 012	35 555	33,2	—	54,6	11,2

Beim Vergleich der einzelnen Angaben fällt vor allem auf, daß die Angaben von Fényes die Zahl der Deutschen im Vergleich zur Völkzählung von 1850 auffallend klein, die der Madjaren auffallend groß erscheinen läßt, während bei Keleti gerade das Umgekehrte der Fall ist. Da die von Fényes angewendete Methode, auf die Nationalität der Gemeinden aus den Kirchensprachen

1) Nur Zivilbevölkerung.

2) Einschließlich Fünfkirchen.

zu schließen, die kleineren Minderheiten fast überall verschwinden läßt und die Deutschen in der Baranya ein bei weitem weniger geschlossenes Gebiet besitzen als die Madjaren, erscheint es leicht begreiflich, daß er nicht zu richtigen Ergebnissen gelangen konnte. Keleti wiederum versiel durch seine Methode, die Nationalitäten aus den Angaben über die Muttersprache der Schulkinder zu berechnen, in den entgegengesetzten Fehler, da die Deutschen bei weitem kinderreicher sind als die Madjaren.

Die Zahlen Acfádys beziehen sich auf die Zeit vor Beendigung der großen deutschen Ansiedlung und lassen die Gespanschaft als madjarisch-slawisches Land erscheinen.

Im übrigen läßt sich feststellen, daß der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung von 1850 bis 1900 im ganzen ziemlich unverändert geblieben ist (32,7 gegen 33,2 v. H.), wenn er auch nicht unbedeutende Schwankungen durchgemacht hat. Als besonders auffällig muß hervorgehoben werden, daß er bis zum Jahre 1890 gestiegen und erst in allerjüngster Zeit ziemlich stark gefallen ist.

Der Anteil der Madjaren ist wohl in stetigem Steigen begriffen, das nur in der Zeit von 1880 bis 1890 ausgesetzt hat. Hingegen haben die Serbokroaten ganz entschieden an Boden verloren, und zwar hauptsächlich zwischen 1857 und 1880. Die absolute Zahl der Deutschen ist seit 1850 bedeutend, die der Madjaren noch stärker gestiegen, die der Serbokroaten wesentlich zurückgegangen.

Bei den besprochenen Angaben ist die Bevölkerung der zu drei Vierteln madjarischsprechenden und sich immer noch mehr madjarisierenden Stadt Künffkirchen inbegriffen. Scheidet man jedoch diese Stadt aus, so ergeben sich für die drei Nationalitäten in den Jahren 1880, 1890 und 1900 folgende Hundertsätze: die Deutschen sind von 36,2 auf 36,9 v. H. gestiegen, dann auf 35,5 v. H. gesunken; die Madjaren sind von 49,9 auf 49,6 v. H. gesunken und dann auf 51,3 v. H. gestiegen; die Serbokroaten sind ununterbrochen zuerst von 12,6 auf 12,5 und dann auf 12,1 v. H. gesunken.

Aus dieser Zahlenreihe ergibt sich, daß die Verschiebungen im Besitzstand der drei Nationalitäten in den letzten Jahrzehnten äußerst unbedeutende waren. Würde man noch einige größere, überwiegend madjarische Orte, wie Mohatsch usw., ausschneiden, so würde der kleine Vorsprung, den die Madjaren hauptsächlich auf Kosten der Serbokroaten gewonnen haben, wohl gänzlich schwinden.

In diesem Zusammenhang sei auch noch kurz auf die Gespanschaft Schimeg hingewiesen. Ihr zersplittertes Deutschtum scheint in stetem Rückgang begriffen zu sein. Im Jahre 1850 wurden unter 226950 Einwohnern 18747 arische Deutsche (8,4 v. H.) gezählt. Bis zum Jahre 1880 stieg die Zahl der Deutschen (nun auch einschließlich der deutschsprechenden Juden, deren Zahl aber nicht bedeutend ist) auf 22889 oder 7,5 v. H. der Gesamtbevölkerung, die bis auf 307448 angewachsen war. Seither sind die Deutschen aber nicht nur verhältnismäßig, sondern auch absolut zurückgegangen. Ihre Zahl betrug im Jahre 1900 nur mehr 19996 unter 309205 Einwohnern oder 5,8 v. H. Inwiefern dieser Rückgang vielleicht auf irrige Zählungen zurückzuführen ist, wurde bereits in dem Tolnauer Abschnitt berührt.

In der ganzen Gespanschaft Baranya — mit Ausnahme der Stadt Künffkirchen — haben sich die Madjaren vom Jahre 1880 bis 1900 mit 13 v. H. am stärksten vermehrt; ihnen folgen die Deutschen mit einer Zunahme von 8 v. H., die jene der Serbokroaten noch um 2 v. H. übertrifft. In den einzelnen Bezirken ergeben sich aber die größten Verschiedenheiten, bald zugunsten der einen, bald zugunsten der anderen Nation. Der Hundertsatz der einzelnen Nationalitäten ist dabei allerdings weniger berührt worden, da vielfach gerade kleinere Minderheiten die Neigung zu einer besonders starken Vermehrung aufweisen, die aber wegen ihrer geringen absoluten Größe das Gesamtergebnis im Hundertsatz nur wenig berührt.

In den drei überwiegend deutschen Bezirken haben sich die Deutschen bedeutend schwächer vermehrt als die Madjaren. Da aber die Zahl der Serbokroaten zurückgegangen ist, so ist der deutsche Hundertsatz ziemlich unverändert geblieben. Im Bezirk Pécsvárád haben die Deutschen um 4 v. H., die Madjaren dreimal so stark zugenommen. Infolgedessen ist der Anteil der Deutschen von 70,6 v. H. im Jahre 1880 auf 69,8 v. H. im Jahre 1900 gesunken, jener der Madjaren von 24,1 auf 25,7 v. H. gestiegen. Die kleine serbokroatische Minderheit hat absolut fast um ein Zehntel

abgenommen und ihr Anteil ist von 5,1 auf 4,4 v. H. gesunken. Im Bezirk Mőhatsch haben die Madjaren infolge ihrer sprunghaften Vermehrung in der Stadt gleichen Namens um vier Zehntel zugenommen, die Deutschen nur um ein Zehntel, während die Zahl der Serbokroaten eine kleine Abnahme erfahren hat. Der Hundertsatz der Deutschen ist mit 39,2 im Jahre 1900 gegen 40,8 im Jahre 1880 so ziemlich auf gleicher Höhe geblieben, jener der Madjaren aber von 27,8 auf 34,1 gestiegen, während der serbokroatische Anteil von 30,7 auf 26,4 gesunken ist. Die Madjaren, deren Zahl im Jahre 1880 noch wesentlich geringer war als die der Serbokroaten, sind somit an die zweite Stelle gerückt und bedrohen auch schon die relative Mehrheit der Deutschen. Im Bezirk Baranyavár haben die Deutschen um 8 v. H., die Madjaren um 15 v. H., die Serbokroaten nur um 5 v. H. zugenommen. Die Vermehrungsverhältnisse in diesem Bezirk entsprechen fast ganz genau jenen, welche sich für die ganze Gespanschaft im Durchschnitt ergeben. Der Anteil der Deutschen ist mit 42,6 v. H. im Jahre 1900 gegen 42,8 v. H. im Jahre 1880 gleich geblieben, jener der Madjaren von 32,2 auf 33,5 v. H. gestiegen. Der Hundertsatz der Serbokroaten ist von 24,2 auf 22,8 gesunken.

Im Bezirk Hegyhát haben die Deutschen absolut ein wenig abgenommen, die Madjaren sehr stark (um 24 v. H.) zugenommen und infolgedessen die absolute Mehrheit erlangt, die den Deutschen auch noch im Jahre 1890 erhalten geblieben war. Der Anteil der Deutschen ist von 54,2 v. H. im Jahre 1880 auf 48,4 v. H. im Jahre 1900 gesunken, jener der Madjaren von 44,8 auf 50,3 v. H. gestiegen.

Im Bezirk Fünfkirchen weisen — wohl infolge der Einwanderung nicht ortsansässiger Arbeiter in das Kohlengebiet — Deutsche und insbesondere Serbokroaten eine wesentlich stärkere Vermehrung auf als die Madjaren. Die Zahl der Deutschen ist um ein Fünftel, die der Serbokroaten gar um volle drei Viertel gestiegen¹⁾. Die Madjaren sind mit einer Zunahme von 12 v. H. stark zurückgeblieben. Der Anteil der Deutschen ist demzufolge von 24,6 v. H. im Jahre 1880 auf 26,6 v. H. im Jahre 1900, jener der Serbokroaten von 9,1 auf 13,8 v. H. gestiegen. Die Madjaren sind nur von 59,9 auf 58,6 v. H. zurückgegangen, da die Zunahme der beiden anderen Nationalitäten sich eben nur auf kleinere verstreute Minderheiten bezog. Noch auffallender sind die Verhältnisse im überwiegend madjarischen Bezirk Sikkő, in dem überhaupt nur die kleine deutsche Minderheit eine starke Zunahme um ein volles Viertel aufweist. Die Zahl der Madjaren und Serbokroaten ist fast ganz unverändert geblieben. Infolgedessen ist der Anteil der Deutschen von 12,2 v. H. im Jahre 1880 auf 14,4 v. H. im Jahre 1900 gestiegen, jener der Madjaren von 76,8 auf 73,6 v. H. und jener der Serbokroaten von 10,4 auf 9,9 v. H. gesunken. Allzu große Bedeutung ist indessen der deutschen Zunahme, welche nur etwa 1000 Köpfe beträgt, nicht beizumessen. Im rein madjarischen Bezirk Szentlőrincz haben sich Deutsche und Madjaren fast gleich schwach (um 7 bzw. 5 v. H.) vermehrt. Der deutsche Hundertsatz ist mit 5,7 (gegen 5,8 im Jahre 1880) unverändert geblieben, jener der Madjaren ein wenig (von 93,1 auf 92,7) gesunken, da im Jahre 1900 mehr Zigeuner als selbständige Nationalität gezählt wurden.

Die Stadt Fünfkirchen ist eine der wenigen in Ungarn, in welcher trotz aller Schwierigkeiten die durch eine fortdauernde Einwanderung verstärkte deutsche Minderheit absolut gestiegen ist und auch ihre Bedeutung gegenüber den anderen Nationalitäten bewahrt hat. Im Jahre 1880 wurden gegen 5500, 1900 aber über 7200 Deutsche gezählt²⁾. Allerdings haben die Deutschen mit 37 v. H. keine so rasche Zunahme aufzuweisen wie die Madjaren mit 57 v. H. Der madjarische Anteil ist von 74,2 v. H. im Jahre 1880 auf 78,0 v. H. im Jahre 1900 gestiegen, jener der Deutschen mit 17,1 v. H. im Jahre 1900 gegen 18,3 v. H. im Jahre 1880 ziemlich unverändert geblieben.

Zu bedeutenderen Verschiebungen in den Sprachgrenzen ist es, soweit sich die Veränderungen in den einzelnen Gemeinden überhaupt zurückverfolgen lassen, auch in der Baranya und in den angrenzenden Teilen der Gespanschaft Schimeg nicht gekommen. Ein Vergleich mit der Karte des Freiherrn v. Czörnig sowie mit den Angaben seiner Zeitgenossen (Sicker, Hain,

1) Im Jahre 1880 wurde allerdings auch eine größere Zahl Angehöriger „anderer“ Nationalitäten gezählt, unter welchen sich vielleicht manche „Bosnier“ u. dgl. befunden haben mögen.

2) Alle hier über Fünfkirchen angeführten Zahlen beziehen sich nur auf die Zivilbevölkerung.

Böckh), die übrigens zumeist aus seinem Werke geschöpft haben, läßt höchstens ein allmähliches Zurückweichen der Serbokroaten in der schwäbischen Türkei erkennen — eine Erscheinung, die auch heute noch anhält¹⁾.

Die Verschiebungen im Kräfteverhältnis der drei Nationalitäten haben aber doch in einer kleinen Anzahl von Fällen zu Änderungen im nationalen Besitzstand geführt. Die Deutschen haben seit dem Jahre 1880 sieben Gemeinden an die Madjaren verloren, drei Gemeinden von diesen und zwei Gemeinden von den Serbokroaten gewonnen, schließen also mit einem Verlust von zwei Gemeinden ab. Die Madjaren haben von den Deutschen sieben, von den Serbokroaten eine Gemeinde gewonnen, hingegen drei Gemeinden an die Deutschen und zwei Gemeinden an die Serbokroaten verloren. Es verbleibt ihnen also ein Gewinn von drei Gemeinden. Bei den Serbokroaten steht einem Gewinn von zwei Gemeinden ein Verlust von drei Gemeinden gegenüber. Die einzelnen Fälle müssen jedoch einer kritischen Untersuchung unterzogen werden und erscheinen dann teilweise in einem wesentlich anderen Lichte.

Die deutschen Verluste gegenüber den Madjaren betreffen die Gemeinden Csikostöttös, Kapossekecső, Szentgyörgy und Felsőmindszent im Bezirk Hegyhát, Szellő und Szentkút bei Fünfkirchen und Almamellék in der Schimeger Gespanschaft. Die Verluste erscheinen darum besonders bedenklich, weil durch das Verschwinden der deutschen Mehrheiten aus Kapossekecső, Csikostöttös und Szentgyörgy die Verbindung der deutschen Hegyhäter Gemeinden mit dem Hauptgebiet, durch die Madjarisierung der Gemeinde Almamellék aber der Zusammenhang mit dem deutschen Gebiet südlich von Kaposvár unterbrochen wurde.

In den Gemeinden Csikostöttös und Kapossekecső sind die Deutschen seit 1880 an Zahl zurückgegangen, während die Madjaren ganz außerordentlich rasch gestiegen sind, sich in der zweiten Gemeinde sogar verdoppelt haben. Infolgedessen sind die deutschen Mehrheiten von sechs Zehnteln, die im Jahre 1880 bestanden, geschwunden und sind in Csikostöttös bis auf vier Zehntel, in Kapossekecső gar bis auf ein Drittel herabgesunken. Die Erklärung dürfte darin zu suchen sein, daß beide Orte in unmittelbarer Nachbarschaft des Eisenbahnkreuzungspunktes Dombóvár liegen und insbesondere seit der in den neunziger Jahren erfolgten Eröffnung der Strecke Dombóvár—Szentlőrinc in steigendem Maße von eingewanderten Bahnangestellten bewohnt werden, die in Ungarn fast überall zu den besten Stützen der Madjarisierung gehören. Mindere Bedeutung ist dem Verlust von Szentgyörgy beizumessen. Die deutsche Mehrheit war schon im Jahre 1880 eine sehr schwache, verwandelte sich 1890 zu einer relativen und zehn Jahre später standen 403 Madjaren 402 Deutschen gegenüber. Die Madjaren haben zugenommen, während die Zahl der Deutschen ziemlich unverändert geblieben ist. Die nächste Zählung kann wieder gerade so gut eine deutsche Mehrheit ergeben. Die Zählungsergebnisse in Felsőmindszent fordern sehr zu Zweifeln heraus. In den Jahren 1880 und 1890 ergab sich jedesmal eine deutsche Mehrheit von sechs Zehnteln. In den folgenden zehn Jahren soll sich nun angeblich die Zahl der Deutschen auf die Hälfte vermindert (230 gegen 554), die der Madjaren aber verdoppelt haben (639 gegen 341). Derartige Zählungsergebnisse sind wohl ohne zwingende Begründung unverständlich. Die deutsche Minderheit beträgt nur mehr ein Viertel. In Almamellék ist die schwache deutsche Mehrheit aus den Jahren 1880 und 1890 verloren gegangen, weil die Deutschen ein wenig abgenommen haben, während die Madjaren seit 1890 außerordentlich rasch zugenommen haben. Die bedeutende kroatische Minderheit, die im Jahre 1890 noch bestand, ist ebenfalls verschwunden. Deutsche und Madjaren kommen einander auch jetzt noch an Zahl fast gleich. Auch in Almamellék dürfte die Eröffnung der Bahnstrecke Kaposvár—Szigetvár im Herbst 1900, welche viele Eisenbahner in den Ort brachte, für die Madjarisierung entscheidend gewesen sein. Der Verlust von Szentkút wiegt nicht schwer. Es ist dies ein kleines Dörfchen von nicht einmal 200 Einwohnern in unmittelbarer Nachbarschaft von Fünfkirchen, wo die Zu- oder Abnahme um ein paar Familien für die Mehrheit entscheidend ist. Die Zahl der Deutschen war 1900 nur um 8 geringer als jene der Madjaren²⁾.

1) Eine ganze Reihe von Gemeinden mit heute deutschen Mehrheiten werden als „serbisch-deutsch“ bezeichnet.

2) Die Gemeinde bietet wieder ein Beispiel für ganz sicher irrtümliche Zählungen, denn im Jahre 1890 wurden überhaupt nur 7 Deutsche neben 142 Madjaren gezählt!

Auch der Verlust der Gemeinde Szellő südlich von Pécsvárad kann noch kaum als Tatsache hingenommen werden, da im Jahre 1900 192 Madjaren neben 191 Deutschen gezählt wurden. Die deutsche Mehrheit war auch schon bei den vorhergehenden Zählungen nur eine recht schwache gewesen.

Gewonnen haben die Deutschen von den Madjaren die Gemeinden Bükösöd (Bezirk Szentlőrinc), Teklafalu und Kisberki in der Schimeger Gespanschaft. In Bükösöd machten die Deutschen schon im Jahre 1880 fast die Hälfte der Bevölkerung aus. Da sie seither zu, die Madjaren aber abgenommen haben, haben sie schon im Jahre 1890 eine Mehrheit von sechs Zehnteln erreicht und seither auch behauptet. Bezüglich der Gemeinde Teklafalu steht fast zu vermuten, daß im Jahre 1880 ein Irrtum bei der Zählung unterlaufen ist, die nur ein Zehntel Deutsche nachwies. Denn bei den beiden folgenden Zählungen machten die Deutschen, ohne daß die Gesamtbevölkerung eine wesentliche Veränderung erfahren hätte, jedesmal über sechs Zehntel aus. Die Gemeinde Kisberki bildete im Jahre 1880 noch einen Teil der Gemeinde Nagyberki, deren deutsche Minderheit über 300 Köpfe betrug. Da durch die Trennung Nagyberki zu einer rein madjarischen Gemeinde wurde, hätte man erwarten sollen, daß die deutsche Minderheit im Jahre 1890 wieder in ungefähr gleicher Zahl in Kisberki erscheine. Tatsächlich wurden aber nicht einmal hundert Deutsche, gerade ein Viertel der Gesamtbevölkerung, gezählt; aber zehn Jahre später war die Zahl von 300 wieder erreicht und eine deutsche Zweidrittelmehrheit festgestellt. In den beiden zuletzt angeführten Fällen muß es also vorläufig dahingestellt bleiben, ob wirklich Gewinne der Deutschen zu buchen sind oder ob nicht nur in den Jahren 1880 und 1890 Zählungsfehler zuungunsten der Deutschen unterlaufen sind.

Von den Serbokroaten haben die Deutschen zwei Gemeinden, Szöked und Versend, erobert, ohne einen einzigen Verlust erlitten zu haben. In Szöked, südlich von Fünfkirchen, haben die Deutschen sehr stark zugenommen, während die noch im Jahre 1890 in der Mehrheit befindlichen Serbokroaten keine Vermehrung aufzuweisen haben und auch die Madjaren zurückgegangen sind. Die Deutschen sind daher von einem Fünftel auf vier und dann auf sechs Zehntel gestiegen, während die Serbokroaten von fünf Zehnteln auf drei Zehntel, die Madjaren von drei Zehnteln auf ein Zehntel gesunken sind. Die Gemeinde Versend, welche bei der Zählung von 1880 noch eine knappe serbokroatische Mehrheit aufwies, wurde schon 1890 von den Deutschen erobert (mit 45 gegen 39 v. H.) und ist auch seither, trotz des starken Anwachsens einer madjarischen Minderheit, zur relativen Mehrheit deutsch geblieben. Der Ort ist rings von ganz oder doch stark überwiegend deutschen Gemeinden umgeben, ein Umstand, der zu seiner Eindeutschung beigetragen haben mag.

Die Serbokroaten sollen angeblich den Madjaren die beiden Gemeinden Nagykozár und Ata bei Fünfkirchen entzogen haben. In Nagykozár haben die Madjaren, welche im Jahre 1880 fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachten und die relative Mehrheit bildeten, bis zum Jahre 1890 die Hälfte ihrer Volksgenossen verloren, während sich die Zahlen der Deutschen und Serbokroaten verdoppelten. Die Zählung vom Jahre 1900 hatte das gleiche Ergebnis wie jene von 1890. Infolgedessen bilden jetzt die Serbokroaten eine relative, ja schon fast eine absolute Mehrheit von fünf Zehnteln, die Deutschen eine starke Minderheit von einem Drittel, während die Madjaren auf 15 v. H. gesunken sind. Da die Gemeinde in nächster Nähe der Stadt Fünfkirchen und des Kohlengebiets liegt, wären so sprunghafte Veränderungen immerhin nicht ausgeschlossen. Ganz ähnlich hat sich die Entwicklung in Ata vollzogen. Auch hier erreichten die Madjaren im Jahre 1880 fast die Hälfte und bildeten gegenüber Serbokroaten und Deutschen die relative Mehrheit. Die Volkszählung vom Jahre 1890 zeigte auch hier mit einem Schlage eine veränderte Kräfteverteilung: die Madjaren waren auf ein Zehntel zusammengeschrumpft, die Serbokroaten auf die Hälfte, die Deutschen auf ein starkes Drittel gestiegen. Da die Volkszählung vom Jahre 1900 genau das gleiche Ergebnis hatte, ist zu vermuten, daß die Zählung von 1880 fehlerhaft war, zumal die Bevölkerung im ganzen nur wenig zugenommen hat. Hingegen haben die Madjaren von den Serbokroaten die Gemeinde Lóthárd bei Fünfkirchen gewonnen. Sie machten schon im Jahre 1880 eine starke Minderheit von über vier Zehnteln aus und sind nun etwas über die Hälfte gestiegen.

In diesem Zusammenhang wäre auch noch die Gemeinde Komló zu erwähnen. Im Jahre

1880 betrug die deutsche Minderheit über vier Zehntel. Im Laufe der nächsten zehn Jahre verschob sich das Kräfteverhältnis zwischen beiden Nationalitäten bei schwacher Volkszunahme im ganzen so sehr zugunsten der Deutschen, daß sie 1890 eine sichere absolute Mehrheit (57 v. H.) besaßen. Als dann Komló Endpunkt der im Jahre 1896 eröffneten Zweigbahn wurde, schwoll die Volkszahl der Gemeinde auf mehr als das Doppelte an und dabei gewannen die Madjaren wieder ihre alte Mehrheit zurück.

Hiermit ist die Reihe der Gemeinden, welche in den Jahren 1880—1900 ihre nationale Mehrheit gewechselt haben, erschöpft.

Kaum minder belangreich als die besprochenen Veränderungen sind die Verschiebungen in den übrigen Gemeinden, in welchen die bisherigen nationalen Mehrheiten erhalten geblieben sind.

Insofern die Deutschen daran beteiligt sind, kommt vor allem der Bezirk Hegyhát¹⁾ in Betracht. Die Deutschen haben hier in einer großen Anzahl von Gemeinden recht beträchtliche Einbußen erlitten, denen nur verhältnismäßig geringe Erfolge in anderen Gemeinden gegenüber stehen. In mehreren am Nordabhang des Mezőkegyes-gebirges gelegenen deutschen Gemeinden, in welchen die Volkszahl der Deutschen ungefähr gleich geblieben oder zurückgegangen ist, sind die schon im Jahre 1880 bestehenden madjarischen Minderheiten sehr stark gestiegen, in anderen Gemeinden wieder sind neue madjarische Minderheiten entstanden. So ist der Anteil der Madjaren an der Gesamtbevölkerung in Jánosi seit 1880 von einem Sechstel auf ein Viertel, in Godisa von einem Sechstel auf drei Zehntel, in Hetvehely von einem Zehntel auf ein Fünftel, in Abaliget von einem Viertel auf ein Drittel und in Orfű von einem Siebentel auf ein Fünftel gestiegen. In den früher rein deutschen Gemeinden Szalotna, Kishertelend, Németszék, Oksóvölgy und Csébény sind teilweise nicht unbedeutende madjarische Minderheiten neu entstanden. Umgekehrt haben die deutschen Minderheiten starke Verluste erlitten; sie sind in Császtta und Károly fast ganz verschwunden, in Szászvár, Magyarereggy und Mánfa, in Kishajmas, Bakócsa, Tormás und ganz besonders in Pölöske stark gesunken. Die zuletzt genannte Gemeinde war im Jahre 1880 fast zur Hälfte deutsch. Die deutschen Minderheiten haben zumeist auch absolut an Kopfszahl verloren.

Die für die Veränderungen in den einzelnen Gemeinden ausschlaggebenden Verhältnisse lassen sich nur vermuten. In den Gemeinden mit stark bergbautreibender Bevölkerung kann jeder größere Wechsel in der Arbeiterschaft nationale Verschiebungen mit sich bringen. Auf solche Umstände dürfte das außerordentlich rasche Wachstum der Madjaren in Császtta, Szászvár, Magyarereggy, Jánosi, Pölöske und Mánfa zurückzuführen sein. Ein zweiter Umstand, welcher die nationale Entwicklung zuungunsten der Deutschen beeinflusst haben dürfte, war die Eröffnung der Bahnstrecke Dombóvár—Szentlőrinc mit der Flügelbahn nach Komló in den neunziger Jahren. In mehreren an dieser Strecke gelegenen und zum Teil von Bahnbediensteten bewohnten Dörfern, wie in Godisa, Kishajmas und Hetvehely, ist der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung stark zurückgegangen.

Die Zahl der Gemeinden, in welchen die Deutschen Erfolge erzielt haben, ist nur gering. In Jénő ist die deutsche Mehrheit stark gestiegen, wogegen die madjarische Minderheit der Nachbargemeinde Meződ verschwunden ist. In der südlich angrenzenden Gemeinde Hörnyék ist eine starke deutsche Dreizehntelmehrheit neu entstanden. Wesentliche Fortschritte haben die Deutschen auch in Magyarjék, Rákos, Szentkatalin, Korpád, Megyefa und Eserdi gemacht. In Magyarjék ist eine deutsche Minderheit von fast vier Zehnteln entstanden, in Rákos die deutsche Mehrheit von der Hälfte auf sieben Zehntel gestiegen, während die madjarische Mehrheit in Szentkatalin ernstlich bedroht ist. Die Deutschen, welche in diesem Orte im Jahre 1880 nur ein Drittel der Bevölkerung ausmachten, erreichten zwanzig Jahre später fast die Hälfte. In Korpád ist die deutsche Mehrheit, in Megyefa die deutsche Minderheit wesentlich gestiegen und in Eserdi eine solche neu entstanden.

In einzelnen Gemeinden, so in Vaszar und Husztot, sind aus anderen Nationalitäten zusammengesetzte Minderheiten neu entstanden, während die Serbokroaten in der deutschen Gemeinde Magyarhajmas einer madjarischen Minderheit Platz gemacht und in Horváthertelend auf Kosten der Deutschen und Madjaren zurückgegangen sind.

1) Mit dem kleinen angrenzenden Mischgebiet im Bezirk Szentlőrinc.

Die Zählungsergebnisse in einigen Gemeinden sind sehr aufklärungsbedürftig. So erschien in dem im Jahre 1880 rein madjarischen Tarros im Jahre 1890 auf einmal eine deutsche Minderheit von einem Drittel, um bis zur nächsten Volkszählung wieder zu verschwinden. Noch rätselhafter ist es, wie in Tókes in den Jahren 1880 und 1900 sechs Zehntel Deutsche, bei der Zählung von 1890 aber neun Zehntel Madjaren und ein Zehntel „Andere“ gezählt werden konnten!

Die im Bezirk Hegyhát meist zuungunsten der Deutschen eingetretenen zahlreichen Verschiebungen haben, wie oben erwähnt, auch zum Verlust der deutschen Mehrheit im ganzen Bezirk geführt.

Verhältnismäßig geringer sind die zwischen Deutschen und Madjaren eingetretenen Änderungen des Kräfteverhältnisses südlich vom Mészkegebirge.

Ein entschiedener Rückgang der deutschen Mehrheiten und Minderheiten ist in dem stark industriellen und Bergbau treibenden Gebiet zwischen Fünfkirchen und Pécsvárád und südlich von diesen beiden Städten zu erkennen.

Hier ist in Szentlázló die madjarische Minderheit gestiegen, jene in Ujbánya neu entstanden, während das zahlenmäßige Verhältnis der beiden Nationalitäten in Pécsvárád selbst unverändert geblieben ist. In Arpád bei Fünfkirchen sind die Madjaren von einem Sechstel auf ein Viertel, in Maráza von einem Viertel auf vier Zehntel gestiegen, da sich ihre Zahl in beiden Gemeinden verdoppelt hat. Die deutsche absolute Mehrheit in Maráza, die noch im Jahre 1890 bestand, hat daher einer relativen Platz gemacht. Außerdem sind die deutschen Minderheiten in Martonfa, Ellend (1880 noch ein Fünftel!) und Mislény fast ganz verschwunden, in Püspökszenterzsébet, Kékesd, Romonya und Vasas stark zusammengeschrumpft. Weiter östlich an der Donau sind in Vár, im Norden in Ófalu madjarische Minderheiten entstanden, während die deutschen Minderheiten von Szébény und Dunaszekcső stark zurückgegangen sind. In Fünfkirchen selbst hat die deutsche Minderheit infolge starker Zuwanderung ihre Stellung bewahrt.

Ein zweites, allerdings kleineres Gebiet mit stärkeren deutschen Verlusten liegt um Villány. In dieser Stadt selbst ist der Anteil der Madjaren von einem Zehntel auf ein Sechstel, im benachbarten Magyarbóly von einem Zehntel auf ein Fünftel gestiegen, während in Herczegszentmarton eine madjarische Fünftelminderheit und in Németsalkonya eine kleine madjarische Minderheit neu entstanden ist.

Auch die deutschen Mehrheiten in Albertfalva und Dárda haben starke Einbußen erlitten; in der zweiten Gemeinde ist infolge des Steigens der madjarischen Minderheit den Deutschen sogar die absolute Mehrheit verloren gegangen. Schließlich wäre noch der Rückgang der deutschen Minderheiten von Karancs und ganz besonders von Ujbezdan zu erwähnen.

Diese Verluste an die Madjaren werden nur zum Teil durch minder belangreiche deutsche Gewinne ausgeglichen. Größere Erfolge haben die Deutschen nur in einem zusammenhängenden Gebiet erzielt: die deutschen Minderheiten in Kisközar, Egerag, Magyarpeterd und Gyula sind auf Kosten der madjarischen Mehrheiten, jene in den überwiegend serbokroatischen Gemeinden Nemeti und teilweise auch in Pogány auf Kosten der madjarischen Minderheiten stark gestiegen, während noch weiter südlich in Bisse und Kisharsány neue deutsche Minderheiten entstanden sind.

In dem sonst im allgemeinen für die Deutschen ungünstige Ergebnisse zeigenden Gebiet um Pécsvárád ist die deutsche Minderheit in Nagypall fast auf die Hälfte gestiegen, so daß hier der Zusammenhang des madjarischen Gebiets mit Várkony stark bedroht erscheint. Auch die deutsche Mehrheit in Gerešd hat eine Stärkung erfahren. Im Süden haben die madjarischen Minderheiten in Lipovicza und Maisz Rückgänge zu verzeichnen.

Weitaus am ungünstigsten haben aber die Deutschen in den Schimeger Sprachinseln südlich von der Kapos abgeschnitten. In den deutschen Gemeinden, welche im Anschluß an den Hegyhát Bezirke in diese Gespanschaft übergreifen, sind die madjarischen Minderheiten zumeist stark gestiegen: in Böszénfa von drei auf vier Zehntel, in Boldogaszonyfa von einem Viertel auf fast vier Zehntel, in Szentlázló von einem Sechstel auf ein Viertel, in Tótkeresztúr weniger bedeutend. In Szomajom, wo sich die beiden Nationalitäten allerdings auch schon im Jahre 1880 die Wage hielten, konnten die Deutschen nur mit größter Not eine relative Mehrheit (852 gegen 850 Madjaren) erhalten. In Homok ist die deutsche Mehrheit ebenfalls zurückgegangen.

Die deutschen Minderheiten in Simonfa und Nemetlad sind gesunken, jene in Hajmás, die

im Jahre 1880 noch fast drei Zehntel ausmachte, ist beinahe verschwunden. Nicht ganz klar sind die Mehrheitsverhältnisse in Nemetújfalú, dessen Name schon auf eine deutsche Besiedlung hinweist. Im Jahre 1880 kamen die Deutschen mit 49 v. H. den Madjaren an Zahl fast gleich, übertrafen sie zehn Jahre später sogar ein wenig. Aber seither haben die Madjaren wieder so sehr das Übergewicht erlangt, daß die Deutschen auf vier Zehntel zusammengeschmolzen sind. In der großen Eisenbahnstation Barcs und in der Nachbargemeinde Pálfalú, in welchen die madjarische Bevölkerung (Eisenbahner!) seit 1880 sich mehr als verdoppelt hat, sind die deutschen Minderheiten stark gesunken, in Barcs sogar von vier Zehnteln auf ein Viertel.

Einen Gewinn haben die Deutschen in der Schimeger Gespanschaft fast nirgends zu verzeichnen. Es ist zwar in Endrőcz eine bedeutende deutsche Minderheit von einem Viertel entstanden, doch liegt hier vielleicht nur ein Irrtum bei einer früheren Zählung vor. Sonst hat sich die Stellung der Deutschen nur in Magyarlúka, Miske und Besenyő gebessert. Die Deutschen sind übrigens auch noch aus einigen jetzt rein madjarischen und darum in der Sprachenkarte nicht mehr angeführten Gemeinden verschwunden.

Ein Überblick über alle die angeführten Veränderungen zeigt, daß die Deutschen gegenüber den Madjaren entschieden nicht unbedeutende Verluste erlitten haben, die sie nur zum Teil wieder auszugleichen vermochten.

Ganz anders liegen die Verhältnisse zwischen den Deutschen und der dritten in der Gespanschaft zahlreich vertretenen Nation, den Serbokroaten.

Dieser Nation gegenüber haben die Deutschen so ziemlich überall, wo sie mit ihr in Berührung kommen, mitunter recht bedeutende Fortschritte erzielt. Auf den Gewinn von Szőked und Versend wurde bereits hingewiesen. Auch in den Versend benachbarten deutschen Gemeinden Monyoród, Püspökmárok und Ráczgörcsöny, dann weiter südlich in Maisz, Pócsa, Rácztöttös, Alloska und Benge sind die im Jahre 1880 zum Teil noch sehr schwachen deutschen Mehrheiten überall stark gestiegen, da die Deutschen absolut zu-, die Serbokroaten aber in gleichem Maße abgenommen haben. In Benge haben die Serbokroaten dabei die absolute Mehrheit verloren und werden von den Deutschen an Zahl fast erreicht, während die äußerst schwache relative deutsche Mehrheit in Alloska sich in eine absolute Mehrheit verwandelt hat.

Allen diesen Gewinnen, die sich zum Teil auf Gemeinden beziehen, deren Namen auf ihre slawische Gründung hinweist¹⁾, steht nur ein ganz unbedeutender Verlust in Szőke gegenüber, wo bei gleichzeitiger außerordentlich starker Zunahme der serbokroatischen Minderheit (von einem Zehntel auf ein Drittel!) eine kleine deutsche Minderheit verschwunden ist.

Auch den Madjaren gegenüber sind die Serbokroaten in vielen Gemeinden im Rückgang begriffen, so in Szemely, ferner in Birjan, wo sie die absolute Mehrheit verloren haben und von den Madjaren hart bedrängt werden, dann in vielen Donaugemeinden. Die serbokroatischen Mehrheiten sind in Izsóp, Darázs, Herczegmárok stark gesunken, die madjarischen Mehrheiten in Mohatsch und Bodolya wesentlich gestiegen, und in der deutschen Gemeinde Somberek erscheint die serbokroatische Minderheit zugunsten der madjarischen geschwächt. In zwei Gemeinden, Szalánta und dem schon oben erwähnten Szőke, haben hingegen die Serbokroaten gegenüber den Madjaren Fortschritte erzielt. Auf die Fälle, in welchen sich madjarische Mehrheiten in serbokroatische verwandelt haben und umgekehrt, wurde bereits früher hingewiesen.

Die Ursachen für den Rückgang der Serbokroaten gegenüber den deutschen Bauern, der sich noch viel auffälliger südlich der Donau in Syrmien zeigt, ist vor allem auf die starke wirtschaftliche Überlegenheit der Schwaben, die sich auf eisernen Fleiß und Sparsamkeit gründet, und auf ihren Kinderreichtum zurückzuführen.

Die Fortschritte, welche die Deutschen gegenüber den Serbokroaten erzielt haben, gleichen die Verluste an die Madjaren wenigstens teilweise aus, und sie sind um so höher einzuschätzen, als sie durch die Sprachenerhebung bei der Volkszählung gewiß nicht vergrößert dargestellt erscheinen.

Auf die in einzelnen Gemeinden für die dort eingetretenen Verschiebungen maßgebenden Ver-

1) Zusammensetzung des Ortsnamens mit Rácz = Raizisch (Serbisch).

hältnisse wurde bereits vielfach hingewiesen. Es erübrigt noch eine Erörterung der für die nationale Entwicklung in der Gespanschaft wichtigsten allgemeinen Tatsachen.

Die Ergebnisse der natürlichen Bevölkerungsentwicklung in der Baranya¹⁾, die für den neunjährigen Durchschnitt 1900—1908 in der folgenden Übersicht zusammengestellt sind, geben einen überraschenden Einblick über die Kraft und physische Überlegenheit der südungarischen Schwaben.

Durchschnitt 1900—1908	Geburten				Sterbefälle				Geburtenüberschuß			
	deutsche	madjar.	serbofr.	Gesamtzahl	deutsche	madjar.	serbofr.	Gesamtzahl	deutsch.	madjar.	serbofr.	Gesamtzahl
absolut	4120	4060	1005	9355	2712	3369	930	7148	1408	691	75	2207
vom Hundert	44,0	43,6	10,7	100,0	37,9	47,1	13,0	100,0	63,7	51,2	3,4	100,0
Gesamtbevölkerung vom Hundert	35,5	51,3	12,1	100,0	35,5	51,3	12,1	100,0	35,5	51,3	12,1	100,0

Obwohl also die Deutschen unter der Gespanschaftsbevölkerung nur ein starkes Drittel, die Madjaren aber die Hälfte bilden, werden in der Baranya doch im Durchschnitt mehr deutsche als madjarische Kinder geboren. Diese schon an und für sich für die Deutschen günstige Erscheinung wird noch außerordentlich verstärkt durch die Tatsache, daß die Sterblichkeit bei den Madjaren (und auch Serbokroaten) eine viel höhere ist als bei den Deutschen. Der Umstand, daß die Deutschen hauptsächlich die gesünderen Höhenlagen, die Madjaren und Serbokroaten die versumpften und alljährlichen großen Überschwemmungen ausgesetzten Donauufer bewohnen, mag diese höhere Sterblichkeit erklärlich erscheinen lassen. Der deutsche Geburtenüberschuß beträgt zwei Drittel des gesamten und ist absolut doppelt so groß wie jener der Madjaren. Bemerkt muß übrigens noch werden, daß es bei der Zusammenstellung dieser Angaben nicht möglich war, auch die sonst den Serbokroaten zugerechneten Schofazen zu berücksichtigen. Die Zahlen für die Serbokroaten sind daher zum mindesten absolut etwas zu klein.

Wenn das nach diesen Ergebnissen zu erwartende starke Vordringen der deutschen Sprache im allgemeinen nicht beobachtet werden kann, so sind daran wohl vor allem die Wanderungsverhältnisse in der Baranya und die amtlich betriebene Madjarisierung schuld.

Die Gespanschaft Baranya ist im ungarischen Binnenwanderungsverkehr ebenso ein Abwanderungsland wie die Gespanschaft Tolnau. Im Jahre 1900 lebten in der Gespanschaft²⁾ 35782 im übrigen Ungarn Geborene, wogegen 42390 Ungarn aus der Baranya in den anderen Gespanschaften des Königreichs lebten. Die Abwanderung war vor allem nach Kroatien in die angrenzenden slawonischen Gespanschaften Veröcze, Pozsega, Belovár-Kreuz, Szerém und in die Stadt Esseg gerichtet (fast 11000 Köpfe). Nahezu ebenso stark war die Wegwanderung in die Stadt Fünfkirchen. Daneben trat jene in die Landeshauptstadt und in die Gespanschaft Pest-Pilis mit zusammen gegen 6000 Köpfen schon stark zurück.

Die Gegenwanderung aus diesen Gebieten war hingegen äußerst schwach; sie betrug im ganzen nur etwa 5400 Köpfe. Im Verkehr mit den Nachbargespanschaften Tolnau und Schimeg hat die Baranya allerdings einen Zuwanderungsgewinn von fast 7500 Köpfen zu verzeichnen, da jede der beiden Gespanschaften ungefähr doppelt so viele Abwanderer an die Baranya abgab, als in der Baranya Geborene dorthin zogen.

Als besonders auffallend muß endlich die in Tolnau fast ganz fehlende sehr starke Zuwanderung vom linken Donauufer aus der Batschka hervorgehoben werden. Diese Zuwanderung beträgt fast 7500 Köpfe und es steht ihr nur eine Gegenwanderung von kaum 1000 Köpfen gegenüber.

Die Wanderbewegung zwischen der Gespanschaft und Österreich war ganz unbedeutend. Ab- und Zuwanderung hielten sich mit 1278 bzw. 1386 Köpfen die Wage.

Die Stadt Fünfkirchen bildet, wie alle größeren Orte, natürlich einen starken Mittelpunkt für Zuwanderer aus der ganzen Umgebung. Aus dem ganzen übrigen Ungarn wurden fast 27000 Einwanderer in dieser Stadt, dagegen nur 7500 Fünfkirchner im übrigen Ungarn gezählt. An der Zuwanderung waren vor allem die Gespanschaften Baranya, Schimeg, Tolnau und Zala beteiligt. Auch die Zuwanderung aus Österreich (Kohlenbergwerksarbeiter!) war verhältnismäßig bedeutend.

1) Die Übersicht bezieht sich auf die Zivilbevölkerung der Gespanschaft ohne die Stadt Fünfkirchen.

2) Ohne die Stadt Fünfkirchen.

und übertraf mit rund 1650 Köpfen die hauptsächlich nach Wien gerichtete Abwanderung dorthin um mehr als das Doppelte.

Die Beteiligung der einzelnen Nationalitäten an der Wanderbewegung innerhalb Ungarns ist nicht bekannt. Es unterliegt aber doch keinem Zweifel, daß insbesondere die außerordentlich starke Abwanderung nach Slawonien einen großen Verlust für die Deutschen der Gespanschaft bildet. Allerdings sind dafür die schwäbischen Ansiedlungen in Slawonien in einer ungemein günstigen Entwicklung begriffen. Die Deutschen jedoch, welche in die Stadt Fünfkirchen, nach Ofenpest und Umgebung abgewandert sind und deren Zahl jedenfalls eine sehr bedeutende ist, werden in den beiden Städten ganz überwiegend der Madjarisierung verfallen. Inwieweit Deutsche bei der Zuwanderung aus der Batschka beteiligt sind, entzieht sich leider jeder Mutmaßung. Die Zuwanderung aus den übrigen Gespanschaften dürfte aber wohl ziemlich sicher eine Stärkung des Madjarentums mit sich gebracht haben, da daran hauptsächlich überwiegend madjarische Gebiete beteiligt waren. Infolgedessen erscheint der durch die Abwanderung für die Volkszahl der Baranyer Deutschen entstandene Verlust noch viel empfindlicher, und man darf wohl annehmen, daß diese Binnenwanderungsergebnisse einen großen Teil des Vorsprungs, welchen die Deutschen aus der natürlichen Entwicklung ihrer Nation gewonnen haben, wieder zunichte machen.

Auch an der überseeischen Auswanderung, welche jedoch bisher keinen allzu bedeutenden Umfang angenommen hat, sind die Deutschen, insbesondere in jüngster Zeit, nicht nur verhältnismäßig, sondern auch absolut stärker beteiligt als die Madjaren.

Die deutsche Volksschule vermochte auch in der Baranya dem gegen sie geführten Vernichtungskampf nicht zu entgehen. Im Schuljahr 1904/05 gab es in der Gespanschaft — ohne die schon damals ganz madjarisierten Schulen Fünfkirchens — neben 252 rein madjarischen alltägigen Elementarschulen noch 88 solche, in welchen man sich beim Unterricht einer Hilfsprache (Deutsch oder Serbokroatisch) bediente, 36 madjarisch-deutsche, 19 madjarisch-serbokroatische und zwei dreisprachige Schulen. Im Schuljahr 1905/06 blieben diese verhältnismäßig günstigen Zustände noch fast unverändert. Dann setzte aber der Kampf gegen die deutsche Schule mit vollem Erfolg ein, während die doch wirtschaftlich und politisch schwächeren Serbokroaten ihr Schulwesen vor allen Angriffen erfolgreich bewahrten. Die Zahl der madjarisch-deutschen Schulen sank schon im Schuljahr 1906/07 auf 13 und seit dem Schuljahr 1907/08 gibt es in der ganzen Gespanschaft mit ihren mehr als hunderttausend Deutschen keine Schule, in welcher die Unterrichtssprache teilweise noch deutsch ist. Die Zahl der madjarisch-serbokroatischen Schulen ist hingegen sogar ein wenig gestiegen und betrug zuletzt 27 — eine für die Deutschen der Baranya äußerst beschämende Tatsache, die übrigens auch in anderen ungarischen Gespanschaften wiederkehrt. Die über jeden Zweifel erhabene vaterländische Gesinnung der Deutschen in Ungarn läßt sie eben jede damit doch durchaus in keinem Widerspruch stehende nationale Selbstachtung vergessen, und so machen sie sich durch ihre falsche Schwäche und Nachgiebigkeit selbst zu Helfern am Raube eines ihrer höchsten Güter, ihrer deutschen Volksschule.

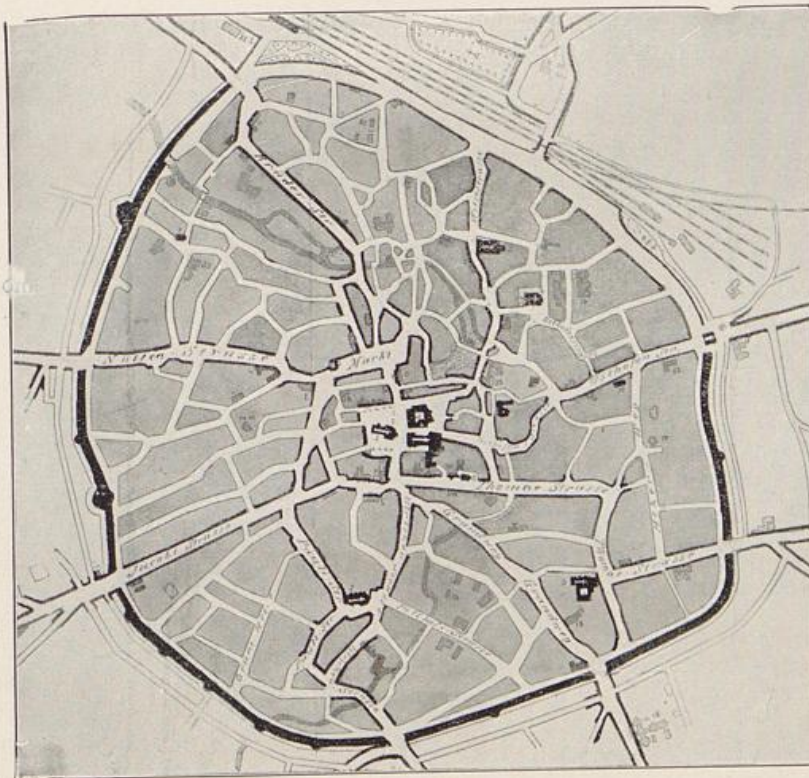
In der Gespanschaft Schimeg war schon im Schuljahr 1906/07 das ganze Volksschulwesen madjarisiert.

Die Erfolge der durch die Vernichtung der deutschen Schule gewiß nicht in letzter Linie geförderten Madjarisierung kommen nicht nur in den früher besprochenen Verschiebungen im Zahlenverhältnis der beiden Nationalitäten, sondern auch in der zunehmenden Verbreitung der Staatssprache unter den ihrer Muttersprache noch treu gebliebenen Deutschen zum Ausdruck.

Von den Angehörigen der nichtmadjarischen Nationalitäten in der Gespanschaft Baranya sprachen im Jahre 1900 rund 34 v. H. auch Madjarisch gegen 27 v. H. zehn Jahre vorher. Die Kenntnis der Staatssprache war dabei unter den Deutschen, von welchen sie 35514 sprachen, verhältnismäßig noch etwas stärker verbreitet als unter den Serbokroaten, deren Sprachgebiet doch ein bei weitem weniger geschlossenes ist. In der Stadt Fünfkirchen beherrschten genau zwei Drittel der Anderssprachigen, darunter 5292 Deutsche (68 v. H.) die Staatssprache. Am schwächsten war die Kenntnis der Staatssprache in jenen Bezirken verbreitet, in welchen die deutschen Gemeinden zusammenhängende Gebiete bilden. Es sind dies die Bezirke Pécsvárad,



1. Auf dem Wall in Soest



2. Plan von Soest
(ursprünglich der Kern von sieben Bauerschaften)

Aus: G. Wolf,
Die schöne deutsche Stadt,
Mitteldeutschland

GOtha: JUSTUS PERTHES

München:
R. Piper u. Ko.

Baranyavár und Mohács, in welchen nur ein Viertel bis drei Zehntel der Nichtmadjaren die Staatsprache beherrschten. Aber auch hier wird sie in den ganz deutschen Gemeinden von einem bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung gesprochen, so z. B. in Pusztasalu, der einzigen nur von Deutschen bewohnten Gemeinde in der Gespanschaft, von einem Sechstel der Bevölkerung. Auch im Bezirk Sikkó ist das Madjarische nicht stärker verbreitet als in den schon angeführten Bezirken. Im Bezirk Hegyhát sprachen aber vier Zehntel, im Bezirk Fünfkirchen fast die Hälfte, im Bezirk Szentlőrincz und in der Gespanschaft Schimeg sieben Zehntel der Nichtmadjaren auch Madjarisch.

Von den Madjaren, die doch in einem so großen Teil der Gespanschaft nur als Minderheit leben, sprachen in der Gespanschaft Baranya im Jahre 1900 nur ein Fünftel auch eine andere Sprache und zwar fast ausschließlich (17 v. H.) Deutsch. Stärker war die Kenntnis des Deutschen unter den Fünfkirchner Madjaren verbreitet, von welchen 43 v. H. auch Deutsch sprachen. Wie viele von diesen deutschsprechenden Madjaren in Wirklichkeit madjarisierte Deutsche und Zwangsmadjaren sind, muß dahingestellt bleiben.

Die Verluste, welche das Deutschtum in der Baranya und im südlichen Teile der Schimeger Gespanschaft erlitten hat, sind zwar nicht ganz unbedeutend, sie beschränken sich aber im wesentlichen auf die unter madjarisches Gebiet versprengten Gemeinden des Hegyháter Bezirks und die Schimeger deutschen Sprachinseln. Das deutsche Hauptgebiet südlich vom Mezőkegyéssz Gebirge ist im allgemeinen ganz unerschüttert geblieben und wird wohl auch in Zukunft ein Stück „deutsche Erde“ in Ungarn bleiben.

Durch die Tolnauer Gespanschaft und die Baranya (schwäbische Türkei).

Von

Dr. Wilhelm Groos in Karlsruhe.

Der landläufigen Vorstellung von der Bodengestaltung Ungarns, des „Pusztlandes“, entspricht im großen nur das Land östlich der Donau, das Alföld.

Die Donau, als ob sie die heimatischen Berge ihres oberen Laufes nicht vergessen könnte, wendet sich, nach dem Gebirgsdurchbruch oberhalb von Ofenpest, nicht der vollen Ebene der Theißniederungen zu, sondern sucht den Fuß von Höhen auf, die ihren Lauf auf der rechten Seite noch weit hinunter begleiten. Sie gehören einem Inselgebirge an, das seine Ausläufer weit nach Westen und Norden entsendet, rascher nach Süden und zur Donau abfällt und nach der Stadt Fünfkirchen benannt wird; weiter im Süden, unterhalb der großen Donauinsel Margitta, tritt noch einmal ein Bergrücken, schmal und bis zu 421 m ü. M. (350 m über die Gegend) sich erhebend, an die Donau heran, in einem Felsabsturz endend, der Herzog Szöllöshegy, in der gleichen Richtung von Westen nach Osten streichend wie die durch die Senkung bei Villány von ihm getrennte, 30 km lange schroffe Siklóser Kalksteinkette.

Zu den nordöstlichen Ausläufern des erstgenannten ausgedehnten Berglandes, das noch einmal zu Fußwanderungen geeignet schien, ging vom Bakonyerwald und den Höhen am Plattensee unsere Fahrt über Stuhlweißenburg und die Zweigstation Sar Bogard. Wir hätten, bei mehr Zeit, das Tolnauer deutsche Sprachgebiet schon weiter nördlich kreuzen können, etwa von Hódgyesz gegen die Stadt Tolna, wo es sich schon verbreitert, hatten aber da keine Beziehungen und zogen es vor, erst bei Szegszard zu beginnen. Dort tritt die Bahn, die bis dahin die Bodensenkung des Sarvis und des Sio—Kapos-Kanals von den Höhen trennte, an diese heran.

Szegszard, Hauptort der Tolnauer Gespanschaft, mit etwa 8000 Einwohnern, Madjaren und Deutschen, bekannt durch seinen Rotwein, baut sich malerisch am Hang hinan und sieht einem deutschen Städtchen ähnlicher als einem ungarischen. Auf dem Markte beim städtischen Komitatshaus antworteten die Obstverkäuferinnen vom Lande deutsch, auch Einheimische auf der Straße; in den Läden, die meist in jüdischen Händen sind, ist man das ja gewöhnt, drum fiel mir auf, daß in einem in der oberen Vorstadt die Tochter uns nicht verstand und die Mutter holen mußte. Dort lag meines Erinnerns auch eine Kapelle der kleinen evangelischen Diasporagemeinde (meist Deutsche, die Protestanten unter den Madjaren sind in der Regel „Reformierte“), welche bis vor kurzem von Bonyhád aus versehen worden ist, jetzt einen eigenen Pfarrverweser hat, aber noch

nicht Pfarrhaus, Schule und Friedhof (nach dem Unterstützungsplan des Gustav-Adolf-Vereins auch noch eines Gotteshauses entbehre).

Es war die dritte große Gruppe deutscher Siedlungen von der österreichischen Grenze ab, deren Boden wir hier betraten, in dem Winkel zwischen Donau und Drau, die sog. „schwäbische Türkei“, die etwa zu einem Drittel in der Tolnauer Gespanschaft liegt, zum größeren Teile in der Baranya, und an 200 000 Deutsche zählt unter rund 500 000 Einwohnern dieser beiden Verwaltungsbezirke — die übrigen sind Madjaren.

Letztere bewohnen mehr das flache Land, insbesondere auch längs der Donau, die Deutschen das Berg- und Hügelland von seinen nördlichen Ausläufern bei Station Simontornya (Simonturm) in geschlossener, der Mitte zu sich aufs Doppelte verbreiternder Masse bis hinunter an die Drau bei Esseg. Etwa ein Drittel der Gesamtfläche ist von Wald bedeckt, der freilich teilweise stark angegriffen wird; der übrige Teil ist im allgemeinen fruchtbar, der hügelige Teil im Süden, gut bewässert, sogar einer der fruchtbarsten von Ungarn und insbesondere auch die Heimat vorzüglicher Weine, von denen der Szegzarder und der Villanyer die bekanntesten sind.

Die Deutschen heißen auch hier „Schwaben“, obschon sie das nach der Abstammung nur zum Teil sind. Es sind unter ihnen auch alte Reste (bairische?), insbesondere in den schon im frühen Mittelalter gegründeten Städten und klösterlichen Niederlassungen. Den Hauptteil gaben neue Niederlassungen nach der Vertreibung der Türken (daher der Name „schwäbische Türkei“), durch welche diesen Gebieten eine betriebsame Bevölkerung zugeführt worden ist, insbesondere vom Anfang des 18. Jahrhunderts ab, aus allen Ländern Süddeutschlands — namentlich unter der Regierung von Maria Theresia und dann auch noch unter Josef II., ähnlich wie in der Batscha und im Banat.

Lang zieht sich der obere Teil von Szegzard in einem Tälchen hinauf — die einstöckigen Häuser an der steilen Straße schienen kein Ende nehmen zu wollen; heiß brannte schon die Sonne, obwohl es kaum 9 Uhr morgens war — schon um 4 Uhr früh war unser Zug von Stuhlweißenburg abgegangen —, man war schon froh am Schatten der Bäume, der ersten Maulbeerbäume auf unserer Fahrt, mit ihren weißen und schwarzen Früchten, die massenhaft am Boden lagen, sie haben uns an diesem Tage manchmal erquickt, auch später, wenn wir uns nicht mit Kirschen versehen hatten. Man schäkt sie dort nicht besonders, kocht etwa einen Vorrat gepflückter mit Zucker ein als „Leckware“, im übrigen werden sie als Schweinefutter zusammengekehrt. Noch steiler zog sich draußen vor dem Orte die Straße bergaufwärts, wir staunten, wie rasch die ungarischen Pferde einen Wagen hinaufzogen auf ausgefahrener, von den Regengüssen vor einigen Wochen aufgerissener Straße, zu deren Instandsetzung sich noch keine Hand gerührt hatte. Immer wieder uns umkehrend, um zu verschauen, labten wir uns an dem Rückblick auf Szegzard und die Donauebene; und oben öffnete sich ein neuer Blick weit über das Hügelland, über Feld und Wald und Rebengehänge. Ein regendrohender Wind trieb uns auf unserer aussichtsreichen fahlen Hochfläche vorwärts einen steilen Hohlweg hinunter zu einem rebenbepflanzten Absatz des Berges, wo uns ein altes, Madjarisch sprechendes Ehepaar mit einer Handbewegung einlud, Kirschen von einem Bäumchen mitzuessen; und noch einmal hinab in einer tiefeingeschnittenen engen Höhle, in der uns Männer, die den Weg wiederherstellten, deutsch grüßten. Sie beschrieben uns den Weiterweg, erzählten auf Befragen von ihren Verhältnissen — das alte Lied: Verwahrlosung der heranwachsenden Jugend durch Vernachlässigung der Muttersprache in der Schule. Die Mundart dieser „Schwaben“, wie der Bewohner des nächsten Ortes überhaupt, war nicht schwäbisch, klang vielmehr fränkisch; die Aufklärung gab uns später die Mitteilung, daß sie aus dem Stifte Fulda stammten. An einer Mühle im Talgrund vorbei, lauschig unter Erlenbäumen versteckt wie nur eine in Deutschland, kamen wir gegen Mittag in dem kleinen Orte Kofast (katholisch), an einer Fahrstraße, die von Tolnau herführt, an. Der Verkehr auf dieser erklärt wohl die gute Wirtschaft, deren Essen auch einem größeren Gasthaus Ehre gemacht hätte; dabei deutsche Sauberkeit. Auch ein junger Notar (Gemeindeschreiber) ließ sich's dort wohl sein und benutzte die Zwischenpausen des Mahles, uns auszufragen; da diese Dorfgewaltigen, deren einträgliche Stellung auf Kenntnis der madjarischen Sprache beruht, meist auch auf Seite der Madjarisierung stehen, spielten wir die harmlosen „Touristen“ und bekamen so Ratschläge für eine Gebirgswanderung, die sicherlich

sehr lohnend gewesen wäre, uns aber abseits der deutschen Gemeinden, welche wir besuchen wollten, vorbeigeführt hätte (von Station Szasz-Varallya hinauf zum Zengovar [682 m] und auf dem Höhenrücken des Gebirges hinaus bis zum Mecsefberg [534 m] oberhalb der Stadt Fünfkirchen).

Was wir über die Verhältnisse dieser deutschen Gegend wissen wollten, erzählte uns ein aufgewecktes altes Schneiderlein, das in jungen Jahren draußen in der Welt gewesen, und seine Frau, die ins Feld ging, führte uns einen kürzeren Fußweg bergan, durch den wir eine Zeitlang die harte staubige Straße vermieden und länger, oben auf der Höhe hinwandernd, freien Ausblick in die Landschaft hatten. Alles sprach Deutsch unterwegs, was uns begegnete oder wir auf den Feldern ansprachen; es ist die am meisten deutsche Gegend, die wir in der „schwäbischen Türkei“ durchwanderten. Nur in Bonyhad, zu dem wir nach etwa zwei Stunden Gehens ins Tal hinunterstiegen, bringt der Staat mit seinen Beamten und Schulen (meines Erinnerns auch eine gehobene Mädchenschule) einen fremden Einschlag hinein; es zählt unter seinen 6000 Einwohnern rund 2000 Evangelische, 300 Reformierte und 3700 Katholiken, beinahe alles Deutsche bis auf ein paar hundert madjarischer Sprache (meist Reformierter). In solcher Gegend muß auch die katholische Kirche der Muttersprache Rechnung tragen, sie könnte sonst den Abfall von Gläubigen erleben, wie in Barcs an der Drau, wo sich eine evangelische Los-von-Rom-Gemeinde gebildet hat. Leider sind auch evangelische deutsche Geistliche, wie wir selbst erleben mußten, durch ihren madjarischen Erziehungsgang für den Sophismus zugänglich geworden, „in Ungarn müsse man ungarisch sein“, und haben sich madjarische Verhandlungs- und Protokollsprache in den Versammlungen der Seniorate aufzwingen und ihre deutsche Sprache zurückdrängen lassen. Mit wahren Schmerz mußte es den Deutschen erfüllen, daß ein tüchtiger Pfarrer — es war das in einem anderen Landesteil — seinen ehrlichen deutschen Namen madjarisch schrieb und ein anderer eifrig evangelischer so wenig Volksbewußtsein hatte, daß er auf unsere Klagen, wie wenig durch die madjarische Schule für die deutsche Jugend herauskäme, ganz unbefangen erwiderte: das werde in seiner Gemeinde durch die Errichtung eines madjarischen Kindergartens schon besser werden. Weitere Erfahrungen zu machen — hoffentlich bessere —, gingen wir ins evangelische Pfarrhaus. Pfarrer Graf war trotz seiner 75 Jahre noch auf eine Reise gegangen, seine Frau, eine geborene Odenburgerin, der man die 74 Sommer nicht anmerkte und die mit ihrem Dienstmädchen im Garten beschäftigt war, führte uns in die Laube und gab uns bei einer Tasse Kaffee freundlich die erbetenen Auskünfte. Die Tätigkeit im Pfarrsprengel beschränkt sich jetzt, nachdem das etwa 30 km entfernte Szegszard seinen eigenen Pfarrverweser erhalten hat, im wesentlichen auf die Gemeinde des Wohnsitzes, wo es freilich durch den Unterricht an der evangelischen Schule noch genug zu tun gibt. Das Verhältnis zur reformierten Gemeinde und ihrem (madjarischen) Geistlichen ist ein gutes; was sie uns von diesem, einem jungen Manne, der durch eine Lebensrettung bei einer Feuersbrunst sich Gesicht und Hände schrecklich verbrannt habe, erzählte, hätte uns bestimmt, auch ihn aufzusuchen, wenn er nicht fort gewesen wäre. Merkwürdig, daß uns von deutscher Seite für den großen deutschen Ort keine Anschriften gegeben worden waren, man anscheinend noch keine Anknüpfungspunkte hat; solche zu suchen, fehlte uns Wanderern ein Anhalt und die Zeit. Wir mußten ohne einen größeren Aufenthalt in dem ansehnlichen Flecken weiter dem Ziele zu, das wir uns für heute gesteckt, da das hier Vermißte uns dort winkte. Dabei kreuzte unser Weg die Bahn, die von Dombovar nach Battaaszek führt (und seit kurzem endlich auch über die Donau nach Baja zum Anschluß an die Linie Szabadka—Szegedin), bei der den Besuch der zwei deutschen Orte Bonyhad und Hidas leicht ermöglichenden gemeinsamen Station. Vorher waren wir schon vom Tolnauer ins Baranyaer Komitat übergetreten, in dem der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung ein noch größerer als in dem ersteren ist, die volle Hälfte ausmacht. Die angeblichen fünf Kilometer in der Schwüle des Sommerabends wurden mir lang, noch länger der Weg das lange Dorf Hidas hinauf; mein jüngerer Begleiter war vorausgeeilt; der Herr mit dem Rucksack bildete schon den Gesprächsgegenstand der vor ihren Häusern sitzenden Landleute; man sprach mich an, wollte etwas wissen über das Woher und Wohin der Reise. Das Stehen wurde mir zu schwer und ich setzte mich zu einem Alten auf die Bank, der begierig war, „etwas aus dem Deutschland zu hören“, „sie hier stammten aus Hessen; in den früheren Zeiten sei es besser gewesen, jetzt solle man ungarisch werden; die Kinder lernten kein Deutsch mehr in der Schule, dabei das Madjarische nur wie

Papageien nachschwähen, ohne es recht zu verstehen; es sei ein Schaden für das Fortkommen draußen in der Welt!" Den Vorstand des Deutschen Lesevereins traf ich nicht an; seine Frau meinte, er werde droben am Berge im Weinkeller sein, „dort sei abends Gesellschaft bei einem Krüglein Wein beieinander nach der Tagesmühe der Heuet“. Das wäre verlockend gewesen, aber zuerst mußte ich meinen Gefährten und ein Unterkommen gefunden haben. Die Suche führte mich durch den ganzen ansehnlichen Ort (an 3000 Einwohner), der mit seinen geplatteten, baumbefetzten Gehwegen, den freundlichen Häusern und sauberen Höfen einen vorzüglichen Eindruck machte. Wie das Wirtshaus gewesen wäre, weiß ich nicht; gerade als ich hinein wollte, sprach mich im Halbdunkel ein Herr an, mein Schwiegersohn sei bei ihm, dem Pfarrer, und der hatte sich's mittlerweile schon bequem gemacht in dem heimelnden zweibettigen Gastzimmer. Durch die Begrüßung der jungen Hausfrau, den Abendimbisß und die anregende Unterhaltung war es leider zu spät geworden, die deutschen Bauern bei ihrem Abendtrunk am Rebberg aufzusuchen, aber mein Begleiter wollte sich nicht abhalten lassen, noch in die Wirtschaft zu gehen, wohin er ein Zusammenreffen mit einigen auf seinem Durchmarsch durchs Dorf ihn Ansprechenden verabredet hatte. Er kam bald wieder, unverrichteter Dinge — die Bauern müssen in der Zeit der Heuernte früh heraus, waren weggegangen —, aber um ein Erlebnis reicher. Während mir Pfarrer Schöll erzählte, man spreche von Umtrieben gegen das Madjarentum, fahnde seit der Reichstagswahl nach „Pangermanen“, war er auf der Straße von zwei Gendarmen gestellt worden, auf madjarisch, dann auf deutsch, „zu welchem Zwecke er hier sei“, die aber nach der Antwort, daß er Gast im Pfarrhaus, sich schleunigst verzogen hätten. Wir lachten mit dem Pfarrer über das Vorkommnis, das seinem Amtsbruder begegnet, schlugen aber keine völkischen Töne an, schon um ihn bei etwaiger Nachfrage nach uns nicht in Verlegenheit zu bringen, und beließen ihn im Glauben, daß wir nur der Evangelischen halber gekommen seien.

Hidas liegt noch diesseits der Wasserscheide in dem Tale, das sich an Bonyhad vorbei nach Tolnau hinaus zieht, gehört aber schon in den Gerichts- und Stuhlbezirk Pecsvarad; es hat außer der evangelischen Gemeinde A. B. auch eine kleine reformierte — schade, daß es seinerzeit beim Wegzug der Vorfahren aus Hessen dort noch keine Union gegeben hatte! —, so ist die deutsche Gemeinde auch in Hidas geteilt, wenn auch nicht in einer Weise, als wenn es Evangelische und Katholiken wären.

Die deutsche Gemeinde Nadasd, eine Stunde talaufwärts, ist eine katholische; sie zählt auch gegen 3000 Einwohner, macht aber nicht ganz den wohlhabenden Eindruck der vorigen. Nadasd gehörte wohl den Bischöfen von Fünfkirchen, wenigstens haben diese dort ein anscheinend nicht mehr benutztes, von mächtigen Kastanienbäumen beschattetes Lustschloß und großen Besitz, besonders an Weinbergen. Aus einer Molkerei an der Straße wurden zahlreiche Butterpäckchen in den Hidaser Marktwagen für Fünfkirchen verladen, dagegen eine fette Gans zu 4 Kronen abgesetzt; er barg in den Truhen unter den Sitzen schon große Vorräte aller möglichen Wochenmarktwaren, diente gleichzeitig zur Personenbeförderung — 1 M. der Kopf! für die über 30 km lange Wegstrecke —, Fahrpost gibt es in Ungarn nicht. Auch wir machten von ihm Gebrauch auf den ebenen Strecken, wo durch einen starken Nachregen der hohe Staub sich in Kot verwandelt hatte. Zunächst ging es nun steil aufwärts bis zu einem Sattel, der das Meszekgebirge mit einem östlich bis zur Donau sich streckenden umfangreichen Bergstock (Teufelsberg?) verbindet; diese Gegend ist ziemlich kahl im Gegensatz zu dem schön bewaldeten westlichen Hauptbergzug und bietet weiten Ausblick nach Südwesten. Da und dort sah man auch schon Anzeichen des Kohlenbergbaues — Aufbauten über Schächten —, die sich nach Fünfkirchen zu mehren; dort liegen am Ostabhang des Meszekgebirges die wichtigen Kohlenlöze, die der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft gehören, mit Bricket- und Koksfabriken und einer mehrere tausend Seelen zählenden Arbeiterkolonie.

Im Ansteigen hatten wir uns mit ein paar verständigen alten Leuten unterhalten, die von Hidas mitgefahren waren; bergabwärts im Wagen ergözte uns der schneidige Bauernwitw der untersehten Händlerin, mit dem sie die Sprüche eines jungen Fabrikarbeiters, des „Sozialdemokraten“, wie sie ihn nannte, abfertigte. So rollten wir rasch Pecsvarad zu, mit ansehnlichen Resten einer türkischen Feste (daher der Name), dort sollten wir uns nach einer „1876 durch den Abt von Pecsvarad mit 151 deutschen Familien angelegten Niederlassung“ umsehen, konnten aber während

unseres Aufenthalts nichts feststellen, als daß der ansehnliche Ort, an der Grenze des hier tief einschneidenden madjarischen Sprachgebiets liegend, gemischtsprachig ist. Jedenfalls schon seit alten Zeiten. Die zahlreichen Gewerbsleute, die in der völlig glaubwürdigen Urkunde Stephans I. von 1015 für die Abtei Pecsvarad bei Fünfkirchen angeführt werden, waren gewiß zumeist Deutsche: das Badehaus wird „Stuba“ genannt¹⁾. Und später, nach der Vertreibung der Türken, werden unter den hohen Herren, die auf ihren Gütern Deutsche ansiedelten, auch die Äbte von Pecsvarad genannt. So erfolgte wohl die erwähnte Ansiedlung im vorigen Jahrhundert auf irgend einem Gute der Abtei in der Umgegend. Ebenso bliebe noch nachzuweisen, wie es mit der Angabe sich verhält, daß im gleichen Jahre 1876 eine neue deutsche Kolonie „Földvár“ mit 226 Familien durch den Bischof von Fünfkirchen angelegt worden sei. Auch dort werden schon im 12. Jahrhundert deutsche Bürger genannt, und nahmen in der Zeit nach den Türkenkriegen die Bischöfe lebhaften Anteil an der Ansiedlung deutscher Bauern (besonders aus dem oberrheinischen und fränkischen Kreise) in den entvölkerten Landstrichen in Gesellschaft der mit Land beschenkten siegreichen österreichischen Feldherren, voran Prinz Eugen.

Die Weiterfahrt von Pecsvarad bis Fünfkirchen (18 km) hatte nichts besonders Bemerkenswertes geboten außer dem andauernden schönen Blick auf das nach dieser Seite steil abfallende Meszkegebirge, an dessen Fuß die Stadt anmutig liegt, mit dem Hintergrund der ausgedehnten Weinberge, darüber der Bergwald. Schon der Eintritt überrascht; schön asphaltierte Straßen, gute neue Bauten, und doch sieht man, daß sie Geschichte hat, allmählich herangewachsen, nicht mit dem Einmal angelegt ist wie die madjarischen sog. Städte. Die im vorigen Jahrhundert neu gebaute Domkirche (ein Werk des Wienerers Schmidt) weist in ihren Anfängen (Unterkirche unter dem Chor) ins 11. Jahrhundert zurück, und an die lange Türkenzeit erinnern noch Kuppeln und Minarette von Moscheen, die in Kirchen umgebaut wurden. Zeitweise, im 14. Jahrhundert, hatte eine Universität bestanden, heute herrscht geschäftiges Leben in der Stadt, wenn auch der alte Handelsweg über sie verödet ist und sie im Bahnnetz bis jetzt nur stiefmütterlich bedacht wurde; an einer anderen Linie wurde eben gebaut, wenn ich recht berichtet wurde, hinüber nach Mohacs, dem Verladeplatz an der Donau für die Fünfkirchner Kohle. Von den rund 40 000 Einwohnern haben sich bei der Volkszählung 1900 gegen 8000 (= 18 v. H.) als Deutsche bekannt, die anderen sind oder gelten als Madjaren; sie sind katholisch bis auf ein paar tausend Protestanten und Juden; neben der reformierten madjarischen Gemeinde besteht eine „madjarisch-deutsche Muttergemeinde“ mit 1200 Seelen am Orte und 850 auswärts (in den Bergarbeiterkolonien und besonders in der armen deutschen Gemeinde Pogany, zwei Stunden südlich). Der Gottesdienst ist jeden dritten Sonntag deutsch, der Pfarrer Porkolab, ein Madjar, der leidlich Deutsch spricht und das Bestreben hat, sich in der deutschen Sprache zu vervollkommen, meinen geistlichen Begleiter und mich sehr liebenswürdig aufnahm und nach dem Sonntagsgottesdienst zu Tisch bat mit zwei Kirchenältesten, einem Siebenbürger und einem Zipser Sachsen. Es war ihm ein lebhaftes Anliegen, daß der Amtsbruder aus dem Deutschen Reiche ihm den deutschen Gottesdienst abnahm, der gerade an der Reihe war, und er bedauerte sehr den schwachen Besuch. „Ja wenn die deutsche Predigt immer so wäre!“ meinte neben mir ein älterer Mann.

Wir fuhren an dem an der Bahn liegenden, beinahe ganz deutschen Nebenort Villany vorbei und an Darda, Belye und Eugendorf, Schwabensiedlungen Prinz Eugens, vorbei, ohne Aufenthalt durch die überschwemmten Drauniederungen auf Damm und Brücke hinüber nach Esség, wo ich neue Nachrichten von zu Hause erwartete.

Die lebhafteste Handelsstadt mit etwa 24 000 Einwohnern, darunter die Hälfte Deutsche, rund 10 000 Serbokroaten und 2000 Madjaren, ist ein Stützpunkt des Deutschtums nicht nur in Slawonien, sondern auch im gegenüberliegenden Ungarn, könnte es freilich noch mehr sein. Die Entwicklung des günstig an der Drau gelegenen Gemeinwesens bewegt sich offenbar in aufsteigender Linie, das sieht man an den gut gehaltenen Straßen und stattlichen Gebäuden, namentlich Geschäftshäusern, und an den Parkanlagen und Neubauten, die in dem Gelände zwischen der aufgelassenen „Festung“ und der Ober- und Unterstadt entstehen.

1) Prof. Dr. R. Kaindl: Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern.

Deutsche Ritter und Edelfknechte in Italien während des 14. Jahrhunderts¹⁾.

Von

Dr. Karl Heinrich Schäfer in Rom.

1. Deutsche Ritter und Edelfknechte im Dienste des Auslandes.

Deutsche Kaufleute und Gelehrte, deutsche Ingenieure und Unternehmer, die ihre Arbeit und Wissenschaft in den Dienst fremder Nationen stellen, um ihnen Kultur und Bildung des Vaterlandes mitzuteilen, trifft man in der Gegenwart in allen Weltteilen. Einer ähnlichen Erscheinung der Ausfuhr deutscher Kraft und deutschen Blutes begegnet man auch im Mittelalter. Auch da sind es nicht die Schlechtesten unseres Volkes, die teils infolge der heimatischen Übervölkerung und der Kargheit des väterlichen Erbteils, teils auch geführt von dem urgermanischen Wandertrieb und den Überlieferungen ihrer Vorfahren, ins Ausland ziehen und dort Leib und Leben aufs Spiel setzen für fremde, nichtdeutsche Unternehmungen und Herren.

Es sind die deutschen Ritter und Edelfknechte, vom Herzog und Grafen bis zum einschildigen Ministerialen und Mittermann, die wir im 13., 14. und 15. Jahrhundert fast in allen Teilen der damals bekannten Welt nachweisen können. Sie stellen in jenen Zeiten, wo es in erster Linie auf körperliche Vorzüge, auf Manneskraft und Mut, auf stählernen Arm und ein gutes Schwert ankam, oftmals die Besten unseres Volkes dar.

Mochte auch der eine oder andere mit einigen Schätzen in die alte Heimat zurückkehren, was machte das gegenüber dem ungeheuren Verlust an Kraft und Arbeit, an Blut und Leben, die unser Vaterland durch ihre Auswanderung in die Fremde erlitt!

Deutsche Ritter finden wir im Dienste und auch auf dem Boden von England und Serbien, in Navarra wie in Frankreich, in den nordischen Ländern wie in Kleinasien und Konstantinopel. Die allermeisten aber erscheinen in Italien von der Etsch bis nach Kalabrien, in dem schönen Lande, das seit den ältesten Zeiten unserer Geschichte wie kein zweites Sehnsucht und Wanderziel germanischer Stämme und wagemutiger deutscher Jugend bildete.

Angeichts der Menge unserer dort im Mittelalter, namentlich im 14. Jahrhundert, Kriegsdienste leistender ritterlichen Landsleute denkt man unwillkürlich an die Zeit der römischen Imperatoren zurück, wo sich uns in gewissem Sinne dasselbe Schauspiel darbietet. Denn seit Cäsar traten die kriegsgeübten Germanen von beiden Ufern des Rheins mehr und mehr in den römischen Heerdienst, auch in den der kaiserlichen Gardereiter, der *equites singulares*. Sogar in den ritterlichen Offizierstellen wurden sie in größerer Zahl angetroffen. Seit Konstantin dem Großen erhielten die germanischen Elemente allmählich das Übergewicht. Sie wuchsen sich zum Fundament der Reichsverteidigung aus, bis sie unter Odoaker auch die Regierung in die Hand nahmen . . .

Im Mittelalter aber machten die Römerzüge der deutschen Könige und Kaiser von Karl und Otto dem Großen bis auf Heinrich VII. und seine Nachfolger den Ritt ins Welschland bei den meisten Adelsfamilien unseres Vaterlandes gleichsam traditionell. Galt doch der Ritterschlag auf der Tiberbrücke an der Engelsburg unter St. Michaels Schwert als eine besonders hohe Ehre für den reißigen Edelfknecht. Aeneas Silvius, der bekannte hervorragende Schriftsteller und spätere Papst Pius II., weiß davon in seiner Geschichte Kaiser Friedrichs III. zu berichten.

Dort auf der Engelsbrücke hatte ja schon mancher deutsche Edle für seinen Kaiser ruhmvoll gekämpft mit Einsetzung des eigenen Lebens. Und wie wurde weiter in Italien jedem gewappneten Reiter Gelegenheit geboten, sich in den unaufhörlichen Kämpfen zwischen Welf und Gibelline auszuzeichnen! Da konnte in der offenen Feldschlacht die überlegene deutsche Manneskraft noch siegreich kämpfen und Lorbeeren pflücken, deren Ruhm auch in der Heimat von der Volksgenossen Rede anerkannt und weitergetragen wurde. Dort mochte man des Südländs strahlende Sonne genießen und die Ewige Stadt mit all ihren Wundern und Heiligtümern, mit ihrer zahllosen Kirchen Pracht aufsuchen und zugleich der Seele Heil helfen und sichern. Mancher Rittersmann und Edelfknecht hatte schon (nicht nur in den Tagen der Staufer) als Reichsbeamter, als Burg-

¹⁾ Aus dem 1. Buche des Schäferschen grundlegenden Werkes (siehe S. 188).

herr (Kastellan) oder im Räte und Dienste der Städte einen ehrenvollen Platz unter Italiens Himmel gefunden. Hier traf er auch in allen größeren Städten Nord- und Mittelitaliens von Treviso bis nach Neapel hin deutsche Landsleute und Bruderschaften in Genua, Mailand, Florenz und Pisa, wie in Venedig, Lucca, Siena und Rom. Denn auch den Handwerker, Schuhmacher, Bäcker, Weber, Steinmetz, Architekten und Maler trieb ein alter Zug nach dem Süden, wo er nicht selten sein Glück machte. In den größeren Universitätsstädten Nord- und Mittelitaliens, wie namentlich in Bologna und Siena, Padua und Pavia, gab es dazu zahlreiche deutsche Studenten, meist aus adligen oder besseren Bürgersfamilien, mit denen auch der Edelfnecht und Ritter Verkehr pflegte, wenn nicht gar blutsverwandt und verschwägert war. Und was für unsere reisigen Landsleute noch wichtiger sein mußte: drüben über den Bergen begegneten sie ritterlichen Volksgenossen auf eigenem Besitz nicht nur in den deutschen Burgen von Friaul, Welschtirol und der Lombardei, sondern auch in den zahlreichen Niederlassungen des Deutschen Ritterordens, der für Italien einen besonderen Generalprovinzial besaß. In Rom, Viterbo, Montefiascone, Neapel, Bari, Barletta, Brindisi, Reggio, Palermo, Messina, Girgenti, Bologna, Rimini, Venedig, Padua, Treviso, Brignone finde ich seine Ordenshäuser und Vertreter, hier wie bei Arezzo und Parma Besitzungen und Gerechtsame desselben Ordens schon seit dem 13. Jahrhundert.

In den Städten erhoben sich allenthalben deutsche Kirchen, nicht nur in Rom, Neapel und bei den genannten Deutschordens-Niederlassungen, sondern auch in Pisa, Lucca, Florenz, Parma, Verona u. a., wo deutsche Ritter Kapellen zu Ehren St. Georgs gegründet hatten.

Zahlreiche deutsche Priester wurden noch im 15. Jahrhundert in der Diözese Padua für die Seelsorge der dortigen deutschen Gemeinden geweiht.

Die Vorliebe für die Italienfahrt blieb auch nach dem Untergang der Hohenstaufen und des Künigsmärs allzu frühem Tode in den deutschen ritterlichen Geschlechtern lebendig. Sie wurde neu angefaßt durch Ludwigs des Bayern Römerzug und Herzog Leopolds von Österreich papst- und welfenfreundliche Politik wie namentlich durch Kaiser Karls IV. enge Verbindung mit der Kurie. Jetzt sehen wir die deutschen Reiter nicht nur auf Seiten der meist ghibellinischen Herren und Städte, wie der Visconti in Mailand, der Gonzaga in Mantua, der Herren von Correggio, der della Scala in Verona, der Ubalдини, der Malatesta in Rimini, der Ordelaffi von Forlì, der D'Este von Ferrara u. a., der Städte Lucca, Pisa, Todi, Treviso u. a., sondern auch im Dienste der Guelfen von Florenz, Bologna, Siena, Perugia, Rom, auch in Venedig, ganz besonders zahlreich aber im Solde der päpstlichen Kurie und des Kirchenstaates. Da finden wir zwischen 1320 und 1360 über 700 deutsche Reiterführer und Bannerherren genannt mit etwa 10000 Reitern, von denen an 1400 beiläufig ebenfalls genannt werden. Aber die später auftretenden und an Zahl und Bedeutung weit geringeren englischen Söldner in Italien besitzen wir die eingehende, aber etwas anspruchsvolle Monographie von Temple-Leader und Marcotti, über französische Söldner das Buch von Siméon Luce, »Bertrand du Guesclin«, besonders die Abschnitte 10 und 11, über das italienische Söldnerwesen die beiden Arbeiten von Canestrini und Ricotti. Von deutscher Seite gibt es nur die von beschränktem Gesichtskreis und ganz unter dem Einfluß des ungünstigsten Vorurteils geschriebene, aber nicht verdienstlose Monographie Bronners über Herzog Werner von Urslingen; dazu ist neuerdings ein kleiner Aufsatz von H. Niese über deutsche Söldner im Dienste von Siena und Massa Marittima aus den Jahren 1366/67 getreten, wo die Namen von zwei *conestabiles* und von 48 + 9 Reitern mitgeteilt werden und der Verfasser ihre Lokalisierung versucht. Aus einem Bologneser Verzeichnis über die nach der Schlacht bei Fossalta mit König Enzo gefangenen Reiter, das Frati publiziert hat, sind weitere 62 Namen festgestellt worden. Sie sind fast ausnahmslos aus dem niederen Adel und sonst unbekannt.

Noch hat es niemand unternommen, eine Geschichte der deutschen Ritter und Edelfnechte in fremder Herren Dienst zu schreiben, und selbst die dringend notwendige Untersuchung über die deutschen Bannerherren, Ritter und Reisigen in italienischem Solddienst wurde bisher nicht in Angriff genommen.

Daher blieb die deutsche Geschichtsliteratur in der Beurteilung jener Erscheinung noch ganz von ausländischen, nichtdeutschen Schriftstellern abhängig. Allen voran sind es die glänzenden florentiner Historiker Villani (Giovanni und Matteo) und einzelne italienische Städtechroniken,

die von ihrem ausgesprochen guelfischen, nationalistischen Standpunkt aus das denkbar schlimmste Urteil über die ihnen im Felde überlegenen deutschen Reiterescharen bestimmt und verbreitet haben. Es ist in gewissem Sinne mit jenen Verleumdungen zu vergleichen, die in manchen französischen Geschichten, Romanen und Zeitungen über das Benehmen der deutschen Offiziere und Soldaten im Feldzug von 1870/71 ausgestreut werden. Wären wir auf solche Literatur allein angewiesen, in was für einem Zerrbild würde das deutsche Heer erscheinen!

Ein solches Zerrbild wird uns fort und fort in der Beurteilung der deutschen Reiterführer und Edelfknechte von den Schriftstellern geboten, die den Gegenstand berühren. Unsere Reiter werden Abenteuer und zuchtloses Gefindel, Wegelagerer und Raubritter genannt, die nach Italien gekommen seien, bloß um zu stehlen und ihren Leidenschaften zu frönen. Sie hätten vom Raube gelebt. Den bekannten und hervorragenden Reiterführern, wie z. B. Herzog Otto von Braunschweig, Herzog Werner von Urslingen, den Grafen von Landau u. a., wirft man noch dazu unberechtigten Gebrauch eines ihnen nicht gebührenden Titels vor. Ein neuerer italienischer Forscher erzählt sogar, daß Herzog Werner von Urslingen im Jahre 1350 Bologna feindlich und grausam überfallen habe, während er gerade in diesem Jahre im Solde und Kriegsdienst der Stadt Bologna und unmittelbar nachher im Dienste des päpstlichen Kardinallegaten stand (2. Buch, VIII und IV, 1350). Ein anderer moderner Italiener (Marcotti in Temple-Reader, S. 67) zeigt uns schließlich, was man von dergleichen Reden und Erzählungen zu halten hat, wenn er behauptet, daß die gleichzeitigen geistlichen Provinzialstatthalter noch weit schlimmer (!) als die Abenteuer von Rittern gewesen seien. Manche deutsche Forscher können sich gar nicht genug tun, die „grauenhaften Konrad Landau (!), Johann von Habsburg und Hanschen Baumgarten“ als „Gegenstand des Abscheues“ hinzustellen, obwohl sie es besser wissen sollten. Demgegenüber können wir nicht nur feststellen, daß sie ihre Titel mit Fug und Recht von ihren heimatischen Vorfahren her führten, sondern wir sehen unsere Reiter auch im ehrenvollen, oft langjährigen Dienste der Kirche unter den päpstlichen Kardinallegaten und Provinzialstatthaltern. Von Raub und Plünderung, Grausamkeit und Mord ist in unseren Quellen nirgends die Rede, auch nicht von Meuterei und Felonie. Sie dienen treulich mit Schwert und Lanze ihrem Soldherrn nach Vertrag und Recht, wie tapfere Krieger ihrem Fürsten. Nur 1323 verließen viele deutsche Reiterfähnlein in der Lombardei das Heer des päpstlichen Legaten und gingen ins Lager der kaiserlichen Partei bzw. der Gibellinen über, als sich durch die Schlacht bei Mühldorf der deutsche Kronstreit entschieden hatte und ein königlicher Statthalter Ludwigs des Bayern in Mailand entsprechende Erklärungen und Anordnungen ergehen ließ. Man wird infolgedessen den Übertritt der deutschen Reiter wenigstens in etwa verzeihlich finden. Sonst aber haben sie ihren Soldherrn regelmäßig nur dann verlassen und anderen Dienst und Unterhalt aufgesucht, wenn ihnen weiterer Sold verweigert oder der Abschied bewilligt worden war. Daher bildete sich die erste Freischar oder Ritterbund im Jahre 1328, als sie von Kaiser Ludwig dem Bayern keinen Sold mehr empfangen.

Mit alledem soll freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß einzelne Ausschreitungen, Übergriffe und Grausamkeiten vorgekommen sind, auch plötzliche Parteischwenkungen der deutschen Reiterfreischaren. Aber wir haben sie nicht sowohl auf Rechnung unserer Reiter als auf die der mittelalterlichen Kriegführung überhaupt zu setzen. Man lese nur, wie es im Patrimonium Petri in Tuszien unter Klemens V. zugeing, oder man sehe, wie es in den Soldheeren Friedrichs II. mit der Disziplin bestellt war. Noch schlimmer stand es in anderen gleichzeitigen Heeren. Und gegenüber der Kriegführung und dem Benehmen der englischen Kompagnien in Frankreich und der des Sire John Hawkwood in Italien erscheint selbst bei den italienischen Schriftstellern des Mittelalters die deutsche Reiterei in günstigerem Lichte. Die italienischen Söldner gerade waren sehr zügellos und grausam, wie sich namentlich bei dem Zuge der Paduaner gegen Venedig im Jahre 1314 zeigte. Es geschah sogar, daß die deutschen Reiter schließlich Padua von der grausamen Behandlung der Italiener befreien mußten.

Wenn man dem Herzog Werner von Urslingen die Zerstörung Anagnis und die Verhängung des Standrechts über die Einwohner vorwirft, so ist nicht zu vergessen, daß die Anagnesen zuvor Verrat geübt und seine zwölf besten Hauptleute heimtückisch ermordet hatten. Auch sei auf ein Schreiben der Stadt Treviso vom Oktober 1328 verwiesen, worin bittere Klage geführt wird

über die nichtswürdige Ermordung und grausame Einkerkierung der deutschen Besatzung einer nahen Burg seitens der Italiener. Auch der ebenso erfolgreiche als heimtückische Überfall seitens der italienischen Landbevölkerung gegen den Grafen Landau und seine Schar am 25. Juli 1358 in dem Apenninpaß Val di Lamone war ganz dazu angetan, die deutschen Reiter gegen diese Hinterlist zu verbittern. Nicht minder die Tatsache, daß italienische Städte (Siena) den deutschen Reitern von Rats wegen vergiftete Lebensmittel verkauften! (Professione, S. 19) oder ihnen den Einkauf von Speise und Trank höhnisch abschlugen (Dominicus de Gavina, S. 136: Andria, S. 52: Foggia).

Zur Erklärung und zum besseren Verständnis mancher Plünderungszüge unserer Reiter aber sei auf die zahlreichen Stellen der Soldurkunden hingewiesen, wo die „Verwüster“ (guastatores) im päpstlichen Heere genannt werden, Italiener, die dem feindlichen Lande und der Landbevölkerung den möglichst großen Schaden zufügen mußten und denen die deutschen Reiter zur Bedeckung mitgegeben wurden. Auch wissen wir, daß der Kardinal Albornoz mehrere Ortschaften völlig zerstören ließ, die sich gegen ihn empört hatten. Ferner dürfen wir nicht vergessen, daß auch die deutschen Reiterfreischaren zuweilen noch viel italienisches Fußvolk mit sich führten, wie wir dies deutlich bei dem Haufen Herzog Werners von Urslingen sehen. Und auf dieses Fußvolk bezieht sich mit Recht, was Ricotti II, S. 4, in etwas zu allgemeiner Form bemerkt: „Der Kern (nerbo, Nerf!?) der Söldnerscharen wurde gebildet aus italienischen Verbannten, Dieben, Landstreichern und Deserteuren.“

2. Die Menge der deutschen Reiter im Dienste des Kirchenstaates und ihr Verhältnis zu den nichtdeutschen.

Von der Menge unserer ritterlichen Landsleute in Italien während des 14. Jahrhunderts können wir uns einen Begriff machen, wenn wir in den Soldlisten über 700 deutsche Reiterführer und Bannerherren finden. Manche von ihnen haben 50, 100 und mehr (Herzog Werner 1150!) Reiter unter ihrer Fahne. Nehmen wir aber als Durchschnittszahl des einzelnen Banners auch nur 20—25 Reiter an, so ergibt sich, daß rund 15000 schwergewappnete Reiter aus deutschen Geschlechtern in den päpstlichen Kriegsdienst innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraums getreten sind. Dazu kommen noch die nicht in unseren Listen aufgezählten und genannten Sarrianten der Ruzite, die Knechte und Knappen. Sie verteilen sich auf eine Periode von 50 Jahren (1321—70). Aber im Jahre 1350 sehen wir doch allein in der Romagna 3000 deutsche Reiter im Dienst des Kirchenstaates und ungefähr 2000 im Jahre 1356 unter Kardinal Albornoz in der Mark Ancona. Wenn wir bedenken, daß das ganze Bistum Worms in den Landfriedensbündnissen nur zehn Helme stellen sollte, oder daß sich unsere Kaiser bei ihren Römerzügen meist mit 1000 bis 2000 deutschen Reitern begnügten, so erscheinen die obengenannten Zahlen doch als ganz bedeutend. Nebenbei mag bemerkt werden, daß die Gegner fast regelmäßig ebenfalls deutsche Ritter in Dienst nahmen, und zwar möglicherweise in einer annähernd gleich hohen Zahl. So können wir uns einen Begriff von der Menge deutscher Reiter in Italien während des 14. Jahrhunderts machen. Dazu kommen, wenigstens teilweise, die deutschen Reiterfreischaren (Ritterbünde, auf italienisch compagnie) in Italien. Ja selbst die sog. rein italienische Compagnie von St. Georg bestand zum überwiegenden Teil aus unseren ritterlichen Landsleuten.

Sehen wir uns einmal Zeit und Gegend ihres Auftretens in unseren Soldlisten näher an. Gegen die Visconti finden wir während der Jahre 1322 und 1323 in unseren Quellen 11 deutsche Hauptleute mit rund 750 Reitern im Heere des Legaten Bertrand, 1328 nur etwa 10 Banner mit rund 750 Mann. Die Mehrzahl der übrigen Reiter sind damals Franzosen gewesen. Denn von Papst Johann XXII. wird erzählt, daß er gegen die Deutschen ziemlich voreingenommen war und sie in seinem Kampfe wider die Gibellinen nicht gebrauchen wollte. Vielleicht hat er in der Tat gerade aus diesem Grunde manches deutsche Dienstangebot, wie z. B. das des Grafen Friedrich von Hohenzollern, abgelehnt.

Freilich im Jahre 1334 erscheint beinahe die Hälfte der Reiter, über 30 Banner mit rund 800 Mann, als Deutsche.

In der Mark Ancona werden 1325/26 4 deutsche conestabiles mit rund 130 und 1328/29

8 Hauptleute mit rund 200 Reitern genannt. Die Mehrzahl der Reiterei bestand aus Italienern. 1341 finden sich sieben deutsche Hauptleute mit 175 Mann, später noch weniger. Auch die Verwaltung der Provinz Spoleto zog zeitweise deutsche Reiter in ihren Sold. Besonders zahlreich aber erscheinen deutsche Banner und Reiter im Heere der Provinz Romagna während des Jahres 1350, als der Statthalter Astorgius von Duraforte die Manfredi von Faenza, die Ordelaffi von Forlì und die Pepoli von Bologna zur Unterwerfung zwingen wollte. Wir sehen im unmittelbaren Sold des Statthalters bzw. der Provinz 50 deutsche (darunter 3 burgundische) Fähnlein mit über 1200 Reitern, dazu noch 15 deutsche Korporale mit 70 Reitern im Banner des Statthalters selbst. Im Oktober 1350 nahm er auch das Heer Herzog Werners von Urslingen mit 1150 Reitern in Sold. Hierzu kamen schon seit dem Frühjahr 1350 mehrere deutsche Ritter, deren Banner nicht angegeben werden, ferner 11 deutsche Fähnlein des verbündeten Mastinus de la Scala von Verona mit 200 Reitern, 8 deutsche Banner der Visconti mit rund 180 Mann, drei Fähnlein der Este von Ferrara und eins von den Pepoli (Bologna), also im ganzen während des Sommers an 1800 und vom Oktober an rund 3000 deutsche Reiter.

Als in Tuszien zu Ende des Jahres 1353 der Feldzug gegen den Präfecten von Vico begann, waren im päpstlichen Heere 16 deutsche Banner mit rund 320 Reitern. Es konnte aber kein Erfolg erzielt werden. Im März 1354 standen schon 24 deutsche Fähnlein bereit mit 480 Reitern. Der Kardinal Albornoß begann jetzt den Angriff von neuem mit mehr Erfolg. Zur Zeit der Übergabe Orvietos und der Unterwerfung des Präfecten am 5. Juni 1354 zählen wir an 50 Fähnlein im Heere des Legaten mit etwa 600 Reitern. Weitere Abteilungen wurden hinzugeworben, so daß im Sommer 1355 dem Legaten über 50 deutsche Geschwader mit etwa 1000 Rittern zur Verfügung standen. Damals ward die Stadt Fermo erobert und Gentile da Mogliano zur Unterwerfung gezwungen. Der päpstliche Gonfaloniere Rudolf von Camerino brachte dem Belagerungsheer der Malatesta vor Paterno eine schwere Niederlage bei. Im folgenden Jahre bis zum Abgang des Albornoß (Sommer 1357) wurden die deutschen Fähnlein auf ihre Höchstzahl gebracht, so daß sich über 100 mit rund 2000 Reitern im päpstlichen Heere befanden. Damals unterwarfen sich die mächtigen Manfredi von Faenza (November 1356); im Frühjahr 1357 ward auch die aufs tapferste verteidigte Stadt und Burg Cesena den gefürchteten Ordelaffi genommen. Im Laufe des Sommers aber entließ man die meisten deutschen Reiter, wohl auf Anordnung des neuen Legaten, eines Franzosen, Androin de la Roche. Er mußte, vielleicht infolgedessen, die Belagerung des Ordelaffi in Forlì aufgeben. Im Sommer 1358 stieg dann die Zahl der deutschen Fähnlein wieder und blieb bis 1360, soweit uns die Listen erhalten sind, auf 50 bis 60 mit rund 1000 Reitern stehen. Dem noch 1358 zurückkehrenden Legaten Albornoß gelang es, im Frühjahr 1359 den letzten und hartnäckigsten Gegner Francesco Ordelaffi in Forlì niederzukämpfen und die Stadt zur Übergabe zu zwingen. Die Ordelaffi hatten früher auch deutsche Ritter in ihrem Dienste gehabt.

Was das Zahlenverhältnis der deutschen zu den nichtdeutschen Reitern betrifft, so nehmen augenscheinlich die einen zu, wenn sich die anderen vermindern. Im Jahre 1356 werden außer den 100 deutschen Reiterführern nur etwa 10 *conestabiles* mit nichtdeutschen Namen besoldet, im Sommer 1357 bis zum November erscheinen 3 bis 5 ungarische Führer, im Dezember sogar 16 *conestabiles* Ungarorum. Im Jahre 1359 zeigen uns die Listen neben 50 deutschen und 4 burgundischen Fähnlein — die letzteren teilweise auch mit deutschen Reitern — 18 Fähnlein italienischer Reiter, unter denen einzelne deutsche Namen vorkommen, wie Konrad und Ludwig, und 10 ungarische Banner. Ähnlich war es 1360. Wir sehen also, wie auch in diesen letzten Jahren noch im Heere des Legaten die deutschen Reiter die Mehrzahl bildeten. Erst wenn wir für 1359 die 14 Fähnlein Fußvolk, 30 *caballarii* und je 3 *magistri* für Geschütz und Genie, die alle anscheinend Italiener waren, zu den nichtdeutschen Reitern hinzuzählen, würden sich beide Zahlen ungefähr das Gleichgewicht halten, während 1356 das vom Kardinal besoldete Heer wegen der überaus großen Zahl der schweren Reiter zu über drei Vierteln aus unseren Landsleuten bestand. Vielleicht ist es in den nächsten Jahren nach 1360 bei Albornoß ähnlich gewesen. Das läßt sich wenigstens aus der Aufzeichnung von 1365 entnehmen, wo wir unter 11 benannten Reiterführern in seiner Umgebung 9 als deutsche und nur einen sicher als Italiener erkennen. Ja noch in

den siebziger Jahren des 14. Jahrhunderts, wo die sog. englischen Kompagnien Italiens Söldnermacht beherrschten, finden wir einen Deutschen als Hauptmann von 50 schweren Lanzen zu je 3 Pferden mit 5 Unterführern im päpstlichen Dienste, und gleichzeitig befaß Gregor XI., den Grafen Luz von Landau mit seiner Schar in Sold zu nehmen.

Wie auch die italienischen Städte deutsche Reiter in Sold und Dienst hatten, geht ebenfalls schon aus unseren päpstlichen Soldurkunden hervor. In Band III und IV der deutschen Ritter in Italien wird man sie später in extenso finden. Hier sei nur vorläufig kurz auf einige andere Angaben verwiesen. Wir finden sie in Rom, Florenz, Perugia, Siena, Bologna, Genua, Venedig usw., wie in den alten Gibellinenstädten Todi, Pisa, Lucca usw. In Bologna waren noch 1364 unter 19 besoldeten Fähnlein bloß 8 italienische, aber 6 deutsche und 5 burgundische; in Perugia 1355 unter 9 Fähnlein 7 deutsche, wie in dieser Stadt schon 1326 viele deutsche Reiter unter einem Oberbefehlshaber aus deutschem Geschlecht nachweisbar sind.

Wie sich die Fendalherren mit deutschen Reitern umgaben, erkennen wir hier an den Malatesta in Rimini, an den Scaliger von Verona, den Gonzaga in Mantua, den Ordelaffi von Forlì, den Markgrafen von Este, den Visconti in Mailand, den Pepoli von Bologna, den Präfecten von Vico, den Carrara in Padua usw. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts werden die deutschen Soldritter seltener und weichen den einheimischen Truppen.

Wenn wir in einzelnen Fähnlein deutscher Bannerherren auch den einen oder anderen italienischen Reiter finden, so gleicht sich dies wieder dadurch aus, daß umgekehrt unter vielen italienischen Führern manche deutschen Reiter standen. Ja einzelne Hauptleute mit italienischen Namen hatten fast ausschließlich deutsche Reiter im Fähnlein. Ähnlich war es in den Geschwadern der wenigen burgundischen Führer.

3. Namen und Herkunft der deutschen Reiter.

Die wichtigste Seite oder den wichtigsten Inhalt unserer Soldlisten haben wir in den vielen Hunderten deutscher Namen und Familien zu sehen, die uns hier zu Gesichte kommen. Beim ersten Anblick wird man aber über die verderbte Schreibweise erschrecken. Man könnte sogar bei manchen ernstlich Bedenken hegen, sie für deutsche anzusehen, wenn sie nicht ausdrücklich als *Teotonici* bezeichnet würden.

Sunächst müssen wir daran denken, wie auch in den heimatlichen Aufzeichnungen aus dem Mittelalter die deutschen Namen von den deutschen Schreibern in lateinischen wie deutschen Urkunden oft sehr verunstaltet und sogar in demselben Schriftstück verschieden wiedergegeben sind. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daß die italienischen Schreiber die meisten Namen mehr oder weniger verunstalteten, so daß oft ein längeres Nachdenken und Vergleichen nötig ist, um die rechte Spur zu finden. Waren es doch fremdartige Laute, die sie von den deutschen Reitern hörten und in ihre Listen eintrugen. Die Ausgabebücher, aus denen wir unsere Soldlisten entziehen konnten, bringen aber wieder bloß Kopien der eigentlichen Soldlisten. Daher sind manche seltsame Hör- und Schreibfehler zu erklären. Es soll z. B. heißen Derbestan: de Herberstein; Bramante: Brabant; Esterlich und Sterlich: Österreich; Transporch, Storbur, Starpur: Straßburg; Guizziporch: Würzburg; Inghundio: Iggendorf; Brelunberg: Frelenberg oder Freudenberg usw. Wie die deutschen Namen in Italien verschrieben wurden, sieht man auch recht deutlich an der Ritterliste von der Kaiserkrönung Heinrichs VII., wo für Braunschorn „Breneser“ für Burtscheid „Borsier“, für Hammerstein „Annestien“, für Straßburg „Strabor“, für Sinzig „Sandy“ usw. steht.

Im allgemeinen lassen sich bei der italienischen Schreibweise unserer Listen einige meist heute noch im Italienischen geltende Regeln aufstellen, um den deutschen Namen leichter zu erkennen. Ein *h* wird meist ausgelassen also *Al* = *Hal*, *Aniz* = *Hantz* (*Hans*); manchmal wird es aber gesetzt, wo es im Deutschen (und Lateinischen) fehlt, z. B. *de Hoch* = von *Ochen* (*Aachen*), *hostiarius* = *ostiarus*; ein *f* vor hellen Vokalen wird, wie im heutigen Italienischen, durch *ch*, sonst durch *c* wiedergegeben, also *Annechin* = *Hannekin*. Diphthonge werden meist nicht geschrieben, sondern nur der von beiden bei der Aussprache gerade vorlautende oder gehörte Vokal, also *sten* = *stein*; *stim*, *stan* = *stein*; *Amersten* = *Hammerstein*; *Ebresten* = *Eberstein*; *Righisten* = *Reichenstein*; *Sper* = *Speyer*; *em* oder *im* = *heim*, also *Bergem* = *Bergheim*; *Lando* = *Landau*, *Agheno* = *Hagenau*; *Sulim* =

Saulheim; Ucloven = Hügelhoven. In der Endung bedeutet borg, merch, uerg, barg, sowohl berg wie burg, also Lorimer = Laurenburg; dor, tor, trop bedeutet dorf, also Gustor = Gusdorf. Ein bloßes S kann unseren Laut Sch wiedergeben, also Suonich = Schöneck. Oft wird auch statt dessen ein K gesetzt, also Kanbach = Schambach, Koemborg = Schauenburg u. a. Unser w wird durch v, u, qu, qu bezeichnet, also Vier = Weier, Quartemerch = Wardenberg; a und o werden häufig verwechselt, also Robestim = Rabenstein; Sciofusim = Schaffhausen.

Die Endungen werden oft latinisiert, also Aspia = Asberg, Spia = Speyer, Stira = Steier; mitunter wird das Wort auch zusammengezogen und verkürzt, also Gokus, Gocius = Gottfried, Göz; Vivelfoven = Wevelinhofen. B, P und V (W) werden verwechselt, also Vensem = Bensheim; Verlinch = Berlingen; Vincistorf = Pingsdorf. Wie in deutschen mittelalterlichen Urkunden, namentlich vom Niederrhein (sticht, schricht = stift, schrift) wird ch und f verwechselt, also Staucha = Staufen.

Sehen wir uns nach diesen Vorbemerkungen die Namen unserer Reiter näher an, um ihre Herkunft zu bestimmen. Von den über 2300 in unseren Listen aufgezählten Reitern ist kaum die Hälfte der Herkunft nach unmittelbar gekennzeichnet. Dahin gehören in erster Linie die Ministerialen oder Patrizier aus Bischofs- und Reichsstädten. Köln steht an der Spitze mit über 70 Reitern, bei denen es jedesmal heißt de Colonia, dazu kommen solche, die ohne den Zusatz de Colonia, doch als Kölner weithin bekannt sind, wie Werner von Overstolz und Dietrich von Schidderich. Man wird auch angesichts dieser Tatsache, daß Köln (und seine Diözese) ganz besonders hohe Zahlen bei dem Kriegsdienst in Italien aufweist, an die Zeit der römischen Imperatoren zurückdenken, wo gerade die Stadt Köln und das Umland bereits durch die Anzahl der im römischen Dienste stehenden Krieger hervorragte.

Nach Köln in weitem Abstand folgt Strassburg mit über 25, Basel mit 15, Nürnberg mit 11—12 (einige werden aber von der Nürburg sein); Düren, Mainz; Aachen mit je 8—9, Rotenburg und Wien mit 7; Bonn, Eimburg, Konstanz mit je 6; Boppard, Maastricht und Würzburg mit 5; Lüttich, Meh, Regensburg, Speyer, Trier mit 4—5; je 3 von Augsburg, Andernach, Kaiserswerth. Nach vielen anderen Ortschaften werden je 1—2 Reiter genannt z. B. von Brizen, Buchau, Bacherach, Bern, Cur, Gera, Gießen, Hagenau, Hall, Innsbruck, Lausanne, Löwen, Luzern, Eugenburg, Meran, München, Nivelles, Reichshofen, Rottweil, Salzburg, Schaffhausen, Schlettstadt, Steier, Trient, Überlingen, Ulm, Weißenburg, Wesel, Xanten, Zabern, Zuch, Züllich, Zürich u. a. Abgesehen von diesen Städtenamen erfahren wir nur ganz selten und mehr zufällig, aus welcher Diözese ein Ritter stammte, z. B. bei Hanneken von Bongard aus der Diözese Köln, Hüglin von Schöneck aus Basel, bei dem deutschen Reiterführer Fayssard de Montibus aus der Diözese Lüttich. Bloß in der Soldliste von 1327 sind öfters die Diözesen angegeben.

Bei einer bedeutenden Zahl von Reitern geht dann mehr oder weniger deutlich aus ihren Familiennamen bzw. ihrer Burg hervor, woher sie kamen, z. B. von Alpen, Altenhofen, Altenberg, Alsdorf, Angtel, Aar, Bachem, Baier von Boppard, Bedburg, Berg, Bergheim, Berse, Billig, Blankenberg, Bolindorp, Brakel, Broich, Brohl, Bunde, Bürgel, Caster, Deutz, Euskirchen, Glodorf, Frankenberg, Frelenberg, Genepe, Gevenich, Gimmich, Gysendorf, Gladbach, Godesberg, Gore, Groesbeck, Gustorf, Hausen bei Jülich, Hompesch, Jaggendorf, Jülich, Kaldenkirchen, Kempenich, Kierberg, Kleve, Königswinter, Langsdorf, von der Leyen, Lechenich, Lennep, Eich, Eo, Eövenich, Everich, Eülsdorf, von der Mark, Momme, Mondorf, Morfen, Molenaar, Nideggen, Nörvenich, Nürburg, Overstolz, Orer, Passendorf, Palant, Patern, Pingsdorf, Poppelsdorf, Proist, Pulheim, Quadrat, Quad, Raymersbeck, Randerat, Rheydt, Rode (Merode), Rore, Rover, Romberg, Schwalenberg, Schidderich, Sevenar, Severnich, Siburg, Sittard, Sitterode, Sindorf, Sobbe von Jaggendorf und von Altena, Spe, Spiegel, Spill, von der Steffe, Troisdorf, Ubach, Vannekum, Wevelinhofen, Widrat u. a. Alle diese hatten ihren Stammsitz, ihre väterliche Burg in der Diözese Köln oder wenigstens in deren unmittelbarer Nachbarschaft (Orer in Westfalen).

Andere wieder stammten vom Mittelrhein, Main, Eahn und Mosel wie die von Vibra, Volanden, Elz, Dieß, Falkenstein, Felsberg, Hammerstein, Helfenstein, Laurenburg, Eich, Eöwenstein, Meisenheim, Momberg, Münzenberg, Ostheim, Rau, Reichenberg, Reichenstein, Rheineck, Rothenberg, Rodenstein, Seyn, Waldeck.

Eine große Menge läßt sich für Süddeutschland (Schweiz, Tirol, Kärnten u. a.) festlegen: die von Altorf, Ansbach, Asberg, Auchsesheim, Aulicon, Brandenstein, Breckerau, Burladingen, Dürmenz, Engelberg, Enzberg, Feringen, Freiburg, Freistadt, Habsburg, Haslach, Hechingen, Herberstein, Hohenstein, Jagsburg, Krefz von Kressenstein, Kuffstein, Landau, Landenberg, Landsberg, Laßberg, Lavantal, Lichtenstein, Mangolting, Melchingen, Montfort, Montafon, Münchenstein, Münchingen, Neuenburg, Neuneck, Nydau, Partenstein, Ramsberg, Ramstein, Reischach, Rosenberg, Saulheim, Schauenburg, Schöneck, Sperberseck, Staufen, von der Tann, Thurnstein, Tierstein, Toggenburg, Ufhausen, Udicon, Urach, Urslingen, Villach, Wachenzell, Waldenberg, Wartenberg, Wolf von Wolsfurt, Wurmlingen usw.

In 12 Fällen heißt es nach dem Vornamen des betreffenden Reiters ganz allgemein „de Alamannia“ bzw. „de Camagna“, 9 mal de Austria, 14 mal de Osterreich usw. (Österreich), 5 mal von Brabant, je 3 mal von Flandern und Bayern (Baviera), je einmal von Schwaben (Suevia) und Lothringen (Loreno).

An dieser Stelle mag auch erwähnt werden, daß manche unserer Ritter mehr oder weniger feststehende und vielleicht schon lange zu Familienbezeichnungen gewordene Spitznamen führen, wie Boek (hircus), Fleck, Fläsch, Hafersack, Hochmut, Hund, Quad (böß), Rover (Räuber), Radicopp (d. h. wohl Rattenkopp, wie im Mecklenburg. Urkb. VII, 4816, von 1327: ein Ritter Hasenkopp), Pass, Pech, Unbescheiden, Ule (Eule), Wachesser (Weckesser). Das ist eine auch beim Stadtpatriziat bekannte Erscheinung.

Bei vielleicht einem Drittel der in unseren Listen genannten Ritter konnte die Herkunft aus ihren Namen gar nicht oder nicht mit Sicherheit festgestellt werden, meist weil der Name zu undeutlich geschrieben und mehr oder weniger von dem italienischen Schreiber verunstaltet war, in vielen Fällen, aber wohl auch deshalb, weil das betreffende Geschlecht oder seine Burg nicht mehr existiert und in den vorhandenen oder zugänglichen Urkundenbüchern nicht genannt wird. Da kommt uns wenigstens teilweise eine Beobachtung über die Vornamen zu Hilfe. Sie erscheinen in unseren Listen meistens latinisiert und italienisiert, wie Arrigus, Anrichus = Heinrich; Artimannus = Hartmann; Brocardus, Brochinus = Burkhard; Herestus = Ernst; Anichinus = Honechinus, Aniz usw. = Johannes, Hans; Gobulus, Gocius = Gottfried, Göz; Guarnerius, Verechinus = Werner; Gonterius = Günther; Jachelinus = Jakob; Fredericus = Friedrich; Gabvartus = Gebhard; Ermannus, Erminus = Hermann; Artellinus = Hertel (Hertling?); Tedericus = Dietrich; Perrozonus = Peter; Inghilbertus = Engelbert usw.

Nun tritt eine gewisse Regelmäßigkeit in dem Gebrauch mancher Vornamen für einzelne Gegenden zutage. Die Vornamen Angelin, Brochard (Burkhard), Bertold, Eberhard, Eginolf, Göz, Gozolin, Jachelin, Hartwig, Hugolin, Mansus = Manz, Marchelm, Markolin, Rudolf, Siz, Ulrich, Wölflin werden vorwiegend, ja fast ausschließlich bei süddeutschen Rittersn beobachtet, auch Friedrich in der Abkürzung Fritz findet sich beinahe nur für solche. Dagegen ist der Vorname Johannes in der Abkürzung Anechin, Hanneken, fast ebenso ausschließlich bei Reitern aus Köln und seiner weiteren Umgebung anzutreffen, Aniz aber für Süddeutschland. Für dieselbe Kölner Gegend werden häufig gebraucht Arnold, Celichin (Tilmann), Gottfried, Lambert, Raynald, Walram, auch Gobel, Reiner, Walter und Wilhelm.

Angefahr gleichmäßig verbreitet erscheinen die Vornamen (wir lassen sie nach der ungefähren Häufigkeit des Gebrauchs folgen): Heinrich, Konrad, Johannes, Friedrich, Nikolaus, Peter, Paul, Gerhard, Hermann, Bernhard, Dietrich, Philipp, Stephan, Jakob, Werner, Michael, Karl, Ludwig, Georg, Richard, Laurenz, Engelbert, Gebhard, Hertel, Raimund, Otto, Martin, Anton, Adam.

Seltenere Vornamen sind: Albich, Alfred, Alhard, Arnim, Aquilin, Augustin, Aichelwart, Balduin, Bartholomäus, Benichin, Brancor, Cervel, Clemens, Colin, Ermin, Fastrard (Fayssard), Fred (Alfred), Fermolin, Francechin (Fränzchen), Franco, Garin, Gerlach, Gilbert, Guerchin, Guido, Guilimer, Hartman, Hunichin, Humbert, Imbert, Ingilhard, Juvavus, Leonhard, Linard, Loffus, Luff (Eudolf), Lujichin (Eudwig), Markolf, Mathens, Nerp, Olof, Ripold, Robert, Roland, Röttger, Rudiger, Siegfried, Sieghard, Simon, Staz (Anastasius oder Eustachius), Stich, Thebald, Vilichin (Wilhelm).

Mit den beiden letzten Namenkategorien kann man für die Herkunft des Trägers wenig anfangen.

Die Form des Zunamens läßt dann auf süddeutsche Herkunft schließen, wenn er auf „lin“ (Scheuerlin), „ingen“ (Burmelingen, Geringen) oder „inger“ (Altinger, Galtinger, Gilingen, Salzinger), „ach“ (Sailach) endet. Sind schließlich die vor und nach einem in seiner Herkunft unbestimmten Reiter genannten Mitglieder eines fähnleins mit Sicherheit einer gewissen Gegend, etwa der Kölner Diözese oder der Schweiz zuzuschreiben, so besteht die Wahrscheinlichkeit, daß auch der oder die unbestimmten Reiter dieser Gegend angehören.

Weisen aber zwei oder gar alle drei dieser unserer Merkmale, der Vorname, der Zuname und die Umgebung, auf dieselbe Gegend hin, so kann man den Reiter mit Sicherheit für sie in Anspruch nehmen. Es bleibt dann der Lokalforschung übrig, die Familie oder den Ritter selbst in der Heimat nachzuweisen.

4. Die Sprache der deutschen Ritter und das Italienische.

Die Umgangssprache unserer ritterlichen Landsleute unter sich im persönlichen Verkehr wie im Felde war die deutsche. Von den zahlreichen Beweisen dafür seien zwei bemerkenswerte Beispiele herausgehoben. In den lateinischen Annalen von Parma wird einmal erzählt, daß am 16. Juni 1334 alle Reiterführer (conestabiles) des Statthalters von Parma in den dortigen Dom gingen, um unmittelbar vor dem Kriegszug noch einer Messe beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei Banner mit dem kaiserlichen Wappen auf den Hochaltar gelegt und vom Priester geweiht. Alle deutschen Krieger, die im Dom versammelt waren, gaben sich beim heiligen Amt den Bruderkuß. Sie füllten den ganzen Domchor und die Sakristei, wo sie lange Zeit bis zum Mittag in ihrer Sprache miteinander Rat hielten (multa verba inter se dixerunt in lingua eorum). Dann ging's in den Feldzug gegen die Herren von Correggio. In der wertvollen Chronik des Dominicus de Gravina wird dann bei Gelegenheit der Eroberung einer unteritalienischen Stadt durch deutsche Ritter auf den feststehenden Gebrauch der letzteren hingewiesen, ihre im Gefecht gefangenen Landsleute ritterlich zu behandeln und auf Ehrenwort freizulassen. Das machte sich ein vornehmer und kluger Italiener zunutze, indem er in deutscher Sprache (Theotonice alloquens) um seine Freilassung bat und sie auch erhielt. Ein andermal wollte der Bruder des Königs von Ungarn, der Woywode Stephan, mit den deutschen Reitern persönlich verhandeln. Da er aber nicht Deutsch sprach und wohl auch der lateinischen Sprache nicht genügend mächtig war, ließ er durch seinen Dolmetscher mit dem deutschen Führer lateinisch verhandeln. Wir sehen daraus, daß wenigstens unsere conestabiles und caporales der lateinischen Sprache mächtig waren.

Am allermeisten interessiert uns natürlich die Frage nach dem Verhältnis unserer ritterlichen Landsleute zur italienischen Sprache.

Es ist nach allen unseren Quellen nicht daran zu zweifeln, daß die Mehrzahl Kenntnis und Übung derselben besessen hat. Das brachte schon der fast tägliche Verkehr mit Leuten aus dem Volke mit sich. Dazu wird es durch einzelne Anekdoten des italienischen Novellisten Sacchetti aus dem 14. Jahrhundert bewiesen, namentlich durch die eine über den italienischen Ritter, der die gleiche Helmszier wie ein deutscher trug. Als der letztere deshalb Aufklärung und Genugtuung forderte, fragte ihn der Italiener, ängstlich und schlau zugleich, in seiner Sprache, was für eine Helmszier denn eigentlich der deutsche Herr trüge. Dieser antwortete ganz erstaunt über die törichte Frage: »la testa d'un cavallo«. Darauf sagte der Italiener dann, daß er nur la testa d'una cavalla führe, und verblüffte damit den guten Deutschen, der nicht mehr auf Genugtuung bestand. Das Wortspiel ist doch nur im Italienischen leicht verständlich und witzig.

Von Hüglin von Schoeneck wissen wir, daß er seinen Wohnsitz in Vicenza hatte und von den dortigen Bürgern hoch verehrt wurde. Er muß also die italienische Sprache beherrscht haben. Das war überdies für ihn unerlässlich, als er 1376 das Marschallamt von Spoleto erhielt. Johann von Bongart wurde nach einem entscheidenden Siege über die „englische Kompagnie“ in Perugia mit großen Ehren empfangen, mit dem Bürgerrecht und einem stattlichen Palast beschenkt. Ebenso geschah es zwei anderen deutschen Führern Albert und Andreas. Sie mußten also wohl gut Italienisch sprechen. Viele unserer ritterlichen Landsleute werden sich auch in Italien verheiratet haben. Wir wissen es sicher von Graf Ludwig von Landau, der eine Visconti ehelichte, von Herrn Arnold Teutonicus, der die Erbtöchter der reichen Edelfamilie Buonacorsi

de Vico im Jahre 1318 heimführte, von Herzog Otto von Braunschweig, der in zweiter Ehe die Königin Johanna von Neapel heiratete; sein Bruder Balthasar ehelichte die Erbtöchter des Grafen von Fondi.

Manche deutsche Ritter nahmen gar ausgesprochen italienische Namen an, sei es nun, daß sie sich persönlich ganz eingebürgert hatten oder daß sie schon in Italien geboren waren, wie Taddeo de Lucca mit dem gut schwäbischen Wappenschild der Eschbach, ferner Reynald Masarelli, Gottfried Malatacha, Nikolaus de la Fontana, die unzweifelhaft deutschen Ursprungs sind. In Mantua wird einmal ein deutscher Reiter Raynald de Bononia (Bologna) genannt, aber ausdrücklich als Teotonicus bezeichnet. Der Reiteroberst Heinrich von Eglingen wurde schon allgemein nach seinem Wappenbild »de la Scala«, wie ein Italiener genannt.

Die Fürsten (principi) von Altamps in Rom stammen allerdings nicht von einem mittelalterlichen deutschen Ritter ab, sondern von einem 1586 durch Sixtus IV. legitimierten Bastard des Kardinals und Konstanzer Bischofs May Sittich von Hohenems. Die Familie ließ sich später in Rom nieder, wo sie den halbtaliansierten Namen Alt(Hoch)emps annahm und noch blüht.

Die heutige Familie Cavour leitet ihren Ursprung von einem deutschen Ritter Benz (Bernard) ab, der schon mit Friedrich Barbarossa nach Italien gekommen sein soll, und führte den deutschen Wappenspruch „Gott will Recht“. Die noch in Unteritalien blühende Familie der Marchesi di „Sterlich“ stammt von einem deutschen Ritter „von Österreich“ ab. Die Smeducci von S. Severino, die Euffreducci von Fermo, die Ordellaffi von Forlì, die Manfredi von Faenza, die Guidi di Romagna und viele andere Edelgeschlechter haben ebenfalls deutschen Ursprung (Litta).

Indem wir nun daran denken, wie zahlreich der Zustrom deutscher Krieger nach Italien gewesen ist, die neben ihrer Muttersprache das Welsche im Verkehr mit den Einheimischen sprechen mußten, werden wir unwillkürlich an den noch heute wahrnehmbaren ganz gewaltigen Einfluß erinnert, den ehemals die deutsche auf die italienische Sprache ausgeübt hat. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß ein Fünftel aller italienischen Worte aus dem Germanischen, sei es langobardisch oder alt- und mittel-, hoch- und niederdeutsch, im Mittelalter herübergenommen worden ist. Beschränken wir uns aber auf den einem Kriegermann geläufigen Gedankenkreis, so ist vielleicht die Hälfte der italienischen Worte germanischen Ursprungs. Das mußte unseren ritterlichen Landsleuten die Erlernung der fremden Sprache sehr erleichtern. Ein Beispiel:

Wenn sie in der (warmen) Stube (stufa) ihrer Herberge (albergo) oder in der Beiwacht (bivacco) die große (grossa) Schelle (squilla) der als Warte (guardia) aufgestellten (installati) Wächter (guardiani) zum Sturme (stormo, stormire) vom Bergfried (bitifredo) hörten, eilten in einem Atem (in un attimo) die blonden (biondi) und schnellen (snelli) deutschen (tedeschi) Wehrmänner (guerrieri) mit Schirm und Schild (schermo e scudo), Harnisch (arnese) und Halsberg (usbergo), Degen (daga), Säbel (sciabola) oder Brandschwert (spada-branda) und Helm (elmo), mit Lanze (lancea) und Hellebarde (alabarda), manche auch mit Geren (ghiera) und Flitzen (freccie) bewehrt (guerriti), mit Sporen (sproni) und Handgewand (quanto = Handschuh), frisch (freschi) und frank (franchi) in die Sättel (sella) und Bügelstapfen (staffe = Steigbügel) zu ihren Bannern (banneria, banderia, bandiera), wo sie der Marschall (maresciallo) wartend (guardare) musterte (mostrare). Dann ging's mit den Fahnen (fanoni) und Guntfahnen (gonfalon) zum Scharmügel (scaramuccia) aufs Bollwerk (balvardo). Vor der Bresche (breccia von brechen) machten sie halt (ald) bei den (Eisen-)Blenden (blinde) gegen die Stein- und Eisenbälle (palle), um die eigene Schar (scara, schiera) zu schirmen (schermire) und es den listigen (lesti) Feinden widerzutun (guiderdone).

Die Deutschen (tedeschi) scherzten (scherzare) nicht in Fehde (faida) und (Kriegs)wehr (guerra). Ihre Sackmänner (saccomanni = Lastsoldaten mit Geräten zum Plündern) mit Führen (furgoni) und Wagen (vagoni), Stangen (istange) und Spaten (spada = breites Schwert), taten das übrige.

Es wurde gewonnen (guadagnare). Die Feinde erlitten eine Schlappe (schiaffo), nur wenige entwichen (sguisciare). Sie wurden durch Bruch (braco) und Wasser (guazza)

watend (guadare), durch alle Falten (falde) der Felder nach Ost (est) und West (ouest), Nord (nord) und Süd (sud) verfolgt und wie dumme Gänse (gonzi) gefangen; ihre Länder verwüstet (guastati). Wer keine Gewähr (guarenzia) für reiches (ricco) Lösegeld gab, wurde wie ein Sklave (schiavo) in Banden (binda, banda, bandire) gepackt (impaccare). Wehe (guaj) den bössartigen (bugiardi) Eignern und feilen (felloni) Verrätern, den Gebannten (banditi), die keine Treue (tregua) kannten. Sie wurden in großem Gemetzel (grosso massacro) niedergemetzelt (ammazzati) oder am Schopf (ciuffo) gepackt und mit Stock (stocco) und Stechen (stechi) gestoßen (stozzare), wie man in der Walke (gualchiera) Tuch wälkt (gualcare). Die Verwundeten wurden auf jede Weise (guisa) gewahrt (guarire, heilen). Dann nahmen die Deutschen, ob Welfen (guelfi) oder Waiblinger (ghibellini) den Ritt (ridda) zur eigenen Mark (marca = Grenze) und Stadt-Burg (borgo) zurück, wo die Bürger (borghesi) zur Siegesfeier (fiera) bei der Fiedel (viola) Tänze (danze) tanzten (danzare) auf Plätzen (piazze) und in Gärten (giardini).

Dann ging's zur Herberge (albergo), wo sie trinken (trincare) beim brasselnden (brace) Feuer (fuoco) Wermut (vermut) und rosigen (rosso) und gelben (giallo) Wein (vino) aus blanken (biancho) Bechern (bicchieri) und vergifteten (gilbo) und braunen (bruni) Flaschen (fiaschi). Oft riefen sie dabei einander zu „bring dir's Heil“ (brindisi).

Zu Essen gab's der langen Wirren (lunge guerre) wegen wenig, nur Frischlinge (frisinga), Häringe (aringe), Stockfisch (stoccofisso) aus Schachteln (scatole) und etwas Stör (storione). Für die Bannerherren (bannerarii) aber brodelnde Suppe (zuppa-brodo) vom Steinbock (stambecco), den ein alemannischer (Alamanno) Baron (barone) mit Falken (falco) und Bracken (bracco) durch Busch (bosco) und Wald (gualdo) gehehrt (aizzare) und (zur Strecke gebracht) hingestreckt (straccato) hatte.

Die Großen (grossi), wie Markgrafen (marcgravi, marchioni, marchesi), Herolde (araldi), Kämmerlinge (camarlingo) und fremden hohen Beamten (ambasciatori) saßen neben den Bannerherren (bannerarii) oben an der Bank (panca, banco) und den Balken (palchi) und den Bretteln (predelle) und Kaltstühlen (faltistori) neben den Wein-Bütten (botte).

Die Mäntel (mantelli) hingen an den Krappen (grappe, grafioni). Sarrianten (servientes) und Lanzknechte (lanziknechi) bedienten.

Die Gänse (cavalli) und Rosse (roncini) aber standen (stare) an Strängen (stringe) in den Ställen (stalle) kleiner Steinburgen (stamberga) oder gingen zu Futter (foraggio) und Weide (guaine), mit Waltrappen (gualdrappe) vor Sturm (stormo) und quälzigem (gualmo) Wassernebel (guazza) geschirmt (schermi).

Dies ist in Gestalt einer zusammenhängenden Erzählung nur ein kurzes Beispiel von der Menge der deutschen bzw. germanischen Worte in der italienischen Sprache. Sie lassen sich leicht verdoppeln.

Die Deutschen in der amerikanischen Geschichtsschreibung¹⁾.

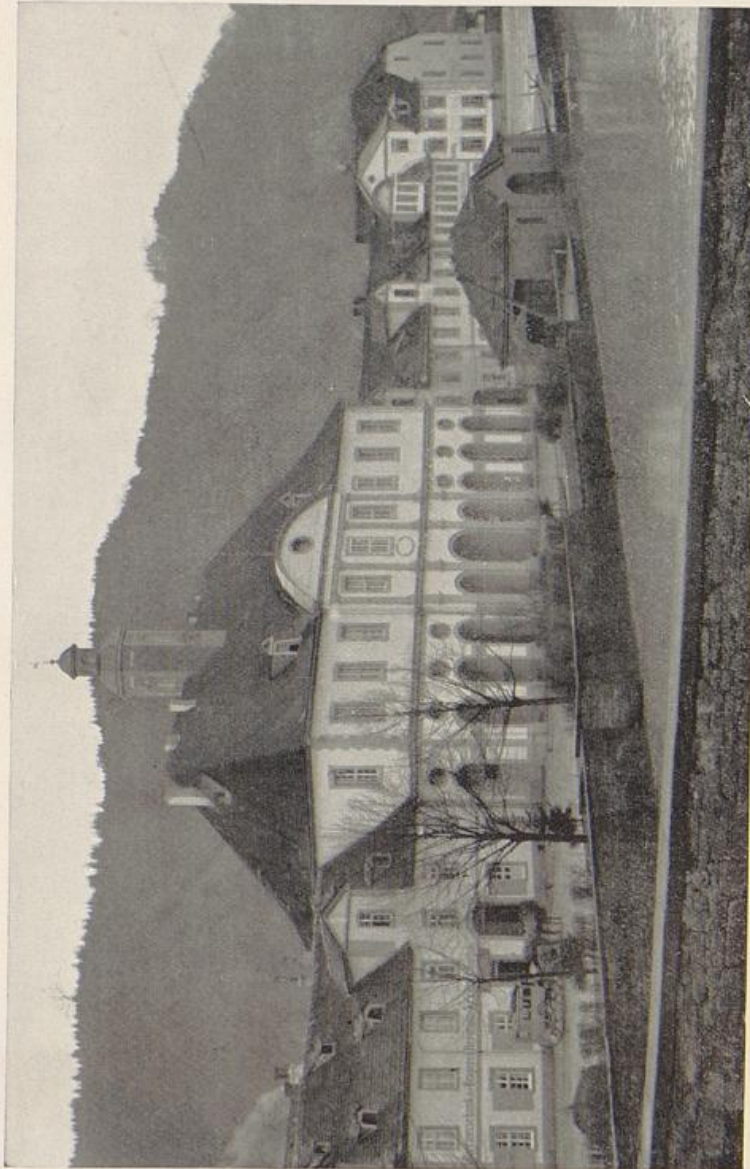
Von

Prof. Dr. Julius Goebel in Urbana, Illinois.

Der langgehegte Wunsch von Tausenden meiner deutschamerikanischen Landsleute ist heute endlich erfüllt: zum erstenmal seit dem fünfundzwanzigjährigen Bestehen der »American Historical Association« erscheint die Geschichte der amerikanischen Deutschen als gleichberechtigter Teil der amerikanischen Geschichte auf der Tagesordnung ihrer Verhandlungen. Als offizieller Vertreter des deutschamerikanischen Nationalbundes darf ich vielleicht gerade darum, was ich über die Bedeutung der deutschamerikanischen Geschichte zu sagen habe, mit einer persönlichen Erinnerung einleiten.

Es war im Oktober 1883, als die Zweihundertjahrfeier der Gründung von Germantown, der ersten bleibenden deutschen Ansiedlung in Amerika, begangen ward. Noch erinnere ich mich

¹⁾ Nach einem Vortrag, gehalten bei der 25. Jahresversammlung der American Historical Association.



Hafenplatz mit Rathaus in Karlshafen an der Weser
1699 für französische Einwanderer erbaut

Aus: G. Wolf, Die schöne deutsche Stadt,
Mitteldeutschland

GOTHA: JUSTUS PERTHES

München: R. Piper u. Ko.



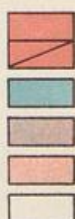
Hafenplatz mit Rathaus in Karlshafen an der Weser
1699 für französische Einwanderer erbaut

Aus: G. Wolf, Die schöne deutsche Stadt,
Mittelfelddeutschland

GOTHA: JUSTUS PERTHES

München: R. Piper u. Ko.

Deutsche

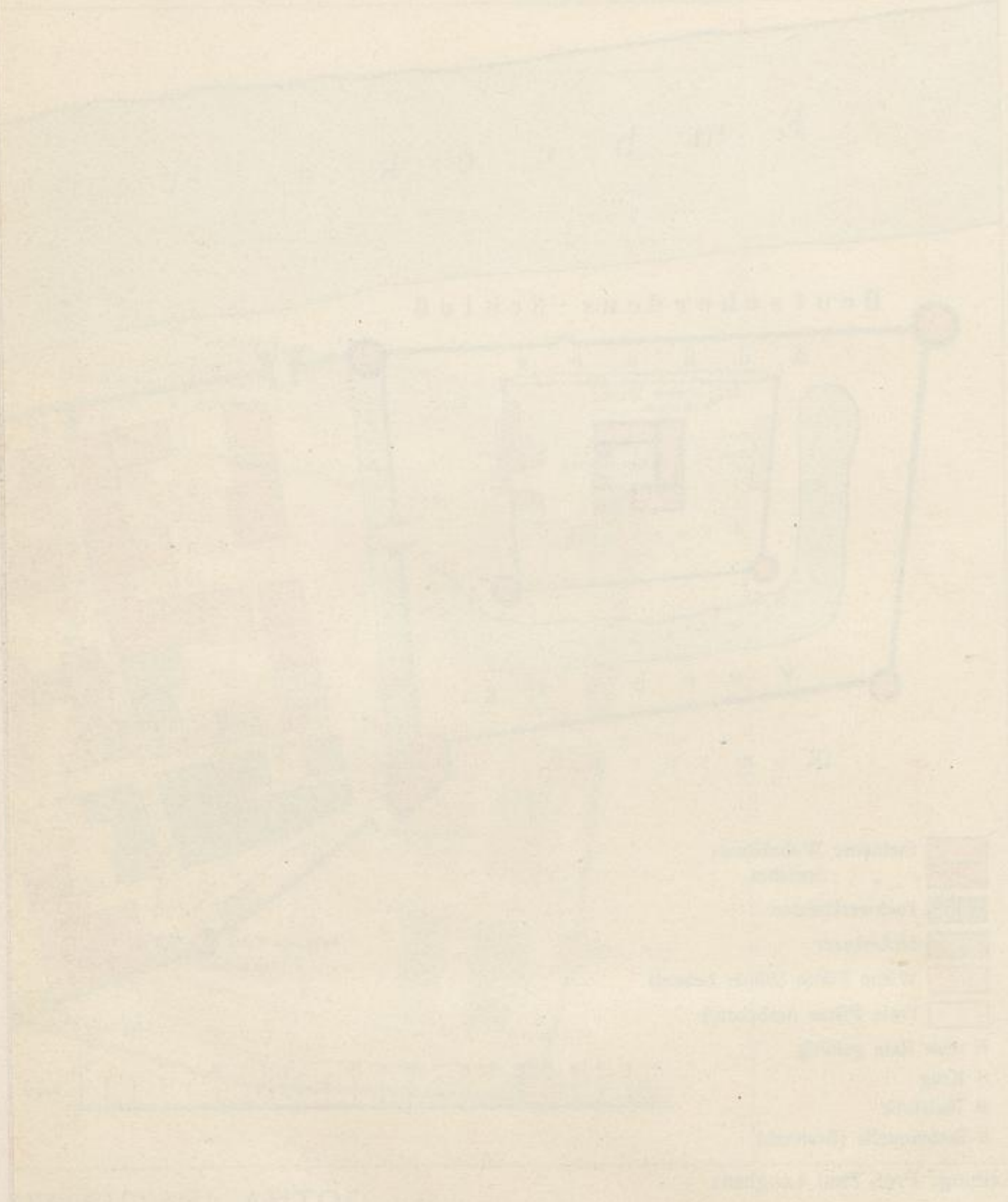


R dem
K Krug
B Bads
S Sode

Leitung:

Plan der ersten Stadtviertel

im Gebiet der ersten Stadtviertel



lebhaft des mächtigen und tiefgehenden Eindrucks, den diese Feier auf mein eigenes geschichtliches Denken und das vieler Deutschamerikaner machte. An der Überlieferung, daß uns verschiedene Generationen deutscher Einwanderer in Amerika vorausgegangen seien, hatte es unter uns Deutschamerikanern ja nicht gefehlt. Aber nun entdeckten wir uns plötzlich als Glieder eines gewaltigen Volkstums, das in Amerika seine eigene Geschichte hatte, eine Geschichte, deren Anfänge mit der Gründung von Pennsilvanien zusammenfielen, derselben Kolonie, die den Gedanken der Religions- und Gewissensfreiheit zuerst verwirklicht hatte.

Wenige Wochen nach der Feier von Germantown ward die vierhundertjährige Wiederkehr von Luthers Geburtstag festlich begangen. Das Gedächtnis an den Verkünder der Glaubens- und Gewissensfreiheit sollte den Eindruck jener ersten Feier, die uns den Blick in die geschichtliche Weite geöffnet hatte, nur noch vertiefen. Denn wer hätte den ursächlichen Zusammenhang verkennen mögen, der zwischen Luthers Tat und der Pflanzung Penns bestand, dem Vorbild aller modernen Staatswesen, die seitdem auf dem unerschütterlichen Felsen der Glaubens- und Gewissensfreiheit errichtet wurden?

Ja mit Recht dürfen wir in der kleinen Schar deutscher Ansiedler, die Penn bei der Gründung seines neuen Staates treu zur Seite standen und, erfüllt vom Geiste wahrer Freiheit und Humanität, den ersten Protest gegen die Sklaverei erließen, die bescheidenen Vorkämpfer geschichtlicher Ideen erblicken, die seitdem alle modernen Staaten umgewälzt haben.

Das bedeutsame und folgenreiche Erwachen des Interesses an ihrer Vergangenheit danken die Deutschen Amerikas nicht zum wenigsten der Forscherarbeit Oswald Seidenstickers. Seine Aufsätze über die frühe Geschichte der Deutschen in Pennsilvanien, die im Laufe der siebziger Jahre erschienen, dürfen noch immer als Muster wissenschaftlicher Genauigkeit und Gründlichkeit gelten. Und noch heute wird der Leser den warmen Hauch patriotischen Gefühls empfinden, der in diesen Aufsätzen weht. Es ist dies ein Gefühl von so eigentümlicher Klangfarbe, daß sein Ton dem Ohr des Angloamerikaners nicht weniger leicht entgeht, als er von reichsdeutschen Besuchern dieses Landes gewöhnlich mißverstanden wird. Ich meine jenen wunderbaren Zusammenklang von echt amerikanischem Patriotismus und heißer Liebe zum deutschen Vaterland und seinen Kulturgütern, der in der Brust eines jeden wahren Deutschamerikaners lebt, ein Gefühlston, in dem zugleich das stolze Bewußtsein schwingt, daß, was der Deutsche in der Neuen Welt geleistet hat und geworden ist, er sich selbst verdankt. Denn allen Schmähungen, die ein bekannter amerikanischer Politiker in grüner Unwissenheit gegen die Deutschamerikaner geschleudert hat, zum Trotz: es gibt doch ein ausgeprägtes Deutschamerikanertum und ein bestimmtes deutschamerikanisches Gefühl.

Bald erinnerte man sich nun auch in weiteren Kreisen, daß bereits vor Seidensticker einzelne Gelehrte und Geschichtsliebhaber sich mit der Erforschung der deutschamerikanischen Geschichte beschäftigt hatten. So hatte Franz Eöher, der bekannte Historiker, schon im Jahre 1847 während seines Besuchs in Amerika den kühnen Versuch gewagt, eine Geschichte der Deutschen in Amerika zu schreiben. So mangelhaft und unvollständig damals das Material auch war, auf das er sich stützen konnte, und so vielfach er in seinen Angaben und Urteilen darum auch irregehen mußte, so kann man doch nicht umhin, den historischen Blick zu bewundern, mit dem er den Wert der erreichbaren Quellen erkannte und das Ganze des geschichtlichen Stoffes ordnete. Vor allem aber verdient die deutsche Gesinnung, aus der dieser Versuch geboren wurde, höchste Anerkennung. Entrüstet gewahrt Eöher, wie man damals in Amerika „der Deutschen nur als Menschen gedenkt, die ihrer Arbeit wegen etwas wert seien“, aber je mehr er sich mit ihrer Geschichte beschäftigt, um so stolzer kommt es ihm zum Bewußtsein, „daß die Deutschen in Amerika eine höhere Bestimmung haben, als zum Verzehr der Nankees und als Völkerdünger zu dienen“. Auch hat Eöher zuerst gesehen und ausgesprochen, warum die angloamerikanischen Geschichtsschreiber nichts von deutsch-amerikanischer Geschichte berichten, „weil sie kein Deutsch verstehen und von alters her sich gewöhnt haben, das Wirken der deutschen Amerikaner in den früheren Zeiten als nicht vorhanden zu betrachten“. Freilich, „auch von deutscher Seite ist kaum das Nöthigste geleistet, um diesem Mangel abzuhehlen“.

Ungefähr zwanzig Jahre nach Eöhers Versuch unternahm es Friedrich Kapp, einer der geistig bedeutendsten unter den Flüchtlingen des Jahres 1848, angeregt von dem amerikanischen

Historiker A. A. Broadhead, die „Geschichte der Deutschen im Staate Newyork“ zu schreiben. Obwohl das Buch, das über die älteste Ansiedlerzeit nicht hinauskam, den Charakter einer politischen Tendenzschrift nicht verleugnen kann, so steht es als historische Leistung doch turmhoch über den amerikanischen Geschichtswerken jener Zeit, und mit Recht darf Prof. Osgood in *Earneds »Literature of American History«* davon sagen, daß es eine der besten sozialhistorischen Studien sei, deren sich unsere Literatur rühmen könne.

Noch wertvoller, weil bedeutend reichhaltiger und historisch treuer, war das Buch von Gustav Körner, „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1818–48“. Als Bericht eines Augenzengen, des hervorragendsten Deutschamerikaners jener wichtigen Periode, darf das Werk als wahre Schatzkammer von Tatsachen, gleich wichtig für den Historiker, den Nationalökonom und Dichter gelten, wie Friedrich Kapp es in einer längeren Besprechung in der Deutschen Rundschau charakterisiert hat.

Und als reichstes Vorratshaus geschichtlicher Tatsachen, aus dem sie alle ihre Weisheit holten, die in den letzten Jahren berufen oder unberufen über deutschamerikanische Geschichte schrieben, muß schließlich die Zeitschrift „Der Pionier“ bezeichnet werden, die H. A. Rattermann, der hochverdiente Nestor deutschamerikanischer Geschichtsschreibung, jahrelang unter großen persönlichen Opfern geleitet und mit bahnbrechenden Arbeiten geziert hat.

Obwohl die Bücher, die ich hier genannt habe, nur einzelne Perioden oder gewisse Episoden aus der deutschamerikanischen Geschichte behandelten, so wiesen sie den Leser doch auf einen ausgeprochenen historischen Zusammenhang unseres Volkstums hin, der wesentlich durch die Bande einer hochentwickelten Zivilisation, durch Sprache und Gebräuche sowie durch religiöse und sittliche Anschauungen hergestellt wurde. Ein nie versiegender Strom der Einwanderung, der nun schon seit mehr als zwei Jahrhunderten sich ergießt und den Vereinigten Staaten in dieser Zeit wohl ein gutes Drittel ihrer heutigen Bevölkerung zugeführt hat, verstärkte diese Kulturbande immer wieder von Generation zu Generation. Ja, diese Bande wurden in der Umgebung eines fremden Volkstums von den Deutschen vielleicht um so stärker gefühlt, als die Mehrzahl das Vaterland zu einer Zeit verlassen hatte, als dieses, nach Friedrich Meinekes Wort, noch eine Kulturnation war, d. h. seiner heutigen politischen Organisation noch entbehrte.

Die Frage erhebt sich von selbst: in welchem Umfang hat die angloamerikanische Geschichtsschreibung dies mächtige Volkselement anerkannt, das heute mindestens ein Drittel der amerikanischen Bevölkerung bildet, das am Auf- und Ausbau des amerikanischen Staatswesens so hervorragend sich beteiligt hat und das, obgleich seinem politischen Geiste nach völlig amerikanisch, doch auch heute noch im Volkskörper eine Kultureinheit darstellt, die sich im nationalen Leben kräftig geltend macht. Ich stelle diese Frage nicht, um etwa in Zukunft in unseren amerikanischen Geschichtswerken die besonderen Tugenden und Verdienste des deutschen Einwanderers gepriesen zu sehen. Wir Deutschamerikaner bedürfen dieses Trinkgeldes huldvoller Anerkennung für unsere Leistungen nicht.

Ich stelle die Frage vielmehr um der amerikanischen Geschichtsschreibung willen, die, sonderbar genug, eines der allerwichtigsten Probleme amerikanischer Geschichte bisher nicht einmal gesehen hat. Und doch hätte die bloße Tatsache, daß während der letzten Jahrzehnte in unserer Mitte eine Anzahl historischer Gesellschaften entstanden, die sich die Erforschung der amerikanischen Vergangenheit gewisser Nationalitäten, wie der deutschen, der irischen usw., zum Zwecke setzten, unseren Berufshistorikern sagen müssen, daß in ihrer hergebrachten Auffassung und Methode der Geschichtswissenschaft etwas falsch sei. Denn bewußt oder unbewußt fühlte man in jenen Gesellschaften, daß sich unsere amerikanischen Geschichtswerke, auch die besten, im Grunde nur mit einem Teile der Nation befaßten, den sie, wie schon Eöher richtig gesehen, irrtümlich für das Ganze nahmen; daß sie mit einem eingebildeten, künstlich zurechtgemachten Menschentypus arbeiteten, den sie fälschlich den „Amerikaner“ nannten, kurz, daß sie von der historischen Wahrheit weit entfernt seien.

Gewisse amerikanische Historiker haben diese Ausstellungen, wie zu erwarten war, als unwahr gescholten, ja sogar als unamerikanisch, d. h. als unpatriotisch verdammt. Es wäre ihnen, wie der amerikanischen Geschichtsschreibung überhaupt, viel heilsamer gewesen, wenn sie sich bescheiden gefragt hätten, wieweit diese Kritik berechtigt sei. Oder haben meine Kinder vielleicht nicht das-

selbe Recht wie die Sprößlinge von Puritanern und Holländern, in unseren Geschichtsbüchern zu lesen, was ihre deutschen Vorfahren für dies Land geleistet haben?

Da die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit, die der Historiker zu erkennen sucht, im letzten Grunde aus Einzelpersonlichkeiten besteht, so läßt sich verstehen, wie leicht sich zwischen den Historiker und seine Quellen ein erdichteter Typus von Mensch einschleicht. Für den Geschichtsschreiber einer Nation, die uns als einheitliches Volkstum gegenübertritt, mag es ein Vorteil sein, wenn er sich eines solchen künstlichen Typus bedienen darf und in diesem Sinne etwa vom „Deutschen“, vom „Engländer“ oder „Franzosen“ als solchem redet. Für den Historiker einer Mischnation wie die amerikanische bedeutet dieses Verfahren Mißverständnis, wenn nicht völliges Mißlingen. Nicht nur wird er die psychologischen und sonstigen Eigenschaften seines künstlich konstruierten partikularistischen Menschentypus, sagen wir des „Puritaners“ oder des „Kavaliers“, für die allgemein nationalen halten, sondern er wird auch gewisse Anschauungen, ja sogar ganz äußerliche Gebräuche und Gewohnheiten in einem bestimmten Teile des Landes für den typischen Ausdruck amerikanischer Zivilisation nehmen.

Hier liegt nach meiner Meinung der fundamentale Irrtum der amerikanischen Geschichtsschreibung, das Resultat trügerischer Abstraktion, vor der sich der Historiker ganz besonders zu hüten hat. Denn er setzt damit die Existenz einer einheitlichen, fest ausgeprägten nationalen Kultur voraus, die der Wirklichkeit nicht entspricht. Wir sind wohl eine nationale Einheit, soweit die politische Form unseres Staatslebens in Frage kommt, auch haben wir ja schon gewisse Ideale entwickelt, die man wohl nationale nennen kann. Aber als eigentliche Nation im höchsten Sinne des Wortes befinden wir uns immer noch im Werden. Denn was eine Nation in diesem höchsten Sinne kennzeichnet, ist nicht der Körper ihrer politischen und sozialen Organisation, sondern die lebendige Seele einer höheren Kultur, die sich in der Schöpfung ursprünglicher und bleibender Werte auf den Gebieten des höheren Menschheitslebens auswirkt.

Weil nun diese höhere Kultur bei uns noch immer erst im Werden begriffen ist, darum glaube ich, daß unsere Geschichtswissenschaft gerade hier mit dem Studium der Volkselemente einsehen müßte, aus denen unsere werdende Nation sich bildet. Bei Völkern, die, wie das deutsche oder das griechische, wesentlich aus einer einheitlichen Rasse bestehen, ist die Entwicklung ihrer höheren nationalen Kultur das unbewußte Entfalten ihrer innersten Seele, wie es in Dichtung, Kunst und Wissenschaft erschlossen vor uns liegt. Bei einer aus verschiedenen Volksrassen gemischten Nation, wie der amerikanischen, ist der Schöpfungsprozeß einer höheren nationalen Kultur zum großen Teil ein bewußter, ja in gewisser Hinsicht lenkbarer. Sein Erfolg wird darum von der Beschaffenheit der geistigen Führer und deren Zielen abhängen.

In diesem Lichte betrachtet, lassen sich Aufgabe und Beruf des amerikanischen Historikers nicht höher und fesselter denken. Aber wie wenig ist bisher geschehen zur Lösung all der wichtigen Probleme, die des Geschichtsschreibers warten! Gewiß, wir haben eine ganze Reihe politischer und verfassungshistorischer Geschichten der Vereinigten Staaten, wir haben Geschichten, die nach dem jüngsten Rezept der soziologischen oder evolutionistischen Mode verfaßt sind, und wir besitzen sogar Geschichtswerke, die uns verraten, wie sich die Geschichte des amerikanischen Volkes nach einem göttlichen Plane oder nach philosophischen Ideen im Sinne der metaphysischen Gespenster Hegels entwickelt habe. Dagegen haben wir kaum die Anfänge zu einer Geschichte der amerikanischen Zivilisation, ja wir haben bis heute nicht einmal einen Ausdruck geprägt, der dem deutschen Worte und Begriff der Kulturgeschichte entspräche.

Auch das wichtige ethnische Problem der amerikanischen Geschichte hat bisher kaum die oberflächlichste Beachtung gefunden. Es gibt eigentlich nur eine einzige Geschichte der Vereinigten Staaten, die die Viertelmillion deutscher Einwanderer und ihrer Nachkommen im 18. Jahrhundert mehr als bloß vorübergehend erwähnt¹⁾, aber der Verfasser überschreibt das Kapitel, worin er darüber berichtet, „Die Ankunft der Ausländer“ (foreigners) und sucht den sonderbaren Titel mit dem Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts zu rechtfertigen.

1) Ich meine die „Amerikanische Geschichte“ von E. Channing, und ich darf wohl erwähnen, daß die Beachtung, die der Verfasser den Deutschen in Amerika schenkt, auf meine Anregung zurückgeht.

Nichts kann den engherzigen Partikularismus unserer amerikanischen Geschichtsschreibung besser illustrieren als die Art, mit der in dieser Überschrift ein wesentlicher Bestandteil des amerikanischen Volkskörpers als nicht ganz gleichwertig auf die Seite geschoben oder gleichsam gezwungen anerkannt wird. Wir fragen mit Recht: gibt es in Amerika überhaupt Ausländer? Ist nicht jeder Volksteil dieser Mischnation seinerzeit einmal „ausländisch“ gewesen? Der puritanische Yankee so gut wie der südliche „Kavalier“ und der Deutsche? Dazu kommt, daß in dem erwähnten Kapitel über die Deutschen kein Versuch gemacht wird, die tieferen Ursachen zu ergründen, die den Angelsachsen und den Deutschen nach zwölfhundertjähriger Trennung zusammenführten, damit beide in Zukunft gemeinsam die Geschichte der Neuen Welt gestalten möchten. Denn diese Ursachen waren nicht bloß volkswirtschaftlicher und politischer Art. Dahinter stehen die gewaltigen geistigen Bewegungen, die, im 16. Jahrhundert von Deutschland ausgehend, ganz Europa erschütterten und unter den Vertretern der neuen, weltbewegenden Ideen ein Gefühl der Brüderlichkeit und der Solidarität schufen, das wir heute nicht mehr ganz verstehen. Der Schutz und die Unterkunft, die deutsche Städte und später Holland den flüchtigen englischen Protestanten, den Presbyterianern und Puritanern, gewährten, waren in England nicht vergessen, als dieses, hundert Jahre später, verfolgte deutsche Protestanten einlud, sich in seinen amerikanischen Kolonien anzusiedeln. Und lange gedachte man in England dankbar der Tatsache, daß Deutschland die eigentliche Heimat der Kirchenreformation und der neuen Ideen gewesen war.

Im Hinblick auf die Bande der Stammes- und Rassenverwandtschaft, die den Angelsachsen und den Deutschen verknüpfen, im Hinblick ferner auf die zahllosen geistigen und religiösen Beziehungen, die zwischen diesen beiden, numerisch fast gleichen Volksteilen in Amerika bestehen, dürfen wir wohl sagen, daß sich das ethnische Problem, das unser deutsches Volkselement der amerikanischen Geschichte aufgibt, wesentlich in die Frage auflöst: was ist, verglichen mit der englischen, der verhältnismäßige Wert der deutschen Kultur und was ist der Beitrag gewesen, den beide Volkselemente zur höheren amerikanischen Kultur geliefert haben und noch liefern.

Da die Zeit der Völkerwanderung ähnliche ethnische Probleme zeigt, so könnte man versucht sein, die Ansiedlungen zahlreicher Germanenstämme, wie der Franken, Goten, Langobarden u. a., unter Kelten und Römern zum Vergleich heranzuziehen. Allein dieser Vergleich würde nur sehr bedingungsweise zutreffen. Denn so hoch die germanischen Völkerschaften auch an innerem sittlichen Werte namentlich über den Römern stehen mochten, so waren ihnen diese doch an äußerer Zivilisation bedeutend überlegen, was den Germanenstämmen bekanntlich zum Verhängnis wurde. Eins aber mögen unsere Schwärmer, die von einer überlegenen amerikanischen Bastardrasse der Zukunft träumen, aus diesen germanischen Ansiedlungen lernen. Es ist die biologische Tatsache, daß Rassenmischung streng den Gesetzen der Vererbung folgt und den Fortbestand der ursprünglichen Rassentypen aufweist. Dies gilt nicht nur physiologisch, sondern ebenso sehr von dem Weiterbestand von Charakterzügen und geistigen Eigenschaften.

Da sich alle historische Erkenntnis im letzten Grunde auf Anthropologie und Psychologie gründet, so ist die Methode zur Lösung unseres ethnischen Problems eigentlich von selbst gegeben. Wollen wir genau feststellen, was die verschiedenen deutschen Ansiedlungen vom Anfang ihres Auftretens in diesem Lande an zur Entwicklung der amerikanischen Kultur beigetragen haben, dann gilt es, den Kulturstand der einzelnen Generationen deutscher Einwanderung durch sorgfältiges Studium zu ermitteln. Hierzu gehört eine intime Bekanntschaft mit der Geschichte deutschen Kulturlebens sowie die Kenntnis des Geistes und der eigentümlichen Züge des deutschen Nationalcharakters, wie er sich in Sprache und Sitte, in Literatur, Kunst und Wissenschaft ausgedrückt hat. Auch die noch wenig erforschten äußeren und inneren Ursachen, die zur Auswanderung führten, und, wie im Falle der Achtundvierziger, später die Haltung und der Einfluß der Ansiedler in wichtigen Kulturfragen bestimmen, bedürfen eingehender Untersuchung. Wie steht nicht z. B. die Behandlung der Sklavenfrage bei Männern wie Follen, Heinzen, Schurz und Kapp von allem ab, was Eingeborene über diese Frage vorzubringen hatten, in deren Seele kein Freiheitsbild glühte wie in den Herzen jener Flüchtlinge!

Mit den Ergebnissen von Forschungen dieser Art wären dann die Resultate zu vergleichen, die sich aus der Untersuchung des Kulturzustandes anderer amerikanischer Ansiedlungen, wie z. B.

der englischen, irischen oder holländischen, gewinnen lassen. Nur so ist es möglich, den Kulturbesitz der verschiedenen Volkselemente bei ihrer Ankunft in Amerika festzustellen und dessen relativen Wert für die werdende Kultur dieses Landes zu bestimmen. So wage ich z. B. auf Grund historischer Zeugnisse, die in meinem Besitz sind, zu behaupten, daß der Bildungsstand der deutschen Einwanderer im 18. Jahrhundert, dank dem besseren Schulwesen im protestantischen Deutschland, weit höher war als der Bildungsstand unter den Kolonisten von Neuengland oder Neuhollland. Und ich fürchte, daß gar vieles in der landläufigen Darstellung kolonialer Zustände als verlogene Schönfärberei aus unseren Schulbüchern und Geschichtswerken wird verschwinden müssen.

Wir haben bis jetzt nur die Anfänge zu genaueren Forschungen über die geographische Verteilung der deutschen Ansiedlungen in Amerika. Und doch ist gerade diese Frage eine der wichtigsten, weil von ihrer Beantwortung die Lösung zahlreicher anderer Probleme abhängt. Vor allem des Problems der psychischen Veränderung, die in den Kolonisten vorgeht. Manche Schriftsteller, wie Ratzel u. a., wollen diese seelische Umwandlung auf den Wechsel der Umgebung, den Einfluß der neuen Landschaft und ähnliche äußere Gründe zurückführen. Daran mag etwas Wahres sein, allein die wirklichen Ursachen müssen doch tiefer gesucht werden.

Nur wer an sich selbst erfahren hat, was es heißt, die Lebenslust einer hochentwickelten Kultur mit der dürftigen Geistesatmosphäre zu vertauschen, die bleiern und atemraubend über den primitiven, kulturlosen Zuständen eines jungen Koloniallandes lagert, nur der wird völlig verstehen, um welche psychischen Prozesse es sich hier handelt. Dumpfe Niedergeschlagenheit, Heimweh und eine trostlose Herabstimmung aller höheren geistigen Bestrebungen ist die unausbleibliche Wirkung, die alle, besonders aber die höher organisierten Naturen, ergreift, bis sich langsam die seelische Umwandlung vollzogen hat, aus der gesunde Naturen mit dem Entschluß hervorgehen, sich in und aus der neuen Umgebung eine neue eigene Welt zu schaffen. Daher der geistige Rückgang, die Verrostung und Verknöcherung, die wir zunächst in den jungen amerikanischen Kolonien gewahren. Nirgends zeigt sich dies klarer als in den vielgepriesenen Puritaneransiedlungen Neuenglands und ihrer ablehnenden, ja feindlichen Stellung gegen die großen fortschrittlichen Ideen, die im Mutterland die englische Revolution herbeiführten. Nicht wenig im amerikanischen Leben von heute läßt sich aus der geistigen Verkümmern der Kolonialzeit erklären. Geradezu lächerlich aber erscheint in diesem Lichte der Versuch gewisser amerikanischer Historiker, das rohe, geistverlassene Grenzlerleben mit einer Art Romantik zu umspinnen und den Hinterwäldler als typischen Kulturpropheten Amerikas zu preisen.

Will man die seelischen Vorgänge, von denen hier die Rede ist, und die aus ihnen entspringende Stellung der Deutschamerikaner zur Entwicklung der amerikanischen Kultur verstehen, dann lese man die Aufzeichnungen gebildeter deutscher Ansiedler in der Verlassenheit des Urwaldes und studiere vor allem die deutschamerikanische Dichtung mit ihren ergreifenden Heimwehklagen. Nur so wird uns klar, wie es möglich war, daß Tausende unserer Volksgenossen gleichgültig, verbittert oder müde geworden, schließlich in die niedrigstehende englische Kultur ihrer Umgebung versinken konnten. Aber zugleich auch begreifen wir, warum so viele der besseren Deutschamerikaner mit allen Fasern des Herzens an den Kulturbanden hängen, die sie mit der alten Heimat verknüpfen, und wir lernen verstehen, warum sie ihre Sprache, ihre Musikliebe, ihre Sitten und Gebräuche, kurz ihr reiches Kulturerbe auf den neuen Boden verpflanzen wollen. Denn in der Erhaltung und Pflege dieser idealen Kulturgüter, in der Verpflanzung seiner ganzen Welt- und Lebensauffassung in die kommende höhere Kultur Amerikas hat der wahre Deutschamerikaner von jeher seine geschichtliche Mission gesehen und erblickt sie darin heute mehr als je.

Bedarf es wohl für den Historiker, der in der Entwicklung einer höheren nationalen Kultur das Endziel der Geschichte sieht, noch der Frage, ob all diese Bemühungen der Deutschamerikaner seiner Beachtung wert sind? Es wäre rückständig mittelalterliches Denken, wollte man die jetzigen Formen der amerikanischen Zivilisation als für immer gegeben ansehen. Denn wenn das Drama der Geschichte überhaupt einen Sinn hat, so müssen wir ihn im Suchen und Entfalten unseres innersten Wesens, unseres individuellen wie nationalen, finden. Oder in Goethes Worten:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er selbst befriedigt keinen Augenblick.

Als ich vor fünfundzwanzig Jahren meine kleine Schrift über die Zukunft unseres Volkes in Amerika veröffentlichte, da schrieb mir Rudolf Hildebrand, einer der größten nationalen Propheten Deutschlands: „Ich halte es für mehr als wahrscheinlich, daß sich einmal im kommenden Jahrhundert das Beste des deutschen Geistes bei Ihnen vermählen wird mit dem Besten des amerikanischen Geistes und eine neue Welt heraufführen auch in den höheren Gebieten des Menschheitslebens, für die wir Deutsche doch wohl in neuerer Zeit mehr Kämpfer und größere ins Treffen geführt haben als andere Völker.“

Möge diese Versammlung amerikanischer Historiker einer der Schritte werden zur Verwirklichung dieser Prophezeiung.

Zum Ursprung der slawischen Bezeichnung „Nemez“ für Deutscher.

Von Friedrich v. Keußler in Petersburg.

Der Petersburger Akademiker Alexei Schachmatow hat im Doppelheft 1/2 des XXXIII. Bandes des Archivs für slawische Philologie einen unter allen Umständen durchaus beachtenswerten, höchst anregenden Artikel unter dem Titel „Zu den ältesten slawisch-keltischen Beziehungen“ (Berlin 1911, S. 51—98) veröffentlicht. Er sucht zunächst den Nachweis zu führen, daß die Veneder, welche nach Tacitus und anderen Schriftstellern des Altertums das Weichselgebiet bewohnten, Kelten gewesen seien, ebenso die an der Bernsteinküste ansässigen Ästen, die, wie längst nachgewiesen, nicht Esten gewesen sein können, und welche man daher entweder für Germanen oder für den sog. baltischen Volksstamm (Letten, Litauer und Preußen) gehalten hat. Zur Begründung der Auffassung, daß die Ästen Kelten waren, wird außer anderen Momenten namentlich die Angabe des Tacitus geltend gemacht, daß ihre Sprache der britannischen nahe gestanden habe (*lingua Britannicae propior*). Und wie Schachmatow seine Ansicht von der Zugehörigkeit der Veneder zu den Kelten u. a. durch die Herleitung der Bezeichnungen der Weichsel und vieler dem Weichselgebiet angehöriger Gewässer aus dem Keltischen begründet, so findet er auch in den Becken der Memel und der Düna bis über den Peipus und den oberen Dnjepr hinaus viele geographische Namen keltischer Herkunft, von denen ihrer großen Zahl wegen hier nicht einmal die wichtigsten angeführt werden können. Doch sei bemerkt, daß diese Namen hauptsächlich auf Gewässer sich beziehen, zum Teil auch auf Ortschaften (so soll z. B. Riga ein keltischer Name sein). Ja selbst die Namen für die Litauer und Letten werden auf eine anderwärts tatsächlich nachweisbare keltische Bezeichnung *Litavia* für Küstenland zurückgeführt, so daß diese Völker nach dem von ihnen eingenommenen Lande benannt seien.

Nun sind nach Schachmatow die Germanen von alters her von den Slawen »Nemzi« (Sing. »Nemez«) genannt worden, eine Bezeichnung, die, wie hier hinzugefügt sei, auch auf die Ungarn und Rumänen übergegangen ist, wenn die Deutschen von vielen Völkern Österreich-Ungarns überdies auch »Schwaben« genannt werden (und zwar nach den schwäbischen Kolonisten, welche vor etwa 150 Jahren unter Maria Theresia in Ungarn angesiedelt wurden). Die Bezeichnung »Nemez«

wird einerseits vom slawischen Wortstamm *nem* = stumm abgeleitet, andererseits vom Volksnamen der germanischen Nemeter. Gegen die erste Erklärung gibt Schachmatow vor allem zu bedenken, daß bei dem lebendigen Verkehr der Slawen mit den Germanen letztere von ihnen in keinem Fall den »Stummen« gleichgestellt werden konnten; eine derartige Benennung würde nur für ein entfernteres und dazu in kultureller Beziehung niedrigstehendes Volk passen. Und was die Nemeter betrifft, so seien sie einer von den allerwestlichsten germanischen Stämmen gewesen, westlich vom Rhein ansässig, also von den Slawen allzu weit entfernt, als daß diese die Deutschen nach ihnen genannt haben konnten; auch verwirft Schachmatow den »neuesten Versuch J. Peiskers, die Slawen in kultureller Beziehung mit den Westgermanen zu verbinden«. Für die weiteren Ausführungen Schachmatows ist von Bedeutung, daß auch der Flußname Niemen (Memel) von ihm aus dem Keltischen hergeleitet wird (S. 77), und sodann äußert er (S. 84 f.): »Nemeter heißt auf keltisch »Edle«; in Verbindung mit diesem Worte befand sich *nometon* = heiliger Hain, Heiligtum (*air. nemed*), das sich in vielen Ortsnamen wiederholt: *Nemetobriga* (in Spanien), *Nemetocenna* (Nampcel in Frankreich) usw. Bekannt ist auch der Stammname *Nemesii*; vergleiche noch die Flußnamen *Nemesa*, *Nimisa* (heute die Nims in Lugemburg). *Nemetes* oder *Nemesii* konnte sich auch einer von den keltischen Stämmen nennen, die sich im Becken der Memel angesiedelt hatten; anscheinend war dieser Stamm in dichtester Nachbarschaft der Slawen; möglich, daß die Kelten sich gerade so nannten, um sich von den durch sie unterjochten Slawen auszuzeichnen. Die Slawen verwandelten *Nemes* (Sing.) oder *Nemesios* in *Nemez*, indem sie es mit dem Worte *nem* verbanden. Von den benachbarten Kelten übertrugen die Slawen diesen Namen auch auf die Germanen, was um so natürlicher war, als die Kelten kraft ihrer Lage Mittler zwischen Slawen und Germanen waren und außerdem in der Weichselgegend der Germanisierung unterworfen waren. Daß die Kelten auch in den der Weichselgegend am nächsten gelegenen Gebieten den Namen *Nemetes* bewahrten, ist aus der Benennung von Ortschaften in Böhmen, *Nemetice* (Kreis Pilsen), und in Mähren, *Nemetice* oder *Niemetice* (Kreis Olmütz), ersichtlich. Freilich

kann man auch vermuten, daß die Germanen von den Kelten in der Weichselgegend Nemetes genannt wurden und daß die Slawen den Kelten nachahmten."

Zur Kritik des Mitgeteilten muß gewiß in erster Linie eingewandt werden, daß die neue Hypothese über den Ursprung der Bezeichnung »Neméz« für Deutscher eine größere Überzeugungskraft gewönne, wenn ein Volksstamm mit ähnlichem Namen im bezeichneten Gebiet mit historischer Sicherheit sich nachweisen ließe. Einen solchen Nachweis hat Schachmatow indessen nicht beibringen können, mögen nun auch die Veneder und Ästen Kelten gewesen und viele noch heute übliche geographische Namen selbst in den entlegeneren Gegenden keltischer Herkunft sein. Vor Schachmatow ist übrigens schon der Akademiker Ernst Kunik († 1899) davon überzeugt gewesen, daß namentlich viele Flußnamen im Südosten der Ostsee bis ins Nowgoroder Gebiet aus dem keltischen herzuweisen seien, und auf einige keltische geographische Bezeichnungen mehr oder weniger käme

es bei ihrer großen Zahl schließlich doch nicht an. Das mag z. B. bezüglich Rigas gelten, dessen Name, wie hier nachgetragen sei, vom Wiener Germanisten Guido v. List ariogermanischen Ursprungs ist (»ri« = Recht, »ga« = geben, also »Rechtgebend«, d. h. Rechtssprechungsstätte). Andererseits hat nach Schachmatow (S. 81) A. Bielenstein die Deutung des Namens Riga aus dem mittelhochdeutschen »rige« = Bach »mit Recht« verworfen. Bielenstein (Die Grenzen des lettischen Volksstammes usw., St. Petersburg 1892, S. 38) ist seinerseits geneigt, den Namen aus dem »lettisch-litauischen Stamm ri(n)g« zu erklären (lit. ringoti = krümmen; der nicht mehr bestehende rechte Nebenfluß der Däna, die Rege oder die Rißing, zog sich in Krümmungen längs der Stadt hin).

Bemerkt sei zu diesem Material, daß Riga im Mittelalter auch die »Stadt in der Rigue« genannt worden ist, was dafür sprechen dürfte, daß der Name ursprünglich Flußname gewesen ist.

Zur Geschichte des deutschen Kultureinflusses in Galizien.

Von Prof. Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Czernowitz.

Bekanntlich haben ältere polnische Historiker die hohe Bedeutung des deutschen Rechts und der deutschen Kolonisation für die Kultivierung Polens zugegeben. Einzelne neuere polnische Schriftsteller versuchen dies in Abrede zu stellen. Darauf ist schon in unserer Zeitschrift (1910, S. 226) hingewiesen worden. Vor kurzem hat nun H. Hupka in seiner interessanten Arbeit »Über die Entwicklung der galizischen Dorfstände in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf Grund der Spezialuntersuchungen im oberen Wielopolkagebiet« (XVI u. 448 S., mit K. u. 7 Taf., Teschen 1911, P. Mitrega) sich wieder mit diesen Fragen beschäftigt. Dieser polnische Gelehrte schließt sich den Anschauungen der älteren Schule an.

Nach den Ausführungen Hupkas traten wichtige Änderungen in dem Urzustand des Landes erst infolge der im 13. Jahrhundert einsetzenden Kolonisation ein, welche deutsche Ansiedler und deutsches Recht ins Land führte. »Die neuen deutschen Ansiedler brachten neben der schon in ihrer Heimat ausgebildeten Gemeindeorganisation noch eine in Polen bisher unbekannte Wirtschaftsmethode, die Dreifelderwirtschaft, mit sich, zu deren Verbreitung sie in unserem zum großen Teil noch mit Wald bedeckten Lande sehr viel beigetragen haben.« Ältere Dörfer nehmen an diesen Änderungen teil, insbesondere wurde auch ihnen die wirtschaftlich höchst wichtige Abänderung der Abgaben in natura in Geldleistungen bewilligt. Diese Vorgänge haben den Dörfern ein so charakteristisches Gepräge gegeben, daß es noch heutzutage in den Grundzügen zu erkennen ist; in ihnen ist geradezu »die erste Anfangsphase in der Entwicklung unseres heutigen kleinpolnischen Dorfes zu sehen«. »Schon die Form der Anlage der Hauptansiedlungen in der langgestreckten linearen Richtung aller größeren Dörfer unseres Gebiets weist also auf starke deutsche Einflüsse in der Ansiedlungsweise hin.« Die meisten Ansiedlungen

erfolgten auf Neuordnungen. Die Katastralkarte ergibt als dominierende Form der Hauptansiedlungen langgestreckte Häuserreihen; in der Querrichtung zu ihnen laufen die langgestreckten bäuerlichen Höfen. In diesen Dörfern erhielt jeder Bauer seinen Besitz in einer wohlarrondierten Hofe, während in den schon früher bestandenen die Bauern ihre Felder in den verschiedenen bereits zum Dorfe gehörigen Tafeln besaßen (die alten polnischen Dörfer waren Hausendörfer). Bei dieser »deutschen« Kolonisation kamen unstreitig einheimische polnische Elemente zum großen Teil zur Verwendung; doch gibt Hupka zu, daß die deutsche Form und Einrichtung der Ansiedlungen zum Teil auch auf der Herbeiziehung deutscher Ansiedler beruhte. Er verweist (S. 415 f.) auch auf eine Reihe noch heute deutsch klingender Familiennamen in verschiedenen Ortschaften, so z. B. in Bieczyn: Łachman, Szymont, Hals, Berger, Tragarz u. a.; in Glinnik: Koch, Huber, Frys u. a. Der Verfasser entscheidet nun freilich nicht, ob es sich da um altansässige oder neu zugewanderte deutsche Familien handelt. Auf solche vereinzelte deutsche Namen¹⁾ kommt es daher weniger an als auf den Nachweis, daß schon in früheren Jahrhunderten eine viel stärkere deutsche Besiedlung Galiziens stattgefunden hat, als man gewöhnlich annahm. Man glaubt in der Regel, daß im Mittelalter nur die Städte von Deutschen aufgesucht wurden. Schon in der »Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern« I ist aber gezeigt worden, daß Deutsche auch in zahlreichen Dörfern wohnten. Hier mag nun für ein kleines Gebiet dargetan werden, wie stark diese Bauernsiedlungen waren. Wir wählen mit Absicht keine westgalizische Gegend, wo die Nähe Schlesiens die starke Germani-

¹⁾ In einer soeben erschienenen Arbeit in *Materyały antrop.-archeol. i etnogr.* (Krakauer Akademie), Bd. XI, ethnogr. Teil, S. 119, sind für Żolynia bei Łańcut Namen wie Fuß und Reimann festgestellt.

sation erklärt¹⁾, sondern ein weiter nach Osten liegendes Gebiet. In den Beschreibungen der königlichen Güter des Sanoker Gebiets von 1565 werden unter den Bewohnern zahlreicher Orte (Dörfer) Deutsche genannt²⁾. Hier soll nun eine Anzahl dieser Orte (als Nachtrag zur Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I, S. 132 f.) angeführt werden.

In Posada bei Sanok: Blasius Prusnar, Bartholomäus Wanner, Kaspar Hann, Mathis Szmucz, Georgius Krokowicz (Sohn des Kroker), Friedericus Hannus, Matthäus Hanowicz (Sohn des Hann), Pawel Hansz, Stancl Młodi (der junge).

Dąbrowka polska (das polnische) hieß damals noch niemiecka (das deutsche) und es wohnten daselbst: Barlojz Jankwyrth, Jakob Proznar, Jurko Eybner, Thomas Eybner, Florian Eybner, Gregor Szmucz, Nykiel Eybner.

In Hoczew (Eislo): Martin Raichel, Hannus Waytz, Euring Hefieth, Matthis Rymar, Nikiel Barith, Maez Materna, Gregor Rozembargier, Barthel Rantenfranz, Matthis Rozembargier, Blas Marczin, Matthias Rozembargier, Hannus Rantenfranz, Matthias Grislater, Matthis Grifteter, Hannus Sybar, Michel Eyer, Martin Rantenfranz, Matthis Hrubith, Thomas Fissar, Symek Tenembargier und zahlreiche andere Deutsche.

Iskrzynia (Krosno): Gregor Friedrich, Jakob Eipolth, Jurka Guth, Jakob Fridrichow, Gregor Eipulth, Jurek Fridrich, Adam Eipolth, Gregor Omachier.

Głowienska (Krosno): Symon Szwedel, Lenarth Vaccalarz, Woiczeica Raichlowski (Sohn des Raichl).

Bialobrzegi (Krosno): Martin Mierbesth, Marczin Wolff, Lenarth Krolf, Matthis Rozen, Marczin Subarth, Adam Ejdinar.

Ober-Krosienko (Krosno): Michel Kiesnar, Jurka Waytzgar, Jakob Schib, Symon Euring, Sebastian Prejznar, Gregor Subarth, Jakob Waytz, Hansz Resznar, Symon Prejznar, Walthen Kolp, Mich. Kusznar, Stancel Solcz, Gregor Wathlgeber, Stancel Wayner, Hannus Neigbauer, Matthisz Szmith, Hannus Bolczar, Symon Aylsar, Hannus Solcz, Hannus Pelczar, Kaspar Szmith u. a.

Nieder-Krosienko: Barlojz Prajznar, Symon Syndlar, Martin Gierloch, Lukas Syndlar, Andrey Winklar, Barlos Rayman u. a.

Wie wir sehen, war die deutsche Besiedlung auch am flachen Lande wenigstens in einzelnen Gegenden bedeutend. Unstreitig haben auch diese Ansiedler auf die Verbreitung des deutschen Rechts³⁾ und deutscher Kultur Einfluß geübt. Freilich war ihre Zahl zu gering, um für die Dauer der Slawisierung zu widerstehen.

Nach den Forschungen Hupkas war also die Einführung des deutschen Rechts und der Kolonisation höchst bedeutungsvoll und von wohlthätigen Folgen begleitet.

Die seit dem 15. Jahrhundert sich entwickelnden misslichen Verhältnisse, die von gewissen polnischen Schriftstellern als Beweis für den geringen Einfluß des deutschen Rechts hingestellt werden, bezeichnet Hupka richtig als eine Rückbildung, Verschlechterung der durch das deutsche Recht geschaffenen Verhältnisse. Infolge des Überhandnehmens des Adels, der nun selbst in größerem Ausmaß Ackerbau zu treiben begann, wurden die Bauern zugunsten der Grundherren unterdrückt, ihrer Freizügigkeit und Rechte beraubt. Die Autonomie, auf dem deutschen Rechte beruhende Gemeindeorganisation wurde zerstört und an ihre Stelle trat die patrimoniale des Grundherrn. So begann die Entwicklung des drückenden Hörigkeitsverhältnisses, welches im Laufe der Jahrhunderte den galizischen Bauern auf einen halb tierischen Standpunkt herabdrückte, auf dem er uns in späterer Zeit entgegentritt.

Auch für die Bedeutung des Kultureinflusses der neueren deutschen Ansiedlungen ist Hupkas Schrift von Interesse. Nach seiner Schilderung waren die Kulturzustände der galizischen Bauern die denkbar schlechtesten. Infolge der langen Knechtschaft war der Charakter der Bevölkerung verkommen; Ackerbau und Viehzucht standen auf einer überaus tiefen Stufe. Nach den beglaubigten Schilderungen der Dorfältesten mußte das Vieh der Bauern während der Winterszeit stets hungern: „Deshalb stellte sich fast alljährlich die Notwendigkeit heraus, daß man die Rinder im Frühjahr beim Treiben auf die Weide mit Holzstäben unterstützen mußte, da sie infolge der Winterfütterung nicht kräftig genug waren, um allein auf die Weide gehen zu können.“ Das Vieh hatte zu Beginn des Frühjahres das Aussehen von Skeletten. Die Kraftergiebigkeit des Zugviehes war demgemäß auch viel geringer als heute. Ebenso elend war das bäuerliche Haus. Dieses bestand bloß aus einem Hausflur (Vorhaus) und einer Wohnstube; in letzterer war die Familie (nicht selten auch zwei) samt Kühen, Hausgeflügel und Schweinen untergebracht. Das kleine Fensterchen ließ sich nicht öffnen. Kienpähne dienten zur Beleuchtung. Das Herdfeuer war offen; Rauch und Ruß bedeckte das Innere und allen Hausrat, der überaus primitiv war. Nur größere Bauern besaßen auf der anderen Seite des Hausflurs Futterkammern und Pferdeställe, außerdem in einem besonderen Gebäude die Getreideschener mit der dazugehörigen Tenne. Letztere Einrichtungen sind übrigens, was der Verfasser nicht hervorhebt, bereits Errungenschaften der jüngsten Vergangenheit und gehen auf das Beispiel der deutschen Ansiedlungen zurück. Das alte einheimische Bauernhaus hat gewiß keine besondere Schener mit Tenne besessen, während die deutschen Ansiedlergehöfte von allem Anfang an solche aufwiesen. Übrigens zeigt der Verfasser, wie die alten Hausformen durch neuere bessere ersetzt wurden, und bemerkt, daß diese neueren Häuser „nach deutscher Art“ erbaut sind. Auch die modernen Küchen heißen „deutsche“. Ebenso bezeichnet der Bauer als „deutsch“ auch sonst das Neue, Bessere, während er das Alte, Zurückgebliebene „polnisch“ nennt.

¹⁾ Vgl. Kaindl, Deutsches Recht und deutsche Ansiedler in Auschwitz und Sator. (Archiv f. österr. Gesch. XCVL S. 351 ff.)

²⁾ Fontes Hist. Ukraino-Russicae, herausg. von der Sevčenko-Gesellschaft in Lemberg. Bd. II (Lemberg 1897).

³⁾ Über die Verbreitung des deutschen Rechts in dieser Gegend ist zu vergleichen meine Zusammenstellung von 723 galizischen Orten mit deutschem Recht im Archiv f. österr. Gesch., Bd. 100.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Überseeische Handelsunternehmungen oldenburgischer Grafen im 16. Jahrhundert. Von Dietrich Kohl. (Hans. Gesch. Bl. 1910, Heft 2, S. 407–59. Leipzig, Duncker u. Humblot.)

Briefe der Grafen Anton und Johann von Oldenburg an die ihnen verwandten dänischen Könige im Kopenhagener Reichsarchiv haben den Stoff für diese interessante Studie geliefert. Der Verfasser, der schon früher dem überseeischen Handel Oldenburgs in älterer Zeit seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, ist auf Grund der bisher unbeachteten Archivalien in die Lage gekommen, nachzuweisen, daß Oldenburg im 16. Jahrhundert, ungeachtet der Macht der benachbarten Hansestädte, direkten Seehandel mit den Ostseeländern Schweden und Norwegen, Island, den Niederlanden und Frankreich getrieben hat. Auf Island besaß Oldenburg eine Zeitlang eigene Faktoreien. Es hat sogar versucht, die Faröerinseln als Pachtung überlassen zu bekommen.

Berlin.

Dr. Alfred Zimmermann.

Allgemeines. Nationale Erdkunde. Von E. Hauptmann. 2. verm. u. verb. Aufl. 89, 400 S. Straßburg 1911, Friedrich Vull. 3.80, geb. 4.50 M.

Die Neuaufgabe hat die bisher getrennten zwei Teile in einem Bande vereinigt. Daß sie in 5000 Exemplaren gegenüber 1000 der ersten Auflage gedruckt wurde, ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Würdigung der d. Belange im Auslande in immer weiteren Kreisen auch des großen Publikums Fuß faßt. Das Buch ist kein Lehrbuch im gewöhnlichen Sinne. Es will dazu beitragen, die Kenntnis der Beziehungen Deutschlands zur Weltwirtschaft in weiteste Kreise zu tragen. Nach einer allgemeinen Einleitung werden erst kürzer die europäischen Länder, dann ausführlicher die überseeischen Gebiete behandelt. Das Eigenartige an dem Buche ist, daß es bei jedem Land vorwiegend das behandelt, was für uns d. von Bedeutung ist. Die Stellung des Deutschtums im Auslande tritt dabei naturgemäß überall mit in den Vordergrund. Der Leser erhält für jedes beliebige größere Gebiet der Erde einen raschen Überblick über das, was es uns d. heute bietet und was es für uns in Zukunft sein kann. D. Errungenschaften werden gebührend gewürdigt, aber es wird auch überall das hervorgehoben, was noch zu tun bleibt und was andere Völker besser als wir geleistet haben. Besonders eingehend sind die d. Kolonien behandelt. Das Buch verdient weiteste Verbreitung. Es sollte in keiner Volksbibliothek fehlen. Besonders geeignet ist es auch für alle Lehrer- und Schülerbüchereien. Die Darstellung ist durchweg volkstümlich, beruht aber auf gründlicher Benutzung der Quellen. Daher wird es auch jeder, der bereits in den Gegenstand eingedrungen ist, als Nachschlagebuch gern benutzen, wenn er schnell einen Überblick über die d. Belange in irgend einem Lande gewinnen will. Ein Büchernachweis sowie ein Namen- und Sachverzeichnis erleichtern die Benutzung.

Plauen i. V.

Prof. Dr. Johannes Semmrich.

Pommern. Die Kolonisationstätigkeit des Prinzen Moritz von Anhalt-Deßau in Pommern

1747 bis 1754. Von H. Hesse. (Baltische Studien, N. f. XIV, 1910, S. 1–52.)

Bei seiner regen Tätigkeit für die Besiedlung und den Anbau Pommerns fand Friedrich der Große in dem Prinzen Moritz von Anhalt-Deßau, dem Sohne des Fürsten Leopold, einen besonders eifrigen und geschickten Helfer. Er stand nach dem zweiten schlesischen Kriege als Generalleutnant in Stargard i. P. in Garnison und erhielt 1747 vom König die Leitung der Kolonisationen an der Oder, mit denen Friedrich die Werke seines Vaters fortzusetzen begann. Es galt dabei das sumpfige Gebiet trocken zu legen und urbar zu machen. Mit großem Eifer widmete sich Moritz allen Arbeiten und verstand es, die pommersche Kriegs- und Domänenkammer namentlich auch für die Ansetzung von Kolonisten zu gewinnen, so daß die Arbeiten einen erfreulichen Anfang nahmen. Die Stromarbeiten an der Oder und die Anlage des Swinemünder und des Stolper Hafens werden in dem vorliegenden Teile der Arbeit kurz und klar geschildert. Die weitere Tätigkeit wird in dem demnächst erscheinenden zweiten Teile zur Darstellung kommen.

Stettin.

Prof. Dr. Martin Wehrmann.

Preussische Ostmark. Polnisch-deutsches Ortsverzeichnis für Posen, Westpreußen usw. Bearb. von Dr. jur. Bernhard Koerner, Reg.-Rat in Berlin. 49, 16 S. Berlin 1911, C. Heymann.

Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß es nicht damit getan ist, polnische Ortsnamen zu verdeutschen, sondern daß es auch darauf ankommt, die neuen Bezeichnungen in Umlauf zu bringen, ihre Kenntnis dem Publikum zu vermitteln. Die Absicht ist gut und ihre Durchführung könnte wohl geeignet sein, einem in manchen Kreisen empfundenen Bedürfnis abzuhelfen und so auch die Kenntnis vom ostmärkischen Deutschtum zu bereichern. Dann muß aber die Aufnahme in das Verzeichnis auf diejenigen Namen beschränkt bleiben, die neueren Ursprungs und noch nicht zweifellos allgemein bekannt sind: vielleicht vom Jahre der neuen Ostmarkenpolitik 1886 an. Greift der Verfasser aber, wie er es getan hat, auf alle Ortschaften, darunter auch die bekanntesten und rein d. Städte, zurück, deren polnischer Name im öffentlichen Verkehr eine Bedeutung nie besessen oder längst verloren hat, so verhilft er nicht dem d., sondern nur diesen polnischen Namen zu unbedeutendem Ansehen und handelt seiner eigenen nationalen Absicht entgegen. Im übrigen weist das Verzeichnis noch große Lücken auf; auch Unrichtigkeiten in der Schreibweise der d. Namen und der Kreiszugehörigkeit der Orte laufen unter, die jedoch leicht zu beseitigen sind.

Mersburg.

Dr. Max Loesener.

Schlesien. Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien. Die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz. Von Konrad Gusinde. (Wort und Brauch, hrsg. von Th. Siebs und M. Hippe, Heft 7.) 89, XVI u. 225 S. Breslau 1911, M. u. H. Marcus.

Das Dorf Schönwald bei Gleiwitz in Oberschlesien erscheint bereits im Jahre 1285 unter d. Namen. Es ist also schon vorher als d. Kolonie inmitten polnischer

Gebiets gegründet worden. Und bis auf den heutigen Tag hat es sich als vereinzelt gelegene d. Sprachinsel erhalten. Von der Mundart dieser Sprachinsel entwirft nun Gusinde, der sich selbst an dem Orte aufgehalten und mit eingeborenen Schönwäldern lange in Verbindung gestanden hat, mit den Mitteln moderner Sprachdarstellung ein klares Bild. Auf eine ausführliche Darstellung der Laut- und Formenlehre folgen ein reichhaltiges Wörterverzeichnis und einige zusammenhängende Sprachproben.

Lehrreich ist es, zu sehen, wie die vereinsamte d. Mundart aus dem umgebenden Polnischen eine ganze Anzahl von Wörtern — auch Wörtern des täglichen Gebrauchs wie Bezeichnungen für „Mann“ und „Frau“, — als Lehnwort aufgenommen hat und wie sich vielleicht auch in ihren Lautverhältnissen polnischer Einfluß (Aufnahme des velaren l) geltend macht. Weit wichtiger aber ist es, festzustellen, welcher Platz dem Schönwäldischen innerhalb der bekannten Gruppen d. Mundarten zuzuweisen ist, und zu untersuchen, ob sich aus dem Dialekt Schlüsse auf die Stammeszugehörigkeit der d. Kolonisten ziehen lassen. Dabei zeigt sich denn, daß man die nächsten Verwandten des Schönwäldischen nicht außerhalb des Gebiets der schlesischen Mundart suchen darf. Diese Mundart, die im preussischen und österreichischen Schlesien, der Lausitz und den angrenzenden Gebieten Böhmens, Mährens, des Königreichs Sachsen und der Provinz Posen herrscht, zeigt eine Anzahl lautlicher Erscheinungen, die in keiner der Nachbarmundarten in gleicher Weise miteinander vereinigt auftreten (v. Unwerth, Die schlesische Mundart, Wort und Brauch 3, S. 4). Diese „gemeinschlesischen“ Erscheinungen teilt auch das Schönwäldische. Nun kann man nicht annehmen, daß die Einheitlichkeit der Mundart, die heute im schlesischen Dialektgebiet besteht, schon zu der Zeit vorhanden war, als Schönwald besiedelt wurde. Denn eine zusammenhängende d. Besiedlung Schlesiens und der Nachbargebiete kann damals noch nicht abgeschlossen gewesen sein. Die Ausbildung gemeinsamer mundartlicher Verhältnisse an Stelle einer größeren Mannigfaltigkeit der von den d. Kolonisten mitgebrachten Dialekte kann sich erst nach dem Abschluß der zusammenhängenden d. Besiedlung, also kaum vor dem Verlauf des 14. Jahrhunderts, vollzogen haben (v. Unwerth, Das Entwicklungsgebiet der schlesischen Mundart, Festschr. zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau, hrsg. von Th. Siebs, S. 155 ff.). Zeigt also die Schönwälder Mundart bereits die gemeinschlesischen Merkmale, so kann daraus nicht geschlossen werden, daß schon zur Zeit der Besiedlung Schönwalds eine einheitliche schlesische Mundart bestand, wohl aber, daß diejenigen Dialekterscheinungen, die sich später überall auf dem schlesischen Gebiet durchgesetzt haben, bereits in so früher Zeit vorhanden waren. Und das ist ein für die Entwicklungsgeographie des Schlesiens äußerst wichtiger Nachweis.

Was die Beziehungen des Schönwäldischen zu einzelnen innerhalb des schlesischen Gesamtgebiets vorhandenen Untermundarten betrifft, so hat es mehrere bedeutende Züge gemein mit der in der Gegend von Ziegenhals, Jülz und Neustadt herrschenden Gebirgsmundart. Andererseits weisen einzelne Erscheinungen wieder hin auf Mundarten der Oderniederung. Besonders nahe aber stehen dem Schönwäldischen die Mundarten des mährischen Kuhländchens und von Bielitz im

österreichischen Schlesien. Manche Erscheinung verknüpft es auch mit der mitteldeutschen Mundart der Zips.

Die Erkenntnis all solcher Beziehungen erleichtert der Verfasser durch zahlreiche Hinweise auf die vorhandene Mundartenliteratur. Seine Arbeit ist als Ganzes ein bedeutender Beitrag zur Erforschung der d. Dialektgeschichte und durch das Wörterbuch eine ausgezeichnete Vorarbeit zu dem großen schlesischen Wörterbuch, das demnächst in Angriff genommen werden soll. Marburg i. H. Dr. Wolf v. Unwerth.

Böhmen. Jahrbuch d. deutschen Jugendfürsorge in Böhmen 1908. Jubiläumswerk der Zentralstelle, bearb. v. Hugo Keller. 8°, 544 S. Prag 1908, Calve.

Obgleich die d. Bezirke in den letzten Jahrzehnten eine größere Geburtenziffer als die tschechischen aufweisen, stehen sie doch hinsichtlich der Entwicklung der Kinder ungünstiger da. Die Säuglingssterblichkeit, die Kindersterblichkeit überhaupt, die Zahl der unehelich und der tot Geborenen ist in den d. Bezirken wesentlich größer als in den tschechischen. Unter den 15 Bezirken mit einer Säuglingssterblichkeit von über 30 v. H. sind nur vier tschechische, unter den 15 Bezirken mit geringster Säuglingssterblichkeit nur drei d. Anfänge zur Säuglingsfürsorge in größerem Maßstab sind in Deutschböhmen bisher nur in einigen Fabrikunternehmungen gemacht worden. Das Findlingswesen bedarf der Umgestaltung. Statt vieler unverantwortlicher Ehrenaufsichtsansprüche sind weniger zahlreiche, aber verantwortliche und bezahlte Berufsaufsichtspersonen nötig. 55 rein d. Bezirke und acht solche mit großen d. Minderheiten haben noch keine Waisenhäuser, selbst wenn die in Aussicht genommenen schon als errichtet betrachtet werden. Ohne diese haben von 90 Bezirken nur zwei Waisenhäuser. Zu der ersten Waisenanfiedlung des Bundes der D. in Trebnitz sind noch drei weitere in Böhmischn-Aicha, Leitnowitz und Liebenau gekommen, die letztere für Mädchen. Von 378000 d. schulpflichtigen Kindern blieben 1900 wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen 1306 ohne Unterricht. Von den d. Volksschülern wurden 11,2 v. H. mit Kleidern, 4,3 v. H. mit Nahrungsmitteln und 34,2 v. H. mit Lernmitteln ausgestattet. 36,6 v. H. der Kinder waren vom Schulgeld befreit. Das umfangreiche Jahrbuch gibt weiter ausführliche Berichte über die bestehenden Einrichtungen zur Jugendfürsorge und ein vollständiges Verzeichnis des Schriftwesens über diese, das sich nicht nur auf Böhmen, sondern auf das gesamte Gebiet der Jugendfürsorge erstreckt. Plauen i. V. Prof. Dr. Johannes Gemmrich.

Böhmen. Hochzeitsgebräuche und -gespräche der deutschen Sprachinsel Stecken-Jglau. Von Dr. Eduard Langer. (D. Volkskunde aus dem östlichen Böhmen III, 1903, S. 191—214.)

Die Abhandlung gibt einen Nachtrag zu einer früheren Veröffentlichung gleicher Art. An der Spitze steht die Abbildung eines Brautpaares im Hochzeitschmuck. Die Tracht, die Gebräuche und Gespräche beim Hochzeitsmahl, Hochzeitsmusik und Tanz werden beschrieben, im Anschluß auch die Noten zum Steckener Bauerntanz abgedruckt. Aus den Hochzeitsgebräuchen sei erwähnt, daß, wie in weiten Gegenden Mitteldeutschlands, der alte Aberglaube besteht, die Hochzeit müsse bei zunehmendem Monde stattfinden.

Plauen i. V.

Prof. Dr. Johannes Gemmrich.

Mähren. Beiträge zur mährischen Siedlungsgeschichte. Von Dr. E. Schwab. (S.-A.: Zeitschr. des D. Ver. f. die Gesch. Mährens u. Schlesiens XV, Brünn 1911.)

Der Verfasser untersucht zunächst in eingehender Weise die Dörfleser Dorfsflur (Dörfles ist ein Dorf an der Südgrenze der Schönhengster Sprachinsel) und kommt zum Schluß, daß Dörfles zu 9½ Lahnen ausgesetzt sei, die unter 25 Ansässigkeiten verteilt wurden. Es ergibt sich daraus, daß die Dorfanlage nicht immer in jener strengen Gleichmäßigkeit erfolgt ist, wie sie gewöhnlich angenommen wird. Der Lokator übernimmt vom Grundherrn ein bestimmtes Ausmaß. Wie er dieses Gebiet besiedelt, ist seine Geschäftssache, er steht nur dem Grundeigentümer für so viele Jahreseinkunftsleistungen gut, als er das landesübliche Ackereinkunftsmaß erhalten hat. Die Anlage der Dörfer wird demnach verschieden erfolgt sein. „Neben Vollhufendörfern wird es wohl von Anbeginn Anlagen nach Teilhufen, neben Dörfern mit ziemlich gleichen Anteilen solche mit starken Verschiedenheiten in der Größe der Einzelbesitze gegeben haben“.

Ausgehend von der Geschichte seines Geschlechts, der Erbrichter Schwab in Dörfles, untersucht der Verfasser weiter die Bevölkerung des Dorfes. Fast alle heutigen Familiennamen sind schon im 16. Jahrhundert bezeugt. Aus ihren Formen geht hervor, daß die Herdprache in Dörfles und den Orten der Umgebung d. war, und zwar auch dort, wo die herrschaftlichen Verwaltungsbücher eine exklusiv slawische Führung haben und den Personennamen ein slawische Prägung geben. Auch jenseits der heutigen Sprachgrenze (in Biskupitz, Mitterdorf, Gewitsch, Tärnan u. a.) hat „d. Blut einen nicht zu übersehenden Anteil an der Konstitution der Einwohnerschaft“, in allen diesen Orten wurde einst D. gesprochen. Die Untersuchung der Wirtschaftsformen und der Familiennamen kommt zu dem gleichen Ergebnis, daß nämlich der vielfach angenommene katastrophale Einschnitt durch den Dreißigjährigen Krieg nicht erfolgt ist, daher auch nicht eine spätere Wiederbevölkerung. Die Entwicklung erfolgte kontinuierlich.

Die wertvolle Schrift wird jeder zur Hand nehmen, der sich mit der Siedlungsgeschichte der Sudetenländer beschäftigt. Er findet darin auch wichtige Daten über altmährische Feldmaße und über die Erbrichterei.

Dglau.

Dr. Anton Altrichter.

Niederösterreich. Der gewerbliche Nachwuchs Wiens in nationaler Hinsicht. (Berichte der Gewerbeschulskommission in Wien über ihre Wirksamkeit in den Schuljahren 1906/07, 1907/08, 1908/09. Wien 1908, 1909 u. 1910, Verlag der Gewerbeschulskommission.)

Der gewerbliche Nachwuchs der alten Kaiserstadt an der Donau ist in seiner überwiegenden Mehrheit ein ausgesprochen slawischer (vgl. darüber meinen Bericht in der D. Erde VII, S. 69). Darin haben auch die letzten Jahre keinen Wandel gebracht. In den gewerblichen Vorbereitungsklassen der Stadt, welche für mangelhaft vorgebildete Lehrlinge als Pflichtschulen gelten, betrug die Zahl der Tschechen im Schuljahr 1906/07 5877, die der D. 5509; im Schuljahr 1907/08 zählte man 5693 Tschechen und 5218 D. Auch an den allgemeinen gewerblichen Fortbildungsschulen für Lehrlinge hat sich der Anteil der Tschechen gegen die Vorjahre gehoben.

Hier saßen noch 1905/06 neben 7625 D. 329 Tschechen, 1906/07 neben 8786 D. 470 Tschechen, 1907/08 neben 9305 D. 558 Tschechen. Ebenso steigt der Anteil der tschechischen Lehrlinge in den weiblichen gewerblichen Fortbildungsschulen. Hier zählte man 1905/06 2438 D. und 193 Tschechen, 1906/07 2805 D. und 232 Tschechen, 1907/08 2827 D. und 286 Tschechen. Die Fachschulen für einzelne Berufswege beherbergten 1905/06 6244 D. und 568 Tschechen, 1906/07 6395 und 581, 1907/08 6543 und 647. Lehrlinge waren in den Fachschulen 1905/06 346 und 41, 1906/07 329 und 34, 1907/08 1082 und 92 D. und Tschechen. In diesen „Genossenschaftsschulen“ ist der Anteil der Tschechen je nach der Art des Gewerbebetriebes ein sehr schwankender. Fast tschechenrein sind die Fachschulen der Buchdrucker und Schriftgießer. Hier saß 1906/07 und 1907/08 neben 654 D. nur ein Tscheche und 1908/09 neben 699 D. nur drei Schüler tschechoslawischer Junge. Tschechenrein erhielt sich auch die Genossenschaftsschule der Anstreicher. Hier erscheint der erste und einzige Tscheche 1908/09 neben 141 D. Dasselbe gilt von den Glasbleibern, den Gürtlern, Bronzearbeitern und Ziseleuren, Lithographen, Photographen, Optikern, Stuckaturen und Buchbindern, den Installateuren und Elektrotechnikern. An den kaufmännischen Fachschulen erscheinen D. und Tschechen in folgender Stärke vertreten: 1906/07 2960 und 559, 1907/08 3369 und 371, 1908/09 3504 und 400.

Das neue Gewerbeschulgesetz vom 30. November 1907 hat mit den selbständigen gewerblichen Vorbereitungsklassen ausgeräumt und diese den Fortbildungsschulen angegliedert, für die sie vorbereitet. Daher sind die Ziffern des letzten Jahresberichts nur für einzelne Fälle, wie es oben geschah, vergleichend zu verwenden. Auch treten von nun ab gewerbliche Privatschulen mit Öffentlichkeitsrecht auf, deren eine (im zehnten Gemeindebezirk) einen Teil der tschechischen Gewerbegehilfen an sich zieht. Das Schuljahr 1908/09 wies nun in den allgemeinen gewerblichen Fortbildungskursen auf 4216 D. und 852 Tschechen; in den fachlichen Fortbildungsschulen für Lehrlinge, und zwar für Bäcker 623 D. und 108 Tschechen, für das Bangewerbe 579 und 292, für Elektrotechniker 458 und 4, für Kleidermacher 657 und 1879, für das Metallgewerbe 4972 und 519, für Schuhmacher 748 und 1147, für Tischler 943 und 1330, für Weber 307 und 6. Die fachlichen Fortbildungsschulen der Mädchen zählten insgesamt 3182 D. und 311 Tschechen. Die genossenschaftlichen Fachschulen für Lehrlinge wurden besucht von 6560 D. und 497 Tschechen, die gleichartigen Schulen für Lehrlinge von 1142 D. und 74 Tschechen.

Gutenstein-Klosteral (N.-Österr.).

Leopold Alceft.

Steiermark. Vier Jahrhunderte deutschen Kulturlebens in Steiermark. Von Dr. Anton Schloßar. 8°, 270 S., mit Abb. Graz u. Leipzig 1908, Ulrich Moser. 3.50 M.

Das Buch enthält 15 Aufsätze mit fünf Bildtafeln. Der Inhalt erstreckt sich von 1517 bis ins 19. Jahrhundert. Er beginnt mit den Mäßigkeitsvereinen der Vorzeit, vor allem der St. Christophs-Gesellschaft von 1517, und Keplers ersten Kalendern. Die übrigen Aufsätze enthalten Beiträge zur Geschichte des Theaters, der Kurpfuserei, der Franzosenzeit, besonders aber zur Kenntnis bedeutender Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts.

Flauen i. D.

Prof. Dr. Johannes Hemmerich.

Tirol. Die ehemalige Ausdehnung des Deutsch-tums in den italienischsprachigen Bezirken Tirols. Von Dr. Wilhelm Rohmeder. (S.-A.: Tiroler Volksbundkalender 1908.) 8°, 50 S., 1 K.

Der Verfasser bemüht sich auch in dieser kleinen Schrift um den Nachweis, daß im Mittelalter die d. Sprache in Welschtirol verbreiteter gewesen sei als die italienische. Auf der beigegebenen Karte wird der Versuch gemacht, die Verteilung der drei Sprachen um das Jahr 1500 darzustellen. Nach den urkundlichen Forschungen Voltelinis (s. D. Erde VI, 1907, S. 65) ist der Geltungsbereich der italienischen Sprache größer gewesen. Sehr fraglich bleibt noch, wo für das Mittelalter die Grenze zwischen Italienisch und Rätoladinisch zu suchen ist. Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen geschichtlich und romanistisch geschulten Forscher, dieser Frage nachzugehen und für Vergangenheit und Gegenwart den Geltungsbereich der romanischen Mundarten festzustellen.

Planen i. V.

Prof. Dr. Johannes Gemmrich.

Italien. Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien während des 14. Jahrhunderts. Erstes Buch: Im päpstlichen Dienste, Darstellung. Zweites Buch: Soldlisten und Urkunden der im päpstlichen Dienste stehenden deutschen Reiter. Von Dr. Karl Heinrich Schäfer. (Quellen u. Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, herausg. v. d. Görres-Ges., XV, 1. u. 2. Hälfte.) 8°, XVI u. 198 S.; X u. 214 S. Paderborn 1911, Schöningh.

Eine Wappenkarte deutscher Ritter in Italien (106 Schilde des 14. Jahrhunderts in frühgotischer Heraldik gemalt). Von dems. 4°, 21 S. u. 9 Taf. Ebenda.

Nachdem die Romzugspolitik unserer mittelalterlichen Herrscher Italien mit dem D. Reiche in die engste Verbindung gebracht, ist ersteres der Tummelplatz des jungen d. Adels geworden. Den überschüssigen militärischen Kräften unserer Nation eröffnete sich jenseits der Alpen ein weites Feld für ihren Tatendurst, namentlich im späteren Mittelalter, als Italien durch den Kampf der Gibellinen und Guelfen zerrissen ward und zahlreiche Dynastien und städtische Gemeinwesen um ihre Selbständigkeit rangen. Da sind denn Tausende d. Ritter und Edelknechte über die Alpen gezogen und haben reichlich Gelegenheit gefunden, den alten Ruhm der d. Tapferkeit zu bewahren. Ihrer Nation freilich sind diese Elemente zumeist verloren gegangen und auch im Gedächtnis der Nachwelt haften nur einzelne von ihnen, denen Gelegenheit ward, Außergewöhnliches zu leisten. Ganz spurlos freilich ist ihr Dasein und Wirken nicht vorübergegangen; in den Archiven der Mächte, denen jene Ritter gedient, redet manches Aktenstück, wie Soldrechnungen u. dgl. m., von ihnen. Diesen Spuren unserer Landsleute ist nun K. H. Schäfer nachgegangen, und überreich ist seine Ausbeute gewesen, so reich, daß er in deren Mitteilung hat scheiden und teilen müssen, je nachdem die d. Ritter sich dem Dienste der römischen Kurie, den Gibellinen oder den Guelfen geweiht haben. Was bisher vorliegt, bildet den ersten Teil, „Die d. Ritter im Dienste des Papsttums während des 14. Jahrhunderts“, und zwar gibt Schäfer hiervon einen Band Darstellung und einen Band urkundliche Belege. Letz-

tere sind fast ausschließlich den im vatikanischen Archiv befindlichen Rechnungsbüchern (introitus et exitus) der päpstlichen Zentral- und Provinzialverwaltung entnommen; sie geben Kunde von mehr als 750 d. Reiterführern und 1400 d. Rittern und Edelknechten. Die Verhältnisse aber, unter denen diese im welschen Lande sich betätigt haben, bringt der erste Band zur Darstellung; er verbreitet sich u. a. über ihre Anwerbung, Ausrüstung und Befoldung, ihre Kampfweise, ihre Menge und das Zahlenverhältnis zu den Nichtd. neben ihnen, ebenso über die Dauer ihres Kriegsdienstes, die hauptsächlichsten Schlachten und Gefechte, an denen sie beteiligt waren, ihre Eigenart, wie sie uns besonders in Urteilen von Zeitgenossen entgegentritt. Ein eigener Abschnitt ist auch dem Eindringen d. Worte in den italienischen Sprachschatz als Folge dieser Verührung zwischen den beiden Nationen gewidmet. Dazu kommen dann vor allem eingehende Untersuchungen über die Herkunft der einzelnen D., wobei es, trotz der Schwierigkeiten, die die vielfach entstellten Namensformen darboten, dem Verfasser gelungen ist, den größeren Teil der Reiterführer und etwa die Hälfte der Edelknechte nach Herkunft und Familie festzulegen, womit hier eine hervorragende Quelle zur Sondergeschichte zahlreicher d. Adelshäuser erschlossen ist (s. vorstehend S. 166–76).

In der zweiten Veröffentlichung Schäfers handelt es sich um ein eigenartiges Erzeugnis der graphischen Kunst, das dem Dienste d. Ritter in Italien seine Entstehung verdankt. Eine Fehde im Hause der Gonzaga, der nach 1350 in Mantua zur Herrschaft gekommenen germanisch-gibellinischen Dynastenfamilie, kam im Jahre 1361 durch ein Treffen bei Podium Dei im Mantuaner Gebiet zum Austrag, so zwar, daß hier Feltrino Gonzaga von seinem mit den Visconti in Mailand verbündeten Neffen Ugolino besiegt wurde. Dabei gerieten etwa hundert d. Ritter, die den Kern der Streitmacht Feltrinos gebildet hatten, in die Gefangenschaft des Siegers, der sie nach Ritterbrauch gegen „Urfehde“, d. h. ihr feierliches Versprechen, nicht wieder gegen ihn zu streiten, der Freiheit zurückgab. Das Versprechen aber wurde urkundlich niedergelegt in einem noch jetzt im Mantuanischen Staatsarchiv vorliegenden Notariatsinstrument auf Pergament, auf das die Ritter zu größerer Befestigung noch ihre Wappen malen ließen. Von diesen Wappenschilden nun liefert Schäfer, der die Urkunde am bezeichneten Orte auffand, eine sorgfältige, farbenprächtige Reproduktion auf neun Tafeln, denen er wertvolle erläuternde Bemerkungen vorausschickt. Es sind im ganzen 106 Wappenschilde im gotischen Stile, von denen 101 d. Rittern angehören; über jedem Schilde steht der Name des Inhabers, seine Herkunft aus Ober- oder Niederdeutschland und sein militärischer Grad. Es sind danach 1 Hauptmann, 2 Marschälle und 53 »conestabiles«, Führer von 20 bis 25 rittermäßigen Reitern; den Rest bilden die »caporales«, Unterführer von acht bis zehn Reitern. Die d. Heraldik des 14. Jahrhunderts und die Genealogie der ritterlichen Geschlechter erfährt aus diesem so eigenartigen wie seltenen Dokument eine bedeutsame Bereicherung. Schäfer hat mehr als die Hälfte der Ritter aus heimatischen Denkmälern und Urkunden nachweisen und festlegen können; den Spezialforschern bietet sich die lockende Aufgabe dar, die übrigen zu bestimmen. Es sei noch bemerkt, daß Schäfer die Be-

nutzung und Verwertung seiner Publikationen über die d. Ritter in Italien durch sorgfältige Register wesentlich erleichtert hat.

Stettin.

Prof. Dr. Walter Friedensburg.

Ostseeprovinzen. Sitzungsberichte der Altertumsforschenden Gesellschaft zu Pernau. VI. Bd. 80, 206 S. Pernau 1911, L. W. Laakmann.

Die Altertumsforschende Gesellschaft zu Pernau besteht seit dem Jahre 1896 und hat sich besonders verdient gemacht einerseits durch die Ausnutzung des verhältnismäßig reichhaltigen alten Pernauschen Stadtarchivs und zweitens durch die Begründung eines ansehnlichen Museums, das viele außerordentlich wertvolle Altertümer, namentlich der prähistorischen Zeiten, birgt. Ihr Organ von ihrer Gründung an sind die „Sitzungsberichte“, deren Anhang, die „Mitteilungen“, bereits viele schätzenswerte umfangreichere Arbeiten gebracht hat, so z. B. die „Studien zur Geschichte der Stadt Pernau“ vom emeritierten Dorpater Geschichtsprofessor Dr. R. Hausmann, welche im Jahrgang 1909 der „D. Erde“ (S. 156) zur Anzeige gelangt sind. Der vorstehende „sechste Band“ der „Sitzungsberichte“ erstreckt sich auf die Jahre 1908 und 1909. Den geschäftlichen Mitteilungen ist zu entnehmen, daß der Gesellschaft, welche zurzeit 101 Angehörige hat (92 ordentliche, 5 korrespondierende und 4 Ehrenmitglieder), seitens der Stadtverwaltung in einem städtischen Gebäude ein neues geräumiges Lokal zugewiesen, und im Januar 1908 zum Nachfolger des unlängst verstorbenen ersten Präsidenten, dim. Gymnasialdirektors Th. Czernay, dessen großer Verdienste um den noch jungen Geschichtsverein mit höchster Anerkennung gedacht wird, der Tierarzt und Direktor des städtischen Schlachthauses Ed. Glück gewählt worden ist; letzterer hat sich ein besonderes Verdienst erworben durch die Bestimmungen der vor einigen Jahren aus dem Flußbett der Pernau gehobenen, ausnehmend reichen neolithischen Funde, die alle im Museum untergebracht sind und für die er im vorliegenden Bande abermals zwei „Tafeln“ veröffentlicht. Von den in den neun Sitzungen gehaltenen Vorträgen werden einige in den „Mitteilungen“ (von Seite 31 an) im Wortlaut wiedergegeben, zunächst die „Versuche einer Rekonstruktion des Planes der Stadt Pernau ums Jahr 1550“ von weiland Dr. P. Schneider, denen ein „Plan der Neuen Stadt Pernau“ beigelegt ist (Neu-Pernau hieß im Mittelalter die gegenwärtige Stadt, eine Gründung des D. Ordens im Süden des unteren Pernauluffes [Embefe], Alt-Pernau hingegen die benachbarte städtische Ansiedlung im Nordwesten des Stromes, welche dem Territorium des Bischofs von Hiel-Wiek angehörte). Dr. Schneiders dankenswerter Arbeit hat als hauptsächlichste Quelle das älteste „Erhebungsbuch“ aus der Zeit des Bürgermeisters Nicolaus Barenfeld (1541–61) vorgelegen (auf Taf. 24 ist versucht worden, das Bild des Planes zu vervollständigen und anschaulicher zu gestalten durch Farbbezeichnung). Eine andere kulturgeschichtlich sehr interessante Arbeit ist diejenige von G. Koch über „Das Bürgerbuch und die Bürgerschaft Pernaus im 17., 18. und 19. Jahrhundert“. In der Einleitung berücksichtigt sie auch die früheren Jahrhunderte, und mitgeteilt werden zum Schluß aus dem 1618 beginnenden „Bürgerbuch“ Namen, Stand und Herkunft aller Pernauer Bürger bis zur Aufhebung des Rates 1889.

Petersburg.

Friedrich v. Kuehler.

Nordafrika. Die vermeintliche germanische (wandalische) Abstammung einer überaus zahlreichen nordafrikanischen Bevölkerung, zumal in Marokko, am Rif und auf den Kanarischen Inseln. Von Dr. Franz Görres. (Histor. Jahrb. XXXII, S. 323–52, München 1911.)

Marokko ist durch die jüngsten Vorgänge in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt, und so wird die Erörterung der alten Streitfrage, ob von der verfloßenen wandalischen Herrschaft in Afrika her sich dort germanische Volksplitter erhalten haben, auch auf weitere Kreise eine gewisse Anziehung ausüben. Der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes gibt eine Übersicht über die zahlreiche Literatur und lehnt in überflüssig weitschweifigen Ausführungen, ohne den bisher geltend gemachten Gründen einen neuen hinzuzufügen, mit Recht die Annahme ab, daß die Blondenen unter den Völkern germanischer Abkunft seien. Nachzutragen wäre mein Aufsatz „Zur Frage nach der Volkszahl der Wandalen“ in Byzant. Zeitschr. XV, 1906, S. 620 f.

Dresden.

Prof. Dr. Ludwig Schmidt.

Pfalz u. Vereinigte Staaten. The ancestral home of the Pennsylvania-Germans. Von Prof. J. F. E. Raschen, Easton (Pa.). (The Pennsylvania-German IX, Sept. u. Okt. 1908, Nr. 9 u. 10.)

In einem vor der Historischen Gesellschaft der Grafschaft Northampton (Pa.) gehaltenen Vortrag „Das Heimatland der in Pennsilvanien eingewanderten D.“ behandelt Prof. Raschen die Pfalz, aus der die meisten Einwanderer kamen. Nach kurzer Besprechung der d. Einwanderungen von 1683 bis 1754 gibt er eine Übersicht über die Geschichte der Pfalz von Karl dem Großen bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, in der die Darstellung der Leiden und Verfolgungen, denen das schöne Land im 17. Jahrhundert ausgesetzt war, einen breiten Raum einnimmt. Dann schildert er eingehend die herrliche Landschaft am Rhein und den eigenartigen Charakter der aus Alemannen und Franken gemischten Bevölkerung, wie er sich in Sprache und Sitten, in Kleidung und Wohnweise kundgibt. Besonders betont er die hervorragende künstlerische Befähigung der Pfälzer, die auf dem Gebiet der Dichtung das Nibelungenlied und die Sage vom Doktor Faust und in der Baukunst die prächtigen Kirchen schuf, von denen der Kölner Dom und das Straßburger Münster zu den schönsten und größten Bauwerken der Welt gehören. Mit scharfen Worten wendet sich Prof. Raschen am Schluß gegen die in Amerika weitverbreitete Auffassung, daß die einwandernden Pfälzer ungebildete Leute waren, die in den Wildnissen der amerikanischen Wälder vortreffliche Orte zur Niederlassung fanden. „Wenn wir auf das Land ihrer Geburt zurückblicken und dann die Geschichte ihrer Kämpfe in der neu angenommenen Heimat überschauen, so werden wir ergriffen von der Geschichte ihrer Erfolge und von Ehrfurcht und Begeisterung erfüllt. Wahrscheinlich, wenn wir je ein Recht hatten, zu sagen, daß ihre Einwanderung für sie und uns ein Gewinn war, so ist jetzt die Zeit dazu.“

Bremen.

Prof. Dr. Rudolf Blume.

Vereinigte Staaten. Zur Beurteilung der Deutschen im politischen Leben der Vereinigten Staaten. Von Prof. Dr. Albert J. W. Kern.

(Schriften des Vereins f. das Deutschtum im Ausland, N. F., Heft 1. Berlin 1911, Wilh. Süsserott. 60 Pf.)

In den Vereinigten Staaten „liegt deutsches Wesen verschüttet“, es muß ans „Tageslicht gebracht“ werden wie „die griechische und römische Welt, die babylonische und ägyptische“. Das Massengrab des d. Volkstums ist so gut wie geschlossen; nun kommen die Leichenreden: die D. haben alles getan, was sie konnten. Sie waren und sind so zerstreut in dem weiten Gebiet der Vereinigten Staaten (in 29 Staaten nur 4 v. H. und in 10 Staaten 10–20 v. H.), daß sie an der Wahlurne überall in der Minderheit waren. Die kleine Anzahl derer, die politische Ämter erringen konnten, ist also vollkommen erklärlich und entschuldbar. Man dürfte eher weniger als mehr erwarten. „Die viel reichere Tätigkeit der D. auf allen anderen Gebieten“ wird in einem „Ergänzungsartikel“ beleuchtet werden. Die kleine Arbeit ist mit viel Fleiß und Geschick zusammengetragen, aber der Standpunkt „Politischen Einfluß können wir nur erringen, wenn wir uns auf den einzig richtigen Standpunkt, auf den des amerikanischen Bürgers unbeachtet seiner Herkunft, stellen“ unhaltbar. Also laßt uns zufrieden sein, wenn wir nur guten Kulturdünger abgeben, aber wirklich guten! Die Schrift hat aber ein greifbares Verdienst. Sie weist zahlenmäßig nach, daß ihr Standpunkt falsch ist. Die beigegebenen Zifferntafeln zeigen, daß die Angelsachsen und Iren ebenfalls nur die ungefähr gleichen Bruchteile der Gesamtbevölkerung bilden. Und doch haben die ersteren ihre Eigenart behalten und die Iren haben Amt und Einkommen. Beide haben eben ihre Volksbelange hochgehalten und es durchzuführen gewußt, daß amerikanisch angelsächsisch oder irisch ist, auch wo sie in der Minderzahl waren.

Newyork.

Dr. Friedrich Grosse.

Südamerika. Die deutschen Interessen in Argentinien, Chile, Bolivien und Peru. Von einem alten Praktiker. 8°, 99 S. Berlin 1911, Verlag von „Süd- u. Mittelamerika“.

Verfasser ist unbestreitbar ein vorzüglicher Kenner von Land und Leuten in den genannten vier Freistaaten, in denen er sich fast zwanzig Jahre aufgehalten und die verschiedensten Stellungen, meist als kaufmännischer Leiter industrieller Unternehmungen, bekleidet hat. Er kennt die bisherigen Leistungen d. Intelligenz, d. Fleißes und d. Kapitals im spanischen Amerika, geht aber nur flüchtig auf diese ein.

Der Wert der Broschüre liegt darin, daß Verfasser sachkundigen Rat erteilt, wie das spekulierende d. Kapital viel stärker als bisher in nutzbringender Weise an der Ausbeutung der natürlichen Reichtümer jener Länder teilnehmen kann. Verfasser begnügt sich aber hier nicht mit allgemeinen Angaben, sondern macht positive Vorschläge. Diese sind im allgemeinen entschieden als gut und richtig zu bezeichnen. Es handelt sich um künstliche Bewässerung der Küstengebiete im südlichen Peru und nördlichen Chile behufs Kultur des einheimischen Baumwollstrauchs, um Erwerbung von Bergwerken und Urland in Bolivien, um Bewässerungsanlagen im zentralen Chile behufs Kultur der Luzerne, Ausbeutung der Urwälder des südlichen Chile behufs Lieferung von Nutz- und Brennholz nach Argentinien, Uruguay und einem Teile der Küste von Chile und Peru; Errichtung einer

chemischen Fabrik in Chile und Schafzucht in Patagonien. Die Broschüre verdient die größte Beachtung seitens unserer Kapitalisten und Unternehmer.

Berlin-Tegel.

Dr. Hellmut Polakowsky.

Deutsches Reich. Die schöne deutsche Stadt. Mitteld Deutschland. Von Gustav Wolf. 8°, 177 S., 160 Abb. München, R. Piper u. Ko. 1.80 M.

Als erstes von drei Bändchen, die die Schönheit d. Städte in ihrem Aufbau aus Gelände, Straße, Platz und Bauwerk in Wort und Bild zeigen sollen, ist das Mitteld Deutschland betreffende erschienen. Unter diesem Begriff ist alles Land zwischen Main und niedersächsischer Tiefebene verstanden, von Trier bis Myslowitz. Die von Nord und Süd vielfach beeinflusste Mannigfaltigkeit des baulichen Ausdrucks tritt uns klar und voll Schönheit entgegen.

Die „D. Erde“ ziehen besonders diejenigen Bilder an, die als Ausgangspunkte mittelalterlicher d. Ostsiedlung von Bedeutung sind, und die Neusiedlungen im Kerne des d. Sprachgebiets oder an seinem Ostrand. Auf Tafel 22 sind die ersteren vertreten durch die Westfalenstadt Soest in Grundriß und Wallansicht, die mitteldeutsche Neuanlage mit französischen Siedlern durch das 1699 vom Landgrafen Karl von Hessen erbaute Karlsruhen an der Weiser auf Tafel 23, die neuere ostf. Gründung durch den nachstehenden Plan des 1747 von Herzog Karl Erdmann von Württemberg erbaute Karlsruhe in Schlesien. Das Werk verdient die Aufmerksamkeit aller Freunde der Heimatpflege und der vaterländischen Bauart in vollstem Maße.

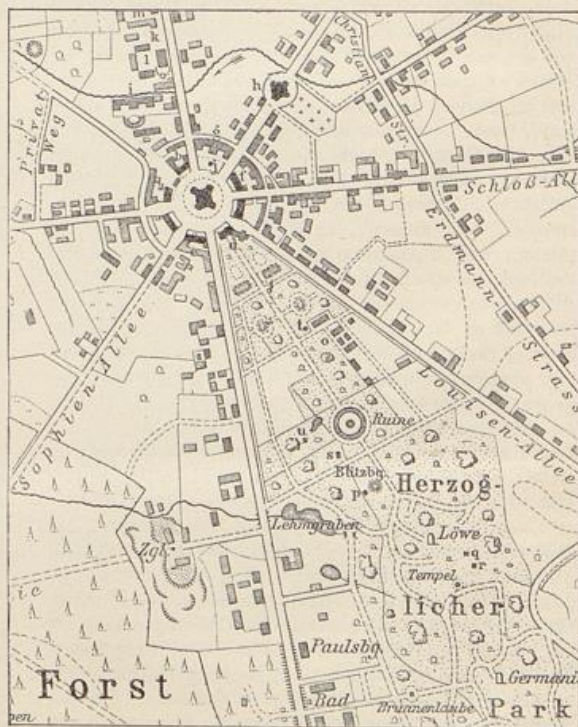


Abb. 11. Plan von Karlsruhe (Schlesien).

Neuerscheinungen auf deutschkundlichem Gebiet.

(* = Abbildungen, † = Karte.)

Allgemeines.

- Dacnell, E.:** Zu den deutschen Handelsunternehmungen in Amerika im 16. Jahrhundert. (Hisor. Vierteljahrschr. XIII, 1910, Heft 1.)
- Dacubler:** Die Ansiedlung von Deutschen in tropischen Hochländern. (Woche XIII, Nr. 22.)
- Fajsmajer, K.:** Zur Geschichte der ersten orientalischen Kompagnie. (Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung XXX, 1909, Heft 1.)
- Hörsch, O.:** Staatenbildung und Verfassungsentwicklung in der Geschichte des germanisch-slawischen Ostens. (Ebenda XXXI, 1910, Heft 1.)
- Kern, F.:** Frankreich und die griechen (Analecten zur Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts). (Ebenda.)
- Kieselbach, G. A.:** Die Konzentration des hanfischen Seeverkehrs auf Flandern nach den ältesten Schiffrechten der Lübecker, Hamburger und Bremer und nach dem Seebuch. (Vierteljahrschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. IX, Heft 3. Stuttgart, Kohlhammer.)
- Schmidt, E.:** Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völlerwanderung. I. Abt., 7/8. Buch. Berlin, Weidmann. 4,20 M.
- Weise, O.:** Die deutsche Ortsnamenfrage im letzten Jahrzehnt. (Germanisch-Romanische Monatschr. 1910.)
- Wellmann:** Die Bedeutung und Erhaltung der Muttersprache in den deutsch-evangelischen Gemeinden des Auslandes. (Deutsch-Evangelisch im Ausland X, Heft 10/11.)
- Witte, H.:** Die Methode der historischen Nationalitätenforschung. (Hort.-Bl. d. Ges.-Vereins d. deutschen Gesch.- u. Altertumsvereine LIX, 1911, Nr. 2.)

Norddeutschland.

- Heise, H.:** Die Kolonisationsstätigkeit des Prinzen Moritz von Anhalt-Deßau in Pommern 1747–54. 89, 38 S. Diss. Halle.
- Holsten, R.:** Woher stammt die Weizackertracht? (Progr. Bismarck-Gymn. Pyritz 1911.) 49, 19 S.†.
- Kühnel, P.:** Noch ein Wort zur Frage: Finden sich Spuren der Slawen im mittleren und westlichen Hannover? (Zeitschr. d. Hisor. Vereins f. Niedersachsen 1911, Heft 1.)
- Nordfriesland.** Mitteilungen des Nordfriesischen Vereins für Heimat- und Heimatliebe 1909/10, Heft 6. 89, XII u. 175 S.*. Buxum, C. B. Delfs. 4 M.
- Reißerfeld, H.:** Der Kirchenbau in Mecklenburg zur Zeit der deutschen Kolonisation. 89, 185 S.*†. Diss. Straßburg 1910.
- Schütte, G.:** Altsächs. Sprogvollst. (Glensborg Avis 1910, 15., 16., 17., 18., 20. Dez.)

Preussische Ostmarken.

- Braschi, F.:** Industrieflecken, das Land einer Zukunft. Deutsche Kulturworte eines Polen. 89, 112 S. Glogau, Hellmann. 1,50 M.
- Döring, A.:** Über die Herkunft der Masuren. Mit besonderer Berücksichtigung der Kreise Osterode und Neidenburg. Ein Beitrag zur Besiedlungsgeschichte des Ostpreussens. 89, 163 S.†. Diss. Königsberg i. Pr., f. Beyer. 2 M.
- Koch, F.:** Entstehung und Geschichte der Holländereien Stötenau, Langenau und Otterau bei Bromberg. (Aus dem Posener Lande 1910, Sept.)
- Paeck:** Die Kolonisationsstätigkeit der ehemaligen Benediktinerabtei Lubin im 13. und 14. Jahrhundert. (Ebenda.)
- Warichauer:** Die deutsche Geschichtsschreibung in der Provinz Posen. (SA.: Zeitschr. d. Hisor. Ges. f. d. Prov. Posen XXV, 1910) 89, 129 S.
- Wiegand:** Die mundartlichen Verhältnisse der Provinz Posen. (Hort.-Bl. d. Ges.-Vereins d. deutschen Gesch.- u. Altertumsvereine LIX, 1911, Nr. 6/7 †.)

Süddeutschland.

- Veck, Chr.:** Über nichtdeutsche Elemente in bayerischen Ortsnamen. (Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1911, Heft 2.)
- Hofmann, K.:** Zwangsansiedlungen in Baden aus der Zeit der Merowinger und Karolinger. Ein Beitrag zur Besiedlungsgeschichte Badens. (Progr. Nr. 84 d. Humboldt-Realgymn. in Karlsruhe.) 89, 22 S.
- Kleeberger, C.:** Sendelborn oder der Münchhof bei Hochspeyer. Zugleich ein Beitrag zur pfälzischen Mennonitenbesiedlung. (S.-A.: Pfälz. Museum.) Gr. 89, 26 S.*†.
- Pohl:** Geschichtliche Beiträge aus den Pfälzischen Mennonitengemeinden. (Auch im Christl. Gem.-Kalender, herausg. von der Konferenz der süddeutschen Mennoniten, 1905, S. 133.)
- Schuster, W.:** französische Namen im Heddesheimer ältesten Kirchenbuch. (Alemannia, 3. Folge, Bd. II, Heft 1/2.)
- Wirth, H.:** Gallische Ortsnamen im Breisgau. (Ebenda Bd. III, Heft 1/2.)

Österreich.

- Bretholz, B.:** Geschichte der Stadt Brunn. Herausg. v. Deutschen Verein f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens. Bd. I: Bis 1411. XV u. 445 S.*. Brunn 1911. 8 M.
- H., H.:** Aus dem Schönbühlgau. (Der getreue Eckart IX, 1911, Febr. u. Märzheft *.)
- Häffinger, H.:** Der Kampf um die Isglauer Sprachinsel. (Ebenda.)
- Heyd, E.:** Burg Perlen und die Deutschen in Mochino. (Velhagen u. Klafings Monatshefte XXV, Heft 12.)
- Kaindl, R. F.:** Deutsche Auswanderung nach Galizien um 1800. (Deutsche Gesch.-Bl. XII, Heft 6/7.)
- : Die Deutschen in der Bukowina. (Deutsche Arbeit X, Heft 6, 7.)
- Edgman, R. v.:** Der Zusammenschluß der deutschen Bezirke und Städte Böhmens. (Ebenda, Heft 8.)
- Schlauer, G.:** Die deutsche Sprachinsel Bielitz-Biala. (Der getreue Eckart IX, 1911, Juli *.)
- Schubert, A.:** Der Mangel f. f. Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in den deutschösterreichischen Alpenländern. 89, 30 S. Wien 1910, SD.
- Schugvereinsheft.** (Deutsche Arbeit X, Heft 8.)
- Stark, J.:** Eine kurze Übersicht über das Deutschtum in der Bukowina. (Der getreue Eckart 1911, Jan. †.)
- Tschinkel, W.:** Volkstümliche Erzählungen aus Gottschee. (Zeitschr. f. österr. Volkskde XVII, 1911, Heft 1/3.)
- Wieler, P.:** Das Deutschtum in Oberösterreich und das Kloster Marienberg. (Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tirols u. Vorarlbergs IV, Heft 1.)
- Winkler, W.:** Aus den Ergebnissen der Museen- und Volksbibliotheken-Statistik in Böhmen. Ein nationaler Mahnruf. (Deutsche Arbeit X, Heft 5.)

Ungarn.

- Alischer, O.:** Deutsche Dichtkunst in Ungarn. (Jung Ungarn 1911, Juni u. Juli.)
- Heini, W.:** Deutsche Regungen in der Zips. (Der getreue Eckart IX, 1911, Juni.)
- Kövi, E.:** Hochzeitsgebräuche in der Zips. (Karpathen IV, Nr. 20.)
- Kräuter, F.:** Die deutschen Mundarten Ungarns. (Jung Ungarn 1911, Juni, Juli, Sept.)
- : Deutsche Mundarten und Mundartforschung in U. (Ebda, Nov.)
- Kriszlinovich, E. v.:** Deutsche Landwirte in Ungarn. (Ebda, April.)
- Eup, A.:** Über die Entstehung einiger deutsch-evangelischen Ansiedlungen in den Gebieten der ehemaligen f. f. Militärgrenze. (Progr. Staats-Oberrealschule Landskron i. Böhmen.) 89, 19 S.
- Pichler, A.:** Die Anfänge der Stadt Preßburg (bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts). (Preßburger Jg. 1907–10.)
- Reimeich, F.:** Die Schlacht bei Mohacs im deutschen Ede. (Karpathen IV, Nr. 19.)
- Reisig, E.:** Die Johanniter in Ödenburg (Sopron) 1217–1636. (S.-A.: Századok.) Ofenpest, Athenäum.
- Triebning, E.:** Deutsche Volkslieder aus der Schwäbischen Türkei. (Das deutsche Volkslied XII, 1910, Heft 8.)
- Weber, R.:** Hopfgarten. Beitrag zur Zipser Volkskunde. 89, 26 S. Kásmark 1911, P. Sauter.

Siebenbürgen.

- Fischer, E.:** Kulturhistorische Erzählungen aus dem siebenbürgischen Sachsenland. 89, 147 S. Hermannstadt, W. Kraft.
- Homner, A.:** Unsere sächsischen Gemeinden. VI. Heidenorf. (Karpathen IV, Heft 16.)
- Keinzel, G.:** Der Bistriker evangelische Kirchenbezirk A. B. Ehrengabe des Bistriker-Schögener evangel. Kapitels für Bischof Teusch. 89, 52 S. Bistritz 1911.
- Kimacowicz, M. v.:** Alt-Hermannstadt. (Archiv d. Ver. f. siebenb. Landeskunde, N. f., XXXVII, Heft 2.)
- Phleps, H.:** Ketz (Scherzenfesterlocher). (Karpathen IV, Nr. 18.)
- Teusch, F.:** Rede zur Eröffnung der 59. Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. (Archiv d. Vereins f. siebenb. Landeskunde, N. f., XXXVII, Heft 2.)
- Werner, V.:** Mediasch im 17. Jahrhundert. 89, 14 S. Mediasch 1911 (Wochenblatt).

Nördliches Europa.

- Günther, V.:** Die zwei ersten Jahre der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Christiantia. (Deutsch-Evang. im Ausland X, H. 10/11.)
- Heyd, E.:** Die Deutsche Brücke in Bergen. (Velhagen u. Klafings Monatshefte XXV, Nr. 11.)
- Simion, P.:** Die Danziger Vögte auf Schonen im 16. und 17. Jahrhundert. (Hans. Gesch.-Bl. 1911, 1. Heft.)

Frankreich.

- Conrad, A.: Die deutsche evangelische Kirche zu Bordeaux. (Deutsch-Evangelisch im Ausland X, Heft 4.)
- Guilbeaux, H.: Die deutsche Literatur in Frankreich. (Das literarische Echo XIII, Heft 20.)
- Koerber, A.: Die deutschen evangelischen Gemeinden in Frankreich. (Deutsch-Evangelisch im Ausland X, Heft 9, 10/11, 12.)
- Zimmermann, K. E.: Die Beurteilung der Deutschen in der französischen Literatur des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der Volksepen. 8°, XII u. 90 S. Diss. Münster 1910.

Italien.

- Durrer, R.: Die „Häselstaube“ bei Mailand. (Anz. f. Schweizer. Gesch. XL, Nr. 1 u. 2. Bern, Wyß.)
- Eßfler, M.: Die ersten deutschen Drucker in Italien (Konrad Sweinheim und Arnold Pannartz). (Hisor. polit. Bl. CXLIII.)
- Mummenhoff, W.: Der Nachrichtendienst zwischen Deutschland und Italien im 16. Jahrhundert. 8°, 91 S. Diss. Berlin 1911.
- Schäfer, K. H.: Deutsche Ritter und Edelfreie in Italien während des 14. Jahrhunderts. Zweites Buch: Soldaten und sonstige Urkunden. (Quellen u. Forschungen aus dem Gebiet der Gesch. V.) 8°, X u. 214 S. Paderborn, J. Schöningh. 9 M.
- Simonsfeld, H.: Urkunden Friedrich Rothbarts in Italien. 4. Folge. (Sig.-Ber. d. Kgl. Bayer. Akad. d. Wiss., philol.-philos.-hisor. Kl., München.)
- Zacher, A.: Die deutsche Schule in Rom. (Der Säemann 1911, Heft 4.)

Japan.

- Brepohl, J.: Das deutsche Element im japanischen Erziehungsweisen. 8°, 15 S. Leipzig, Deutsche Zukunft. 20 Pf.
- China, Die Verbreitung des Christentums in -. (Ostasiat. Lloyd, 11. Aug. 1911.)
- , Deutsche Kulturbestrebungen in -. (Ebenda, 10. u. 24. Febr., 7. u. 21. April 1911.)
- Franko, O.: Die deutsch-japanische Hochschule in Tsingtau, ihre Vorgeschichte, ihre Einrichtung und ihre Aufgaben. (Marine-Rundschau, Berlin 1909, Dez.)
- Moderow, H.: Deutsches evangelisches Leben am Karmel. (Gut Deutsch und Evangelisch Allewege, Heft 10.) 16 S.*. Potsdam, Stiftungsverlag. 10 Pf.
- Palästina, Siedlungen in -. — Abwanderung deutscher Kolonisten aus -. nach Ostafrika. (Der deutsche Auswanderer 1911, Nr. 3.)
- Schweinitz, H. H. Graf v.: Helenendorf. Eine deutsche Kolonie im Kaukasus. 8°, IX u. 112 S.*. Berlin, Vogt Buchhdlg. 4.50 M.

Amerika.

- Amerika. Verzeichnis der Pfarrer, Lehrer und Lehrerinnen, welche von der Barmer Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika in den Jahren 1863 bis Januar 1911 entsandt worden sind. (Der deutsche Ansiedler 1911, März.)
- Dedeßind, M.: Jahresbericht der Barmer Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika 1910. (Ebenda, Juli.)
- Steffahn, H.: Die Schiffahrt nach der Westküste Südamerikas. (Süd- u. Mittelamerika 1911, Heft 15.)

Vereinigte Staaten.

- Epping, Ch.: Journal of Du Roi the elder, lieutenant and adjutant, in the service of the duke of Brunswick 1776/77. Translated from the original German manuscript in the Library of Congress, Washington. (Germ. Americ. Annals, Jan.—April 1911 ff.)
- Gross, W.: Die Siebenbürger Sachsen in den Vereinigten Staaten. (Der getreue Eckart IX, 1911, März.)
- H., H.: Deutschsprechende Katholiken in Texas. (St. Raphaels-Blatt XXVI, Nr. 2.)
- Jahrbuch, Statistisches, der deutschen evangelisch-lutherischen Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten für das Jahr 1910. 8°, 208 S. Zwickau i. S., Schriftenverein d. sep. ev.-luth. Gem. 1.80 M.
- Junge Erde, Deutschamerikanische Zeitschrift für Kultur. Herausg. von Otto Sattler. 1. Jg. 1911. New York, E. Bidion u. Co. Heft 20 Pf.
- Kaufmann, W.: Die Deutschen im Amerikanischen Bürgerkrieg (Secessionskrieg 1861—65). 8°, 588 S., 36 f. Geb. 8 M.
- Kayser, A.: Franz Daniel Pastorius. Ein Pionier der Humanität in der Neuen Welt. (Monatshefte d. Comenius-Ges. XIX, Heft 9. Jena, Diederichs.)
- Kern, A.: Zur Beurteilung der Deutschen im politischen Leben der Vereinigten Staaten. 8°, 34 S.*. Berlin, W. Süsserott. 60 Pf.
- Lehr, O.: Die Pfläzer am Hudson (Auswanderung von 1709). (Pfläzlerwald 1911, S. 37 ff.)
- Pennypacker, S.: Pennsylvania in American History. 8°, 500 S. Philadelphia. 4 Doll.
- Walter, H.: Die Ursprünge der deutschen Siedlungen am Mississippi. (Deutschtum im Ausland 1910, Dez., Heft 6.)

Mexiko, Mittelamerika, Westindien.

- Guatemala. Das Deutschtum und die deutsche Schule in -. (Süd- u. Mittelamerika 1911, Heft 15.)
- Mexiko. Deutsche Pioniere im südlichen -. (Export 1910, Nr. 6.)
- V.: Die Deutschen in Honduras. (Süd- u. Mittelamerika 1911, S. 15.)
- Wiatraf, A.: Deutsche Interessen in Guatemala. (Woche XIII, Nr. 30.)

Brasilien.

- Albinger, P.: Das Itajahy-Tal. Deutsche Siedlung im brasilianischen Urwald: Blumenau und Jaraguá. 8°, 25 S. Hamburg 1911, H. W. Pfeiffer. 40 Pf.
- , Die deutschen evangelischen Kolonien Brasiliens. (Christl. Welt XXV, Nr. 19.)
- Bartelmann, Fr.: Aus der deutschen evangelisch-lutherischen Diaspora-Arbeit in Brasilien. (Der alte Glaube XII, Nr. 7. Hamburg, Schloßmann.)
- Boecker, A.: Die evangelische Gemeinde Curitiba im Staate Paraná, ihre Gründung und erste Entwicklung. (Der deutsche Ansiedler, Juni 1911.)
- Dorn, K.: Urwaldbrausen. Aus dem Leben eines deutschen Missionars in Brasilien. 8°, 220 S. Barmen 1910, E. Müller. 3.50 M.
- Junke, A.: Deutsche Leute auf brasilianischer Scholle. (Grenzboten LXX, Nr. 32.)
- Jahn, Ch.: Italiener und Deutsche im Staate São Paulo. (Süd- u. Mittelamerika 1911, Heft 15.)
- Uma, O.: Die Deutschen in Brasilien. (Deutsche Revue, Dez. 1910. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)
- Runte: Die deutsch-evangelischen Gemeinden in Santa Katharina in Südbrasilien. (Deutsch-Evangelisch im Ausland X, 1910, Heft 3 u. 4.)
- Schurich, S.: Eine Ausreise in Brasilien (Mucury). (Gut Deutsch und Evangelisch Allewege, Heft 5.) 8°, 15 S.*. Potsdam, Stiftungsverlag. 10 Pf.
- Urban, M.: Santa Isabel, die erste deutsche evangelische Gemeinde im Staate Espírito Santo. (Ebenda, Heft 1.) 8°, 16 S.*. Ebenda. 10 Pf.
- Wellmann: Eine Pioniergemeinde im Urwald Brasiliens. (Festschriften f. Gustav-Adolf-Vereine, Heft 69.) 8°, 22 S. Leipzig, A. Strauch. 10 Pf.

Argentinien, Uruguay.

- Heyne, B.: Aus der deutschen evangelischen La Plata-Synode. (Festschriften f. Gustav-Adolf-Vereine, Heft 68.) 8°, 29 S. Leipzig, A. Strauch. 10 Pf.
- , Ein Sonntag in der Gemeinde Alvear. (Gut Deutsch u. Evangelisch Allewege, Heft 8.) 8°, 16 S.*. Potsdam, Stiftungsverlag. 10 Pf.
- , Wie es in Argentinien zur Gründung der Deutschsprachigen Gemeinden kam. (Ebenda, Heft 4.) 8°, 16 S.*. Ebenda. 10 Pf.
- Koch, E.: Esperanza. Geschichte einer südamerikanischen Gemeinde. (Ebenda, Heft 2.) 8°, 15 S.*. Ebenda. 10 Pf.
- Nelle: Zu den deutschen Schulschwierigkeiten in Entre Rios. (Deutsch-Evangelisch im Ausland X, Heft 12.)
- , Eine kleine Gemeinde in einer großen Stadt (Montevideo). (Festschriften f. Gustav-Adolf-Vereine, Heft 67.) 8°, 22 S.*. Leipzig, A. Strauch. 10 Pf.

Chile.

- Benignus, S.: Die Fremden in Chile (Deutsche und Holländer). (Süd- u. Mittelamerika 1911, Heft 15.)
- Ende, P.: Deutsch-Evangelisch in Chile. (Festschriften f. Gustav-Adolf-Vereine, Heft 70.) 8°, 21 S. Leipzig, A. Strauch. 10 Pf.
- Einke, Ch.: Geschichte der deutschen evangelischen Gemeinden in Chile. (Deutsch-Evangelisch im Ausland X, Heft 7, 8 u. 9.)
- Chile. Deutsche Arbeit in -. Festschrift d. Deutschen Wissenschaftl. Vereins zu Santiago zur Zentenarfeier der Republik Chile. (Verhandl. d. Vereins V, Heft 5—6.) Bd. I. 8°, X u. 352 S. Santiago 1910.
- Ende, P. M. G.: Die märkischen Kolonien in der Frontera. (Ebenda S. 60—67.)
- Hanßen, Fr.: Der Unterricht in der lateinischen und spanischen Sprache in Chile. (Ebenda S. 151—55.)
- Hoerll, A.: Die deutsche Kolonisation in Chile. (Ebenda S. 1—59.)
- Lenz, R.: Der Unterricht in den neueren Sprachen in Chile. (Ebenda S. 156—66.)
- Mann, W.: Der deutsche Einfluss im chilenischen Erziehungsweisen im allgemeinen. (Ebenda S. 100—150.)
- Meyer, A.: Geschichte der Kolonie Contulmo. (Ebenda S. 68—99.)
- Riesenpart, J. W.: Deutsche Astronomen in Chile. (Ebenda S. 171—87.)
- Steffen, H.: Der Anteil der Deutschen an der geographischen und geologischen Erforschung der Republik Chile während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens. (Ebenda S. 188—245.)
- Stringe, H.: Deutscher Anteil am mathematischen Unterricht in Chile. (Ebenda 167—70.)

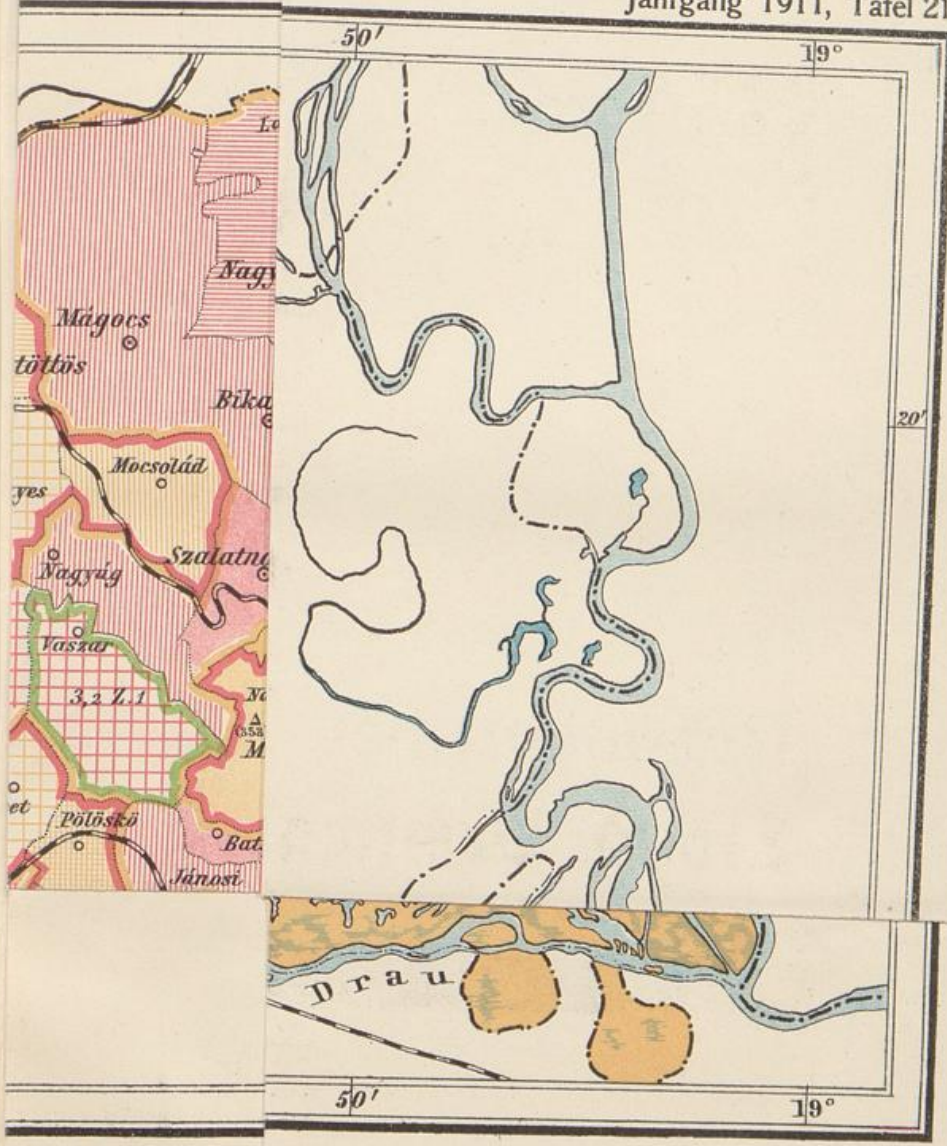
Deutsche

hlung vom 31. De

n schaft

Richard v. Pfa

Jahrgang 1911, Tafel 21.



TUS PER

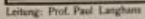
Auf Grundlage der Volkszählung vom 31. Dezember 1900
Blatt II: Gespanschaft Baranya
 Entworfen von Dr. Richard v. Pfaundler

Auf Grundlage der Volkszählung vom 31. Dezember 1900

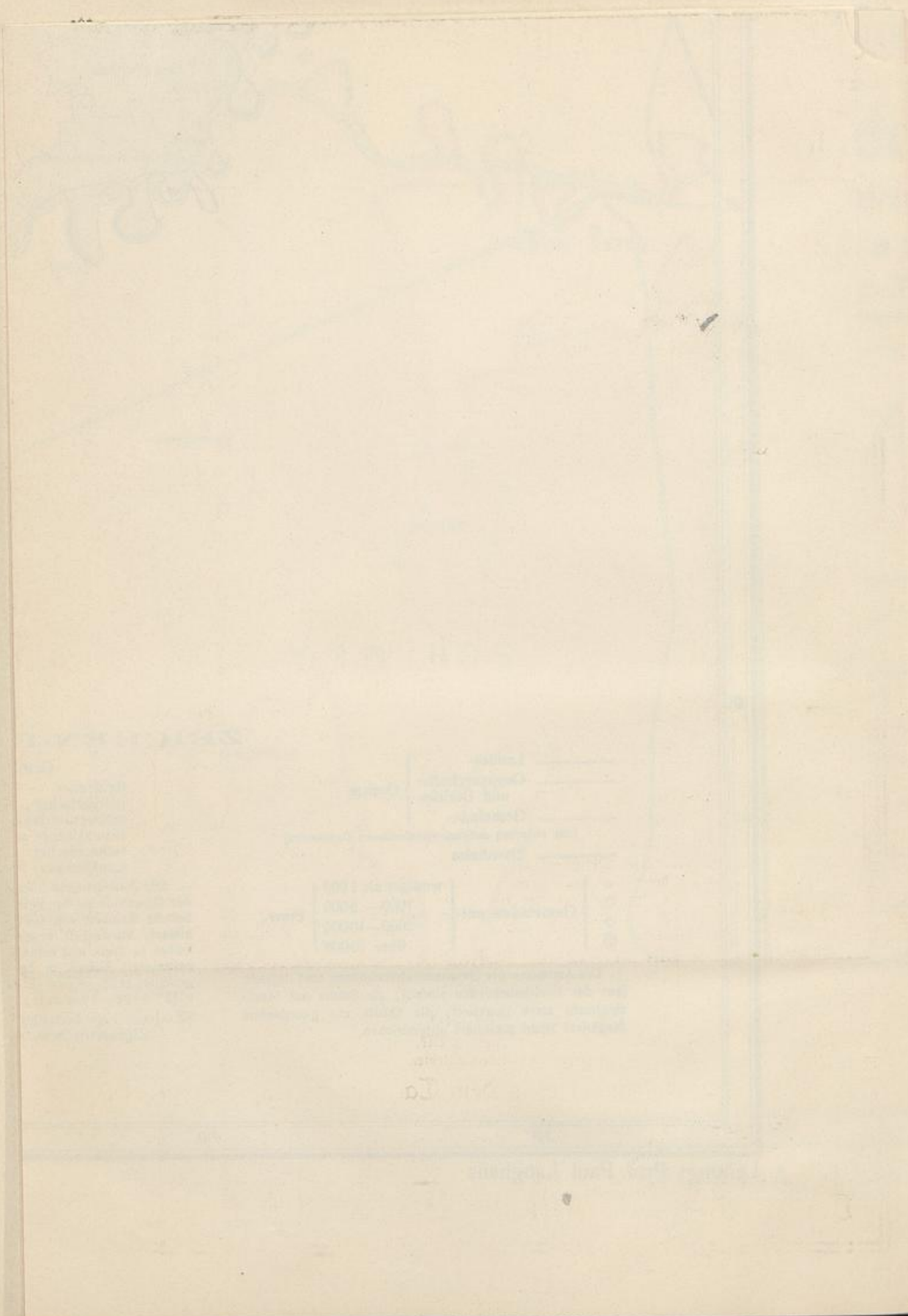
Blatt II: Gespanschaft Baranya

Entworfen von Dr. Richard v. Pfaundler

Jahrgang 1954, Tafel 21.



GOTHA: JUSTUS PERTHES



Christoph Hoffmann II †.

Am 10. Januar 1911 ist Christoph Hoffmann II, der Vorsteher der Deutschen Tempelgesellschaft, in Jerusalem gestorben. Mit ihm ist ein Mann aus dem Leben geschieden, dessen Name in der Geschichte des Deutschthums im Orient stets einen hervorragenden Platz einnehmen wird.

Christoph Hoffmann wurde am 9. Dezember 1847 auf dem Salon zu Ludwigsburg als der Sohn des bekannten gleichnamigen Gründers der Deutschen Tempelgesellschaft und der Tempelkolonien in Palästina geboren. Die ersten



Abb. 12. Christoph Hoffmann II.

Lebensjahre brachte das Kind in Frankfurt, auf der Krischona bei Basel, in Ludwigsburg und dann auf dem Kirschenhardthof bei Winnenden zu. Hier in Winnenden hatte der Vater ein kleines Bauerngut gekauft, von dessen Ertrag die Familie lebte. Der kleine Christoph wuchs gänzlich in dem Geiste jenes Kreises auf, der die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem als sein Ziel erkannte und dessen hauptsächlichster Führer der Vater Hoffmanns war; seine gediegene humanistische Erziehung erhielt er in der von Christoph Paulus geleiteten Erziehungsanstalt. Zehn Jahre fröhlicher Jugendzeit vergingen so in friedlichem Landleben. Dann kam Christoph als Siebzehnjähriger in die Lehre zu einem Stuttgarter Schreinermeister. Dieser etwas befremdliche Vorgang erklärt sich aus der pekuniären Lage der Familie und der geringen Meinung, die Christoph Hoffmann sen. damals von den gelehrten Berufen hatte. Aus Stuttgart zurückgekehrt, wanderte der Jüngling mit anderen

Tempelmitgliedern nach Südrussland aus, wo er bei Pastor Baumann in Nemirov bei Kischenev als Hauslehrer tätig war. Im Jahre 1868 traf Hoffmann in Konstantinopel mit seiner nach Palästina reisenden Familie zusammen und begleitete sie ins Heilige Land. Hier in Palästina sollte nun endlich das große Werk begonnen werden, dessen Erfüllung die Mitglieder der Tempelgesellschaft seit einer Reihe von Jahren mit heißem Herzen ersehnten. In Haifa und Jaffa und bei der Anlage der Kolonie Sarona leistete der mehr als dreißigjährige Christoph für die Kolonisation infolge seines in praktischen Dingen geschulten Geistes nützliche Dienste. Im Jahre 1872 begab er sich aber wieder nach Deutschland, um sich hier gründlich für den Lehrerberuf auszubilden. Das äußere Resultat des Aufenthaltes war das Bestehen des Kollaboraturexamens. 1875 kehrte Hoffmann nach Jaffa zurück, um an der dortigen Erziehungsanstalt des Tempels, namentlich in mathematischen Fächern, für die er ein ganz besonderes Geschick zeigte, als Lehrer tätig zu sein. Von da ab zog ihn der Vater mehr und mehr zu den Geschäften der Leitung der Tempelgesellschaft heran. Der Anteil auch an der geistigen Leitung wurde mit der Zeit so groß, daß der jüngere Christoph Hoffmann nach seinem eigenen Zeugnis auf die Abfassung der Sendschreiben des Führers der Tempelgesellschaft über die Sakramente, Taufe und Abendmahl, die zwischen Kirche und Tempelgesellschaft einen nicht wieder zu schließenden Riß öffneten, bestimmenden Einfluß hatte. Anfangs der achtziger Jahre zog sich Christoph

Hoffmann I von der Leitung zurück. Sein Nachfolger war Christoph Paulus. Und als Paulus gleichfalls aus Altersrücksichten sein Amt niederlegte, wurde im Jahre 1891 der jetzt 43-jährige Christoph Hoffmann II zum Vorsteher der Tempelgesellschaft und damit der Kolonien in Palästina gewählt.

Die finanzielle Lage der Gesellschaft war zu der Zeit, als Hoffmann die Leitung übernahm, eine recht misliche. Die Kolonisationskasse, vermittle der die Kolonien gegründet und unterstützt worden waren, stand vor der Liquidation. Und damit schien, nach zwei Jahrzehnten des Kampfs und Ringens, die deutsche Kolonisationsbewegung im Heiligen Lande langsam ihrer Auflösung entgegenzugehen. Schon unter Paulus und unter Christoph Hoffmann I waren Anläufe gemacht worden, die Organisation der Gesellschaft finanziell dadurch zu sichern, daß von allen Mitgliedern an Stelle der freiwilligen unregelmäßigen Beiträge eine regelmäßige Tempelsteuer erhoben wurde. Aber erst dem neuen Führer gelang die Überwindung der Schwierigkeiten, und es muß als das größte Verdienst Hoffmanns bezeichnet werden, daß er sich von dem Ziele der finanziellen Sicherstellung des Tempels auch durch eine gefährliche Spaltung in den Reihen der Mitglieder nicht abbringen ließ.

Hoffmanns entschlossene Haltung trug bald reichlich Früchte. Die Gelder, die die Kolonisationskasse ihren Gläubigern geschuldet hatte, konnten allmählich auf Heller und Pfennig zurückbezahlt werden, und man durfte ernstlich daran denken, das Kolonisationswerk, das bis dahin die Ansiedlungen in Haifa (gegr. 1869), Jaffa (1869), Sarona (1871) und Rephaim (1873) umfaßte, weiter fortzuführen. Auch hierin ging Hoffmann, von einer Anzahl trefflicher, treuer Mitarbeiter unterstützt, konsequent vor. Als es zunächst unmöglich schien, in der Nähe der bestehenden größeren Orte Land für eine neue Kolonie zu bekommen, wurde der Ausbau der bestehenden Kolonien beschlossen. Schon 1889 waren bei Sarona 28 ha Ackerland angekauft worden, die, später mit Reben bepflanzt, nicht wenig dazu beitrugen, die Zukunft Saronas sicherzustellen. Im gleichen Jahre erhielt die Kolonie Haifa einen Zuwachs von 180 ha Karmelland. Zur weiteren räumlichen Ausdehnung fehlte es teils an Geld, teils an vorteilhaften Landangeboten.

Die Reise des Kaiserpaares im Jahre 1898 nach Jerusalem brachte in die Kolonisationstätigkeit neues Leben, Hoffmann vertrat bei diesem Anlaß die Tempelgemeinden mit bestem Erfolg, und bei den zahlreichen deutschen Besuchern des Landes machten die blühenden Ansiedlungen den besten Eindruck. Im Jahre 1900 gründete eine Anzahl hochherziger württembergischer Patrioten, bei der das Interesse an den Kolonien durch die Kaiserreise wachgerufen worden war, in Stuttgart eine Gesellschaft zur Förderung der deutschen Ansiedlungen in Palästina. Unter Beihilfe dieser Gesellschaft wurde im Jahre 1902 die 801 ha umfassende Kolonie Wilhelma bei Lydda gegründet; weitaus der größere Teil der Ansiedlungskosten wurde übrigens von den Tempeln selbst getragen. Die Anlegung der neuen Kolonie war vor allem deshalb notwendig geworden, weil für den Nachwuchs der Kolonie Sarona Platz geschaffen werden mußte; aber auch aus Rußland kamen einige deutsche Familien herbei. Im Jahre 1906 ist auf Wilhelma die neue Tempelkolonie Bethlahem bei Nazareth gefolgt. Diese Ansiedlung umfaßt 703 ha und ist wegen ihres Waldbestandes — für Palästina eine recht große Seltenheit — besonders bemerkenswert. An all diesen Arbeiten hat Hoffmann als Leiter der Gesellschaft entscheidenden Anteil genommen. Er hat es nicht nur verstanden, das Erbe seiner Väter zu erhalten, sondern auch zu vermehren. Welch treuer Sachwalter er war, möge noch an einigen wenigen Zahlen nachgewiesen werden. Nach genauen Berechnungen belief sich der Geldwert der Tempelkolonien in den Jahren 1901 bzw. 1910 in Jaffa auf 2 bzw. 2,5 Mill. Fr., Sarona 2,6 bzw. 3 Mill. Fr., Haifa 1 $\frac{3}{4}$ bzw. 3 Mill. Fr., Rephaim 1,4 bzw. 1,8 Mill. Fr. Die Seelenzahl steigerte sich in den genannten Jahren bei Jaffa von 320 auf 350, Sarona von 243 auf 250, Haifa von 517 auf 750, Rephaim von 392 auf 400. Am bedeutendsten ist die Steigerung bei Haifa, doch sind hier die beiden neuen Kolonien Bethlahem und Waldheim, letzteres eine Gründung der deutsch-evangelischen Gemeinde in Haifa, eingerechnet. Das scheinbar geringere Wachstum der Bevölkerung in Jaffa und Sarona ist darauf zurückzuführen, daß diese Kolonien ihre überschüssige Einwohnerschaft an die neue Kolonie Wilhelma abgegeben haben, die 1910 190 Seelen zählte und einen Wert von 1 $\frac{1}{4}$ Mill. Fr. darstellte. Bethlahem wurde im vorigen Jahre auf über eine halbe Million Franken bewertet und wies damals 16 Wohn- und

Nebengebäude auf. Die Tempelgesellschaft selbst hat aus der Neuerung der Finanzen durch Hoffmann insofern weiteren erheblichen Vorteil errungen, als statt der einstigen großen Schuldenlast jetzt ein Gesellschaftsvermögen von dem doppelten Betrag der damaligen Schulden vorhanden ist.

So erfolgreich sonach Hoffmanns kolonisationsische Tätigkeit gewesen ist, geistig vermochte er das Werk seines Vaters nicht fortzusetzen. Aber die Geschichte wird das kaum zu bedauern haben. Hätte Hoffmann, der von Haus aus in religiösen Dingen sehr frei gesinnt war, nicht in kluger Voraussicht durch Annäherungsversuche ein besseres Verhältnis zu den evangelischkirchlichen Kreisen in die Wege geleitet, so wäre heute das Kolonisationswerk des Deutschen Tempels in Palästina sicherlich nicht so weit gediehen, als es der Fall ist. Das Verhalten Hoffmanns ist allerdings von der Mehrheit der Tempelmitglieder nicht durchweg gebilligt worden, und wenn der dritte Tempelvorsteher trotzdem bis zum Schluß die volle Anhänglichkeit und Autorität über die Tempel befaß, so ist das nicht zum wenigsten auf seine hervorragenden persönlichen Eigenschaften zurückzuführen. Der Verstorbene war völlig durchdrungen von der heiligen Bedeutung seines Amtes, und sein offener und freier Blick war stets auf das Wohl der Gesamtheit gerichtet. Er widmete sich so eindringlich seiner Aufgabe, daß sich seine Nervenkräfte allzufrüh verbrauchten und eine tödliche Krankheit günstigen Boden fand. Seit Jahren erkrankt, hatte sich das Leiden zuletzt so sehr verschlimmert, daß er sein lebenslängliches Amt abgeben wollte. Der Tod entführte ihn, bevor der Nachfolger gewählt wurde. Heute liegt er im Tale Rephaim Seite an Seite derer gebettet, die vor und mit ihm unvergängliche Arbeit geleistet haben für das Deutschtum im Heiligen Lande. Für die Jugend aber, die er als Vorstand des Lyzeums Tempelstift heranziehen half, wird die Erinnerung an ihn bleiben als leuchtendes Vorbild und Ansporn zu gleicher aufopfernder Tätigkeit. Die ihn näher kannten, wissen, was uns Deutschpalästinern in diesem Manne verloren gegangen ist.

Freih. Lorch in Stuttgart.

Mittelalterliches Deutschtum in den nordischen Reichen.

Von

Dr. A. Kerl in Oldenburg i. Gr.

Nicht von den Niederlassungen der deutschen Hanse, den hanfischen Kontoren, soll hier geredet werden, die sich ja von Brügge und London im Westen bis Nowgorod im Osten fanden und so auch im Bezirk der nordischen Reiche in großer Anzahl vorhanden waren, sondern von dem in den genannten Reichen angesiedelten Deutschtum, das dort zuzeiten eine große Rolle gespielt hat und später zum größten Teil mit der einheimischen Bevölkerung verwachsen ist.

Ganz besonders stark war im Mittelalter das Deutschtum in Schweden vertreten. Das lehrt uns das von König Magnus Eriksson in der Zeit zwischen 1350 und 1357 erlassene Stadslag (Stadtrecht), dessen erster Teil, das „konung bálfr“, in seinen ersten Kapiteln von der Ratwahl und der Zusammensetzung des Rates in den schwedischen Städten, besonders in Stockholm, redet. Es bestimmt nun in Kapitel 2 (s. Hegel: Städte und Gilden, I, S. 286), daß insgesamt 6 Bürgermeister und 30 Ratmänner gewählt werden sollen, von denen je die Hälfte Schweden und die Hälfte Deutsche sein sollen. Es soll bei Bestimmung der Herkunft eines Gewählten nur auf die nationale Abstammung des Vaters, nicht die der Mutter, Rücksicht genommen werden.

Letztere Bestimmung zeigt, daß Heiraten zwischen Deutschen und Schweden häufig waren, daß man aber trotzdem bestrebt war, die Nationalität festzuhalten.

Auch im „sitzenden Rate“, dem engeren Rate von zwei Bürgermeistern und zehn Ratmännern, sollte daselbe Nationalitätsverhältnis obwalten.

Diese Festsetzungen zeigen die überraschende Tatsache, daß in vielen Städten Schwedens, selbst in der Hauptstadt, die Hälfte der Einwohner Deutsche waren. Und andere Bestimmungen gehen noch weiter.

Das Stadslag fährt nämlich fort, daß nicht überall das gleiche Verhältnis zwischen Deutschen und Schweden herrsche, darum soll man dort, wo mehr Schweden als Deutsche vorhanden seien,

mehr Schweden zu Bürgermeistern und Ratmannen wählen, wo aber mehr Deutsche seien, eine größere Anzahl von diesen.

Es gab also Städte, in denen das deutsche Volkstum das schwedische überwog.

Daß auch die Funktionen der deutschen Stadtbeamten dieselben waren wie die der Schweden, zeigt Kapitel 3, wo gesagt wird, daß „die Kammer oder die Kiste, in denen das Stadtsiegel und die Stadtbücher verwahrt seien, mit zwei Schlüsseln verwahrt sein sollen, von denen den einen der schwedische, den anderen der deutsche Bürgermeister habe“.

Daß es sich bei diesen anwesenden Deutschen nicht etwa nur um vorübergehend anwesende Kaufleute, sog. Wintersitzer, oder ebensolche Handwerker handelte, zeigen folgende Bestimmungen.

Zunächst wird gefordert (Kapitel 15), daß alle Einwohner ohne Unterschied, Inländer und Ausländer, das Bürgerrecht erwerben müssen. Dazu war aber mindestens sechsjähriger Aufenthalt in der Stadt sowie Ableistung des Bürgereides erforderlich. Dann erst wurde der Name des Bürgers in das Stadtbuch eingetragen und dann erst konnte einer „kaufen und verkaufen wie andere Bürger“. Ferner verlangt Kapitel 2, daß „der Ratmann Erbe in der Stadt besitzen müsse“.

Nicht etwa nur in der Hauptstadt Schwedens findet sich dieser große Prozentsatz von Deutschen, sondern auch in den Landstädten, wie z. B. in Söderköping, wo im Stadtrecht mehrfach Deutsche und Schweden nebeneinander genannt werden und wo z. B. ein Schwede und ein Deutscher zusammen die Vorsteherschaft des Spitals bekleideten.

Diese Tatsachen zeigen, daß eine Masseneinwanderung in Schweden stattgefunden haben muß, die dem volkarmen Lande offensichtlich sehr willkommen gewesen ist. Denn nicht nur lebten Schweden und Deutsche friedlich nebeneinander und verschwägerten sich vielfach, sondern auch die Könige zeigten das Bestreben, Deutsche ins Land zu ziehen und im Lande zu halten. Geht das schon aus den oben angeführten Bestimmungen des Stadslag von Magnus Eriksson hervor, so zeigt das ebenfalls deutlich ein Privileg Birger Jarls vom Jahre 1251 für Lübeck (s. Hegel: Städte und Gilden, I, S. 289), das später mehrfach bestätigt und erneuert ist. Es gestattet den Lübeckern neben vielen weitgehenden Vergünstigungen auch die, sich im Reiche niederlassen zu dürfen, wo sie wollen, doch sollen sie dann „den schwedischen Gesetzen gehorchen und sich Schweden nennen“.

Diese massenhafte Ansiedlung von Deutschen in Schweden erklärt auch, wie nach dem Aussterben der Folkung 1365 lange Zeit hindurch Könige aus deutschen Fürstenhäusern in Schweden herrschen konnten. Ein rein schwedisches Volk hätte diese Fremdherrschaft nicht geduldet. So regierten dort Albrecht von Mecklenburg, Erich von Pommern, Christoph von Baiern, Christian von Oldenburg.

Trotz der Forderung Birger Jarls, daß die sich ansiedelnden Deutschen „Schweden heißen“ sollten, haben doch die Deutschen ihre Nationalität dort bewahrt, ja sie haben mit ihrer überlegenen Bildung und Kultur großen Einfluß auf das Leben in den schwedischen Städten geübt, ganz besonders auf rechtlichem Gebiet. So ist das im ältesten schwedischen Stadtrecht, dem Bjärkä-Recht, enthaltene Familienrecht „mehr dem von Hamburg und Lübeck verwandt als dem nationalen schwedischen“ (Hegel). Die Stadtverfassung ist der deutschen, besonders der von Lübeck, nachgebildet, die Benennungen der Stadtämter, Vogt, Rat, Bürgermeister, sind deutsch. Und Kapitel 5 der städtischen Gerichtsordnung bestimmt, daß sowohl im „Ratsstuhengericht“, dem höheren, als auch im „Marktgericht“, dem niederen Gericht, einer von den zwei richtenden Ratsmännern ein Deutscher sein soll; also auch die Rechtspflege lag mit in den Händen der Deutschen.

Geradezu als eine deutsche Siedlung erscheint Wisby auf Gotland. Die Stadt Wisby stand in scharfem Gegensatz zu der ackerbautreibenden Bevölkerung der Republik Gotland und schloß sich daher eng an den König von Schweden an, der sie möglichst begünstigte. Aber auch die Kirche erteilte den Deutschen in Wisby weitgehende Privilegien, so z. B. gestattete ihnen der Bischof von Linköping, zu dessen Diözese Wisby gehörte, für die von ihnen erbaute Kirche (1225) selbst die Priester zu wählen, der päpstliche Legat Wilhelm von Modena erlaubte ihnen außerdem, an einer anderen Kirche Schulen zu halten und darin Schüler aller Nationalitäten zu unterrichten, und Papst Honorius III. nahm 1227 die Deutschen in Wisby in seinen Schutz (Hegel, I, S. 307). Die Stadtgemeinde von Wisby war zusammengewachsen aus einer gotländischen und einer deutschen,

wie eine Urkunde von 1286 zeigt, die spricht von den *consules ceterique cives tam Gotensium quam Theutonicorum in Wisbu*. Aber doch war die deutsche Gemeinde die vorherrschende, denn sie urkundet bisweilen im Namen der Stadt, wie in der Bekanntmachung des Bündnisses mit Lübeck von 1280, die *advocatus consules et commune Theutonicorum civitatis Wisbucensis* ausgehen lassen. Ebenso zeigen im Jahre 1288 *advocatus consules ac universitas Theutonicorum* in Wisby dem König Erich von Norwegen an, daß sie den Lübeckern Vollmacht zum Geldempfang für sie erteilt haben (Lübecker Urkundenbuch I, Nr. 497, 402 u. 524; bei Hegel, I, S. 310f.).

Daß auch hier die Deutschen einen überwiegenden Einfluß, besonders auf dem Gebiet des Rechts, geübt haben, ist leicht zu denken, und wirklich sind neben dem zumeist schwedischen Strafrecht das Privatrecht, das Obligationenrecht, das Familien- und das Erbrecht fast durchweg deutsch, und zwar eng verwandt mit dem lübischen und dem hamburgischen Recht (Hegel, I, S. 317). Genau daselbe Verhältnis findet statt bezüglich der Stadtverfassung und der Gerichtsverwaltung.

Eine ganz andere Stellung als in Schweden nahm das Deutschtum in Norwegen ein. Es sind hier zweierlei deutsche Niederlassungen zu unterscheiden.

Zunächst das deutsche Kontor oder die deutsche Hanse in Bergen.

Der deutsche Handel hatte dem der übrigen Völker, der Engländer, Holländer usw., den Vorrang abgewonnen und war dadurch übermächtig geworden. Daher suchten die Könige die Ansiedlung und Festsetzung der Deutschen in Norwegen zu verhindern. So verbot Hakon im Jahre 1317, den Ausländern, d. i. den Deutschen, länger als sechs Wochen Quartier zu geben, und eine Reichsverordnung von 1351 verbot gänzlich den Aufenthalt von Landfremden zu anderer Zeit als zwischen den beiden Hauptmessen des Jahres. Nur solchen, die eine Norwegerin zur Frau genommen hatten, sollte er gestattet sein.

Die Kaufleute der Hanse beabsichtigten aber auch keine dauernde Ansiedlung oder gar Vermischung mit den Norwegern. „Mit Geringschätzung sahen sie auf die armen und ungebildeten Norweger herab und vermieden Heiraten mit einheimischen Frauen, um sich nicht dadurch ihren Genossen zu entfremden“ (Hegel, I, S. 399). Sie betrachteten sich dauernd als Fremde im Lande, nutzten dessen Handel für sich aus und verweilten nur so lange dort, als es ihre Geschäfte oder ihr Dienst im hanseischen Kontor erforderten.

Aber ihr Handel war dem Lande unentbehrlich, und daher gelang es ihnen, alle Privilegien, die ihnen genommen waren, zurückzubekommen.

Daß es aber noch eine Art des Deutschtums in Norwegen gab, zeigt eine Klage des Königs Magnus Eriksson von Norwegen und Schweden bei den Seestädten (Lübeck usw.), daß die Hansebrüder die übrigen in Norwegen angesiedelten Deutschen verachteten und von ihren Gelagen fernhielten.

Diese in Norwegen mehr sesshaft gewordenen Deutschen waren Handwerker, die in großer Zahl in den vier norwegischen Städten Bergen, Nidaros, Oslo und Trondheim saßen. Nicht wie in Schweden verschmolzen sie mit der inländischen Einwohnerschaft der Städte, sondern sie bildeten eine zum König in eigentümlichem Schutz- und Mietverhältnis stehende eigene Stadtgemeinde. Die norwegischen Städte waren nicht wie die schwedischen sich selbst verwaltende Gemeinwesen, sondern sie wurden von Beamten des Königs regiert und blieben so dauernd in engster Abhängigkeit von ihm. Daher konnte eine solche Gemeinsamkeit in dem städtischen Leben zwischen Deutschen und Norwegern, wie sie in Schweden zwischen Schweden und Deutschen bestand, hier nicht aufkommen. Von dem König als dem Grundherrn der Stadt mieteten nun die Handwerksgenossenschaften einen königlichen Hof, in Bergen z. B. den Hof Wagsbotten. Hier wohnten sie in Gemeinschaft und zahlten an Miete 50 M. Sie waren frei von Wachdiensten, zahlten dafür aber noch 6 M. Sie mußten Waffen in Besitz haben — jeder der 44 Meister soll sie jährlich dem königlichen Amtmann vorzeigen. Sie sind frei vom Schiffszug außer in gewissen Fällen für den König. Sie dürfen frei ihren Bedarf einkaufen. Für Kauf und Verkauf sind gewisse Preistaxen festgesetzt. Sie sollen jedermann zu Recht stehen und mit zwei Meistern zum Stadtgericht gehen. Kein Schuhmacher — denn um ein Privileg für diese handelt es sich — soll außer dem Wagsbotten wohnen, ausgenommen Schuhflicker. Dem königlichen Vogt und dem Lagmann (Richter) wird befohlen, sie in ihren Rechten zu schützen (Hegel, I, S. 504).

Die Schustergenossenschaft nahm unter den Handwerksgenossenschaften den bedeutendsten Rang ein, sie war es, die von dem König den Hof mietete und dann vielleicht den anderen Handwerkern Unterschlupf bei sich gewährte. Ihre Angehörigen erhielten das Privilegium, ausschließlich in der Stadt das Schustergewerbe zu betreiben. Der städtischen Obrigkeit waren sie nicht unterstellt.

Daß auch noch andere Handwerksgenossenschaften oder Handwerksämter in den norwegischen Städten vorhanden waren, zeigt eine Urkunde von 1475 (Diplom. Norveg. IV, 2, Nr. 978; bei Hegel, I, S. 407) über einen Streit zwischen der deutschen Hanse in Bergen und der *selschop* (Gesellschaft) der Schuster und der der Schneider. In der Urkunde berufen sich die Hansen auf Briefe von 1379 und 1408, welche Schuhmacher, Schneider und andere Ämter von ihnen erhalten hätten. Es handelte sich übrigens um das Verbot der Hansen an die Handwerker, überseeischen Handel zu treiben — nichts soll ihnen dagegen das Privileg König Christians von 1450 helfen, das ihnen gestattete, „allerlei Kaufhandel zu treiben“. Bei Verlust der Hanse wurde ihnen die Nachachtung des Verbots auferlegt. Ferner wird ihnen verboten, ohne Erlaubnis „des Kaufmanns“, d. h. der Hanse, jemand bei sich aufzunehmen, der nicht zur Hanse gehörte.

Die Strafandrohung „bei Verlust der Hanse“ sowie das Verbot, Nicht Hansen aufzunehmen, zeigt, daß ebenso wie die Kaufleute auch „die Handwerker sich von der Gemeinschaft mit den Norwegern und der Stadtgemeinde fernhielten und nur als Angehörige der Hansestädte, unter deren Schutz sie standen und deren Privilegien sie genossen, angesehen werden wollten“.

Während in Schweden das Deutschtum eine überragende Stellung einnahm, in Norwegen sich streng gegen die einheimische Bevölkerung abschloß, nahm das deutsche Element in Dänemark eine zwischen diesen Extremen liegende Stellung ein.

Am stärksten war das Deutschtum vertreten in „Südjütland“, dem heutigen Schleswig, aber auch in „Nordjütland“ und auf den Inseln gab es Ansiedlungen Deutscher in ziemlicher Anzahl.

Man kann hier unterscheiden zwischen solchen, die nach Art der schwedischen mehr mit der Bevölkerung verwuchsen, und solchen, die nach Art der norwegischen sich strenger gegen das einheimische Volkstum abschlossen.

Zu der ersten Art gehört die „Deutsche Compagnie“ in Kopenhagen, die im Jahre 1382 ihre Statuten — in niederdeutscher Sprache — aufstellte. Sie war keine eigentliche Handelskompanie, sondern eine aus Kaufleuten von Wismar, Stralsund, Stettin und anderen deutschen Städten bestehende Brüderschaft nach Art der dänischen Gilden (s. Hegel, I, S. 220ff.).

Könnte es zunächst scheinen, als ob es nur eine Ansiedlung zu vorübergehendem Aufenthalt und zu Handelszwecken gewesen sei, so zeigen doch gewisse Bestimmungen, daß es eine feste, dauernde Ansiedlung war.

So bestimmt das Statut, daß ein Bruder, der sich mit einer Frau oder Jungfrau verheiratete, eine Tonne deutsches Bier geben solle.

Man könnte einwenden, daß die Verheiratung ja in der Heimat geschehen sein könne, aber eine andere Bestimmung zeigt, daß gegen einen Geldbeitrag auch Frauen zu der Vereinigung zugelassen werden können, also geht man mit dem Schluß auf eine Verheiratung in Kopenhagen wohl nicht fehl.

Ferner zeigt diese Bestimmung, daß die Vereinigung kein hansisches Kontor gewesen sein kann, denn diese duldeten keine Frauen in der Niederlassung.

Es ist auch keine Bestimmung zu finden, die verbietet, daß Brüder der Kompanie dänische Frauen nehmen, die Möglichkeit einer Verschwägerung mit den Einheimischen muß daher zu gegeben werden.

Eine andere Bestimmung sagt, daß Gelehrte, wenn sie Priester werden, ebenfalls eine Tonne Bier geben sollen. Auch diese Bestimmung deutet auf eine dauernde Ansiedlung nicht nur zu Handelszwecken hin.

Daß der Handel jedoch vorherrschte, zeigt der Umstand, daß die Kompanie schließlich den Neid der dänischen Kaufleute erregte und sogar König Christian I. 1477 die Vereinigung aufhob und den Handel der Deutschen einschränkte. Jedoch ging es hier wie in Schweden, schon nach zehn Jahren ließ König Hans die deutsche Kompanie in Kopenhagen wieder zu und König Friedrich I. auch die aufgehobenen Kompanien in Malmö und anderen Städten.

Niederlassungen der oben gekennzeichneten zweiten Art waren folgende:

Die sog. Sachsengilde zu Lünd. Wie Hegel (I, S. 277) vermutet, war dies „eine Genossenschaft deutscher Kaufleute, die wegen ihrer Beteiligung am Heringsfang und Marktverkehr in Skanör und Falsterbo ein Kontor zu Lünd hielten“.

Eine Genossenschaft der deutschen Kaufleute bestand ferner zu Elenbogen (Malmö). In ihren Statuten ist als Zweck angegeben „Nutzen und Förderung der Fremden (d. h. Deutschen), die nach Elenbogen kommen.“ Die Gesellschaft sorgt für das Leichenbegängnis der Verstorbenen, schützt aber auch die Lebenden gegen feindliche Behandlung.

Der Ausdruck „Schutz der Fremden“ zeigt, daß sie nicht Landfremde, sondern dauernd Angesiedelte waren. Aber die Bestimmung, daß derjenige, der sich eine Frau in Dänemark nehme, von der Mitgliederliste gestrichen werden sollte, zeigt, daß sie sich gegen das einheimische Volkstum streng abschlossen.

Auch auf der Insel Bornholm bestand zu Rothna (Rönne) eine solche Genossenschaft der deutschen Kaufleute. Der Erzbischof Nikolaus von Lünd gestattete ihr 1378, ihre Leichengerätschaften in der dortigen Kapelle aufzubewahren und in derselben Messen für die verstorbenen Brüder und Fremden lesen lassen zu dürfen.

Der Ausdruck „Brüder und Fremde“ zeigt wieder, daß sie als dauernd Angesiedelte sich nicht landfremd nannten.

Als Ergebnis ist festzustellen, daß eine gewaltige Masseneinwanderung Deutscher in die nordischen Reiche stattgefunden hat. Das Verhältnis der Deutschen zu der einheimischen Bevölkerung gestaltete sich so, daß in Dänemark und Schweden nichts oder doch fast nichts von einem nationalen Gegensatz zu spüren war, in Schweden sogar Deutsche und Einheimische Stadtregierung und Stadämter teilten, in Norwegen dagegen die Deutschen sich absichtlich und streng gegen die Landesbevölkerung abschlossen und sich als Fremde in Gegensatz zu den von ihnen verachteten Landeskindern stellten.

Am tiefgreifendsten hat das Deutschtum aber in Schweden Einfluß genommen auf die Kultur, das materielle und geistige Leben der einheimischen Bevölkerung, indem es einen Prozentsatz der Einwohner Schwedens ausmachte, der die fünfzig oft weit überstieg, und indem es deutsche Einrichtungen, Rechtsanschauungen und Gewohnheiten nach dort übertrug. Denn nicht nur immerhin oberflächliche Berührung auf dem Gebiet des Handels brachte Deutsche und Schweden zusammen, sondern weitverbreitete dauernde Niederlassungen Deutscher in den schwedischen Städten sorgten für innigste Verschmelzung beider Nationalitäten und für intensive Beeinflussung der schwedischen Kultur durch die überlegene deutsche. Das ist eine Tatsache, die von schwedischen Geschichtschreibern wenig oder gar nicht anerkannt, ja nicht einmal erwähnt wird.

Die Deutschen in Galizien.

Von

Dr. Hans Pokorny in Lowce (Galizien).

Wenn noch vor kurzer Zeit von den Deutschen in Österreich-Ungarn gesprochen wurde, so dachte man an die in diesem Reiche wohnenden Alpen- und Sudetendeutschen. Was an Deutschen ferner im Osten wohnte, hielt man für geringfügig, dem Untergang preisgegeben, besonderer Beachtung nicht wert. Und doch haben die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen, in Galizien und der Bukowina, in Kroatien und Slawonien, ja selbst in Rumänien eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Prof. Kaindl, der für sie den Ausdruck „Karpathendeutsche“ geprägt hat, widmet ihnen ein umfassendes, auf Grund reichen Quellenmaterials geschriebenes Werk, dessen dritter und Schlußband kürzlich bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha erschienen ist. Er behandelt die Geschichte der Karpathendeutschen seit etwa 1770 bis zur Gegenwart.

Der Geschichte der Deutschen in Galizien möchten wir, dem Gedankengang Kaindls folgend, einige Zeilen widmen. Schon im 13. Jahrhundert riefen polnische Könige deutsche Ansiedler in

das durch die Mongolenstürme entvölkerte und verwüstete Land. Deutsche Dörfer und Städte entstanden, deutsche Kunst, deutsches Gewerbe, deutsche Landwirtschaft gelangten rasch zur Blüte, und Krafau, dessen Kunstwerke und Kirchen zum größten Teile von Deutschen herrühren, trug mit vollem Recht den Namen eines nordischen Nürnberg. Aber mit der Zeit fiel das Deutschtum den Verfolgungen der Polen und der Polonisierung zum Opfer. Erst als im Jahre 1772 der größte Teil Galiziens an Österreich fiel, erstand dort nach und nach neues deutsches Leben. Damals war der Zustand des Landes äußerst kläglich, die Bevölkerung war dünn, die Städte in Verfall, die Landwirtschaft auf sehr niedriger Stufe, Volksbildung und geistige Kultur kaum vorhanden. Kaiser Josef, der im Sommer 1773 das erstmal Galizien bereiste, faßte den Entschluß, deutsche Handelsleute, Fabrikanten, Handwerker und Ackerbauer in Galizien anzusiedeln. Leider waren die Behörden, die diese Ansiedlung durchzuführen hatten, ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Man rechnete damit, daß sich vielleicht einige hundert Auswanderer aus Preußen melden würden, übersah aber gänzlich, daß gerade aus dem südwestlichen Deutschland infolge der Bedrückungen der Kleinstaatsfürsten zahlreiche Auswanderungen stattfanden. Kaiser Josef wurde mit Bitten aus diesen Ländern bestürmt, die Einwanderung nach Galizien zu gestatten, denen er schließlich nachgab. Mit dem Patent vom 17. September 1781 wurden den nach Galizien einwandernden Deutschen Religionsfreiheit, langjährige Freiheit von Steuern und Rekrutierung, kostenlose Übergabe eines Bauernhauses samt Stallungen, Ackergeräten und Äckern und andere Vorteile zugesichert. Dieses Patent rief in den Rheingegenden große Bewegung hervor. „Es gab keine Stadt und kein Dorf, wo nicht gedruckte Exemplare zirkulierten. Die Gnade Josefs war so hoch aufgenommen, daß die ganze Gegend auswandern zu wollen schien. Es brachen so viele, mitunter recht wohlhabende Familien zur Auswanderung auf, daß die Straßen völlig bedeckt wurden und es das Aussehen hatte, als wollten alle Menschen die Gegend verlassen.“ Viele fuhrten auf eigene Kosten und Gefahr nach Wien, verausgabten unterwegs ihr Geld, büßten Gesundheit, häufig auch das Leben ein. Befragt, wie er sich entschließen könne, eine so weite und gefährvolle Reise zu wagen, erwiderte ein Schwabe: „Überall wo's Herrgöttle huset, do kan no allwil a Schwäble sein Plätzle han.“ Das „Herrgöttle“ scheint denn doch damals in Galizien nicht gehaust zu haben, denn das Schwäble fand dort schlechten Empfang, unzureichenden Platz. Die galizische Domänenverwaltung spendet den Ankömmlingen allerdings Lob: „Sie würden durch ihren angewohnten Fleiß und ihre Geschicklichkeit den hiesigen unfleißigen und zur Nachlässigkeit äußerst ausgearteten Untertan zur besseren Bewirtschaftung seiner Äcker und Verbesserung seiner Hauseinrichtung aufmuntern,“ hatte aber gar nicht daran gedacht, ihnen Häuser, Geräte, Äcker, wie es versprochen war, zur Verfügung zu stellen. So berichtete einmal das galizische Gubernium, die Zahl der Ansiedler sei nicht festgesetzt worden und habe sich fortwährend vergrößert, Materialien und Arbeitskräfte hätten von allem Anfang an gemangelt, man habe die Verteilung der Äcker, weil Ingenieure fehlten, nicht vornehmen können, und weil die Ansiedler weder Gebäude noch Felder und also auch kein Winterfutter hatten, habe man ihnen kein Vieh geben können. Die Einwanderer mußten oft zu zwanzig in einem engen Bauernhaus eingepfercht werden, konnten es in den polnischen Rauchstuben, d. h. Stuben mit offenem Herd und ohne Rauchfang, wie sie auch heute noch in Galizien zu sehen sind, nicht aushalten, gingen müßig und verzehrten zwecklos ihr Vermögen oder die Unterstützungen des Staates. Die Gewissenlosigkeit der Beamten verursachte auch noch andere Schwierigkeiten. Unterschleife und Geldzerpflünderungen kamen vor, die Kamine der neu erbauten Häuser waren vielfach aus Weidenflechtwerk hergestellt, also feuergefährlich, zahlreiche Baulichkeiten stürzten kurze Zeit nach ihrer Errichtung ein. Von den 12565 deutschen Einwanderern, die am 31. Januar 1786 in Galizien gezählt wurden, hatten nur zwei Drittel ihre Wirtschaften erhalten, ein Drittel lebte noch immer in der Einquartierung. Man schränkte die Einwanderung immer mehr ein, nahm nur vermögende Leute auf, und schließlich wurde sie noch zu Lebzeiten Kaiser Josefs gänzlich eingestellt.

Zahlreiche Einwohner Südwestdeutschlands waren mit der durch den Frieden von Luneville (1801) herbeigeführten Änderung der politischen Grenzen und Verhältnisse unzufrieden und beabsichtigten, eine neue Heimat zu suchen. Wieder bot sich Gelegenheit, in den dünn bevölkerten Karpathenländern tüchtige Handwerker und Bauern anzusiedeln. Die Behörden waren zwar nicht geneigt, diese Aufgabe auf sich zu nehmen, und erklärten, daß man mit den Einwanderern schon

früher böse Erfahrungen gemacht habe und daß „diejenige Bevölkerung die beste sei, die sich selbst bildet“, trotzdem aber befahl Kaiser Franz, Ansiedlungsplätze auszumitteln und Einwanderer zu werben, und verbot ausdrücklich, wie früher Leute herbeizulocken, ehe die nötigen Vorbereitungen getroffen wären. Die Behörden versagten auch diesmal. Vielen Kolonisten, die durchweg vermögend waren, konnten, als sie in Galizien anlangten, keine Ansiedlungen angewiesen werden, so daß sie genötigt waren, ihr Vermögen aufzuzehren, und manche waren in solche Not versetzt, daß sie truppweise betteln gingen. Dies geschah zu einer Zeit, da das galizische Gubernium an die Regierung folgendes berichtete: „Zur Förderung des Ackerbaues kann hierlands keine Anstalt wirksamer sein, als die möglichste Verbreitung des deutschen landwirtschaftlichen Fleißes unter den hierländigen Nationalen, die bei dem abgängigen Verkehr mit kultivierten Nachbarn, bei ihrer Unkunde einer besseren Landeskultur, bei ihrer Untätigkeit nur durch handgreifliche Beispiele zur Betriebsamkeit angespornt werden können.“

Die Herbeiziehung und Sesshaftmachung deutscher Ansiedler durch den Staat hörte schon im Jahre 1805 auf. Einwanderungen aus deutschen Ländern ohne staatliche Vermittlung und Intervention kamen nur vereinzelt vor. Die im 19. Jahrhundert entstandenen Kolonien sind zum größten Teil von Deutschen aus den bereits bestehenden überfüllten Kolonien begründet. Außerdem ließen sich zahlreiche Deutsche in den Städten als Handwerker und Kaufleute nieder, viele auch erwarben Landgüter.

Es fragt sich nun, ob die Ansiedlung der Deutschen in Galizien ihren Zweck erfüllt hat. Vom Standpunkt Österreichs und Galiziens muß diese Frage bejaht werden. Die Systemlosigkeit der Ansiedlung brachte zwar manche Nachteile mit sich, es kamen zu wenig Deutsche in das Land, die Ansiedlungsorte sind weit im Lande verstreut, bei ihrer Gründung folgte man nicht irgend einem Plane, sondern der Eingebung des Augenblicks, dem Zufall. Trotzdem gelang es, Musterkolonien zu gründen, die auf ihre slawische Umgebung den wohlthätigsten Einfluß übten. In öden verwilderten Gegenden entstanden fruchtbare Felder, blühende Dörfer. Das richtige Pflanzen der Erdäpfel lernten die Ruthenen erst von den Deutschen. Den Gemüsebau und den Kleebau haben erst die Deutschen eingeführt und verbreitet. Zwei Jahrzehnte nach ihrer Ansiedlung schreibt ein Reisender: „Ihre Dörfer gleichen in den meisten Gegenden Gärten, in denen ihre Wohnungen Lusthäuser zu sein scheinen. Reichenbach sollte wegen seines Obstreichthums Reichenobst heißen. Man sieht vor Obst und Laub kaum die Wohnungen der Kolonisten.“ Auch heute noch unterscheidet sich das von Deutschen angebaute Feld sehr vorteilhaft von dem des Polen und Ruthenen. Die Städte, insbesondere Lemberg und Krakau, verdanken ihren Aufschwung nur den Deutschen, Handwerker und Gewerbetreibende waren fast ausschließlich Deutsche, deutsche Beamte, Geistliche und Lehrer hatten an der Kultivierung Galiziens bedeutenden Anteil — so hat z. B. der Salinenkontrollleur Josef Hecker im Jahre 1815 in der Nähe von Drobobycz die erste Destillationsfabrik für Erdöl hergestellt und es zuerst als Beleuchtungsmaterial in Anwendung gebracht. Der Reisende Kohl schrieb im Jahre 1840: „Die deutschen Wohlthaten, welche Galizien durch Österreichs Vermittlung zuströmten, sind so augenscheinlich und mannigfaltig, daß es einem unparteiischen Reisenden unmöglich ist, nicht gleich davon frappiert zu werden.“

Vom deutschen Standpunkt, der allein der unsrige ist, müssen wir die zahlreichen Verluste, die das Deutschtum bei der Ansiedlung erlitten, und die spätere Polonisierung vieler Deutschen, besonders der zerstreut in den Städten lebenden, beklagen. Die Lage der Deutschen in Galizien ist schwierig. Die katholischen Gemeinden der Deutschen haben ausschließlich polnische Pfarrer, die mit allen Mitteln die Polonisierung ihrer Pfarrkinder anstreben. Die Deutschen müssen ihre Schulen selbst erhalten und sich, wenn sie dieselben der Landesverwaltung übergeben, die Einführung der polnischen Unterrichtssprache gefallen lassen. Die vorwiegend nationalpolnisch gesinnten Behörden fügen den ihnen verhassten „Schwaben“ manche Unbill und Ungerechtigkeit zu. Über hundert Jahre hat sich niemand um die deutschen Ansiedler in Galizien gekümmert, sie waren ganz sich selbst überlassen. Mangelndes Volksbewußtsein, geringer Unternehmungsgeist, Mischheiraten mit Polen haben die Kraft des deutschen Volkstums schwer beeinträchtigt. Galizien, so sagte man, sei das Grab des dort angesiedelten Deutschtums. Es ist daher begreiflich, daß zahlreiche Deutsche aus Galizien nach Amerika, Bosnien, Posen auswanderten. Die Auswanderung nach Posen schien

von Vorteil zu sein, da die Deutschgalizier, wie man meinte, dort zur Stärkung des deutschen Volkstums dem Polentum gegenüber, mit dem sie aus ihrer Heimat vertraut waren, beitragen würden. Leider aber behagte es den meisten in Preußen nicht, sie wanderten nach Amerika weiter oder kehrten nach Galizien zurück, wo ihre Heimstätten inzwischen an Polen oder Ruthenen übergegangen waren. Auf diese Weise erhielten zahlreiche reindutsche Siedlungen erhebliche slawische Minderheiten, und mehrere Kirchen- und Schulgemeinden lösten sich auf, weil die zurückgebliebenen Mitglieder die Kosten für Kirche und Schule nicht mehr bestreiten konnten. Der Gewinn, den die preussischen Ostmarken aus den dahin abgewanderten Ansiedlern zogen, war verhältnismäßig gering gegen den Verlust, den das Deutschtum in Galizien erlitten hat. Als dieser Sachverhalt im Deutschen Reiche bekannt wurde, wurde die Werbearbeit für die Ansiedlungskommission eingestellt, und dem Einfluß der evangelischen Geistlichkeit in Galizien gelang es, zu verhindern, daß das galizische Deutschtum durch weitere Abwanderung geschwächt werde.

Die Lage dieses Deutschtums ist trotz aller Schwierigkeiten und Schädigungen keineswegs trostlos, ja es hat im Laufe der Jahre erhebliche Fortschritte gemacht. Die Zahl der vom Staate in Galizien angesiedelten Deutschen betrug etwa 18000. Gegenwärtig zählt man in den geschlossenen deutschen Siedlungen über 100000 Deutsche, obwohl an 50000 Deutsche nach Amerika, 10000 nach Posen, 1500 nach Bosnien und 2000 nach anderen Ländern ausgewandert sind. Die Zahl der Deutschen in Galizien ist aber weit größer, wenn man die zerstreut in den Städten und auf dem Lande wohnenden Deutschen, die deutschen Offiziere und Mannschaften der in Galizien garnisonierenden zahlreichen deutschen Regimenter hinzurechnet. Ein nicht unbedeutender Teil des Großgrundbesitzes ist in deutschen Händen, und polnische Gutsbesitzer stellen mit Vorliebe deutsche Pächter und Verwalter an. Neben der polnischen und ruthenischen ist auch die deutsche als „Landessprache“ anerkannt und die staatlichen Behörden haben die Verpflichtung, deutsche Eingaben deutsch zu erledigen, mit deutschen Parteien deutsch zu verkehren. In den Städten ist die Übermacht der deutschen Kultur, die hohe Bedeutung der deutschen Weltsprache auf Schritt und Tritt bemerkbar. Jeder gebildete Pole beherrscht die deutsche Sprache in Wort und Schrift, Kaufleute, Beamte, Handwerker müssen sie beherrschen, selbst die Bauernburschen lernen während ihres Dienstes beim Militär so viel Deutsch, daß sie es verstehen. In früheren Zeiten wollte die österreichische Regierung Galizien germanisieren, um es auf diese Weise enger mit dem Gesamtstaat zu verknüpfen. Diese Bestrebungen hörten im Jahre 1868 auf, Galizien wurde dem Polentum ausgeliefert, das nun rücksichtslos alles Deutschtum ausmerzen wollte. Tatsächlich schien es einige Zeit, als hätte das Deutschtums letzte Stunde geschlagen, aber nun gewinnt es seine frühere Bedeutung allmählich zurück, und dies geschieht erfreulicherweise nicht mit Hilfe der österreichischen Regierung, sondern durch eigene Kraft. Es bestehen noch jetzt 220 reindutsche Ortschaften in Galizien, die sich von den polnischen und ruthenischen Dörfern sehr zu ihrem Vorteil unterscheiden, 135 deutsche Volksschulen, von denen 93 evangelisch und 42 katholisch sind, und ein deutsches Gymnasium in Lemberg. Sehr schädlich ist es, daß die deutschen Siedlungen weit im Lande verstreut sind, so daß sie noch vor kurzem nichts voneinander wußten und gemeinsame völkische Arbeit unmöglich war. Diesem Übelstand aber wurde durch die deutsche Schutzarbeit, die im Jahre 1907 begann, abgeholfen. Es wurde der „Bund der christlichen Deutschen“ gegründet, der den Zweck verfolgt, das völkische und wirtschaftliche Leben in den deutschen Siedlungen zu wecken und zu heben. Sein Organ ist das „Deutsche Volksblatt für Galizien“, das wöchentlich erscheint. Der Bund veröffentlicht auch einen Kalender, der nun für das Jahr 1912 zum viertenmal der Öffentlichkeit übergeben wird. Dieses Jahrbuch hat sich zur Aufgabe gestellt, das Leben, Kämpfen und Schaffen der Deutschen in Galizien vom Beginn ihrer Ansiedlung an bis zur Gegenwart in Wort und Bild wiederzugeben. Peter Rosegger schreibt: „Immer ist es rührend, Schriften zu sehen, mit denen deutsche Ansiedler und Überbleiber unter fremden Völkern sich Trost, Einigkeit und Erhebung zurufen. Eine solche Schrift ist der Kalender des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien. Da sieht man wohl, mit welcher Kraft sie festhalten an ihrem großen Volke, von dessen Edelkultur der Kalender ein Brennspiegel ist. Deutsche Sänger und Erzähler, deutsche Lehrer, Geistliche, Landwirte, Techniker, nicht zuletzt deutsche Bildner schufen hier ein Volksbuch, das für weiteste deutsche Kreise von Wert ist. Wir bekommen auch ein Bild nationaler Zustände und Verhältnisse

der Deutschen in Galizien, ebenso von ihrem häuslichen, religiösen und wirtschaftlichen Leben.“ Es gibt einen deutschen „Volksrat für Galizien“, der im Jahre 1908 die Gründung von Spar- und Darlehenskassen nach dem System Raiffeisen beschloß. Ende 1909 arbeiteten 10 Kassen, Ende 1910 schon 19 Kassen, der Gesamtumsatz betrug im ersten Jahre über 800000 Kronen, im zweiten bereits über drei Millionen Kronen. Viele Deutsche, ja ganze Gemeinden sind durch diese Kassen aus Wucherhänden befreit, Zehntausende von Kronen an Zinsen erspart worden, gefährdete Wirtschaften wurden gerettet, verloren gegangene zurückerobert, viele Joch Feld und Wald neu gekauft. Im Jahre 1910 trat der „Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Galizien“ in Tätigkeit, deutsche Häuser, deutsche Büchereien wurden gegründet. Im Schuljahr 1910/11 wurden in Deutschgalizien mit Hilfe des Deutschen Schulvereins (Wien) und des Gustav-Adolf-Vereins sechs neue deutsche Schulen mit sieben Klassen errichtet. Einen erfreulichen Aufschwung nahm das Deutschtum in Knihinin bei Stanislaw; dort gab es im Jahre 1880 nur 305, heute aber gibt es schon 1564 Deutsche, ihre Zahl hat sich also in drei Jahrzehnten verfünffacht. Obwohl die Gesamtzahl der Einwohner von Knihinin 6620 beträgt, die Deutschen also in der Minderheit sind, haben sie doch seit jeher die Führung in Händen, der Gemeindevorsteher und die Hälfte der Gemeinderäte sind deutsch. Der um die deutsche Sache hochverdiente Pfarrer Jöckler gründete im Jahre 1896 in Knihinin ein Kinderheim, worin im ersten Jahre 24 deutsche Kinder untergebracht waren, jetzt aber mehr als 240 erzogen werden. In der auf Anregung desselben Pfarrers erbauten deutschen Schule in Knihinin werden in sieben Klassen über 450 Kinder von acht tüchtigen Lehrkräften unterrichtet. So ist denn das Deutschtum in Galizien, insbesondere seit dem Jahre 1907, in stetem Aufschwung begriffen.

Und nun schenkt Prof. Kaendl den Deutschgaliziern ihre Geschichte, die glänzend und wissenschaftlich zugleich geschrieben ist. Mögen sie aus diesem Buche entnehmen, mit welchen Opfern, mit wieviel Arbeit und Elend die Scholle erobert wurde, auf der sie sitzen, und daß es Sünde wäre, sie preiszugeben. Mögen sie vor allem nicht vergessen, daß sie einem großen, mächtigen Volke angehören, das bedrängten Brüdern gern Hilfe leistet, das aber von ihnen fordert, auch unter den widrigsten Verhältnissen ihr Deutschtum zu bewahren. Mögen sie ihre Seele und ihre Scholle deutsch erhalten!

Das Deutschtum und die anderen Nationalitäten in Ungarn

nach den Ergebnissen der Sprachenzählung vom 31. Dezember 1910¹⁾.

(Mit Karte s. Tafel 25.)

Die Ergebnisse der am 31. Dezember 1910 stattgefundenen Volkszählung wurden dieser Tage zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt und sollen nunmehr nach Abschluß der Berechnungen der volkswirtschaftlichen Daten im Wege des kgl. ungar. Statistischen Zentralamtes in mehreren umfangreichen Bänden veröffentlicht werden.

Für die Öffentlichkeit außerhalb Ungarns haben insbesondere die Ziffern bezüglich des Wachstums der Deutschen in Ungarn besonderes Interesse und soll diesem in nachstehendem ausführlich Rechnung getragen werden. Hierbei ist es jedoch nötig, auch die Endziffern der Bevölkerungszahl der übrigen Nationalitäten des jeweiligen Gebiets mit anzuführen, um sich ein klares Bild darüber machen zu können, unter welchen nationalen Verhältnissen unsere deutschen Stammesbrüder im marianischen Königreich leben. — Die Ergebnisse der Volkszählung über Kroatien-Slawonien sind noch nicht veröffentlicht, sollen jedoch ebenfalls in Kürze folgen.

1) Die nachstehenden Zahlen für 1910 entstammen der „Deutsch-ungarischen Korrespondenz“ von Alois Krisk und werden hier als Arbeitsstoff mitgeteilt, ohne auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden zu können. Die Zahlen für 1900 wie die Gesamtbevölkerungszahlen für die Komitate (auch für die Karte benutzt) sind den amtlichen Veröffentlichungen entnommen. Die Scheidung der Madjaren und Juden ist natürlich willkürlich und nur roh den Tatsachen entsprechend; statistische Unterlagen dafür sind nicht vorhanden.

Das Deutschtum Ungarns verteilt sich wie folgt (die in Klammern gesetzten Ziffern beziehen sich auf die Volkszählung des Jahres 1900, einschl. Juden):

I. Oberungarn (Slowakei).

Komitat Arva	2559 (2127)	Komitat Neutra	37060 (32370)
" Barsch	18486 (17325)	" Preßburg	29910 (23156)
" Gran	10665 (9995)	Stadt Preßburg	40944 (33202 ¹⁾)
" Hont	6544 (6155)	Komitat Sohl	4528 (2945)
Stadt Schemnitz u. Dilln	1012 (918)	" Trentschin	15261 (10213)
Komitat Eiptau	2641 (2475)	" Turocz	12517 (11059)
" Neograd	4223 (3958)		

Gesamtbevölkerung: 2168619 (2049611), davon

Deutsche	185750 = 8,48 v. H. (168450 = 8,22 v. H.)
Madjaren	549124 = 25,3 " (517092 = 25,3 ")
Slowaken	1351656 = 61,4 " (1270176 = 62,0 ")
Juden ²⁾	99494 = 4,6 " (90215 = 4,4 ")
Sonstige	4595 (3680)

II. Oberungarn (Zips).

Komitat Abauj-Torna	5732 (5288)	Komitat Scharosch	10675 (10886 ⁴⁾)
Stadt Kaschau	3799 (3446)	" Zips	45250 (42885)
Komitat Bereg	21060 (18639)	" Ung	7452 (7099)
" Borschod	5222 (5155 ⁵⁾)	" Zemplin	8550 (8072)
" Gömör	4226 (4059)		

Gesamtbevölkerung: 1711566 (1674241), davon

Deutsche	109966 = 6,43 v. H. (105529 = 6,27 v. H.)
Madjaren	704771 = 41,11 " (689465 = 41,2 ")
Juden	145361 = 8,38 " (152742 = 7,9 ")
Slowaken	504648 = 29,5 " (495606 = 29,5 ")
Rumänen	1218 (1191)
Ruthenen	250015 = 15,43 " (254805 = 14 ") — 4788 Köpfe!
Kroaten	506 (495)
Serben	64 (60)
Sonstige	17017 = 1,0 " (18350 = 1,1 ") — 1555 "

III. Links der Theiß (Bezirk vor dem Königssteig).

Komitat Bekes	6825 (6191)	Komitat Szabolcs	875 (796)
" Bihar	2445 (2216)	" Szatmar	11915 (11177)
Stadt Großwardein	1797 (1404)	Stadt Szatmar-Memeti	759 (586)
Haidufen-Komitat	251 (171)	Komitat Szilagy	1652 (1494)
Stadt Debresin	995 (801)	" Ugocsa	6048 (5505)
Komitat Marmarosch	56648 (47499)	" Ejanad ⁵⁾	1618 (1182)

1) 1910: 52,8 v. H. Deutsche.

2) Die Juden sind in vorliegender Arbeit nicht als Konfession, sondern als Nationalität angeführt, im Gegensatz zur Praxis des ungarischen Statistischen Zentralamtes, welches diesen Volksstamm dem Madjarentum hinzurechnet. Hierdurch wird seitens dieses Amtes die Gesamtzahl der Madjaren wohl mit 51,89 v. H. ausgewiesen, um diesen die Majorität unter den Bewohnern des eigentlichen Ungarn zu sichern, doch ist diese Berechnungsmethode eine offenkundig unrichtige. Die Berechnung hat ergeben, daß fast 70 v. H. der Judenschaft Ungarns deutschsprachig ist. — Die Schriftleitung bietet diese Berechnung ohne Gewähr, da sie nicht in der Lage ist, sie nachzuprüfen. E.

3) Wanderung.

4) — 211.

5) Früher zum Banat verrechnet.

Gesamtbevölkerung: 2751868 (2476162), davon

Deutsche	91800	= 3,36 v. H.	(78972 = 3,3 v. H.)
Madjaren	1485647	= 54,4 "	(1548525 = 54,5 "
Juden	196109	= 7,2 "	(177729 = 7,2 "
Slowaken	108156	= 3,97 "	(99060 = 4,0 "
Rumänen	653046	= 23,9 "	(588330 = 23,5 "
Ruthenen	194663	= 7,14 "	(176967 = 7,1 "
Kroaten	583		(530 = 0,0 "
Serben	124		(113 = 0,0 "
Sonstige	1740		(5936 = 0,3 ") — 4196 Köpfe.

IV. Banat.

Komitat Arad	36776 (54505)	Stadt Thomasburg (Temesvár ¹⁾	57003 (27051)
Stadt Arad	6317 (5643)	Stadt Werschetz ²⁾	14406 (13387)
Komitat Krassó-Syrmien	63488 (55256)	Komitat Torontal	211047 (176582)
" Temesch	135449 (130649)	Stadt Pantŝchowa	8115 (7434)

Gesamtbevölkerung: 2161404 (1914703), davon

Deutsche	512601	= 23,71 v. H.	(450507 = 23,53 v. H.)
Madjaren	308964	= 14,2 "	(274220 = 14,2 "
Juden	33792	= 1,57 "	(30955 = 1,62 "
Rumänen	910084	= 42,2 "	(807744 = 42,22 "
Slowaken	30936	= 1,5 "	(27377 = 1,5 "
Serben	313337	= 14,5 "	(278102 = 14,6 "
Sonstige (Zigeuner, Italiener, Bulgaren und Ausländer)	51690		(45800).

V. Zwischen Donau und Theiß.

Komitat Batsŝka	187436 (179877)	Komitat Heves	1002 (920)
Städte (Baja, M.-Theresiopel, Neusatz und Zombor)	13859 (12440)	" Jazygien	1213 (1138)
Komitat Eszengrad	264 (243)	" Pest-Pilis-Solt-Klein-	
Städte (Hódmező-Vasárhely u. Eszegedin)	3685 (3539)	humanien	110510 (96364)
		Stadt Kecskemet	464 (401)

Gesamtbevölkerung: 2892404 (2551911), davon

Deutsche	318433	= 11 v. H.	(291722 = 11,56 v. H.)
Madjaren	2141379	= 74 "	(1875425 = 73,48 "
Juden	89639	= 3,1 "	(81489 = 3,21 "
Slowaken	75112	= 2,59 "	(65784 = 2,57 "
Rumänen	1456		(1266)
Ruthenen	11664	= 0,4 "	(10143 = 0,4 "
Kroaten	1341		(1281)
Serben	165388	= 5,72 "	(143816 = 5,65 "
Sonstige (Zigeuner, Polen, Tschechen u. Ausländer)	87992	= 3,2 v. H.	(77985 = 3,1 v. H.)

VI. Ofenpest (Haupt- und Residenzstadt).

Gesamtbevölkerung: 880371 (732322), davon

Deutsche	125706	= 14,28 v. H.	(101520 = 14,35 v. H.)
Madjaren	490164	= 55,68 "	(409473 = 56,0 "
Juden	203169	= 23,15 "	(168985 = 23,0 "
Slowaken	27182	= 3,09 "	(25168 = 3,4 "
Rumänen	1402		(1299 = 0,2 "

1) 1910: 51 v. H. Deutsche.

2) 1910: 53 v. H. Deutsche.

Ruthenen	192	(176 = 0,0 v. H.)
Kroaten	2362	(2148 = 0,3 ")
Serben	2949	(2731 = 0,4 ")
Sonstige	27215 = 3 v. H.	(17822 = 2,4 ")

VII. Westungarn.

Komitat Baranya	107210 (103334)	Komitat Wieselburg ¹⁾	59353 (54508)
Stadt Fünfkirchen	8769 (7717)	" Schimeg	34714 (20193)
Komitat Weissenburg	26900 (25034)	" Ödenburg	92008 (91445)
Stadt Stuhlweissenburg	780 (679)	Stadt Ödenburg ²⁾	17935 (17924 ³⁾)
Komitat Raab	1492 (1360)	Komitat Tolnau	81580 (77293)
Stadt Raab	1756 (1105)	" Eisenburg	130800 (125570)
Komitat Komorn	12605 (11205)	" Wesprim	33579 (32522)
Stadt Komorn	1383 (1234)	" Zala	5126 (4917)

Gesamtbevölkerung: 3094471 (2923401), davon

Deutsche	616000 = 19,9 v. H.	(576040 = 19,7 v. H.)
Madjaren	2024687 = 65,4	" (1949510 = 66,7 ")
Slowenen	21968 = 0,7	" (19270 = 0,65 ")
Rumänen	1116	(979 = 0,0 ")
Ruthenen	71	(62 = 0,0 ")
Kroaten	194194 = 6,2	" (170346 = 5,8 ")
Serben	16957 = 0,5	" (14962 = 0,5 ")
Juden	108085 = 3,5	" (94812 = 3,24 ")
Sonstige (Bunjewagen, Italiener, Zigeuner u. Ausländer)	111393 = 3,6 v. H.	(97420 = 3,4 v. H.)

VIII. Siebenbürgen (Bezirk jenseits des Königssteiges).

Komitat Unterweissenburg (Alsófehérvár)	7873	(7953 = 3,8 v. H.)
" Bistritz-Nassau (Beszterce-Naszód)	27742	(26036 = 21,9 ")
Kronstädter Komitat (Brassó)	30663 = 30,5 v. H.	(29415 = 30,8 ")
Komitat Csík	2900	(1062 = 0,8 ")
" Fogarasz	3701	(3627 = 3,9 ")
" Dreistühle (Háromszék)	8604	(363 = 0,2 ")
" Hunyad	10204	(9189 = 3,0 ")
" Klein-Köfelburg (Kis-Küküllő)	20439	(19292 = 17,7 ")
Klausenburger Komitat (Kolozs)	8100	(7274 = 3,6 ")
Stadt Klausenburg (Kolozsvár)	2131	(1784 = 3,6 ")
Komitat Mieresch-Thorenburg (Maros-Torda)	7353	(6760 = 3,8 ")
Stadt Neumarkt (Maros-Vásárhely)	897	(686 = 3,5 ")
Komitat Groß-Köfelburg (Nagy-Küküllő)	63474 = 42,6 v. H.!	(61769 = 42,5 ")
Hermannstädter Komitat (Széchenyi)	50256 = 28,5	" (47678 = 28,7 ")
Komitat Szolnok-Dobosau	7799	(7252 = 3,0 ")
" Unter-Thorenburg (Torda-Aranyos)	2086	(654 = 0,4 ")
" Udvarhely	2612	(2225 = 1,9 ")

Gesamtbevölkerung: 2664012 (2476998), davon

Deutsche	256834 = 9,8 v. H.	(233019 = 9,8 v. H.)
Madjaren	811861 = 30,48	" (761929 = 30,75 ")
Juden	58945 = 2,2	" (53065 = 2,1 ")
Rumänen	1498558 = 56,3	" (1397282 = 56,3 ")
Sonstige	37814 = 1,22	" (31703 = 1,04 ")

1) 1910: 62,9 v. H. Deutsche.

2) 1910: 53,2 v. H. Deutsche.

3) Fast keine Zunahme wegen starker Auswanderung.

Zusammenfassung.

Gebiet	Bevölkerung 1910	Mäharen	Deutsche	Rumänen	Serben	Slowaken	Ruthenen	Kroaten	Juden	Sonstige
Oberungarn (Slowakei)	2 168 619	549 124	185 750	—	—	155 656	—	—	99 494	4595
Oberungarn (Teps)	1 711 566	704 771	109 966	1218	64	504 648	250 015	506	145 561	17 017
Einß der Theiß	2 751 868	1 485 647	91 800	653 046	124	108 156	194 665	585	196 109	1740
Banat.	2 161 404	508 964	512 601	91 0084	515 357	509 356	—	—	55 792	51 690
Zwischen Donau und Theiß	2 892 404	2 141 579	518 455	1 456	1 655 388	75 112	11 664	1 341	89 659	87 992
Ofenpest	880 571	490 164	125 706	1 402	2 949	27 182	192	2 562	205 169	27 245
Wesungarn	509 471	202 468	616 000	1 116	1 6957	21 968	71	194 194	108 085	111 395
Siebenbürgen	2 664 012	811 861	256 834	1 498 558	—	—	—	—	58 945	57 814
Zusammen	18 504 715	851 6597	2215 090	5066 880	498819	2099 658	456 605	198 986	932 594	539 486
Anteil an der Gesamtbevölkerung (v. H.)		4,6,5	12,1	16,75	2,73	11,53	2,38	1,08	5,09	1,83
Zuwachs an Köpfen seit 1900		696 909	217 175	268 344	61 157	97 522	11 851	15051	102 604	34 842
Progression seit 1900 (v. H.)	8,96	8,9	10,85	9,57	15,9	4,9	2,8	8,1	12,3	10
Wachstum bzw. Rückgang seit 1900 (v. H.)		-0,05	+0,2	+0,09	+0,13	-0,38	-0,04	-0,11	+0,15	+0,02

Deutschkunde
im schönggeistigen Schrifttum.

(D. d. = Deutsch.)

Österreich. Auf der Wegwacht. Roman von Emil Ertl. 8^o, 476 S. Leipzig, E. Staackmann.

Adam Müller macht Schule, dachte ich zuerst, als ich den Roman las, auf den ich vom völkischen Gesichtspunkt aufmerksam gemacht worden — eine vielleicht unrichtige Mutmaßung: denn es lag doch von lange her so nahe, die d. Frage in Österreich einmal im Gewand des Romans zu behandeln, was — meines Wissens wenigstens — für das große Ganze bis jetzt noch nicht geschehen war, nur für einzelne Teile des d. Sprachgebiets der Ostmark; und zeitlich jedenfalls sind des Banater Schwaben, „Götzen-dämmerung“ und „Glocken der Heimat“ Vorläufer dieser neuesten Erscheinung gewesen. Das „Schulemachen“ würde sich auch nur auf die Verwertung des völkischen Untergrundes der Handlung, nicht auf die Art der Behandlung des Stoffes beziehen; die ist bei den beiden grundverschieden. Dieses Buch Ertls, „Auf der Wegwacht“, verrät den gereiften Dichter und den warmherzigen, dabei gerechten und versöhnlichen D. (er ist Ostmärker, 1860 zu Wien geboren, als Sohn eines Fabrikanten, Dr. phil., wohnhaft in Graz). Im Vordergrund der Erzählung steht eine d. Frau und Mutter, wie wir sie nicht lieberter uns denken könnten, die Fabrikantenwitwe Theresie Mairold, mit ihrer heranwachsenden achtköpfigen Jugend. Der regelmäßige Aufenthaltswechsel der Familie zwischen dem Ort der Spinnerei und dem Sitz der Geschäftsleitung lehrt uns die Verhältnisse und Persönlichkeiten einer kleinen mährischen Landstadt kennen — neben den D. auch Tschechen —, und läßt andererseits Einblicke tun in den gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung nach der Auseinanderlegung von 1866/67 und in den siebziger Jahren (Weltanschauung). Christl, der älteste Sohn, wird Professor an der D. Hochschule in Prag, der jüngste, Franzl, Offizier in Mähren; Wolf, der gemütliche Vertreter der Firma in Wien; Moini, der die Fabrik in Nedweditz zu einem großartigen Unternehmen ausgestaltet, nüchternen Geschäftsmann, dem es gleich gilt, „ob Böhmen oder D. an seinen Webstühlen stehen“, und Gatte einer Tschechin, wird schließlich doch von der Gleichgültigkeit gegen sein Volk, vom Kaltsein gegen berechnete Forderungen des Arbeiterstandes geheilt, und Vesi, der nicht das Eheglück der Schwestern beschied, findet dafür Ersatz als Lehrerin an der Schulvereinschule in Nedweditz. — Der Held des Romans wird Doll, der zweitälteste. Ingenieur, erschließt er die Marmorlager der verkrachten „Pentelikon A. G.“ auf der Wegwacht, dem Hochgebirgsübergang vom d. Sprachgebiet ins slowenische und italienische, und rettet so den d. Grenzort St. Jodok in der Lufen vor dem schon gefährlich werdenden Eindringen der Welschen und Winden — es wird wohl der Predil, über den man vom letzten d. Ort, Raibl in Kärnten, hinübersteigt zum südwärts eilenden jungen Sonzo, die Örtlichkeit sein, die Ertl vorschwebte. —

„Tren und fest auf der Wegwacht!“, sagt Doll und handelt danach. Und der Großvater ergänzt: „Im Süden, Osten und Norden, überall wo die Slawen anfangen, da soll der d. Österreicher fest stehen und tren auf der Wegwacht!“

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Die märkischen Kolonien in der Frontera in Chile¹⁾.

Von

Paul M. G. Ende in Eichtenstein (Sachsen).

Wenn die junge chilenische Republik während der ersten fünfundsiebzig Jahre ihres Bestehens sich in heroischen Kämpfen ihrer Haut wehren mußte und dabei bewiesen hat, welch schneidige Klinge sie führt, so hat sie im letzten Viertel ihres hundertjährigen Bestehens die Kunst bewiesen, auch „Mehrerin des Reiches zu sein in den Werken des Friedens“. Die letzten fünfundzwanzig Jahre bedeuten für Chile die friedliche Eroberung einer neuen reichen Provinz, die Erschließung der „Frontera“. Während die Republik sich zur Hundertjahrfeier rüstet, begehen die deutschen Ansiedler in der Gegend zwischen Victoria und Temuco das 25jährige Jubelfest ihrer Niederlassung. Schon daß sie es begehen, erst recht, daß sie es als Jubelfest begehen, muß für jeden chilenischen Patrioten eine Freude sein; er kann sich sagen: das Ansiedlungswerk von 1884 und 1885 ist gelungen, die neuen Bürger sind eingewurzelt im Lande, mit dankbarem Stolz freuen sie sich ihrer Erfolge.

Es ist kein Zweifel: man will erkunden, was mit der Besiedlung der Frontera erreicht worden ist, so gibt's keinen besseren Weg, als einen Blick zu tun auf die Entwicklung der deutschen Kolonien; ich könnte mir zur Kulturgeschichte Chiles während der letzten fünfundzwanzig Jahre keinen deutlicheren Anschauungsunterricht denken als einen Besuch in einer deutschen Musterkolonie. Ich will hier versuchen, ein Stück solchen Anschauungsunterrichts beizusteuern.

Ich fasse eine Gruppe von Ansiedlern ins Auge, die mir, ich gestehe es offen, unter den Deutschen der Frontera die liebste gewesen ist, die Neumärker und Pommern in den Kolonien Salto bei Victoria und Quillem bei Lantaro. Ihre Heimat liegt am Unterlauf der Oder, wo die Warthe herüberströmt, zwischen Frankfurt und Stettin. Dort haben sie als Knechte, Tagelöhner, Geschirrführer, Handwerker auf den Gütern ihrer Barone gearbeitet; aus dem einzigen Gutsbezirk Groß-Lübbichow waren nicht weniger als fünf Familien herübergewandert. Einzelne hatten auch schon ein paar Jahre Wanderschaft und Aufenthalt in Berliner Luft hinter sich, ehe sie nach Chile gingen. An Arbeit hat es ihnen in Deutschland nicht gefehlt; sie haben zugreifen gelernt und brachten zähe Muskeln und harte Hände mit in die Urwälder am Traiguen, Quino und Quillemfluß. Trotzdem ist in den ersten Jahren der Bodenarbeit manch einem der Mut laß geworden, daß er Axt und Ochsenstiel hinwarf, seine Kolonie verließ und die Städte aufsuchte. Die Ansiedler wissen funterbunte Geschichten von den Schicksalen solcher Ausreißer zu erzählen, aber auch viel Ernsthaftes von den eigenen Entbehrungen. Wohl keiner, der nicht eine lange Liste von Viehdiebstählen aufzuweisen hätte. Oder sie erzählen, wie sie in den ersten Jahren, als das Dreschen noch mit Stuten und Wurfschaukel betrieben werden mußte, wochenlang auf trocknes Wetter gewartet haben. Wie sie dann ihre vollen Weizensäcke auf der Ochsenkarre nach Traiguen geschafft haben, drei Tagereisen weit für manche, denn Bahn gab es noch nicht, in den Stürmen und Güssen des Herbstes durch angeschwollene Flüsse, wo Pferde und Ochsen den Halt verloren, durch den meter tiefen Kot der Hohlwege, wo zuweilen die ganze Fracht umkippte und halb verdorben ward. Aber so elend dies Reisen war, so frisch blieb doch der Mut, so munter die Laune. Mit den wenigen Pesos, die sie damals für den Sack erhielten, ward in Traiguen ein schwungvoller Handel begonnen. Das gab ein Leben, wenn zur Herbstzeit die Kolonisten von Quechereguas, Chanco, Quino, Quillem und von weiterher in Traiguen große Weizenmesse hielten. Die Besitzer der großen Kaufläden denken heute mit Wehmut an jene Tage zurück, wo die Käufer dicht gedrängt hinterm Ladentisch standen und die Angestellten alle Hände voll zu tun hatten, um die Säcke und Tüten mit Kolonialwaren, die Gerätschaften, die Töpfe, Tassen, Pfannen, Eimer, die Riemen, Haken, Ketten, die Tücher und Stoffe herbeizuschaffen. Blieben noch ein paar Groschen übrig, so langten sie nachher bei „Mutter Pietzsch“ zu einer Flasche einfachen Bieres oder zu einem Schnäpschen,

¹⁾ Aus: Deutsche Arbeit in Chile, Bd. I. (Festschr. d. Deutsch. Wiss. Ver. zu Santiago zur Zentenarfeier der Republik Chile.)

und die jungen Ansiedler dünkten sich wie Könige bei diesem bescheidenen Genuß. Dann ging es mit der hochbepackten Karre wieder zum Tore hinaus, der armseligen Hütte im fernen Waldtal zu, und der Winter zog heran, der ja den Waldfarmer vollständig von der Außenwelt abschneidet. — Um so reger blühte nun das Leben in dem kleinen Städtchen auf, das mit der Besiedlung des Quillemdistrikts aus dem Boden gewachsen war und von dem heute nur noch zwei stehengebliebene Ranchos zeugen; alles andere ist dem unersättlichen Pfluge der fleißigen Ansiedler zum Opfer gefallen, seitdem die Eisenbahn das aufstrebende Landstädtchen leider umgangen hat. Damals gab es zwei oder drei deutsche Gastwirtschaften, wo am Sonntag Abend der Bursch sein Mädchen im Kreise drehte, wo auch die Alten noch ein Tänzchen wagten, der Quetschbeutel die nötige Musik und die unvermeidliche Brauerei den ganz einfachen „Stoff“ lieferte. Auch einen Lehrer gab es damals schon in Quillem, sogar einen ganz richtigen, geprüften, der sich neben den eigenen auch der Nachbarskinder annahm, der in Ermangelung eines Pfarrers die Neugeborenen taufte und durch seine lustigen Einfälle und seine Unterhaltungsstücke an den langen Winterabenden „Leben in die Bude“ brachte.

Inzwischen aber halfen Art und Brandscheit, dem Urwald Morgen um Morgen abzugewinnen, der Quillem Boden erwies sich als vorzügliches Weizenland; Ernten mit dem vierzigfachen Ertrag kamen vor, der Viehstand mehrte sich, die enge, nur aus einfachen Bretterwänden erbaute Anfängerhütte wurde durch ein schmuckes Häuschen mit dichtem Schindeldach, doppelten Wänden aus genuteten und gehobelten Leisten und mit doppeltem Fußboden ersetzt. Jede gute Ernte ermöglichte eine kleine Verbesserung, und liebevoll betrachtete der Besitzer zu Weihnachten die tapezierte oder schön mit Wappen bemalte Stube, stand die Bäuerin vor dem eisernen Sparherd, wurde die erste Motordreschmaschine in die Ansiedlung hereingefahren! Neben das Wohnhaus legte sich eine steilbedachte Scheune, die den Ernteseigen gegen die Unbilden der Herbstwitterung feite, ja, etwas in der chilenischen Kleinwirtschaft Unerhörtes, Ställe wurden gebaut, und wer ein paar Taler im Kasten klimpfern hatte, leistete sich statt der Schindeln ein sturm- und regensicheres Wellblechdach. Als im Jahre 1905 das 20jährige Bestehen der Kolonie gefeiert wurde, war aus dem sumpfigen undurchdringlichen Urwald ein wohlhabendes deutsches Bauerndorf geworden. Die 23 von den ursprünglich Angesiedelten, die zäh an der Scholle haften geblieben waren, hatten ihren ursprünglichen Besitzstand von insgesamt 900 ha auf das Doppelte gebracht. Die 40 von der Regierung jedem Familienvater auf Abzahlung zugewiesenen Hektare Land waren bezahlt, die verlassenen Ländereien dazu gekauft, ein Viehstand im Werte von 10000 und mehr Pesos keine Seltenheit, seine Schneide- und Bindemaschine hatte fast jeder im Schuppen stehen. Seitdem aber hat sich der Besitzstand einzelner besonders spekulativer Köpfe fast jährlich vermehrt; schon 1906 gab es in Quillem sechs Ansiedler, die jeder ihre 250 ha und mehr bewirtschafteten. Einzelne konnten daran denken, eine Reise nach der alten Heimat Deutschland zu unternehmen, die erwachsenen Söhne konnten sich mit Hilfe der Väter selbständig machen, kurz, aus der hergewanderten Schar besitzloser Tagelöhner war ein bodenständiges Geschlecht freier Bauern geworden, das stolz auf wohlerworbenem Grund und Boden wirtschaftete und dessen weitblickendem, strebsamem Sinne kein Hindernis mehr unbesiegbare, keine Aufgabe zu schwer erschien.

Der Deutsche mußte aber nicht dem Volke der Dichter und Denker entstammen, ließe er sich an wirtschaftlichen Erfolgen allein genug sein! Die Bauern von Quillem hatten kaum die Hände etwas frei bekommen, als unter ihnen der Gedanke auftauchte: nun müssen wir auch eine Schule haben! Und man mußte diese 23 Männer sehen, ihren unermüdlichen Anspornen Miethke voran, wie sie, kaum ausgesprochen, den Plan auch verwirklichten. Kamen ihnen auch die deutschen Kolonien des Nordens und die deutsche Regierung selbst freigebig zu Hilfe, so bedurfte es doch bedeutender Geldopfer, um das Schulhaus mit Lehrerwohnung, großem Schulzimmer und der ganzen Einrichtung praktisch, geräumig, schmuck und schuldenfrei herzustellen und dann auch jedes Jahr das Lehrergehalt aufzubringen. Mit Freuden steuerte jeder seine 100 Pesos bei, und als der Stadtrat zu Perquenco Anspruch auf das von der Regierung zum Bau überlassene Land erhob, als das Land mit dem schon fertigen Schulhaus zur öffentlichen Versteigerung gebracht wurde, da waren sie sofort einmütig entschlossen: Land und Schule muß unser bleiben und soll es jedem von uns noch 500 Taler kosten. Es blieb auch erhalten, und es war eine Freude zu sehen, wie

nun neben den Vormittagschülern, den Abschwüngen und Zwölfjährigen, die älteren Kolonistenöhne, manche schon ehrsame Familienväter, abends zur Fortbildungsschule kamen, um ihre sehr lückenhaften Kenntnisse aufzufüllen. War doch die Kolonijugend während der achtziger und neunziger Jahre teilweise ganz ohne Schulbildung aufgewachsen. Einzelne waren von den Eltern oder von dem oben erwähnten, früh verstorbenen Lehrer unterrichtet worden, andere hatten im Waisenhaus Providencia bei Traiguén beim hochverdienten Pfarrer Leutwyler ein oder zwei Jahre Schulunterricht genossen, ja Pfarrer Leutwyler hatte es möglich gemacht, ein paarmal die Kolonie auf Wochen zu besuchen und die Jugend zu religiöser Unterweisung um sich zu sammeln. Nur wenige Ansiedler hatten das Opfer bringen können, ihre Kinder eine der schon bestehenden deutschen Schulen in Victoria oder Temuco besuchen zu lassen und sie dort in Pension zu geben. Nun hatte die neue Schulgemeinde das Glück, einen Lehrer von seltener Gewissenhaftigkeit und unermüdlicher Geduld zu bekommen, einen Landsmann aus der Neumark, der sich in achtjähriger Tätigkeit an der deutschen Schule von Victoria den Ruf eines konsequenten und gründlichen Pädagogen erworben hatte und heute noch in Quillem wirkt. So war der Traum der eigenen Schule in weniger als einem Jahre Wirklichkeit geworden; Paul Miethke, der mit seinen Plänen anfänglich unglaublichem Kopfschütteln begegnet war, sah sich in seinem Vertrauen auf die zähe Tatkraft seiner Märker nicht getäuscht, und schon ging man daran, neue Pläne zu verwirklichen.

Die Schule zu Quillem ist zwar eine der besten, aber nicht die älteste unter den Kampfschulen der Frontera. Schon etwa fünf Jahre früher erbaute der andere, am oberen Salto (bei Victoria) angesiedelte Zweig der Märker sich in reizender Lage ein schmuckes Schulhäuschen und verstand es, obwohl nur neun Familien stark, es auch mit vortrefflichem Inventar und einer reichen Lehrmittelsammlung auszustatten. Die „Saltobauern“ verstanden es allerdings auch, jede nur einigermaßen verheißungsvolle Hilfsquelle zu erschließen und jahrelang mit beisspiellos billigen Lehrkräften zu wirtschaften. Sie sind samt und sonders Baptisten und stehen in enger religiöser Gemeinschaft. Das Interesse an der religiösen Unterweisung ihrer Kinder ließ sie zeitig an die Errichtung einer Schule denken, und die Religion steht auch im Vordergrund des Unterrichts. Zugleich bildet ihnen die Schule den räumlichen Mittelpunkt ihres Gemeindelebens. Mehrmals in der Woche dient sie gottesdienstlichen Zwecken. Es lohnt sich, ihnen einen Besuch abzustatten. Du glaubst in eine Kolonie der Herrnhuter zu kommen: dieselben blühenden Häuschen, hinter den Fensterscheiben blühen Geranien zwischen traulichen Gardinen, davor ein sauber umzäuntes Gärtchen, aus dem es blüht und duftet, über dem Steildach aus Wellblech oder Flachziegeln kräuselt Rauch aus gemauerten Schornsteinen und verrät dem Vorüberziehenden, wie jetzt drinnen auf dem weißgeschauerten Tisch die Kaffeekanne dampft und einladend die duftenden Weißbrotschnitten dabei stehen, dazu Butter und fetter Rahm im Überfluß. Tritt nur ein! der deutsche Landsmann ist ein herzlich willkommener Gast. Ehe wir aber zugreifen, faltet der Bauer mit den Seinen die Hände und hält ein kurzes Gebet. Und wenn sie dich dann mit glückstrahlenden Augen in ihrer Schule umherführen, so geht dir eben auch das Herz auf und die Hand mit! Da hängt schon die Büchse für milde Gaben neben der Türe . . .

In Quillem haben es die dortigen Baptisten schon zu einer Kirche gebracht; doppelt getürmt grüßt sie von der Anhöhe ins Flußtal herunter, ein Wahrzeichen evangelischen Gemeindebewußtseins. Für die lutherischen Glieder ist das noch ein kühner Traum: eine Kirche erstehen zu sehen, umgeben vom eigenen Friedhof, aus der die Glocke Sonntags zum Gottesdienst einladet oder zur Tagesrüste ihren Schall grüßend über die Dächer der einschlafenden Farmen schwingt. Dann wäre es erst recht heimatisch geworden in Quillem, heimatisch wie einst an den buschumsäumten Ufern der Oder. Einstweilen kommt der deutsche Pfarrer von Victoria allmonatlich am ersten Sonntag herüber, und selten geschieht es, daß ein Haus nicht vertreten wäre in der feiernden Schar, die dann im Schulhaus zusammenkommt. Ohne ihren deutschen evangelischen Gottesdienst wären die Märker in Quillem nicht zu denken. Er bietet ihnen willkommene Veranlassung, sich einmal des Monats beisammen zu sehen. Erfahrungen auszutauschen, Rats zu pflegen, nach dem Gottesdienst miteinander eine Pfeife zu rauchen. Unweit der Schule, wo der Gottesdienst gehalten wird, finden sie bei der unverdrossen gastfreien jungen Frau Pohl den Tisch gedeckt, und bei Kaffee und Kuchen werden die Ernteaussichten besprochen, Vorschläge über Maschinen- oder Landankäufe angehört,

wird den einzelnen auf den Zahn gefühlt, ob sie ihren Weizen schon verkauft haben und wie teuer, auch die Kirchen- und Schulsteuern werden mit beigetrieben, und voll frischen Muts und neuer Pläne reiten sie dann abends nach allen vier Windrichtungen wieder auseinander. So bilden die Gottesdienste wirkliche Höhepunkte im Gemeindeleben. Darum auch keine Hochzeit, kein Schulfest, keine Erntefeier, ohne daß der Pfarrer dabei ist. Im Sommer geht es hinaus in den Wald, unter den grünen Bäumen wird ein Tisch gedeckt, das Volk lagert sich ins Moos oder Gras, und unter freiem Himmel wird eine Feld- oder Bergpredigt gehalten. Nachher aber ergötzt jung und alt sich an unschuldigem Spiel oder Tanz auf dem Wiesenplan. Dabei fehlt dann auch die altberühmte Quillemer Musik nicht, die unter ihrem Kapellmeister, dem Brauereibesitzer Hertling, wöchentlich probt und ebensowohl im Waldgottesdienst das protestantische Tedeum (Nun danket alle Gott) begleiten kann, wie sie hernach zum fröhlichen Reigen aufspielt. Und weil der Dirigent auch Brauer ist, begleitet ihn zum Waldfest der Marktenderwagen mit Legionen von Bier- und Limonadeflaschen. Daneben schwelen dann die Pellinkloben, da wird der Spieß mit dem leckeren Lammbraten gedreht, da brodelts verheißungsvoll im Kessel, muntere Frauenhände haben unter improvisierten Lauben weißgedeckte Tafeln hergerichtet, endlose Reihen Kaffeetassen aufgestellt und Berge von Kuchen davor, daß die Bretter sich schier biegen vor Last. Da muß man die wackeren Quillemer kennen lernen und man wird sie lieb gewinnen. Sie lieben die Geselligkeit. Sind sie einmal beisammen, so kommen sie schwer wieder auseinander. Aber ihre Fröhlichkeit ist rein; sie kommt aus dem Bewußtsein rechtshaffen geleisteter Arbeit und gesunder Kraft. Drum kann jeder, der mit gutem Gewissen fröhlich sein mag, bei ihrem feste Einkehr halten. Er wird sich nie abgestoßen fühlen. So stark oft der Becher der Freude überschäumt, Rohheit kommt hier nicht auf ihre Kosten. Es ist die Kunst dieser Männer, jedes rohe Gelüst freundlich aber bestimmt in seine Schranken zu weisen.

Ich wollte ein Stück Anschauungsunterricht chilenischer Kulturgeschichte geben. Ich denke, was wir hier gesehen haben, das ist Kultur. Es ist ein Beweis dafür, wie deutsches Blut und chilenische Heimat sich gut vertragen und, miteinander verschwistert, wirkliche Kultur zu schaffen vermögen. Wären jene auf ihrem märkischen Sande geblieben, sie säßen heute nicht als freie Bauern auf wohlbestelltem Grunde. Aber auch die Frontera wäre dem Lande nicht das prachtvoll rentierende Kapital geworden, das sie heute ist. Ich freue mich dieser Verschwisterung und grüße die deutschen Freunde in Chile, an deren Seite ich sechs Jahre lang habe chilenische Kulturarbeit mit leisten dürfen, grüße nicht minder das schöne Chile selber, das ich in dieser Zeit lieben lernte und nimmer vergessen werde.

Sprachgrenzen in der nördlichen Rheinprovinz.

Von Prof. Dr. Otto Bremer in Halle a. S.

(Mit Karte, f. Tafel 26.)

J. Ramisch, Studien zur niederheinischen Dialektgeographie (Deutsche Dialektgeographie, herausg. von F. Wrede, Heft 1, Marburg 1908, Elwert), hat ein „durch eigenes Hören zusammengetragenes Material kartographisch dargestellt“ und die Sprachgrenzen historisch zu erklären versucht. Von den drei niederdeutschen Sprachgrenzen, welche die Rheinprovinz durchschneiden, der Ürdinger, der Benrather und der Eifel-Linie, hat Ramisch die nördlichste, die Ürdinger, in ihrem Verlauf von der niederländischen Grenze bei Venlo bis zum Rhein bei Ürdingen genau festgestellt. Die Linie, nur für Wachtendonk und Gelinter schwankend, wird gebildet durch ein Bündel von im Westen 17, in der Mitte 26, im Osten 24 genau zusammenfallenden Sprachlinien. Wir haben es also mit einer nachweislich scharfen Sprachscheide zu tun. Die Linie deckt sich nur in dem östlichen Drittel mit der ick/ich-Linie, welche sonst ein

wenig südlicher verläuft. Ferner hat Ramisch eine geschlossene Mundart sowohl für die alte Vogtei Geldern als auch für die Grafschaft Mörs erwiesen. Erstere wird im Norden durch 13 und weiter durch 10 sich deckende Sprachlinien, im Osten durch 16, im Süden durch 26 bzw. 19, im Westen durch etwa ein Dutzend Linien begrenzt; letztere durch im Westen 16, im Süden 24 Linien. Die Kartenbeilagen stellen leider nur eine kleinere Auswahl von Linien dar; man hätte Vollständigkeit gewünscht. Ramisch beweist, daß die alten, seit Ende des 14. Jahrhunderts nachweisbaren Territorialgrenzen die heutigen Sprachgrenzen im einzelnen bilden. Aber er erklärt auf diese Weise nur die Untermundarten, wie die der Vogtei Geldern und der Grafschaft Mörs. Für die ungleich wichtigere Frage nach der Herkunft der großen, durchlaufenden Linien, wie es die Ürdinger ist — auch nördlich scheint eine ähnliche Parallellinie von Walbeck

über Geldern ostwärts zu ziehen (13, dann 10, dann 10 bzw. 26 Einzellinien haben den gleichen Verlauf) — bleibt er uns eine Erklärung schuldig. Diese kann aber doch nur in den noch früheren politischen Grenzen gesucht werden. Sind die letzteren auch historisch nicht genauer zu ermitteln, so werden wir nicht zögern dürfen, sie aus der Sprache zu folgern, nachdem bewiesen ist, daß die heutigen Sprachgrenzen den älteren politischen entsprechen. Mag das auch für jeden einzelnen Grenzort nur insoweit zutreffen, als die spätmittelalterlichen Territorialgrenzen sich an die Grenzen der Völkerwanderungszeit anlehnen — im übrigen kann sich die Sprachgrenze, den Territorialgrenzen gemäß, ein wenig verschoben haben¹⁾ —, in ihrem gesamten Verlauf muß die Ärdinger Linie, wenn anders wir nicht auf jede Erklärung verzichten wollen, uns als die einstige politische Grenze zwischen hattwarischen und ripwarischen Franken gelten, so gut wie die niederdeutsche Sprachscheide vom Siegerland bis zum Harz als die einstige politische Südgrenze der alten Sachsen. Eine weitere Frage ist, wie weit diese alten Stammesgrenzen im Rheinland römische Territorialgrenzen fortsetzen.

So wie bei Ramisch die Vogtei Geldern im Mittelpunkt steht, so die Mundart bei Remscheid, Cronenberg und Ronsdorf in E. Leiheners „Cronenberger Wörterbuch“ (1908, Heft 2 derselben Sammlung). Durch den Zusammenfall einer größeren Anzahl von Sprachlinien erweist Leihener eine geschlossene Mundart östlich der Wupper, die bis einschließlich Ronsdorf, ausschließlich Lüttringhausen reicht, im Süden durch den Eschbach begrenzt wird und im Norden bis vor die Tore von Elberfeld reicht. Die westliche Wuppergrenze wird von 29 bzw. 33 Sprachlinien gebildet, die südliche gar von 60 bzw. 71, die östliche von 38 und 35 bzw. 51 und 46, die nördliche gegen Elberfeld immer noch von 14 und 16 bzw. 20 und 22.

Wichtiger noch ist die genaue Bestimmung sowohl der alten fränkisch/sächsischen (westfälischen) Sprachgrenze als der sog. Benrather Linie, welche

¹⁾ So z. B. wäre es denkbar, daß die id/ich-Linie, soweit sie keiner Territorialgrenze entspricht, die ältere Sprachgrenze bedeutete.

das ripwarische Sprachgebiet in ein nieder- und ein ober-ripwarisches teilt, d. h. in ein nordwestliches Gebiet ohne Lautverschiebung des Tenuis mit den Hauptorten Maastricht, Heinsberg, Roermond, Erkelenz, Rheydt, M. Gladbach, Diersen, Kaldenkirchen, Krefeld, Ürdingen, Kaiserswerth, Düsseldorf, Mettmann, Velbert, Elberfeld, Ronsdorf, Remscheid, Solingen, und in ein südöstliches Gebiet, welches die hochdeutsche Lautverschiebung des Tenuis kennt und von Aachen, Einnich, Odenkirchen, Neuß, Höhscheid, Wermelskirchen südwärts bis zur Eifel reicht.

Die Sprachgrenze zwischen Franken und Sachsen wird zwischen Wermelskirchen und Wipperfürth-Hückeswagen gebildet durch nicht weniger als 73 und 64 bzw. 90 und 79 genau zusammenfallende Spracherscheinungen, weiter nördlich zwischen Remscheid-Ronsdorf und Lennep-Lüttringhausen durch 38 und 35 bzw. 51 und 46 Linien. Bei Elberfeld-Barmen ist die alte Grenze, die bekanntlich noch im 19. Jahrhundert Barmen durchschnitten, heute verwischt: südlich und westlich von Elberfeld laufen 14 und 29 bzw. 20 und 38 Linien (die Ärdinger Linie), zwischen Elberfeld und Barmen 2, durch Barmen hindurch 11 bzw. 14 und östlich von Barmen 24—28 bzw. 27—32. Nördlich von diesen beiden Städten gibt es noch eine westliche Linie von 35 bzw. 45 und eine östliche von 31 bzw. 36 Spracherscheinungen. Erst bei Langenberg vereinigen sich beide wieder. Auch südlich von Barmen ist der Hauptlinie eine östlichere nach Raderbornwald vorgelagert, welche immerhin durch 16 bzw. 17, dann, nachdem sie sich geteilt hat, durch 21 bzw. 24 Erscheinungen belegt ist. In der dazwischen liegenden Zone Lüttringhausen—Lennep—Hückeswagen—Wipperfürth sind fränkische mit sächsischen mundartlichen Merkmalen gemischt.

Fast ebenso einschneidend ist die Grenzscheide zwischen Ober- und Niederripwarisch, welche der Wupper bis Burg und östlicher zwischen Wermelskirchen und Remscheid dem Eschbach folgt. Es sind bis Burg 54 bzw. 67, östlich von Burg 60 bzw. 71 Sprachlinien. Auch hier ist bemerkenswert — wie oben bei der id-Linie —, daß die eigentliche Benrather Linie etwas südlicher ausläuft und nur durch 9 bzw. 11 Erscheinungen belegt ist.

Die deutschen Kirchenschulen in Petersburg.

Von Friedrich v. Knefler in Petersburg.

Bei den vier großen deutschen evangelischen Gemeinden in Petersburg bestehen seit lange vier große Komplexe von Schulen verschiedener Ordnung mit meist deutscher Unterrichtsprache, in welchen die Lehrenden und Lernenden dieselben staatlichen Rechte genießen wie diejenigen der entsprechenden Regierungsschulen: es ist das die St. Petri-Schule, die St. Annen-Schule, die St. Katharinen-Schule und die sog. Reformierte Schule (oder eigentlich die Schule der reformierten Gemeinden, d. h. der deutsch-reformierten, der französisch-reformierten und der holländisch-reformierten Gemeinden, denen die Schule gemeinsam gehört; aber während der deutsch-reformierten Gemeinde etwa 5000 Personen angehören, umfassen die französisch-reformierte und der holländisch-reformierte Gemeinde nur einige hundert). Viele Dezennien hindurch ist die Unterrichtsprache in

allen Fächern deutsch gewesen bis auf die russische Sprache und Literatur und die Geschichte und Geographie Rußlands, in denen die Unterrichtsprache russisch war. Aber im Jahre 1892, also in jener Periode, als sämtliche Schulen der Ostseeprovinzen russifiziert wurden, setzte der damalige Kurator Kapustin, der als Kurator des Dorpat'schen (jetzt Rigaschen) Lehrbezirkes dort die systematische Russifizierung eingeleitet und im wesentlichen durchgeführt hatte und dann nach Petersburg versetzt worden war, es durch, daß in den Petersburger deutschen Schulen wenigstens der Unterricht in der mittleren und neuen Geschichte im Zusammenhang mit der Geschichte Rußlands in russischer Sprache erteilt werden mußte, wie das auch gegenwärtig geschieht (Deutsch geblieben ist der altgeschichtliche Unterricht, in dem Rußland bekanntlich keine Rolle spielt). Diese in erster

Einie für die Entwicklung der geschichtlichen Auffassung bedeutsame Maßnahme hat erfahrungsmäßig auch einen Rückgang in der Beherrschung des Deutschen bei der Schuljugend zur Folge gehabt. Doch wird man trotzdem die Schulen als deutsche Anstalten bezeichnen dürfen, da sie ihren Zöglingen immerhin in deutscher Erziehung und Methode eine deutsche Bildung angedeihen lassen. Freilich besteht ein sehr bedeutender Hundertsatz der Schüler und Schülerinnen aus anderen Nationalitäten, vor allem aus Russen, bei denen die deutschen Kirchenschulen in besonderem Ansehen stehen. Aber müssen inmitten einer weit zahlreicheren anderssprachigen und andersgläubigen Bevölkerung die deutschen evangelischen Gemeinden Petersburgs mit ihren vielen gemeinnützigen Institutionen mit Recht als Sammelpunkte und Zentren deutschen kulturellen Lebens angesehen werden, um wieviel mehr darf das nicht nach wie vor von ihren großen Schulen gelten, die nach der Zahl der Lehrenden und Lernenden zum Teil sogar so manche berühmte Universität übertreffen!

Die beiden ältesten, die St. Petri-Schule (seit 1710) und die St. Annen-Schule (seit 1736), beide in stattlichen, schönen Gebäuden so ziemlich in dem Zentrum der Stadt untergebracht, sind die größten mit je etwa 1700 Zöglingen, Knaben und Mädchen, und bilden jede für sich einen Komplex von im ganzen fünf Schulen: einem Gymnasium, einer Realschule mit einer Handelsabteilung, einer höheren Mädchenschule und einer Knaben- und einer Mädchen-Bürgerschule. Erwähnt sei namentlich, daß die Absolventinnen der beiden höheren Mädchenschulen Diplome erhalten, auf Grund deren sie nicht nur als Hauslehrerinnen und an niederen Schulen, sondern auch in den unteren und mittleren Klassen der Mittelschulen unterrichten und im übrigen gleich den Absolventen der Gymnasial- und Realabteilungen Hochschulen besuchen dürfen. Die Reformierte Schule und die St. Katharinen-Schule haben erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach ihren Lehrplänen und der Schülerzahl eine ähnliche Bedeutung gewonnen wie die beiden erstgenannten großen Schulkomplexe. Sie beide haben ein Gymnasium und eine Realschule mit einer Handelsabteilung und im ganzen rund 650 bzw. 500 Schüler. Die Reformierte Schule erhält eben gleichfalls in zentraler Lage ein neues großes Gebäude und hat im August 1911 eine höhere Mädchenschule mit den vier unteren Klassen eröffnet, denen progressiv in den folgenden Jahren die noch fehlenden oberen Klassen beigelegt werden sollen; die St. Katharinen-Schule, im Stadtteil „Wassili-Ostrow“ (einer Newainsel) gelegen, beabsichtigt die Eröffnung einer solchen Schule im August 1912. — Außer den hier genannten Lehranstalten gibt es noch einige deutsche Elementarschulen für Knaben und Mädchen bei den erwähnten vier Gemeinden und bei den anderen kleineren evangelischen Gemeinden Petersburgs, ebenso einige deutsche Privatschulen verschiedener Ordnung ohne staatliche Rechte. Letztere kommen indessen auch einer Bürgerschule für Knaben und Mädchen mit zum Teil deutscher Unterrichtsprache zu, der „Schule für Kinder armer Eltern fremdländischer Konfessionen“ mit im ganzen etwa 425 Zöglingen. Im Jahre 1821 von einigen Wohltätern gegründet, wird sie seit lange namentlich von den evangelischen Gemeinden, sogar vom Unterrichtsministerium und von

Seiner Majestät dem Kaiser und anderen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses subventioniert; auch besteht für sie ein besonderer „Verein zur Unterstützung“. — Merkwürdig ist die Situation der beiden Elementarschulen für Knaben und Mädchen, welche der im Jahre 1907 gegründete „St. Petersburger deutsche Bildungs- und Hilfsverein“ unterhält. Wie die um dieselbe Zeit ins Leben getretenen „Deutschen Vereine“ der Ostseeprovinzen, will auch dieser Verein der Erhaltung des Deutschtums dienen. Aber während die baltischen Deutschen Vereine eine sehr große Zahl von deutschen Schulen haben errichten dürfen, ist derartiges in der Hauptstadt des Russischen Reiches nicht gestattet worden: diese Schulen müssen sich der russischen Unterrichtsprache bedienen, mit Ausnahme des evangelischen Religionsunterrichts und des Unterrichts in der deutschen Sprache! Trotz aller Bemühungen hat diese überraschende Anordnung sich nicht mehr rückgängig machen lassen, und tatsächlich behilft man sich in den beiden Elementarschulen, indem in denjenigen Fächern, in denen das Russische die eigentliche Unterrichtsprache sein soll, das Deutsche als Hilfsmittel der Verständigung in größerem Umfang herangezogen wird.

Kehren wir nach diesen kurzen Mitteilungen über die anderen deutschen Schulen zu den vier großen Kirchenschulen zurück, so mag noch erwähnt werden, daß sie alle „Jahresberichte“ erscheinen lassen mit eingehenden „Schulnachrichten“, auf welche Interessenten besonders verwiesen seien, und beigelegt werden den Berichten jedesmal wissenschaftliche Abhandlungen, verfaßt von den Mitgliedern der Lehrerkollegien. Gedacht sei an dieser Stelle einer solchen Beigabe aus dem „Jahresbericht der St. Annen-Schule“ vom Schuljahr 1910/11: es ist das ein schöner Nachruf auf den am 22. Mai (4. Juni) 1910 verstorbenen langjährigen Direktor dieser großen Anstalt, Josef Koenig, aus der Feder seines ehemaligen Schülers, Kollegen und Freundes, des bekannten Philologen und Professors an der Universität Petersburg Dr. Th. Zieliński; beigelegt ist das trefflich gelungene Porträt und der famiglierte Namenszug des Verewigten. Josef Koenig, der auch im Auslande einen weithin bekannten Namen gehabt hat, war 1845 zu Schwarzwasser in Österreichisch-Schlesien geboren, studierte in Wien Philologie, war dann Erzieher im Hause des russischen Botschafters Grafen Stackelberg in Wien und Paris und unterrichtete seit 1874 als Oberlehrer der alten Sprachen an der St. Annen-Schule; 1884 wurde er Direktor und hat das Direktorat bis an seinen Tod, also 26 Jahre hindurch, inne gehabt. Was der ausgezeichnete, hochbegabte Mann von seltenem organisatorischen Geschick für das von ihm geleitete Schulwesen, aber auch für viele weitere Kreise bedeutet hat, dafür legt der außerordentlich warmherzige, feinsinnige Nachruf aus der bezeichneten berühmten Feder ein glänzendes Zeugnis ab. Eins aber wird nicht erwähnt, was hier nachgetragen sei: Jos. Koenig war auch ein deutschösterreichischer Patriot und hat sich um seine Landsleute im Russischen Reich besonders verdient gemacht als Mitgründer des „Österreichisch-ungarischen Hilfsvereins“, dessen erster Präsident er von der Gründung im Jahre 1897 an bis an seinen Tod gewesen ist. Auf seinem Grabe haben inzwischen „collegae, discipuli amici“ ein schönes, stattliches Denkmal errichtet.

Die Zustände in Nordschleswig.

Unter diesem Titel erschienen im vorigen Sommer in dem von Rade-Marburg herausgegebenen Pastorenblatt „Die christliche Welt“ drei Artikel von einem Anonymus, die außerordentliches Aufsehen erregten, sogar weit über die Grenzen Schleswig-Holsteins hinaus. Wie sich später herausstellte, war der Verfasser, in dem die meisten Leser gewisser Wendungen wegen einen nordschleswigschen Geistlichen vermuteten, ein Kandidat der Philosophie namens Joh. Tiedje aus Osby, einem Kirchdorf in der Nähe von Hadersleben.

Eigentlich Neues brachten die Artikel kaum, fasten jedoch mit anzuerkennendem Wahrheitsmut in sehr gewandter Darstellung und philosophisch verbrämter Beweisführung alles das zusammen, was bisher eigentlich nur von gegnerischer Seite der deutschen Politik und Kulturarbeit in Nordschleswig zum Vorwurf gemacht worden war.

Der Widerhall der Presse durchlief alle Schattierungen von rückhaltloser Zustimmung bis zur vollständigen zornigen Verurteilung.

Die nächste praktische Folge war die Entstehung zweier Neugründungen, des „Pastorenvereins“ und des „Friedensvereins“, die auch — wie der „Deutsche Verein für das nördliche Schleswig“ — deutsche Kultur pflegen wollen, aber in mehr friedlicher, unauffälliger Weise, wie das führende Dänenblatt sagt, mehr mit List und mit Vorsicht. Ob die Zukunft dem „Friedensverein“, der sich an alle Heimdeutschen Nordschleswigs wendet, mehr Mitglieder und größere politische Bedeutung bringen wird, läßt sich noch nicht entscheiden.

Im einzelnen auf die Schrift, die jetzt in Buchform erschienen ist, einzugehen, ist hier nicht der Ort; wer sich jedoch für den Gang eines Kulturkampfes — und um solchen handelt es sich in der Tat in Nordschleswig — interessiert, der wird die Tiedjeschen Artikel nicht ohne Gewinn und — ästhetischen Genuß aus der Hand legen. Das Büchlein, dem eine Widmung an Frau Dora Rade vorausgeht und dem ein sehr umfangreicher Anhang beigelegt ist, zerfällt in folgende Abschnitte, die hier statt einer gedrängten Inhaltsangabe folgen mögen:

1. Die Religion als die verborgene Stößkraft der Kultur;
2. Die Rechtsfrage als Frage der obliegenden Kultur;
3. Die deutsche Kulturpolitik: a) Historische Grundlegung, b) Der „Deutsche Verein“, c) Die Kulturpolitik der Regierung;
4. Dänische Kulturwege: a) Historisches, b) Selbsthilfe, c) Abwege;
5. Von denen, die schweigen.

Keiner dieser Abschnitte ist unwidersprochen ins Land gegangen; manche Behauptung hat geradezu eine wahre Entrüstung hervorgerufen, steht doch z. B. neben dem Satz „Das ganze tätige Deutschtum der Nordmark ist als Gesamtheit nicht nur unkirchlich, sondern auch irreligiös“, die andere ebenso ungeheuerliche Behauptung „Reichsdeutschen müssen wir auf ihre Frage: Was tun die Dänen für und in Nordschleswig? antworten: Siehe, sie beten!“. Den schärfsten Angriff richtet der Verfasser gegen den vorhin genannten „Deutschen Verein“, den er als deutscher Kampfgeist zeugt und dem er vorwirft, er erhoffe „Unmögliches von dinglichen Mitteln, von Staatsremunerationen und Polizeischikanen“.

Als Entgegnung auf diese schweren Beschuldigungen erschien im Verlag von Schöge-Hadersleben eine kleine Schrift des Lehrers A. Lorenzen-Gravenstein, betitelt: „Kulturarbeit in Nordschleswig“, die kurz und bestimmt manche der Entstellungen und Übertreibungen der Tiedjeschen Arbeit als solche aufdeckt bzw. widerlegt. Daneben gibt sie wertvolle Winke für den Ausbau und die Vertiefung deutscher Kulturarbeit in der Nordmark, wobei der Verfasser sich auf die Tätigkeit der Ortsgruppe Gravenstein, der er als Schriftführer angehört, beruft. Durch Einrichtung von Lesemappen und Büchereien, durch belehrende Vorträge aller Art und durch Pflege guter Geselligkeit habe man hier wie an manchen anderen Orten ernsthaft versucht, wahre deutsche Kulturarbeit zu verrichten.

Christen Gröndahl in Tondern.

Kolonisationsgeschichte der Iglauer Sprachinsel¹⁾.

Die Sprachinsel umfaßt heute 80 Orte. Der Flächeninhalt beträgt 390 qkm. Davon entfallen 157 auf Mähren, 233 auf Böhmen. Dieses Gebiet ist ein Hügelland mit einer Jahrestemperatur von nur 6,6°. Diese Beschaffenheit und die Lage auf dem Grenzrückén zwischen Böhmen und Mähren hat die frühere Besiedlung stark beeinflusst. Es war bis in das 12. Jahrhundert ein fast unbewohnter Grenzwald, durch den ein alter Handelsweg führte. Die Entdeckung der Silbererze rief den Bergbau hervor, der zusammen mit dem Handel die deutsche Besiedlung herbeiführte. 1101 wird zum erstenmal der Handelssteig erwähnt. Die jetzt vielfach beliebte Theorie, das Zurückbleiben markomannischer und anderer germanischer Völkerreste auch nach der großen Völkerwanderung anzunehmen, bezeichnet der Verfasser mit Recht als haltlose Vermutungen. Die ersten slawischen Dörfer werden 1234 erwähnt, zu einer Zeit, wo die deutsche Besiedlung bereits eingesetzt hatte. Im 12. Jahrhundert war noch durch Gesetz verboten, den Grenzwald zu lichten. Zu seiner Bewachung und Verteidigung war auch hier die Einrichtung der Choden getroffen. Eine nennenswerte slawische Besiedlung ist der deutschen nicht vorausgegangen. Die ersten deutschen Siedler wurden von den Fürsten herbeigerufen, weil die Deutschen mit ihrem Eisenspfug dem Boden größeren Gewinn abzurufen verstanden. Die Stadt Iglau ist älter als die meisten Dörfer der Sprachinsel. Ihren Namen hat sie wohl von dem Flusse Iglau. 1227 ist sie als deutsche Bergaufsiedlung bezeugt. Zwölf Jahre später wird sie noch als villa bezeichnet, obgleich schon 1234 ein Schöffengericht nachweisbar ist. Der Bergbau beruht ganz auf deutscher Grundlage. Im Iglauer Bergrecht finden sich keinerlei slawische Anklänge. Alle Fachausdrücke sind deutsch. Die Bergleute scheinen zum Teil aus Freiberg, zum Teil aus den deutschen Alpenländern gekommen zu sein. Der älteste Handel weist auf niederdeutsche Zuwanderung hin. Flandrische und walonische Stadtrechte finden sich in das Iglauer Stadtrecht hineingearbeitet. Auch das Aufblühen der Tuchweberei kann mit slawischer Einwanderung zusammenhängen. Der Johanniterorden ist in Iglau 1243 nachweisbar. Er

¹⁾ Von Dr. Anton Altrichter. (Zeitschr. d. Dtsch. Ver. f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens XII, 1908, S. 67—141.)

machte auch holländische und andere niederheinische Siedler auf seinen böhmischen Besitzungen ansässig. Großen Einfluß hatten die ersten Klöster auf die Besiedlung, vor allem die Prämonstratenser, „der deutscheste aller religiösen Orden“. Die Bergstadt mußte sehr bald erweitert werden, so stark war der Zustrom deutscher Siedler. 1249 wurde das Stadtrecht festgelegt, das durch seinen bergrechtlichen Teil weithin Einfluß erlangte. Zglau wurde zum Oberhof für die Bergstädte Böhmens und Mährens. Auch aus Sachsen, Schlessien und Oberungarn wandte man sich in schwierigen Bergsachen nach Zglau. Selbst Hall in Tirol ging den Oberhof in Zglau um Entscheidung an. Der Bergbau dehnte sich auf die Umgebung aus und rief auch ländliche Siedlungen hervor. Ihm folgte die Zuwanderung bäuerlicher Ansiedler. Die ältesten Gründungsbriefe für Bauernndörfer sind von 1252 und 1303 erhalten. Die Lokatoren sind reiche Zglauer Bürger, ein Beweis, daß die Stadt älter als die meisten Dörfer ist. Der Deutsche war rechtlich besser gestellt als der Slawe. Deshalb suchten sich die tschechischen Bauern ins deutsche Recht einzukaufen. Die älteste bäuerliche Besiedlung scheint namentlich im westlichen Teile durch die Mönche des 1159 gegründeten Klosters Selau erfolgt zu sein. 1252 dient dieses Prämonstratenserloster als Muster für andere Besiedlungen, wo unfruchtbares Land unter den Pflug genommen wird. Die Zuwanderung war zeitweilig so stark, daß ein Münzmeister sich verpflichtete, binnen Jahresfrist für mehrere Dörfer die nötigen Ansiedler zu beschaffen. Über die Besiedlung durch den Deutschen Ritterorden und die Klöster Wilhelmszell, Sedletz, Saar und Trebitsch, ist unendlich wenig bekannt, so bedeutend sie auch gewesen sein muß. Die Zisterzienser von Sedletz kamen aus Waldsassen und zogen fränkische Ansiedler herbei, die von Saar kamen aus Oßegg und machten sich durch Ansiedlung deutscher Handwerker verdient. Die Besiedlungstätigkeit dieser Klöster wurde durch die Ritter von Lichtenburg gefördert, ja vielfach erst ermöglicht. Dieses Adelsgeschlecht kam aus der Lausitz um die Mitte des 13. Jahrhunderts nach Südböhmen und Mähren. Unter den Lichtenburgern schritt die deutsche Besiedlung rasch vorwärts. 1278 hauste das geschlagene böhmische Heer Ottokars arg, ihm folgte das siegreiche Heer Rudolfs von Habsburg. 1280 riefen Elementarereignisse ungeheure Tenerung, Hungersnot und Krankheiten hervor, die Tausende hinrafften und massenhafte Rückwanderung nach Deutschland hervorriefen. Dazu kam der deutschfeindliche Prager Landtagsbeschuß vom gleichen Jahre, nach dem alle nicht eingebürgerten Deutschen binnen drei Tagen das Königreich verlassen sollten. Böhmen soll damals (nach Palacky) in zwei Jahren gegen 600 000 Einwohner verloren haben. 1288 übergibt das Kloster Wilhelmszell zwei öde Dörfer den Lichtenburgern, die von diesen mit tüchtigen Kolonisten besiedelt werden.

Die 78 deutschen Dörfer werden alle mit den ältesten urkundlichen Belegen aufgeführt. Die Ortsnamen sind zum Teil slawisch, und zwar in den Talniederungen, die schon vor der deutschen Besiedlung von Slawen bewohnt waren. Die Mehrzahl der Orte trägt aber deutsche Namen. Solche lassen sich auch noch über die heutige Sprachgrenze hinaus feststellen, ein Beweis, daß die deutsche Besiedlung einst noch weiter gereicht hat.

Die Mundart ist nicht einheitlich. Im nördlichen

Teile der Sprachinsel trägt sie mitteld. Gepräge, im übrigen Teile deutliche Anklänge an die bairisch-österreichische Mundart. Auch die Einzelsiedlungen und Weiler weisen auf bairische Besiedlung. Ausgesprochene Waldhufendörfer sind selten. Die Dörfer mit Namen slawischer Herkunft sind zumeist Straßendörfer. Die Runddörfer erweisen sich bei näherer Untersuchung als Waldhufendörfer, die sich dem gebirgigen Gelände anpaßten. Es sind Formen, die sich in der Oberpfalz und in Oberfranken wiederfinden. Unregelmäßige Formen erklären sich durch Zusammensiedlung von Ackerbauern und Bergleuten. Die Flurnamen sind fast durchweg deutsch. Haus und Hof zeigen fränkische und bairische Einflüsse. Auch das Aussehen der Bewohner ist im Norden anders als im Süden der Sprachinsel. In dem nördlichen, mitteldeutsch sprechenden Teile sind die Blondinen häufiger, im Süden die Brünetten. Auch dies weist auf verschiedene Herkunft der Ansiedler hin. Mehrere Volkslieder stimmen mit denen des Egerlandes überein. Die Hauptmasse der Ansiedler hält Altrichter für bairischen Ursprungs. Franken und Oberpfälzer kommen in zweiter Linie. Ein Teil der Ansiedler scheint vom Niederrhein, aus Flandern, Brabant, Schwaben und Schlessien gekommen zu sein. Der Silberreichtum hat jedenfalls Ansiedler aus allen Gegenden angelockt, wie es heute bei Entdeckung neuer Goldfelder der Fall ist. Als der Silberreichtum zu Ende war, gingen die Bergleute zum Ackerbau über.

Prof. Dr. Johannes Semmrich in Plauen i. V.

Zur Kunde deutscher Sitten in Ungarn.

Unter den Aufsätzen des von W. Semayer redigierten Anzeigers d. Ethnogr. Abteil. d. Ungar. Nationalmuseums V, Budapest 1910, finden sich mehrere, die für die Deutschkunde von Bedeutung sind. J. Ernyey bietet (S. 133 bis 142) wichtige Nachrichten über die Schuldramen und Volksschauspiele in den deutschen Städten Oberungarns (vgl. Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern II, S. 345 u. 419). Er zählt frühere Arbeiten darüber auf, nennt eine Reihe der gespielten Stücke und beschreibt ihre Aufführung, ferner gibt er nähere Nachrichten über die in verschiedener Bearbeitung seit dem 16. Jahrhundert aufgeführten Stücke von der kenschen Susanna. Schließlich wird ein neu entdeckter Text dieses Spieles aus Kremnitz mitgeteilt. Ferner wird ein Bild der Darsteller eines Susannastückes aus dem von d. Bergleuten kolonisierten Dorfe Oláhlaposbánya (Komitat Szolnok-Doboka) mitgeteilt. Erwähnt sei noch, daß schon die früheren Bände des Anzeigers verwandte Mitteilungen machten. Hierher gehört ferner auch der Aufsatz von A. Kovács über Weihnachtsspiele in Baja (S. 27 bis 31). Besonders auf das Bethlehemspiel mag hier aufmerksam gemacht werden, weil es für den Vergleich mit ähnlichen Mysterienspielen von Wichtigkeit sein dürfte. Es treten auf: drei Schäfer, vier Engel, ein Dudsackpfeifer und der Hauswirt. Ob es auf deutschen Einfluß zurückgeht, wäre zu untersuchen.

Ebenso sind für uns folgende zwei Aufsätze von Interesse: D. Rega, Maibäume im Komitat Arva (S. 67), und L. Perlik, Maibäume in Jászo (S. 126). Die Sitte, daß die Burschen ihren Mädchen Maien (mit Bändern verzierte Bäumchen) setzen, ist als deutsche Sitte allgemein bekannt. Wenn in Nordungarn diese Sitte

von Slawen und Ungarn gepflegt wird oder gepflegt wurde, so scheint dies auf deutschen Einfluß zurückzugehen; dem Referenten ist nicht bekannt, daß diese Sitte z. B. in einer slawischen Gegend der Karpathen üblich ist. Bezeichnend ist übrigens, daß diese Sitte in Jászó (Komitat Abauj-Torna, wo zahlreiche deutsche Siedlungen nachweisbar sind) von Handwerksburschen gepflegt wurde; der Handwerkerstand war früher zumeist deutsch. Das in Jászó übliche Mäien am 1. Mai und zu Pfingsten ist in den Karpathenländern ziemlich allgemein üblich.

Ferner ist zu nennen J. Hajnad, Kinderspiele aus der Bacsa (S. 31—39). Der Verfasser berichtet über die Spiele, Spielzeuge, Liedchen usw. in der deutschen Kolonie Torzsa im südongarischen Komitat Bacsa-Bodrog. Manches von den Spielen ist z. B. auch bei den Deutschen in der Bukowina bekannt (Florian, Florian hat gelebet sieben [hundert] Jahr), ein Beweis, daß sie aus der alten gemeinsamen Heimat stammen. Abbildungen der Spielzeuge sind beigegeben.

Schließlich gehört hierher auch der Bericht von E. Zoltai über die Innungsladen und andere Innungsreliquien im Debrecziner Städtischen Museum (S. 151 f.). Es ist kaum zweifelhaft, daß diese Gegenstände zum Teil noch auf die Zeit der deutschen Hünfte zurückgehen. Die abgebildete Einberufungstafel der Debrecziner Fleischerinnung gleicht völlig jenen Tafeln, wie sie in deutschen Städten gebräuchlich waren und jetzt noch zu ähnlichen Zwecken in Siebenbürgen in Verwendung stehen. Die hölzerne Säge und der Holzwürfel („Seife“ benannt), mit denen man dem angehenden Gefellen den Lehrbubenschmutz herunterkratzte, erinnern an die bekannte deutsche Sitte bei ähnlichen Gelegenheiten.

Prof. Dr. Raimund Kaindl in Czernowitz.

Made in Germany.

Bei den unter britischer Herrschaft stehenden Schanvölkern im Norden von Birma hat sich lange Zeit Frau

Leslie Milne aufgehalten. Sie hat namentlich das häusliche Leben dieser Völker studiert und darüber ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes, mit sehr guten Abbildungen versehenes Buch geschrieben: *Shans at Home* (London 1910, John Murray). Darin erzählt sie auch an verschiedenen Stellen (S. 62, 109, 137), daß die in den Schanländern verkauften Waren aus Deutschland und leider nicht aus England stammen, wodurch ihr allerlei Überraschungen bereitet wurden. Junge Mädchen tragen dort grellbunte Jacken, und eines hat die Engländerin, ihr doch einen Zauberspruch zu übersetzen, welcher auf dem Stoffe stand. „Ich las die magischen Worte mit einiger Schwierigkeit, da die teilweise mit Silberfäden überzogenen Buchstaben auf dem Kopfe standen. Der Zauber lautete: *kuwawar u opw*. Ich sagte, daß ihr die Worte keinen Schaden brächten, aber für jene, welche sie geschrieben hätten, glückbringend seien, keineswegs aber für uns (Engländer). Diese Worte können in beliebiger Menge in allen Schanstaaten gekauft werden, wo aber unglücklicherweise solche britische Zaubervorte selten sind.“

Dann berichtet die Verfasserin wieder, daß die Schan bei kühlem Wetter sich gerne über den Preis der deutschen Wolldecken unterhielten und fügt hinzu: „Es gibt dort nur wenige, wenn überhaupt, englischen Ursprungs.“ Und endlich sagt sie, daß, abgesehen von Nähmaschinen und Zwirn sowie japanischen, indischen und chinesischen Waren, „alle anderen Güter, die nicht von heimischer Arbeit stammen, Made in Germany sind. Eine Vudenreihe neben der anderen zeigt nur in Deutschland hergestellte Waren.“ Und diese werden aufgeführt: flanelle, Glasperlen, Petroleumlampen, Federmesser, Scheren, Bleistifte — alles deutsch; Seidenstoffe und Sammt, Kindermützen, Briefpapier, Metallbüchsen, Knöpfe, Porzellanwaren usw., ja selbst Notizbücher mit dem Bildnis der Königin Viktoria und darauf die Inschrift Made in Germany.

Prof. Dr. Richard Andree in München.

Deutsche Zeitungen und Zeitschriften in Belgien und Niederland.

● erscheint täglich, ††† dreimal wöchentlich, †† zweimal wöchentlich, † wöchentlich, ° monatlich, × jährlich. (1848) Gründungsjahr.
französische Ortsnamen in Lateinschrift.

Arel (Arlon): † Arloner Zeitung [Organ für Belgien, besonders für die Provinz Luxemburg] (1886).

*Jahrbuch des Deutschen Vereins zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschsprechenden Belgien [früher: Deutsch-Belgien. Organ des Deutschen Vereins usw.] (1899).

×Deutsch-Belgien. Kalender (1904).

Audel: ††† Die fliegende Taube [Katholisches Volksblatt. Ältestes Central-Organ der Deutschen Belgians] (1848).

Brüssel: ● Brüsseler Tageblatt (1910).

†† Belgische Rundschau. Internationale politische und volkswirtschaftliche Halbwochenschrift (1910).

Der Bote aus Belgien. Nachrichten über die Ausbreitung des Evangeliums in Belgien. Jährlich mehrmals.

Dolhain und Limburg: †† Das freie Wort (1885).

Welfenraedt: †† Das Grenz-Echo [Belgisch-deutscher Generalanzeiger] (1903).

† Belgisch-deutsche Wochenzeitung (1910).

Amsterdam: † Deutsche Wochen-Zeitung für die Niederlande und Belaien (1893).

†† Deutscher General-Anzeiger für die Niederlande und Belgien (1905).

Haag: † Deutsche Nachrichten für die Niederlande (1894).

● Bade-Anzeiger von Scheveningen (nur im Sommer).

Kertrade: † Die christliche familie.

Rotterdam: † Niederländische Handels- und Schifffahrts-
zeitung.

† Allgemeine Kaffee-Zeitung.

Vaals: †† Limburger Volksfreund [General-Anzeiger für Holländisch-Limburg und für den belgischen Grenzbezirk] (1902 [1894?]).

Vaals-Aachen: St. Kamillus-Blatt.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Böhmen. Deutsche Gemeinden bei Taus. (Nach: Maximilian Freiherr v. Kaminingen und die Choden. Die Privilegien der zehn d. Gemeinden bei Taus. Von Dr. Paul Lederer. [Mitt. des Ver. f. Gesch. der D. in Böhmen XLV, S. 464—507.]

Maximilian v. Kaminingen verlieh den sog. zehn d. Gemeinden, d. h. den Dörfern Hadruwa, Chudiwa, Flecken, Fuchsberg, Plöß, Schneiderhof, Alt- und Neubrennet (Prennet), Magenruhe (Marberg) und Friedrichsthal ausgedehnte Vorrechte. Von diesen Dörfern sind Marberg, Friedrichsthal und Neubrennet jüngeren Ursprungs. Sie wurden von Maximilian v. Kaminingen etwa 1680 „häufelweis in völlig herrschaftlichem Walde aufgebaut“ und 1691, dem Jahre der Verleihung der Privilegien, den sieben älteren d. Dörfern in allem gleichgestellt. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, die Ansässigen wurden von vielen Frondiensten entbunden und es wurde ihnen gestattet, ihr Besitztum zu verkaufen. Kinder und Unanässige erhielten das Wegzugsrecht gegen Bezahlung von drei Gulden. Die im Wortlaut abgedruckten Urkunden sind in d. Sprache abgefaßt, auch die des Magistrats der tschechischen Stadt Klattau von 1739.

Plauen i. V.

Prof. Dr. Johannes Semmlich.

Tirol. Deutsche Einflüsse im Grödenal. (Nach: Markt St. Ulrich im Grödenal. Von Wilhelm Moroder-Eusenberg. Gr. 8^o, 71 S., mit 28 Abb. u. 4 Faks. St. Ulrich, SV. der Marktgemeinde. 1 M.)

Das Grödener Ladinisch enthält noch keltische und illyrische Bestandteile. Die Romanisierung des Tales erfolgte vielleicht erst zur Zeit der Völkerwanderung. Damals war das Tal schwer zugänglich und mit großen Wäldern bedeckt, in denen Flüchtlinge Schutz fanden. Den Namen Gröden (lad. Gärdeina) deutet Moroder-Eusenberg als Weiden- oder Hirtental. Nach der bajuwarischen Eroberung des Eisacktales gehörte das Grödenal zum bairischen Norigau. Daher kamen die bairischen Bistümer Freising und Augsburg zu Besitzungen im Tale. Den d. Bistümern ist vorwiegend die Urbarmachung der Talsohle und Hänge, die Entwicklung der Ortschaften am rechten Bachufer und die älteste Kirche des Tales in St. Christina, die urkundlich 1277 zuerst erwähnt wird, zu verdanken, während die im Hauptort St. Ulrich erst nach 1310 entstand. Vorher gehörte das Tal rechts vom Bache zur Pfarre Albeins im d. besiedelten Eisacktal, die linke Talseite war nach Kastelruth eingepfarrt. In manchen Hofnamen haben sich noch d. Vornamen in romanisierter Form erhalten. Sie deuten darauf hin, daß diese Höfe von bairischen Zinsbauern angelegt oder bewirtschaftet wurden (z. B. Meistergroß = Meister Groß, Zellin = urkundl. Egelin). Es werden gegen 20 solche aus dem D. gebildete Hofnamen angeführt. In älterer Zeit herrschte auch das d. Einzelgehöft und Blockhaus vor. Ein zweiter Zufluß d. Einwanderer kam seit dem 15. Jahrhundert aus dem Eisack- und Eischtal, z. B. die Familien Moroder, Mahlknecht, Prugger usw. Moroder-Eusenberg hält die ladinischen Grödenler anthropologisch für rätogermanische Mischlinge, die romanisch reden, aber kein italisches Blut in ihren

Adern haben. Die d. Sprache ist heute die allgemeine Verkehrssprache im ganzen Tale. Selbst das ladinische Volkslied ist immer mehr vom d. Volkslied verdrängt worden. Aus eigener Beobachtung füge ich hinzu, daß auf dem Friedhof in St. Christina, wo die heute noch fast ganz ladinische Bevölkerung des oberen Tales beerdigt wird, die Grabinschriften bis 1890 fast alle italienisch, seitdem immer mehr d. abgefaßt sind. Die kostspieligeren Grabdenkmäler, auch die der Priester, sind seit den neunziger Jahren fast nur mit d. Inschriften versehen.

Plauen i. V.

Prof. Dr. Johannes Semmlich.

Südösterreich. Der Einfluß der deutschen Reformation auf die Slowenen. (Nach: Zu Primus Trubers 400jährigem Geburtstag. Von Dr. Ottmar Hegemann. [Jahrb. der Ges. f. die Gesch. des Protestantismus in Österreich XXIX, S. 16—69.] Und: Die Gegenreformation in Görz-Gradiska. Von Eiz. W. A. Schmidt. [Ebenda S. 86—133.]

Der slowenische Reformator Truber vermittelte seinen Volksgenossen die d. Reformation mit dem Erfolg, daß in den Städten und Märkten Krains die slawische Bevölkerung zumeist protestantisch wurde, während im eigentlichen Landvolk der Katholizismus eingewurzelt blieb. Durch die Übersetzung der Reformationsschriften in die windische Sprache entstand die erste slowenische Literatur. Truber schreibt 1582, daß 34 Jahre vorher kein Brief, viel weniger ein Buch in windischer Sprache zu finden war; denn man hielt diese für so grob und barbarisch, daß man sie weder lesen noch schreiben könne. 1575 sind „alle Herren, die Ritter und vom Adel, auch der meiste verständigste Teil der Bürgerschaft“ protestantisch. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts wechselten in Laibach regelmäßig d. und windische Abendmahlsfeiern. Die Beteiligung der Slawen war mindestens doppelt so groß wie die der D. Der erste feiertag war immer den Slawen vorbehalten. Hegemann nimmt auf Grund der Kommunikantenziffern an, daß von den etwa 7000 Einwohnern, die Laibach Ende des 16. Jahrhunderts zählte, etwa 3000 protestantisch waren, und zwar vorwiegend Slawen.

In Görz predigte 1563 der windische Reformator Truber in allen drei Sprachen, ein Beweis, daß damals schon D., Winden und Italiener gemeinsam die Stadt bewohnten. 1579 wurden die Protestanten aller drei Volksstämme aus Görz vertrieben. Es ist unbekannt, wohin sie sich gewendet. 1584 folgten 23 Familien aus dem slowenischen, damals nahezu ganz evangelischen Wippachtal. Noch 1594 war der Protestantismus unter den Slowenen der Grafschaft Görz so weit verbreitet, daß bei einer Kirchenvisitation im rein slowenischen Gebiet sogar der katholische Visitator die Messe in windischer Sprache las.

Plauen i. V.

Prof. Dr. Johannes Semmlich.

Steiermark u. Siebenbürgen. Zwangsweise Ansiedlung steirischer Protestanten in Siebenbürgen. (Nach: Beiträge zur Geschichte des Protestantismus auf dem oberen Murboden. Von Karl

Reissenberger. [Jahrb. der Ges. f. die Gesch. des Protestantismus in Österr. XXIX, 1908, S. 154–62.]

Erst wenige Jahre, bevor Josef II. Alleinherrscher wurde, ist im obersten Murtal die Gegenreformation durchgeführt worden. Von den aus Salzburg vertriebenen Protestanten hatten dort verschiedene Unterschlupf gefunden. Das benachbarte, noch heute zum größten Teil protestantische Oberkärnten gewährte ihnen Rückhalt. 1772 bekannten sich in der Gemeinde Stadl, nahe der Salzburger und Kärntner Grenze, 387 Personen zum Luthertum. Von diesen wurden 152 nach Siebenbürgen verbannt (1774) und zumeist in Neppendorf unmittelbar bei Hermannstadt, teils auch in dieser Stadt selbst und in Großpold, 13 km westlich davon, angesiedelt. In Neppendorf starben bis Ende November 1775 nicht weniger als 34 von den Verbannten. 1776 folgten noch 17 Protestanten aus Stadl, von denen 15 am 31. Dezember in Hermannstadt eintrafen. Dies war die letzte zwangsweise Übersiedlung von Steirern nach Siebenbürgen. Der Protestantismus ist seitdem in Stadl nie wieder emporgekommen. Die wenigen heute dort lebenden Protestanten sind aus Kärnten eingewandert.

Plauen i. V.

Prof. Dr. Johannes Semmlich.

Galizien. Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts in Galizien. Von Prof. Dr. R. f. Kaindl. (S.-A.: Archiv f. Österr. Gesch.) III–VIII, 1907, 71 S.; IX–XII, 1910, 184 S. Wien, Alfred Hölder.

Im alten Königreich Polen wurden während des Mittelalters die Ausdrücke d. (Magdeburger) Recht, Landrecht und fränkisches Recht als gleichbedeutend gebraucht. Sie bezeichneten im Gegensatz zu polnischem, ruthenischem und anderem einheimischem Recht das Rechtsverhältnis der nach d. Art eingerichteten Städte und Dörfer. Die Städte erhielten jede noch ein bestimmtes Stadtrecht. Zur Anwendung kam in Galizien das Magdeburger, Neumarkter, Breslauer, Löwenberger und Kulmer Stadtrecht. Am häufigsten wurde das Magdeburger und Neumarkter Recht verliehen. Löwenberger Recht findet sich nur in zwei Fällen. Das Kulmer Recht wurde ebenfalls selten verliehen. Die beiden letztgenannten Rechte finden sich nur auf dem Boden der einstigen Herzogtümer Auschwitz und Zator, die ursprünglich zu Schlessien gehörten. Die d. Städterechte wurden mit allen Bestimmungen übernommen, so daß die Beziehungen des Stadtrechts eines Ortes zu dem seiner Mutterstadt sehr eng waren. Bis ins 15. Jahrhundert wandten sich galizische Städte in schwierigen Fragen an die Mutterstadt in Deutschland. Häufig wurde auch das walachische Recht verliehen, zu dessen Bildung d. Rechtseinflüsse viel beigetragen haben, und zwar nicht nur in Galizien, sondern auch in Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien. Der d. Dorfschulze ist mit seinen Rechten und Pflichten als Knes in das walachische Recht übergegangen. Die Verleihung des d. Rechts erfolgte nicht nur in d., sondern ebenso unbeschränkt in polnischen Ortschaften. In Ostgalizien wurde es auch ruthenischen Orten verliehen, solange dort das Fürstentum Halicz bestand. Nach dessen Vereinigung mit Polen wurde das d. Recht vielfach auf die Katholiken, also D. und Polen, beschränkt, um die griechisch-orthodoxen Ruthenen als minderwertige Leute anzuschließen. Deshalb wurde unter dem Deckmantel des walachischen Rechts das d.

Recht wieder auf Umwegen für die Ruthenen eingeführt, obwohl die betreffenden Dörfer nur zu geringen Teilen von Walachen bewohnt waren. Durch die d. Ansiedler kam nach Galizien auch der Brauch, zum Tode Verurteilte zu begnadigen, wenn sie kurz vor der Hinrichtung zur Ehe begehrt wurden. Das polnische Recht kennt diesen Brauch nicht. In den Fürstentümern Auschwitz und Zator waren die d. Siedlungen am zahlreichsten. Eine Urkunde von 1400 führt viele d. Ortsnamen für zum Teil gar nicht mehr festzustellende Dörfer auf. Ein d. Ort war im 14. Jahrhundert auch Podolin (Pudlein), das zur Sips gehörte, bei der österreichischen Besitzergreifung (1770) aber schon ganz slawisch war.

In den Abschnitten IX–XII zählt Kaindl alle galizischen Orte auf, die d. Recht erhielten, und gibt die urkundlichen Belege im Wortlaut. 722 Orte hatten d. Recht, davon kommen 381 auf Westgalizien. Je weiter nach Osten, desto seltener wird die Verleihung des d. Rechts. Nur in der Umgebung von Lemberg und einigen anderen Bezirken haben besondere Umstände häufigere Verleihung herbeigeführt. Die wertvolle Zusammenstellung Kaindls ist in dreifachem Verzeichnis geographisch, alphabetisch und zeitlich geordnet. An der Spitze steht in der zeitlichen Folge Krakau, das 1228 d. Recht erhielt. Zum letztenmal wurde dieses 1772 an den Ort Obidowa (Bezirk Neumarkt) verliehen. Die überwiegende Zahl der Bestiftungen mit d. Recht gehört dem 14. und 15. Jahrhundert an. Etwa 270 Orte werden im 14., 250 im 15. Jahrhundert genannt, für die übrige Zeit kommen kaum 200 Orte in Betracht.

Plauen i. V.

Prof. Dr. Johannes Semmlich.

Galizien. Funde deutscher Münzen in Galizien.

(Nach: M. Gumowski, Wykopalsko monet z XI wieku w okolicy Krakowa. [Wiadom. num.-archeol., Krakau 1910, Nr. 2, S. 25 ff.])

Ein neuer Beweis für den frühen Handelsverkehr Westgaliziens mit Deutschland (vgl. Geschichte der D. in den Karpathenländern I, S. 7) ist in dem Münzfunde, der 1909 in Zelona bei Krakau gemacht wurde, geboten. Unter 68 gefundenen Münzen sind 40 d. aus dem Ende des zehnten und Anfang des elften Jahrhunderts. Unter den Münzen finden sich solche der Ottonen und Heinrichs II.; bayrische Münzen von Heinrich I. bis Heinrich IV.; ferner einzelne Münzen von Eitelred II. (England) und von Knut.

Czernowitz.

Prof. Dr. Raimund Kaindl.

Bukowina. Deutscher Kalender für die Bukowina für 1912, 10. Jg. Hrsg. vom Verein der christlichen D. in Czernowitz (D. Hans).

Schon die früheren Jahrgänge haben auf die Deutschkunde Gewicht gelegt und wie der „Bukowiner Bote“ desselben Vereins Aufsätze über die Bukowiner D. gebracht. Der neunnte Jahrgang hat auch schon über die D. in Galizien (mit Abb.) und in Ungarn gehandelt; in ihm erschien zuerst auch jener Aufruf, der die erste Tagung der Karpathend. (2. Juli 1911 in Czernowitz) einleitete. Der neue Jahrgang steht nun völlig unter dem Eindruck und im Dienste dieser Tagung; er bringt Beiträge zur Deutschkunde der Bukowina, Siebenbürgens, Südungarns und Rumäniens. Es wird genügen, die Titel dieser Beiträge zu nennen: Dr. A. Kohlruß, Die Schutzvereine in der Bukowina (mit 1 Abb.); R. f.

Kaindl, D. Bilder aus der Bukowina (mit 6 Abb.); H. Kipper, Des Bucheland (schwäbisches Gedicht über die Kulturarbeit der D. in Buchenland-Bukowina); R. f. Kaindl, Ein schwäbischer Dichter aus dem Banat (handelt über Müller-Guttenbrunn und seine völkischen Erzählungen, mit Bildnis); Ella Triebl, Schwäbischer Glückwunsch aus der schwäbischen Türkei (Südungarn); G. A. Schuller, Etwas von den Sachsen in Siebenbürgen (mit 12 Abb.); R. f. Kaindl, Die D. in Rumänien (mit 8 Abb.). Hoffentlich werden im Sinne der Czernowitzer Tagungsbeschlüsse auch die anderen Kalender der Karpathenländer in ähnlicher Weise ausgestaltet werden. Zu wünschen wäre, daß dieser Kalender auch außerhalb der Karpathenländer gelesen würde. Er enthält auch Erzählungen von Müller-Guttenbrunn, Stauf v. d. March, völkische Gedichte, einen Aufsatz über Albrecht Dürer (mit 16 Abb.) u. a. Czernowitz. Prof. Dr. Raimund Kaindl.

Schweiz. Die deutsche Sprachinsel Bosco im Tessin. Von Hans Schmid. (Aus: Spaziergänge im Tessin, S. 157—83.) 2. Aufl. 8°, 201 S. Frauenfeld 1909, Huber u. Ko.

Der Verfasser ist Schriftleiter (Redaktor heißt es in der Schweiz) der den reichsd. Nachbarn wohlgesinnten „Thurgauer Zeitung“. Er zeigt sein d. Herz auch in dem vorliegenden der sieben Abschnitte des gefällig ausgestatteten Büchleins aus dem rührigen Verlag, der manchen der neueren Schweizer Schriftsteller, wie Ernst Jahn, Alfred Hugenberg, eingeführt hat.

„Das Tessin ist sprachlich ein so säuberlich abgerundetes italienisches Land, und der Gotthard trennt, wie kaum ein zweiter Alpenübergang, so scharf und so bestimmt D. und Welsch, daß das Vorhandensein einer d. Siedlung auf Tessiner Boden eine Merkwürdigkeit ist, der nachzugehen nicht bloß für den Philologen von Interesse sein muß.“

Die neue Maggiatalbahn von Locarno aus hat den Besuch sehr erleichtert; von Cevio, dem Hauptort des Tales, kann man weiter bis Cerentino die Bundespost benutzen, von wo es noch 2½ Stunden bis Bosco sind (1506 m ü. M.).

Schmid war zwei Tage dort, kennt und verwertet das Schrifttum über Bosco¹⁾ und ergänzt es zum Teil; den Inhalt des betreffenden Abschnittes gibt die nachstehende Übersicht: Das Dorf — Ein d. Dorf im Tessin — Cecchina Bronz — Bosker Häuser — Bosker Geschlechter — Die Herkunft der Bosker — Guriner Ditsch — Ein Wotschrei — Ein Prozeß — Der Rückweg.

Cecchina hält das „kleine gute Wirtshaus“ der Reisehandbücher, neben dem in den letzten Jahren durch den zunehmenden Fremdenbesuch ein „Hotel“ genanntes zweites entstanden ist. Die Häuser sind regellos an einem Abhang hinauf gebaut, ursprünglich aus Holz, neuerdings aber, da dieses trotz des Namens des Ortes, selten geworden, aus Stein. Die alten Familiennamen sind zum Teil italienisiert: Zum Stein (Della Pietra), Schneider (Sartori), Roth (Rossi), Hafner (Bronz), Comamichel, Elzi

— zum Teil ausgestorben: Amplatz, Andermatten, Bieler, Imboden, Zumbinnen, Zumbühler — Namen, die sich auch in den anderen d. Gemeinden am Südfuß der Walliser Alpen und im Wallis selbst finden. Für Schmid ist es kein Zweifel, daß jene alle aus dem Wallis stammen. Jedenfalls steht die Entstehung von Bosco im Zusammenhang mit dem Deutschtum der Pommatte Talschaft des obersten Tocetales auf jetzt königlich italienischem Boden, von der es auf Paßübergängen von 2300—2500 m ü. M. in 6—7 Stunden erreicht werden kann. Für das Guriner Ditsch bringt der Aufsatz als Sprachprobe die Übersetzung einer Erzählung aus dem „Defameron“.

Der „Wotschrei“ richtet sich an den Schweizer Bundesrat um Herstellung einer Zufahrtstraße: „Nur von unseren Mitleidgenossen jenseits des Gotthard, von unseren Stammesgenossen, deren Art und Sprache unsere Väter seit mehr als 700 Jahren treu bewahrt haben, erwarten wir wirksame Hilfe“ (vom italienischsprachigen Kanton Tessin also nicht). Auch in einem „Prozeß“ zur Zeit der „ennetbergischen“ Landpögie in den 1720er Jahren haben die Bosker mit Erfolg an die Stammesverwandtschaft mit den Eidgenossen in der d. Schweiz erinnert.

Bosco (von den Eingeborenen selbst „Gurin“ genannt) zählt nicht ganz 300 Seelen, von denen ein großer Teil, wenigstens im Sommer, sein Brot auswärts sucht, hat neben der amtlichen italienischen Schule auch d. Unterricht und einen d. Geistlichen und ist das Pflegekind der Ortsgruppe Zürich des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ und, für die Weihnachtsfeier, der Frauenortsgruppe Konstanz. (Vgl. meine „Wanderfahrten längs der Sprachgrenzen in der Schweiz“ [Schriften f. das Deutschtum im Ausland, Heft 6].)

Konstanz.

Dr. Wilhelm Groos.

Belgien und Niederland. Handel und Verkehr der deutschen Hanse in Flandern während des 14. Jahrhunderts. Von Dr. phil. Konrad Bahr. 8°, XI u. 198 S. Leipzig 1911, Duncker u. Humblot. 5 M.

Der deutsche Kaufmann in den Niederlanden. Von Rudolf Häpke. (Pflingstblätter des Hans. Gesch.-Ver., VI. VII, 1911.) 8°, 66 S. u. 2 Taf. Ebenda. 1 M.

Der Weltmarkt des 14. Jahrhunderts war das flandrische Brügge. Italiener aus Venedig, Genua und Florenz, Spanier und Vasken, Franzosen und Bretonen, Engländer und die in der Hanse geeinten niederd. Kaufleute reichten hier in regem Warenaustausch einander die Hand. Welche Stellung sich hier die d. Hanse im Laufe des 14. Jahrhunderts errang, läßt uns Bahr in einer äußerst soliden und eingehenden, überall auf Urkunden gegründeten Darstellung erkennen.

In diesem von allen Himmelsgegenden zusammengeströmten Völkergemisch nahmen die Hansen schon durch ihre Blutsverwandtschaft mit den einheimischen Flämen, durch die Leichtigkeit der Verständigung in ihren einander so nahe stehenden niederd. Mundarten eine bevorzugte Stellung ein. „Der hanseische Kaufmann bedurfte keines Dolmetschers im Verkehr mit den Vlamen. Seine niederd. Mundart war dem Vlamen sofort verständlich, das Vlämische dem Nordd. alsbald geläufig.“ So bezeugt Häpke (S. 15) diese Tatsache, die dem

¹⁾ Angeführte Literatur: Bähler, Das Pommat und die d. Sprachgemeinde Bosco. (Jahrb. des Schweizer Alpenklubs 1898.) — Dr. R. Kappeler, Untersuchungen zur Wasserfrage. (Jahrbuch f. Schweizer. Gesch. 1908.) — Dr. Dickenmann, Gurin oder Bosco. (Neue Zürcher Ztg. 1906.) — Baragiola, Il Canto popolare di Bosco o Gurin. (Civildale 1891.)

Hansen hier einen für die übrigen handeltreibenden Völker unerreichbaren Vorsprung gewährte, ihm eine Art Heimatsrecht begründete, obwohl von den flämischen Städten keine, von den holländischen nur wenige seinem Bunde angehörten. Flämen und D. standen einander nun einmal so nahe, daß sie sich trotz mancher häufig genug vorgefallenen Streitigkeiten „nicht wohl missen konnten“ (S. 23). Unermeßlich ist der kulturelle Einfluß, der von hier aus teils unmittelbar, teils durch Vermittlung französischer oder italienischer Kulturmomente auf uns eingewirkt hat (S. 37).

Auch als nach der Verlandung des Brügger Hafens Antwerpen und darnach Amsterdam an seine Stelle traten, blieb die Stellung der D. eine bevorzugte. Die Reformation hatte die alten Beziehungen zwischen D. und Niederländern wieder enger geknüpft. In großer Zahl traten D. in die Dienste des jungen holländischen Staates sowohl im Mutterlande wie in den Kolonien. Die so entstehende enge Lebensgemeinschaft ließ sie in viel höherem Maße einen niederländischen Anstrich bekommen, als es bei dem meist nur vorübergehenden Aufenthalt d. Kaufleute in Flandern geschehen konnte. Mit einem Blick auf den modernen d. Kaufmann in Belgien und Holland schließt Häpkes Studie, die uns in großen Zügen und in frischer Darstellung auf engem Raume eine halbttausendjährige Entwicklung vor Augen stellt.

Schwerin i. M.

Dr. Hans Witte.

Rußland. Die Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Rußland. Eine historisch-statistische Darstellung, herausg. vom Zentralkomitee der Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland. Bd. I: Der St. Petersburgische und der Moskowsische Konsistorialbezirk. St. Petersburg 1909.

Einen sehr umfassenden, nirgends sonst in dem Maße zu gewinnenden Einblick in die Gestaltung vorab des kirchlichen Lebens im Deutschtum des Innern Rußlands gewährt die vom Zentralkomitee der sog. „Unterstützungskasse“ herausgegebene Darstellung der evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland innerhalb der weit ausgedehnten Konsistorialbezirke von St. Petersburg und Moskau. Das Material ist zusammengebracht worden durch Fragebogen, an deren Beantwortung mehr denn 500 Geistliche mitgewirkt haben. Geleitet wurde die Sammlung durch Generalsuperintendent Pingoud, bearbeitet hat das Material der Geschäftsführer des Zentralkomitees A. v. Gernet. Das Buch ist zum Nachschlagen eingerichtet, so daß man sich überall in bequemer Weise allseitig über den Bestand und Zustand der einzelnen Gemeinden (z. B. selbst über die Schülerzahl) und über alles, was in ihr für Bildung und soziale Förderung getan ist, orientieren kann. Fast durchweg handelt es sich um d. Gemeinden, deren kirchlicher Zusammenhalt Bedingung ist für ihre Bewahrung des Deutschtums. Göttingen.

Prof. Dr. Nathanael Bonwetsch.

Offseeprovinzen. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Offseeprovinzen Rußlands 1907, 1908 und 1909. Riga 1908, 1909 u. 1910, Druck von W. F. Häcker.

Daß die seit mehr denn 75 Jahren in Riga bestehende Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Offseeprovinzen Rußlands die bedeutendste von den

verhältnismäßig zahlreichen baltischen Geschichtsvereinen darstellt, ist in einem orientierenden Artikel über die letzteren unlängst in dieser Zeitschrift dargelegt worden (Die baltischen Geschichtsvereine, 1909, S. 226 f.). Ihr ständiges Organ bilden die „Mitteilungen aus der livländischen Geschichte“, in welchen größere Abhandlungen veröffentlicht zu werden pflegen, und über die hier bereits mehrfach berichtet worden ist, während die jährlich erscheinenden „Sitzungsberichte“ dazu bestimmt sind, außer den geschäftlichen Mitteilungen kleinere Arbeiten in sich aufzunehmen, und wie sehr auch dieses zweite Organ der Gesellschaft wert ist der Beachtung der Geschichtsforscher Deutschlands nicht nur um der Kenntnis der baltischen Geschichte willen, mag an der Hand der vorliegenden drei letzten Hefte an einigen Beispielen nachgewiesen werden. Jedes von diesen Heften umfaßt etwa 150 Seiten, und zwei von ihnen sind mit Illustrationen versehen. Sie bringen vor allem eine Fülle Materialien zur baltischen Geschichte, Archäologie, Historiographie usw., u. a. aber auch einen eingehenden Bericht über den 1908 stattgehabten XIV. Allrussischen Archäologischen Kongreß, authentische Angaben über die Originalhandschrift der Memoiren der Kaiserin Katharina II., die lange für unecht gehalten worden sind, und manches andere auf die Geschichte Rußlands Bezügliche. Von weitergehendem Interesse nicht nur für Germanisten ist die zum erstenmal veröffentlichte ethnologische Erklärung der lettischen Bezeichnungen für „Deutsch“ und „Deutschland“ (wahzis oder wahzeetis und Wahxzija = Abendländer und Abendland), welche von dem weiland ersten Kenner der lettischen Sprache, Dr. August Vielenstein († 1907), herrührt, dessen umfassender Tätigkeit an anderer Stelle ein eingehender Nachruf gewidmet wird (siehe die Berichte von 1909 und 1907). Über „Keldj und Patene der Kirche zu Woltershausen in Hannover“ wird eingehend gehandelt in den Berichten von 1907 (hierzu drei Tafeln), und von den Abhandlungen gerade aus dem Gebiet der baltischen Geschichte darf diejenige von Baron Herm. Bruiningk über „Die Geburtsstandsverhältnisse in den livländischen Domkapiteln und Klöstern“ (Berichte von 1908) auf ein besonderes Interesse in Deutschland Anspruch erheben, weil sie eine willkommene Ergänzung bildet für die neuerdings daselbst ausgeführten zahlreichen Untersuchungen. Auf Grund eines weitverstreuten und für alle Einzelheiten allerdings nicht ganz ausreichenden Quellenmaterials tritt der Verfasser, nach dem Vorgang der auf die Stifte Deutschlands bezüglichen Arbeiten, der Anschauung entgegen, als wenn auch die im späteren Mittelalter in Livland gegründeten Domkapitel und Klöster Versorgungsanstalten des Adels gewesen wären. Das Ergebnis der eingehenden Untersuchungen, die auch für viele andere Fragen der Verfassungs-, Stände- und Familiengeschichte von Bedeutung sind, besteht darin, daß obige Auffassung, im Gegensatz zu einigen Instituten Deutschlands, für Livland unzutreffend ist, da hier das bürgerliche Element sowohl in den Domkapiteln als auch in den Klöstern sehr stark vertreten gewesen ist — mit Ausnahme etwa der in späterer Zeit als „adlig“ bezeichneten Jungfernklöster der Zisterzienserordens, die indessen auch bürgerliche Nonnen gehabt haben. Aber nachgetragene werden muß jetzt, daß zu dem Baron Bruiningk zugänglich gewesenem Material

in dem ganz kürzlich erschienenen dritten Bande der „Akten und Rezesse der Livländischen Ständetage“ eine Urkunde des Bischofs Johannes Kybel von Osel-Wiek vom 15. Dezember 1524 hinzugekommen ist, nach welcher, um hier bloß das Wesentlichste hervorzuheben, fortan nur Adlige Mitglieder des Domkapitels werden sollten, was sich in der Tat sehr überraschend ausnimmt! — Den Berichten von 1909 hat das Direktorium der Gesellschaft zum Schluß einen Bericht über die Arbeiten für das Liv-, Est- und Kurländische Urkundenbuch sowie die Akten und Rezesse der Livländischen Ständetage beigelegt, zwei monumentale Editionen, die auf Kosten der baltischen Ritterschaften und Städte veröffentlicht werden und deren Herausgabe dem Direktorium der Gesellschaft anvertraut ist. Das „Urkundenbuch“ ist von dem um die baltische Geschichte und Rechtskunde hochverdienten Dr. Georg Friedrich v. Bunge begründet worden. Der erste Band, der mit dem Jahre 1093 beginnt, erschien 1853; der zwölfte Band, von dem im obigen Bericht noch gesagt wird, daß er demnächst veröffentlicht werden wird, ist inzwischen (1910) aus dem Nachlaß des Dr. Ph. Schwarz von Dr. August v. Balmérinck herausgegeben worden und umfaßt die Jahre 1460–71 (nicht 1472, wie auf dem Titel verdruckt ist). Eine „zweite Abteilung“ des Urkundenbuchs beginnt mit dem Regierungsantritt des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg, und von ihr hat Leonid Arbusow seither zwei Bände für den Zeitraum 1494–1508 ediert. Ein jüngeres Unternehmen sind die „Akten und Rezesse der Livländischen Ständetage“. Ihr Begründer, Oskar Stavenhagen, hat von ihnen leider nur die erste Lieferung des ersten Bandes für den Zeitraum 1504 bis 1404 herausgegeben, hingegen L. Arbusow nunmehr, was zu dem „Bericht“ nachzutragen ist, die Herausgabe des dritten Bandes vollendet, der die ganze Regierungszeit Wolter von Plettenbergs umfaßt (1494–1535). Selbstverständlich enthalten diese großen Publikationen sehr vieles, was nicht nur für die livländische Geschichte Bedeutung hat.

Petersburg.

Friedrich v. Knefler.

Ostseeprovinzen. Die alte [deutsche] Domschule und das daraus hervorgegangene Stadtgymnasium zu Riga. Vom ehemal. Direktor G. Schweder. Gr. 8^o, Vu. 121 S. Riga-Moskau 1910, J. Deubner. Das vorstehende Buch ist eine Publikation der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands“ und, wie auf dem Titel angegeben wird, „zur Erinnerung an die erste Begründung der Domschule vor 700 Jahren und an die Erneuerung des Stadtgymnasiums vor 50 Jahren“ von dem hochverdienten letzten d. Direktor dieser altherwürdigen Anstalt Gottfried Schweder verfaßt, der im Jahre 1896 seitens des Unterrichtsministeriums entlassen ward. Das Buch wird für alle von großem Interesse sein, welche sich mit der Entwicklung des d. Schulwesens in den gegenwärtigen russischen Ostseeprovinzen vertraut machen wollen. Da mag zunächst betont werden, daß das gegenwärtig russifizierte Stadtgymnasium zu Riga als Fortsetzung der alten Domschule, was vom Verfasser freilich nicht angegeben wird, die älteste Schule der Ostseeprovinzen darstellt, und wenn Schweder ihre Gründung nach der traditionellen Auffassung ins Jahr 1211 setzt,

so muß bemerkt werden, daß sie bereits in den Jahren 1203–08 bestanden oder wenigstens damals eine Vorgängerin gehabt haben wird; denn der livländische Chronist Heinrich von Lettland, ein Niederd. und kein Lette (er war vielmehr Priester in „Lettland“), der 1203 (also zwei Jahre nach Gründung der Stadt) im Gefolge Bischof Alberts nach Riga gekommen war, hat bis zu seiner Priesterweihe im Jahre 1208 daselbst als „scholaris“ des Bischofs seine Bildung erhalten. Eine beim Domkapitel bestehende „Klosterschule“ ist die Domschule über drei Jahrhunderte gewesen, bis sie bei Einführung der Reformation im Jahre 1528 in den Besitz der Stadt überging. Leider sind es nur wenige Notizen, die über diesen Zeitabschnitt geboten werden, aber um so reichhaltiger sind die Nachrichten, welche der Verfasser für die folgende Zeit aus Archivalien, anderen Manuskripten und zum Teil aus sehr seltenen Drucken hat beibringen können. Im 16. Jahrhundert wurde die Domschule zu einem der bestorganisierten Gymnasien ausgestaltet und erhielt im Jahre 1631 überdies unter Bezeichnung eines „akademischen Gymnasiums“ eine Hochschule, namentlich zur Heranbildung von Theologen und Juristen, die mit der durch Kriegsnot und Pest veranlassenen Unterbrechung von 1657 bis 1677 bis zur Eroberung Rigas durch die Russen im Jahre 1710 bestanden hat. Die Wirksamkeit dieser bescheidenen städtischen deutschen Hochschule kann nun im Gegensatz zu der gleichzeitig von König Gustav Adolf gegründeten, weit reicher ausgestatteten, aber nur kümmerlich vegetierenden schwedischen Universität Dorpat als durchaus rühmlich bezeichnet werden. Denn die d. Professoren an ihr, von denen nicht wenige aus Riga selbst gebürtig waren, befundeten ein frisches, reges wissenschaftliches Leben und widmeten sich mit Eifer und in uneigennützigster Weise ihrem Amte; einer von ihnen, der aus Eisleben gebürtige Johann Brever, selbst ein Schüler der Domschule, der das „akademische Gymnasium“ im Jahre 1677 neu ins Leben rief, hat seine Professur viele Jahre hindurch ganz unentgeltlich bekleidet. Im 18. Jahrhundert gelangte die alte Lehranstalt als klassisches Gymnasium zu neuer Blüte, wurde aber 1804 seitens der Regierung im Zusammenhang mit der damals in den Ostseeprovinzen durchgeführten Reorganisation des Schulwesens zu einer „Kreisschule“ degradiert. Ein Gymnasium wurde sie wiederum im Jahre 1861, zunächst ein Realgymnasium, 1875 ein Doppelgymnasium mit einer klassischen und einer Real-Abteilung, bis 1894 das „Stadtgymnasium“ auf Forderung der Regierung um der Konformität willen mit Einführung der russischen Unterrichtssprache ein rein klassisches Gymnasium ward. Was der letzte d. Direktor über die Russifizierungsmaßnahmen mitteilt, muß jeden objektiv urteilenden Leser mit Kummer und vollster Teilnahme erfüllen! — Ein hübsches Stück d. Kulturarbeit hat die alte Bildungsstätte im Verlauf von fast sieben Jahrhunderten verrichten können, und insbesondere erhalten wir in den vielen mitgeteilten biographischen Daten über die Männer, die an ihr gewirkt haben, ein interessantes und reichhaltiges Material für viele d. Pädagogen. Einer von ihnen ist der Klassiker Johann Gottfried Herder gewesen, „Kollaborator“ an der Rigaschen Domschule in den Jahren 1764–69, damals auch „Prediger-Adjunkt“ und, was in dem Buche nicht gesagt wird, zugleich Bibliothekar an der Stadtbibliothek.

Gedacht sei hier auch dessen, daß ihm im Jahre 1864 in Riga, und zwar gegenüber demjenigen Gebäude, in welchem zu seiner Zeit die Domschule untergebracht war, auf einem freien Plage mitten in der Stadt ein Denkmal errichtet worden ist.

Petersburg.

Friedrich v. Kuehler.

Ostseeprovinzen. Deutsche Bauten in Riga. (Nach: Illustrierter Führer durch Riga mit Umgebung und Rund. Bearbeitet von C. Mettig. 8. verm. u. verb. Aufl. Riga 1911, Jonck u. Poliewsky.)

Von den zahlreichen „Führern“ durch Riga und dessen Umgebung ist derjenige von C. Mettig, der nunmehr in achter vermehrter und verbesserter Auflage vorliegt, der vornehmste und hat um so mehr ein Anrecht auf Beachtung in weiteren Kreisen, als er zugleich einen wissenschaftlichen Wert repräsentiert: ist doch der Verfasser bekannt durch seine „Geschichte der Stadt Riga“ und viele einschlägige Spezialarbeiten, eine Autorität für die einschlägigen geschichtlichen Fragen. Der vorliegende „Führer“ gibt auf 157 Textseiten zunächst eine gedrängte Übersicht über die mehr denn 700jährige Geschichte der baltischen Metropole, welche gegenwärtig auf etwa 350 000 Bewohner angewachsen ist, zugleich die zweitgrößte Seehandelsstadt (die erste ist Odessa) und eine der bedeutendsten Industriestädte des Russischen Reiches darstellt und u. a. eine von der Stadt und den baltischen Ritterschaften gegründete, von gegen 2000 Studierenden besuchte Polytechnische Hochschule, die älteste in Rußland, befragt. Bei der Schilderung der Baulichkeiten und der vielen altherwürdigen Institutionen wird überall auf deren vielfach noch bis ins 13. Jahrhundert zurückgehende Geschichte eingegangen, und gerade diese detaillierten Angaben beruhen zum Teil auf umfassenden selbstständigen Studien. Hinzukommen die Daten von praktischer Bedeutung, so auch einige Stadtpläne usw., und eine weitere dankenswerte Zugabe sind die überaus zahlreichen Abbildungen, welche namentlich die Bauten älterer und neuerer Zeit, die öffentlichen Plätze, Anlagen und ähnliches wiedergeben; dem Titelblatt ist eine Reproduktion des schönen Reiterdenkmals Peters des Großen vorgestellt, welches, eine Arbeit des Bildhauers Gustav Schmidt-Cassel in Berlin, anlässlich der Zweihundertjahrfeier der Zugehörigkeit Rigas und ganz Livlands zum Russischen Reiche am 4. (17.) Juli 1910 in Gegenwart des Kaisers Nikolaus II. enthüllt worden ist. Berücksichtigt wird endlich die Umgebung der Stadt, so der alle Sommer von etwa 90 000 Personen besuchte sog. „Rigasche Strand“ in einer Ausdehnung von über zwei Meilen, die Schwefelbäder Kemmern und Baldohn, die von vielen Sommerfrischlern bewohnten Örtlichkeiten an der Düna bis zur romantisch gelegenen Schloßruine Kokenhusen, die „livländische Schweiz“ an den Ufern der Aa mit den Schlössern Treyden, Kremon und Segewold sowie das mitten im Rigaschen Meerbusen gelegene merkwürdige Rund, ein bis auf den heutigen Tag von schwedischen Banern bewohntes Eiland mit einer uralten hölzernen Kirche, die mancherlei interessante Sehenswürdigkeiten aufweist. Auch für die „Umgebung“ werden Abbildungen geboten.

Petersburg.

Friedrich v. Kuehler.

Ostseeprovinzen. Wie man in Riga spricht. Eine Plauderei von Guido Eckardt. 3. Auflage. Kl.-8°, 49 S. Riga, Jonck u. Poliewsky.

Der Verfasser, ein inzwischen verstorbener baltischer Dichter und Feuilletonist, hat die nunmehr in dritter Auflage vorliegende „Plauderei“ zuerst im Jahre 1904 in der „Baltischen Monatschrift“ erscheinen lassen. Sie beruht einerseits auf langjährigen eigenen Beobachtungen, vor allem aber auf dem großen Werke weiland Dr. Wold. v. Gutzeits „Wörterbuch der deutschen Sprache Livlands“, an dem dieser mit staunenswerthem Fleiße, gleichen Schritt haltend mit dem Grimmschen Wörterbuch, über ein halbes Jahrhundert in treuer Hingabe gearbeitet hat. In der Tat ist die „baltische Mundart“ etwas ganz Eigenartiges; das niederb. Platt erweist sich, wenn es auch seit einigen Menschenaltern in den Ostseeprovinzen verstummt ist, als das Fundament, und zu diesem Unterbau trug der Zustrom aus allen Gauen Deutschlands, vornehmlich aus dem westfälisch-niedersächsischen Sprachgebiet, unangeseht neue Steine hinzu; so entstand in kolonialer Abgeschlossenheit die fernb. baltische Mundart, welche sich ausgiebig und augenfällig von all den zahlreichen Idiomen des Mutterlandes unterscheidet. Hinzukommt der Einfluß der benachbarten Völker und weit mehr noch derjenige der indigenen Völkerschaften, der Esten und Letten, so daß man in Estland, im estnischen Teile Livlands und in der von indigenen Esten bewohnten Insel Osel anders spricht als im lettischen Kurland und lettischen Südlivland, Riga mit einbegriffen. Und letzteres, das sich mit seiner kompakten d. Bevölkerung jederzeit sozialpolitisch, kulturell und gesellschaftlich von den drei Provinzen zu sondern wußte und vielfach sein eigenes Gepräge trug, „verfügt auch auf sprachlichem Gebiet über ein stattliches Quantum spezifischer Redegewohnheiten, eigenartiger Ausdrücke, markanter Provinzialismen, denen wir sonst im Lande nicht begegnen“. Das spezifisch Rigasche Idiom wird nun an vielen Beispielen nicht nur im Gegensatz zum Hochd., sondern auch zum Idiom der anderen Balten in amüsanter Weise illustriert, und interessant ist u. a. der Nachweis, daß, während auch im Rigaschen Idiom ein nicht ganz unerheblicher Einfluß des Lettischen sich geltend macht, es sich beim Einfluß des Russischen auf das baltische D. im wesentlichen doch nur um direkte Aufnahme von Fremdwörtern, namentlich technischen Bezeichnungen, handelt. Gleichwohl ist die baltische Mundart ein „in friischem, vollem Laube stehender Zweig am d. Sprachstamm“, ein Sprachzweig, der nach Gutzeit „auf fremdem Boden Wurzel schlug und ungeachtet vielfacher Stürme, die auf ihn einbrachen, nicht gebrochen ist, sondern lebhaft fortgrünt“. — Hier mag zur Vervollständigung bemerkt werden, daß, wenn auch eine ganz unverkennbare Beeinflussung der baltischen Mundart in Südlivland und Kurland durch das Lettische zu konstatieren ist, das Umgekehrte, d. h. der Einfluß speziell des Niederdeutschen auf das Lettische (und kaum minder auf das Estnische), naturgemäß in unvergleichlich größerem Umfang sich nachweisen läßt, ganz abgesehen davon, daß die lettische und estnische Literatur bekanntermaßen erst von D. geschaffen worden ist. Hiervon hat Referent selbst gelegentlich sich überzeugen können, als er vor Jahren in der Nähe Hollands weilte und er zu seiner nicht geringen Überraschung in den Gesprächen, welche Holländer in ihrer Muttersprache untereinander führten, einer Menge Ausdrücke begegnete, die ihm als lettische Worte bekannt waren. Diese waren

nun im Hochd. nicht mehr gebräuchliche niederdeutsche Worte, welche sich noch an den nordwestlichsten und nordöstlichsten Grenzen des niederd. Sprachgebiets, bei den Niederländern einerseits und den Letten am unteren Dünagebiet andererseits, bis auf den heutigen Tag in großer Zahl erhalten haben!

Petersburg.

Friedrich v. Kueßler.

Ostseeprovinzen. Die Balten als Kulturmoment. (Nach: Zwei Reden. Von Hermann Graf Keyserling. Kl.-8°, 58 S. Riga 1911, Jondt u. Poliewsky.)

Hermann Graf Keyserling ist ein auch im Ausland bekannter baltischer philosophischer Essayist, dessen Publikationen zum Teil schon mehrere Auflagen erlebt haben. Von den vorstehenden „Zwei Reden“ ist die erste über „Germanische und romanische Kultur“ gegen Ende des Jahres 1910 in Riga, die zweite über „Vom Interesse der Geschichte“ in Reval gehalten worden, und beide zeichnen sich sowohl durch ihren gedankenreichen und ansprechenden Inhalt als auch durch ihre prägnante, formvollendete Darstellung aus und nehmen zum Schluß gerade auf die baltischen Verhältnisse Bezug. Sehr hübsch heißt es am Ende der ersten Rede, indem betont wird, daß nur das markante Individuum das Höchste zu leisten vermag: „So führt denn auch rein theoretische, um alle Praxis unbekümmerte Reflexion zur Erkenntnis, daß es für uns Balten, sofern wir ein Kulturmoment bleiben wollen, nur eins geben kann: tren zur Scholle zu stehen und das Erbe zu wahren und fortzuvererben, das wir von unseren Vätern überkommen haben.“ Und in Anknüpfung an die „baltische Kulturaufgabe“ schließt Graf Keyserling die zweite Rede mit den Worten: „Wir sind ein Volk, das sich organisch entwickelt hat, wir fühlen historisch, wir wissen historisch zu denken. Mehr denn je gilt es nunmehr, angesichts immer drohender sich ballender Begriffsgebilde, den historischen Sinn wachzuerhalten und, wo er schlummern sollte, zu wecken, denn im Chaos, das uns umgibt, stellen wir einen wenn auch noch so kleinen lebendigen Organismus dar, und das ist gewiß: nur das Volk geht den Weg des Lebens, das sich lebendig fühlt, und nur das darf unbekümmert in die Zukunft blicken, das sich seiner Vergangenheit stolz und kraftvoll bewußt ist.“ Auch nicht-baltische Leser werden in den beiden Reden viel Anregendes und Beherzigenswertes finden, aber speziell den d. Balten müssen solch treffliche Worte besonders zu Herzen gehen, und hoch erfreulich für sie ist es andererseits, daß gegenwärtig so freimütige Reden auch bei ihnen gehalten und gelesen werden dürfen, was noch vor wenigen Jahren ganz undenkbar gewesen wäre!

Petersburg.

Friedrich v. Kueßler.

Ostseeprovinzen. Die deutsche Rigaer Presse und die „Düna-Zeitung“. (Nach: Aus der Arbeit eines baltischen Journalisten [1892—1910]. Von Dr. Ernst Seraphim. Gr.-8°, XI u. 414 S. Riga 1911, Jondt u. Poliewsky.)

Im vorstehenden Buche berichtet Dr. Ernst Seraphim über seine Tätigkeit an der „Düna-Zeitung“, an der er, früher als Geschichtslehrer am Livländischen Landesgymnasium zu Fellin pädagogisch tätig, seit August 1892 als Mitredakteur und seit dem Jahre 1896 als Chefredakteur bis ans Ende gewirkt hat. Im Herbst

1891 wurde dieses Blatt, das bisher eine wenig rühmliche Rolle gespielt hatte, von einer Gesellschaft baltisch-patriotisch gesinnter Männer angekauft, weil das bis dahin führende baltische Organ, die über hundert Jahre alte „Rigasche Zeitung“, als Opfer seiner unentwegten Gesinnungstreue auf unerhörte Weise von der Regierung unterdrückt worden war; so sollte denn die „Düna-Zeitung“ an die Stelle der eingegangenen „Rigaschen Zeitung“ treten, und das glückte in der Tat im vollsten Sinne, zunächst unter der umsichtigen Leitung eines Veteranen der baltischen Journalisten, des im Jahre 1910 verstorbenen Gustav Kuechel, dessen Andenken auch das erste Kapitel des Buches geweiht ist. Bezeichnend für die Zustände in diesen Zeiten der gewalttätigen und uneingeschränkten Russifizierung der Ostseeprovinzen ist es auch, daß zur Übernahme der „Düna-Zeitung“ offiziell ein Däne namens Knud Hornemann herhalten mußte, der dann bis zum Jahre 1907 der Öffentlichkeit gegenüber als „verantwortlicher Redakteur“ gegolten hat, da er sich besonderer Beziehungen zum kaiserlichen Hof in St. Petersburg erfreute; denn einem Balten wäre die erforderliche Konzession seitens der Oberpressverwaltung wohl nimmer erteilt worden! Gewidmet ist das Buch dem Gedächtnis des inzwischen gleichfalls verstorbenen Dr. Viktor Lieven, des „opferwilligen und patriotischen (späteren) Herausgebers der Düna-Zeitung“, — und was deren weiteres Schicksal betrifft, so hat sie am 31. Dezember 1909 ihr Erscheinen eingestellt, weil nach Erlass des bekannten Manifestes vom 17. Oktober 1905 auch die auf das Pressewesen bezüglichen Gesetze wichtige Änderungen erfuhren, die der alten Müllerschen Buchdruckerei seit dem Januar 1907 die Wiederherausgabe der „Rigaschen Zeitung“ ermöglichten, und schließlich zwei große d. Abendzeitungen mit wesentlich gleicher politischer Richtung zu viel waren, daher eine Vereinigung der zersplitterten Kräfte aus patriotischen Erwägungen notwendig erschien, wie denn auch ein Teil der Redaktion der „Düna-Zeitung“ in diejenige der wiedererstandenen „Rigaschen Zeitung“ überging, so Dr. Seraphim selbst. Hinzu kamen einige Preßprozesse, welche für die Zustände in den Ostseeprovinzen in den letzten Jahren bezeichnend genug sind. Kann auf sie hier nicht näher eingegangen werden, so muß doch erwähnt werden, daß laut Urteil des Rigaschen Bezirksgerichts vom September 1908 die „Düna-Zeitung“ in Anbetracht ihrer „überaus schädlichen Richtung“ (d. h. wegen ihres Eintretens für das Deutschtum) zur Suspendierung auf drei Monate und ihr „verantwortlicher Redakteur“ zu einem Monat Gefängnis verurteilt wurde. Zwei Appellationen an die Obergerichte in St. Petersburg blieben ohne Erfolg, und im Mai 1910 hat Dr. Seraphim die Arreststrafe in der Tat abgebußt. So viel über die äußeren Geschicke der Zeitung, welche etwa achtzehn Jahre hindurch trotz aller Erschwernisse mit ganzer Kraft und anerkanntem Erfolg im Dienste der baltischen patriotischen Interessen gearbeitet hat! — Die vorstehende Publikation zerfällt in zwei „Bücher“ und einen „Anhang“, der eine Anzahl Reisebriefe und des Herausgebers Rede „Zu Schillers 150. Geburtstag“ wiedergibt, während nach der „Einführung“ der Neudruck einer Auswahl wissenschaftlich und literarisch wertvoller Feuilletonaufsätze noch in Aussicht steht. Das erste „Buch“ umfaßt „Die Jahre der

Russifizierung und des ertöteten öffentlichen Lebens", das mit dem Jahre 1905 beginnende zweite „Buch“ die „Revolution und (den) Wiederaufbau“. Eingehenderes aus dem Inhalt mitzuteilen, der einen bedeutsamen Abschnitt baltischen politischen und kulturellen Lebens gerade

aus der Russifizierungsperiode und den ersten Jahren des konstitutionellen Zustandes behandelt, muß Referent aus Rücksicht auf den ihm zu Gebote stehenden Raum sich leider versagen.

Petersburg.

Friedrich v. Kuegler.

Arbeiten über die welschen Siedlungen der Pfalz.

(Nach: Dr. D. Häberles Pfälzischer Bibliographie. 3 Teile. Heidelberg, E. Carlsbad.)

- Euno, J. W.:** Die pfälzischen reformierten Fremden Gemeinden (Frankenthal, Otterberg, Lambrecht, Billigheim, Annweiler, Bilsweiler, Zweibrücken, Speyer). (Pfälz. Memorabile, S. 1–210.)
 —: Geschichte der wallonisch-reformierten Gemeinde zu Annweiler. (Gesch.-Bl. d. Deutschen Hugenottenvereins II, Magdeburg 1893, Heft 1.)
 —: Geschichte der wallonisch-reformierten Gemeinde zu Frankenthal. (Ebenda III, 1894, Heft 3.)
Die Fürsorge der niederländischen Generalsynode für die französisch-reformierte Gemeinde zu Zweibrücken in den Jahren 1758–40. (Westpf. Gesch.-Bl. 1906, S. 2 f.)
französisch-reformierte Gemeinde. (Pfälz. Bibliogr. II, 232, 941.)
Fremdenkolonie. (Ebenda.)
Gümbel, Th.: Die wallonischen und französischen Kolonien in der Pfalz aus dem 16.–18. Jahrhundert. (Pfälz. Museum, S. 69–71.)
 —: Die Fremdenkolonie in Billigheim und Umgebung. (Gesch.-Bl. d. Deutschen Hugenottenvereins, Magdeburg 1894.) 24 S.
 —: Die wallonisch-französische Fremdenkolonie in St. Lambrecht-Grävenhausen. (Ebenda II, Heft 2.) 22 S.
Häberle, D.: Zur Geschichte der Stadt Otterberg und der wallonischen Familiennamen. (Pfälz. Museum 1907, S. 51 f.)
Keiper, Ph.: Zur Geschichte der Stadt Otterberg und der wallonischen Familiennamen. (Ebenda 1908, S. 43–46.)

- Knecht, J.:** Die wallonische Gemeinde zu Otterberg. (Gesch.-Bl. d. Deutschen Hugenottenvereins, Magdeburg 1892, Heft 7.) 24 S.
Mémoire sur l'Etat des Wallons de Frankenthal 1778. (S.-A.: Pfälz. Museum 1784, Heft 2, S. 190–209.)
Neubauer, A.: Geschichte der ehemaligen französisch-reformierten Gemeinde zu Zweibrücken. (Gesch.-Bl. d. Deutschen Hugenottenvereins IX, Heft 6 u. 7, Magdeburg 1900; Westpf. Gesch.-Bl. 1908, S. 35 f.)
 —: Zwei Listen über die Seelenzahl der ehemaligen französischen Gemeinde Zweibrücken. (Westpf. Gesch.-Bl. 1908, S. 35 f.)
Stöck, Ph.: Die Fremdenkolonie Otterberg (Verzeichnis von Familiennamen). (Pfälz. Museum 1906, S. 21 ff.)
Velden, A. v. d.: Das Kirchenbuch der französischen reformierten Gemeinde zu Heidelberg (1569–77) und Frankenthal in der Pfalz (1577–96). 110 S., mit Register. Weimar 1908.
Wundt, F. P.: Kurze Geschichte von dem Einfluß auf Handel und Landbau der französischen reformierten Gemeinden in der Pfalz (Frankenthal, Mannheim, Otterberg, Billigheim). (Bemerkungen Phys.-ökon. Ges. 1780, S. 243–74.)
Zimmermann, J.: Hanau, Stadt und Land. Kulturgeschichte und Chronik. Hanau 1903, König. (Enthält S. 663–68 Nachrichten über die Fremdenkolonie zu Frankenthal.)

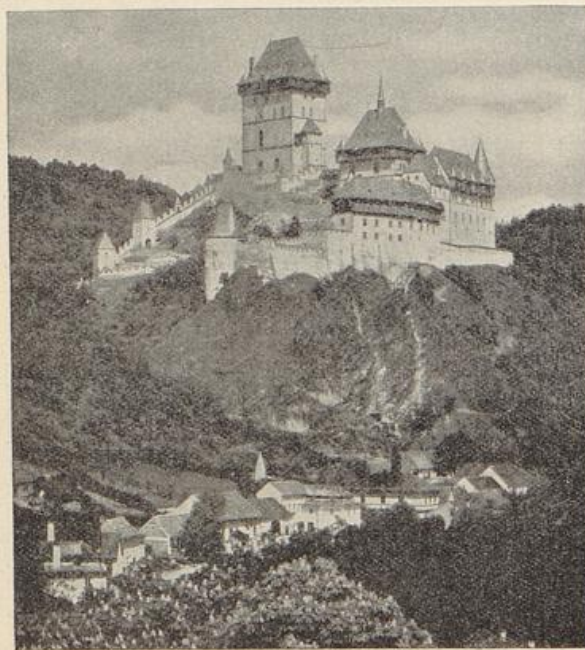


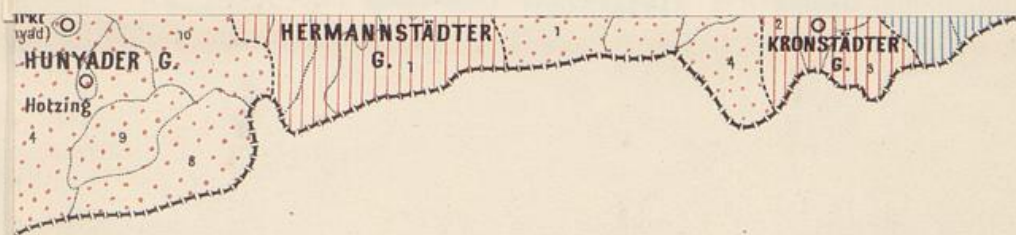
Abb. 13. Schloß Karlstein bei Prag.

Schloß Karlstein bei Prag.

Nach Photographie von Philipp Kestner in Friedenau.

Aus dem neuen Jahrgang von „Meyers Historisch-Geographischem Kalender“ (Leipzig u. Wien 1912, Bibliogr. Institut), der wie alljährlich eine Fülle von Anregung in Wort und Bild auch für die Deutschkunde bietet.

Die 20 km südwestlich von Prag auf einem 72 m hohen Kalkfelsen, oberhalb des Marktfleckens Budňan, unweit der Bahn Prag—Furth gelegene Burg Karlstein ließ Kaiser Karl IV. 1348–56 durch den Dombaumeister Matthias v. Arras erbauen. Die in dem 38 m hohen Turme gelegene Kreuzkapelle war einst Aufbewahrungsort der Reichskleinodien und des Archivs Karls IV.; die Marienkirche und Katharinenkapelle zeigen Wandmalereien der böhmischen Schule und Reste des einst reichen Wandschmuckes in Gold und Edelsteinen. Die Burg wurde in neuerer Zeit völlig restauriert und gehört jetzt dem Adligen Damenstift in Prag.



Zunahme

•••••	unter 0,1 v. H.
	0,1—0,5 „ „
=====	0,5—1 „ „
////	1—2 „ „
\\	2—3 „ „
	3—4 „ „
	4—5 „ „
	5—6 „ „

Abnahme

•••••	unter 1,0 v. H.
	0,1—0,5 „ „
=====	1—2 „ „

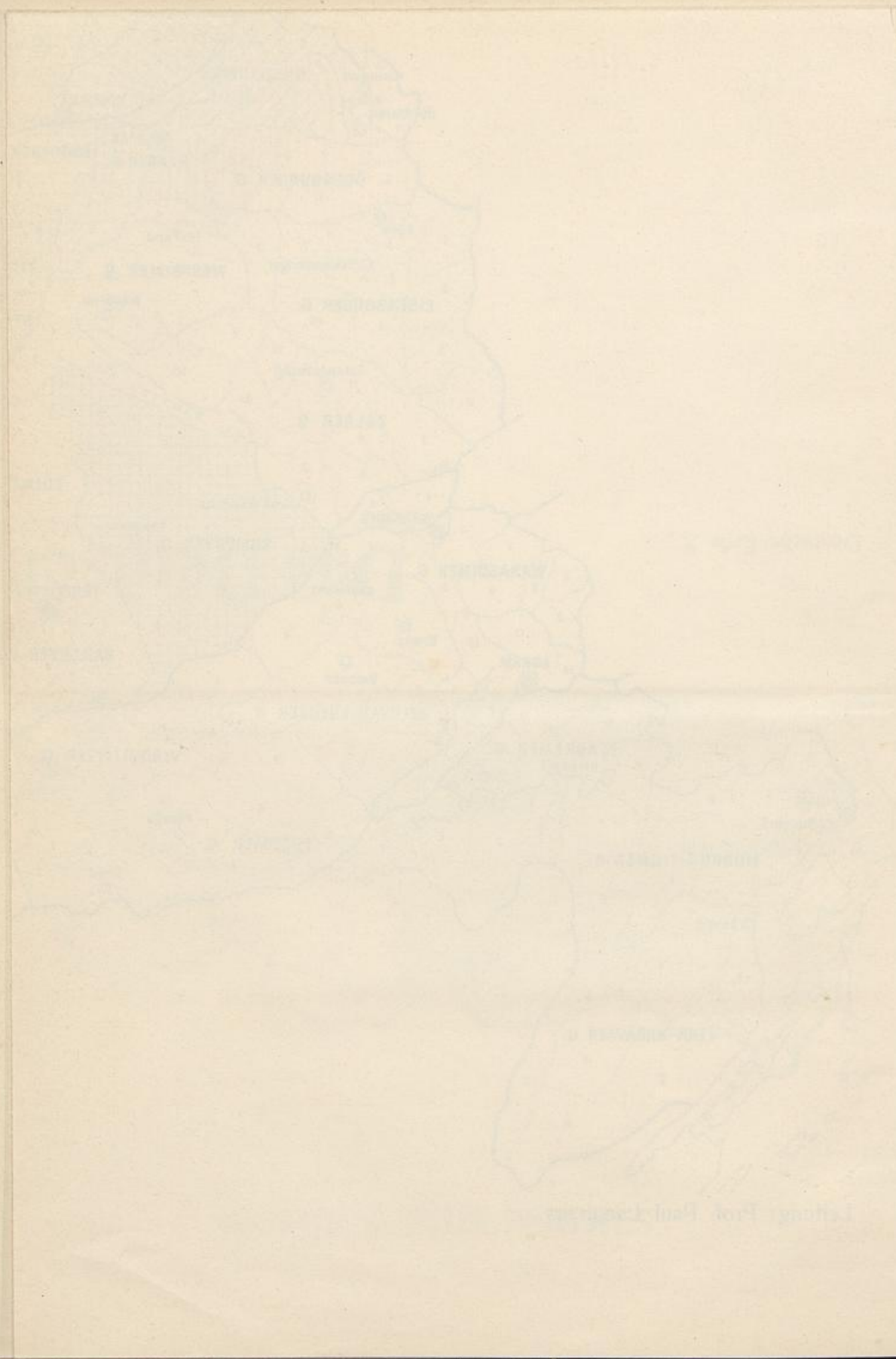
Zu- und Abnahme des deutschen Anteils
an der Gesamtbevölkerung der Gespanschaften und Munizipalstädte

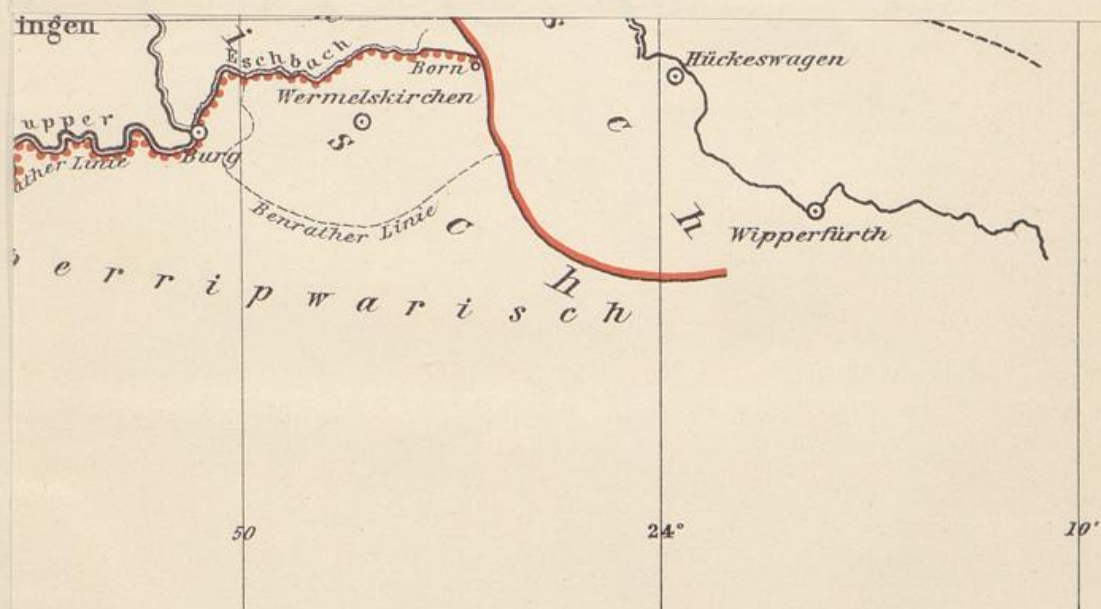
Entworfen von Paul Langhans



Leitung: Prof. Paul Langhans

GOTHA: JUSTUS PERTHES





Sprachgrenzen in der nördlichen Rheinprovinz

Entworfen von Prof. Dr. O. Bremer

Die »Urdinger Linie« nach J. Ramisch und E. Leihener
(ehemalige Grenze zwischen holländischen und rheinischen Franken)

Die Sprachgrenze zwischen Franken und Sachsen und die Grenzlinie zwischen
Ober- und Niederripuarisch nach E. Leihener

Maßstab 1:200 000

Kilometer

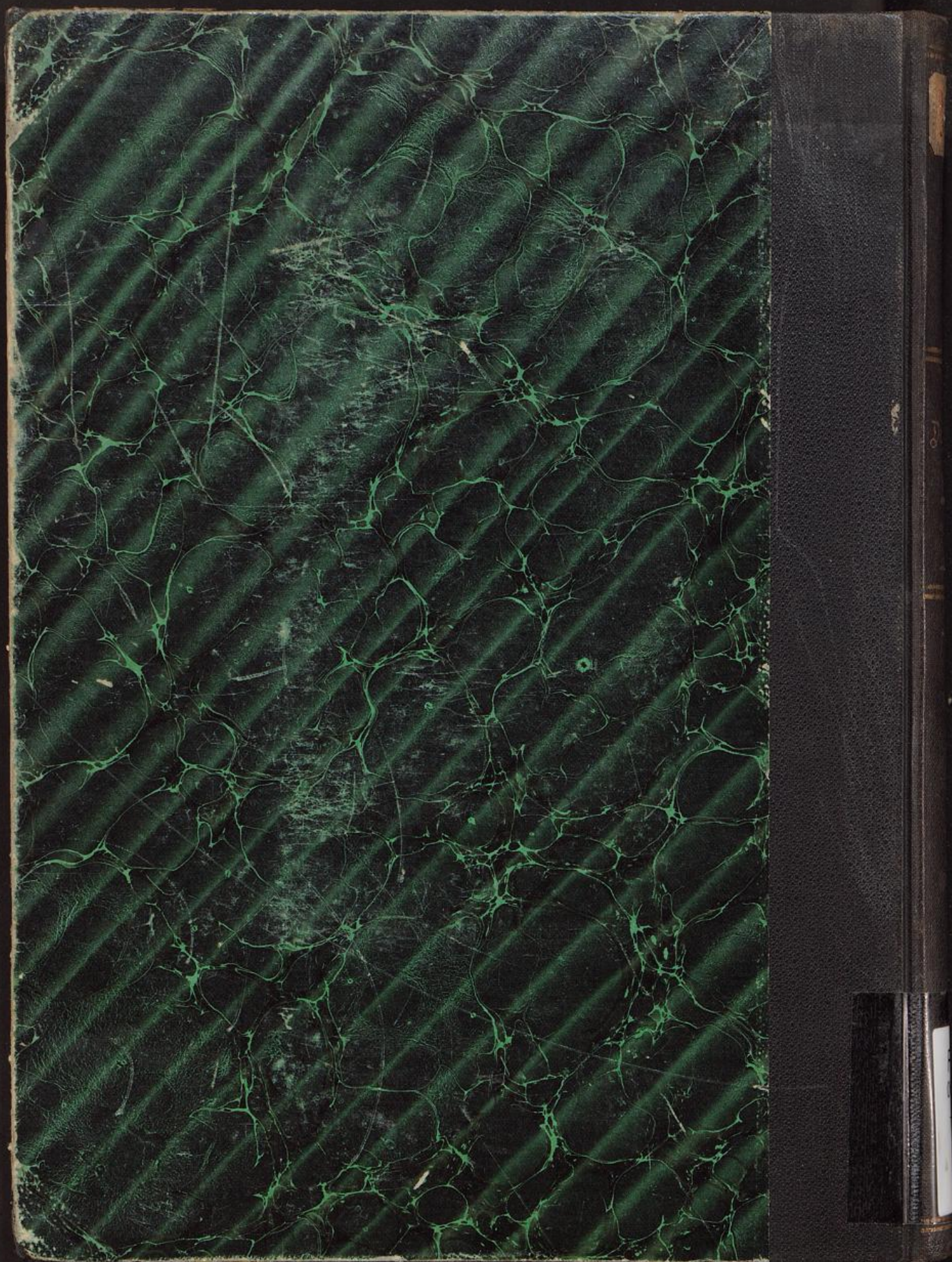


Leitung: Prof. Paul Langhans

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen





V. 2. c.
3484

Deutsche
Erde
10
1911

FG
0602
-10